



Nutzungsbedingungen der retrodigitalisierten Veröffentlichungen der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg

Die retrodigitalisierten Veröffentlichungen der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (FZH) werden zur nichtkommerziellen Nutzung gebührenfrei angeboten. Die digitalen Medien sind im Internet frei zugänglich und können für persönliche und wissenschaftliche Zwecke heruntergeladen und verwendet werden.

Jede Form der kommerziellen Verwendung (einschließlich elektronischer Formen) bedarf der vorherigen schriftlichen Zustimmung der FZH, vorbehaltlich des Rechtes, die Nutzung im Einzelfall zu untersagen. Dies gilt insbesondere für die Aufnahme in kommerzielle Datenbanken.

Die Verwendung zusammenhängender Teilbestände der retrodigitalisierten Veröffentlichungen auf nichtkommerziellen Webseiten bedarf gesonderter Zustimmung der FZH. Wir behalten uns das Recht vor, im Einzelfall die Nutzung auf Webseiten und in Publikationen zu untersagen.

Es ist nicht gestattet, Texte, Bilder, Metadaten und andere Informationen aus den retrodigitalisierten Veröffentlichungen zu ändern, an Dritte zu lizenzieren oder zu verkaufen.

Mit dem Herunterladen von Texten und Daten erkennen Sie diese Nutzungsbedingungen an. Dies schließt die Benutzerhaftung für die Einhaltung dieser Bedingungen beziehungsweise bei missbräuchlicher Verwendung jedweder Art ein.

Kontakt:
Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg
Beim Schlump 83
20144 Hamburg
Tel. 040/4313970
E-mail: fzh@zeitgeschichte-hamburg.de
Web: <http://www.zeitgeschichte-hamburg.de>



FORUM ZEITGESCHICHTE Band 8

ULRIKE JUREIT

Erinnerungsmuster

Zur Methodik lebensgeschichtlicher Interviews
mit Überlebenden der Konzentrations- und
Vernichtungslager

Ergebnisse

Ulrike Jureit

Erinnerungsmuster

Zur Methodik lebensgeschichtlicher Interviews
mit Überlebenden der Konzentrations-
und Vernichtungslager

FORUM ZEITGESCHICHTE Band 8

**Herausgegeben von der Forschungsstelle
für Zeitgeschichte in Hamburg**

Redaktion: Frank Bajohr

Ulrike Jureit

Erinnerungsmuster

Zur Methodik lebensgeschichtlicher Interviews
mit Überlebenden der Konzentrations-
und Vernichtungslager

Ergebnisse Verlag

Die Deutsche Bibliothek - CIP Einheitsaufnahme

Jureit, Ulrike:

Erinnerungsmuster : zur Methodik lebensgeschichtlicher Interviews mit Überlebenden der Konzentrations- und Vernichtungslager / Ulrike Jureit. - Hamburg : Ergebnisse-Verl., 1999
(Forum Zeitgeschichte ; Band 8)
ISBN 3-87916-046-5

Hamburg 1999

© Ergebnisse Verlag. Alle Rechte vorbehalten

Umschlag und Layout:

Michael Herold, Itzehoe

Satz aus der Sabon und Frutiger

Druck: Runge, Cloppenburg

Titelfoto: Fotoarchiv der KZ-Gedenkstätte Neuengamme.

Das Foto zeigt einen namentlich unbekanntem

Überlebenden des KZ Wöbbelin, 1945.

ISBN 3-87916-046-5

Inhaltsverzeichnis

Einleitung

9

I. Zur Methodik wissenschaftlicher Analyse von lebensgeschichtlichen Erinnerungsinterviews

1. Subjektivität und Erfahrung: Die Methode der Oral History in der Geschichtswissenschaft
Sozialgeschichte – Alltagsgeschichte – Erfahrungsgeschichte:
Die subjektive Dimension als Perspektivwechsel 19
Quellenkritische Betrachtung von lebensgeschichtlichen Selbstpräsentationen 28
Verstehen und Deuten. Zum Problem subjektiver und objektiver Aussagen 35
2. Das Selbst und das Andere: Gedächtnis und Erinnerung aus psychoanalytischer Sicht
Das autobiographische Gedächtnis 43
Erinnern – Verdrängen – Vergessen 48
»Szenisches Verstehen« und Übertragungsanalyse 51
3. Individuum und Gesellschaft: Soziologische Konzepte zur Interpretation von lebensgeschichtlichen Erinnerungsinterviews
Das Konzept »narrativer Interviews« 60
Teil und Ganzes: Das Allgemeine in lebensgeschichtlichen Erinnerungen 71
Die Entdeckung von Diskursen 76
4. Das Eigene und das Fremde: Kulturwissenschaftliche Aspekte einer Interviewanalyse
Feldforschung: Die Wahrnehmung kultureller Differenz 81
Interviewanalyse: Das vermeintlich Bekannte als Fremdes erkennen 83
Gestaltungselemente und Strukturmuster lebensgeschichtlicher Erzählungen 86
5. Text und Sprache: Literaturwissenschaftliche und linguistische Methoden der Textanalyse
Raum und Sprache 92
Versprecher und andere Unregelmäßigkeiten 100
Erfahrungsaufschichtung und Sinnbildungsprozesse 102

6. Die Analyse von lebensgeschichtlichen Erinnerungsinterviews als Aufgabe interdisziplinärer Forschung	106
--	-----

II. Lebensgeschichtliche Erinnerungsinterviews mit Überlebenden der Konzentrations- und Vernichtungslager

1. Vorbemerkungen	
<i>Entstehungszusammenhang des Materials</i>	113
<i>Trauma und Geschichte</i>	116
<i>Fragestellungen der Untersuchung</i>	128
2. Ritual und Sprache	
<i>Einer von wenigen. Quellenkritische Betrachtung der Lebenserinnerungen von Hans Wassermann</i>	133
<i>Rationalisierung als Schutz vor Zerstörung</i>	177
<i>Lebensgeschichtliche Erinnerungen als kontextabhängige Quellen</i>	190
3. Zerstörte Lebenswelten	
<i>Annäherungen. Eine Begegnung mit Karl Himmel</i>	194
<i>Flucht und Ergreifung</i>	224
<i>Erinnerungsinterviews und Übertragungsanalyse</i>	231
4. Individuum und Gruppe	
<i>Keine Heldin. Analyse eines Interviews mit Ewa Wigand</i>	234
<i>Das Außenlager Sasel: eine synoptische Analyse</i>	254
<i>Probleme thematisch fokussierter Auswertungsverfahren</i>	267
5. Ohne Worte erinnern	
<i>Familiengeschichten. Erinnerungen von Helena Markewicz</i>	272
<i>Berührungen. Die Interviewsituation als Ort der Erinnerung</i>	287
<i>Der Raum des Sagbaren</i>	295
6. Konstruktion und Sinn	
<i>Leben im Widerspruch.</i>	
<i>Eine biographische Erzählung von Pierre Claude</i>	300
<i>Selbstbestimmtes Handeln als konstruierte Strategie des Überlebens</i>	322
<i>Die Interpretation geschlossener Erzählungen</i>	329
7. Verfolgung und Generationalität	
<i>Hauptsache Überleben. Ein Interview mit Ruth Bednarski</i>	333
<i>»Unser einziger Weg ist Arbeit.«</i>	359
<i>Gesamtbiographische Analysen</i>	369

III. Erinnerungsmuster: Konstruktionen sozialer Wirklichkeit

1. Wegbeschreibungen. Die Bedeutungsvielfalt von Verfolgungserfahrungen	375
2. Überlebensdiskurse. Die Validität von Erinnerungsinterviews für die historische Forschung	389
Quellenverzeichnis	399
Literaturverzeichnis	402
Abkürzungsverzeichnis	425
Transkriptionszeichen	426
Danksagung	427

Einleitung

»Die Unterscheidung von Vergangenheit und Gegenwart ist wesentlich die Vorstellung von Zeit.«¹ Jacques Le Goff tritt mit dieser Feststellung in eine geschichtstheoretische Reflexion ein, die er in seinem Werk »Geschichte und Gedächtnis« darlegt. Die Vorstellung von Zeit sei sowohl für die Geschichtswissenschaft als auch für das individuelle Geschichtsbewußtsein grundlegend. Was aber ist Zeit? Wie ist die Gegenwart von dem, was wir als Vergangenheit bezeichnen, abzugrenzen?

Diese Fragen beschäftigen Wissenschaftler zahlreicher Fachdisziplinen, aber bis heute gibt es darauf keine endgültigen Antworten. Albert Einstein hat zwar zu Beginn dieses Jahrhunderts den bis dahin vorherrschenden Zeitbegriff durch seine Relativitätstheorie revolutioniert, auf die Frage, was Zeit denn nun sei, antwortete er aber lapidar, Zeit sei das, was man an der Uhr ablese. Fast einhundert Jahre später weiß die Wissenschaft zwar Konkreteres, aber der Versuch, den Zeitbegriff als Dauer von Bewegungen einzufangen, bleibt unbefriedigend. Denn so wie wir Zeit durch Bewegung messen, messen wir Bewegung wiederum durch Zeit. Beide Phänomene definieren sich gegenseitig. Daher müssen wir heute noch auf die Frage, was Zeit denn sei, ebenso wie Augustinus antworten: »Wenn mich niemand danach fragt, weiß ich es; will ich es einem Fragenden erklären, weiß ich es nicht.«²

Die Geschichtswissenschaft setzt also an einem Phänomen an, das bis heute Rätsel aufwirft. Als erwiesen kann allerdings gelten, daß unser Zeitverständnis erlernt und daher kulturspezifisch geprägt ist. Le Goff betont also zu Recht, daß eine Unterscheidung von Vergangenheit und Gegenwart in der Vorstellung von Zeit begründet liegt: »Geschichte ist die Wissenschaft der Zeit. Sie ist auf das engste mit den verschiedenen Auffassungen von Zeit verbunden, die in einer Gesellschaft existieren.«³

In der interdisziplinären Gedächtnisforschung werden kulturspezifische Zeitregulative an die vorhandene Wahrnehmbarkeit geknüpft.⁴ Dort, wo Wahrnehmbarkeit im Sinne sensorischer Impulse fehle, werde mit den Begriffen »Vergangenheit« und »Zukunft« operiert. Getrennt seien beide Bereiche durch die Dauer der Gegenwart, die etwa drei Sekunden betrage.

In dieser Definition zeigt sich bereits unser kulturspezifisches Verständnis einer

1 Le Goff, Geschichte und Gedächtnis (1992), S. 27.

2 Augustinus, Confessiones II, 14.

3 Le Goff, Geschichte und Gedächtnis (1992), S. 171.

4 Vgl. Schmidt, Gedächtnisforschungen (1991), S. 9-55.

linearen Zeitachse, das für die Geschichtswissenschaft immer noch grundlegend ist, selbst wenn von philosophischer Seite Einwände geltend gemacht werden, daß es sich mit der Chronologie doch anders verhalte, als Historiker üblicherweise meinen. Daraus allerdings den Schluß zu ziehen, die Vergangenheit sei ja durch die menschliche Erinnerung in der Gegenwart existent, ist ebenso unzutreffend wie der Glaube, Menschen könnten ihre Erlebnisse wie in Aktenordnern speichern und bei Bedarf abrufen. Siegfried Schmidt resümiert daher überzeugend: »Nicht die Erinnerungen stammen aus der Vergangenheit, sondern Vergangenheit resultiert aus Erinnerungen.«⁵

Indem wir uns also an vergangene Ereignisse erinnern, aktualisieren wir sie. Was aber geschieht genau, wenn ein Mensch sein Leben Revue passieren läßt? Was können Historiker mit dem anfangen, was Zeitgenossen heute erinnern?

Diese Fragen müßten eigentlich insbesondere Oral History-Forscher beschäftigen, schließlich interviewen sie Zeitzeugen, um von ihnen Erinnerungen an historisch relevante Ereignisse erzählt zu bekommen. Überraschenderweise bleibt festzustellen, daß es inzwischen zwar eine fast unübersehbare Flut von Projekten gibt, die mit mündlich erfragten Geschichtsquellen arbeiten, daß aber eine entsprechende theoretisch-methodologische Diskussion innerhalb der Geschichtswissenschaft eher allgemein geblieben ist. Dabei stellt das Untersuchungsinstrumentarium ›Interview‹ inzwischen eine weit verbreitete Methode in sozialwissenschaftlichen Forschungen dar, jedoch bleibt die Frage, wie derartige Quellen auszuwerten sind, in der Fachliteratur immer noch weitgehend unbeantwortet oder strittig. Viele Interviewprojekte scheitern daher nicht zuletzt daran, daß sie zwar mündlich erfragte Zeugnisse sammeln, aber eine methodisch fundierte Interpretation der Zeitzeugenaussagen nicht zu leisten vermögen. Historische Analyse gerinnt dann zur Dokumentation erzählter Lebensgeschichten, deren Authentizität zumindest zu hinterfragen wäre.

Nicht umsonst also hat die Oral History unter den Historikern heftige Kritik ausgelöst, worauf an anderer Stelle noch ausführlicher einzugehen ist.⁶ Nur so viel läßt sich feststellen: Wer von erzählten Erinnerungen unmittelbar auf eine soziale Wirklichkeit schließt, der begibt sich historiographisch auf äußerst glattes Parkett.

Die vorliegende Untersuchung stellt die Methode wissenschaftlicher Analyse von Erinnerungsinterviews in den Mittelpunkt ihrer Betrachtung. Nicht nur der komplizierte Zusammenhang von Ereignis, Erinnerung und Erzählung, sondern auch die fächerübergreifende Anwendung der Interviewtechnik legt eine interdisziplinäre Ausrichtung dieser Untersuchung nahe. Sowohl in der Soziologie, der Geschichtswissenschaft und der Psychoanalyse als auch in den Kultur- und Literaturwissenschaften existieren methodische Ansätze, die sich mit der Analyse erzählter Erinnerungen auseinandersetzen, selbst wenn sie sich im einzelnen nicht konkret auf die Durchführung und Interpretation von Erinnerungsinterviews beziehen. Im ersten Hauptteil der Arbeit werden daher zunächst die verschiedenen Angebote der Fach-

⁵ Ebd., S. 34.

⁶ Vgl. S. 19-27.

disziplinen vorgestellt, um sie im jeweiligen Kontext ihrer Anwendung zu reflektieren.⁷ Wissenschaftliche Methodik ist nicht inhaltsleer, sondern in ihr transportiert sich auch immer ein fachbezogener Theoriebestand, der in die einzelnen Verfahren eingeflossen ist. Die Vorstellung bestehender Forschungsansätze ist daher auch mit der Frage verbunden, inwiefern sich die in anderen Kontexten entwickelten Methoden der Interviewanalyse auf historisch ausgerichtete Befragungsprojekte anwenden lassen. Um nicht losgelöst von der konkreten Interpretationsarbeit zu argumentieren, müssen die dargelegten Forschungsansätze daher auf die hier zu untersuchende Fragestellung bezogen bleiben.

Da in den einzelnen Kapiteln ausführlich auf den jeweiligen Forschungsstand in den Fachdisziplinen eingegangen wird, soll auf eine Vorstellung der bisher vorliegenden Forschungsliteratur an dieser Stelle verzichtet werden.⁸ Fachübergreifend läßt sich allerdings zeigen, daß sich spätestens seit Mitte der achtziger Jahre der Umgang mit autobiographischen Interviews verändert hat. Christian Schneider hat diesen Wandel sowohl wissenschaftstheoretisch als auch generationenspezifisch gedeutet. Es lasse sich feststellen, daß in den letzten fünfzehn Jahren die zuvor in den Sozialwissenschaften durchaus übliche Trennung von Interviewdurchführung und Auswertung aufgegeben worden sei. Beide Felder würden inzwischen in der Regel von der gleichen Person ›betreten‹ werden, damit werde die Aufspaltung von »Affekt« und »Deutung« aufgehoben. Schneider stellt heraus: »Tatsächlich hängen Akzeptanz und Entwicklung von Untersuchungsformen, die nicht zwischen Feldforschern und Interpreten trennen, in nicht geringem Maße mit dem politisch motivierten Versuch zusammen, das rätselhaft gewordene vermeintliche Subjekt einer vermeintlich bevorstehenden Revolution in seinen eigenen Arbeits- und Lebenszusammenhängen zu studieren.«⁹

Inzwischen wenden sich Interviewforscher weniger der Geschichte der Arbeiterbewegung als vielmehr der des Nationalsozialismus zu. Eine Auseinandersetzung mit dem »Dritten Reich« – so Schneider – könne nun in Abgrenzung zur Abwehr- und Anklagehaltung der 68er Generation das bestehende »Berührungsverbot« überwinden. Dies bedeute zugleich, »den historischen Ort des Interpreten aus der Summe seiner generationsübergreifenden Bindungen und unbewußten Loyalitäten zu bestimmen«.¹⁰

Der Autor bezieht seine Ausführungen konkret auf die Befragung von Zeitzeugen, die er für die Zeit zwischen 1933 und 1945 den Tätern, Mitläufern und Zuschauern zurechnet. Ihre Lebensgeschichten zu erfragen, schließe ein, sich auf ihre Erzählungen einzulassen und damit zugleich das eigene Erbe der Vergangenheit anzunehmen. Wer in diesem Zusammenhang nicht mehr arbeitsteilig vorgehe, werde mit seiner generationsspezifischen Position in der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus konfrontiert.

7 Vgl. den ersten Hauptteil des Buches, S. 19-110.

8 Vgl. zu den Forschungen in der Geschichtswissenschaft, in der Soziologie, der Psychologie und Psychoanalyse, in den Kultur- und Literaturwissenschaften die jeweiligen Kapitel im ersten Hauptteil.

9 Schneider, *Geschichtliches zu einem methodischen Modeartikel* (1996), Teil I, S. 88.

10 Ebd.

Daß eine solche Annäherung nicht konfliktfrei ablaufen kann, liegt auf der Hand.¹¹ Möglicherweise gerade deswegen haben sich sozialwissenschaftliche und vor allem historische Forschungen in Deutschland bis in jüngste Zeit überwiegend der Befragung von Opfergruppen zugewandt. Mit der unbewußten Hoffnung, in diesen Interviews nicht mit der schuldhaften Verstrickung der Eltern- und Großeltern-generation konfrontiert zu werden, wurden umfassende Befragungen mit ehemaligen Verfolgten des NS-Regimes durchgeführt. Sucht die zweite und dritte Generation der ›Täterkinder‹ also nach positiver Entlastung von ihrem historischen Erbe?

Der Wandel dieser Methode, so läßt sich Schneiders Analyse ergänzen, kennzeichnet nicht zwangsläufig die Annäherung an die eigene Geschichte. Ob nun Täter oder Opfer befragt werden, davon wird der Interviewer weder automatisch »berührt«, noch nähert er sich seiner eigenen Geschichte unbedingt an. Entscheidender ist vielmehr die individuelle Bereitschaft, sich auf das ›Feld‹ mit seinen bewußten und unbewußten Inhalten einzulassen: Wer zur Wahrnehmung der generationsübergreifenden Bindungen bereit ist, der wird auch in den Interviews mit Opfern der nationalsozialistischen Verfolgung seinem Entsetzen über die eigene Geschichte begegnen.

Im Rahmen eines Forschungsprojektes habe ich mehr als fünfzig Gespräche mit Überlebenden der Konzentrations- und Vernichtungslager geführt.¹² Ihre Erzählungen wurden auf Tonband festgehalten, anschließend transkribiert und gegebenenfalls übersetzt. Eine Auswertung des Materials sah das Projekt nicht vor. Es sollten allein lebensgeschichtliche Erinnerungen an Verfolgung und Deportation während des »Dritten Reiches« gesammelt werden, um sie anschließend der historischen Forschung zugänglich zu machen.

Nach Abschluß des dreijährigen Interviewprojekts stellten sich verschiedene Überlegungen ein, unter welchen Gesichtspunkten die autobiographischen Selbstpräsentationen ausgewertet werden könnten. Doch unabhängig von dem jeweiligen Erkenntnisinteresse ergaben sich immer wieder die gleichen methodischen Schwierigkeiten, für die in der bestehenden Forschungsliteratur keine befriedigenden Lösungen zu finden waren. Wie ist ein so umfangreicher Interviewbestand zu ordnen und auszuwerten? Wie kann es gelingen, sich nicht im Detail zu verlieren, während übergeordnete Fragen unbeachtet bleiben? Welche methodischen Verfahren werden der Komplexität der einzelnen Lebensgeschichten gerecht? Wie kann der Sprung von der Einzelfallanalyse zur allgemeinen Aussage gelingen, ohne die Interviewten als Objekte wissenschaftlicher Forschung zu mißbrauchen?

Die Suche nach relevanten und zudem der speziellen Interviewsituation mit KZ-Überlebenden angemessenen Verfahren führte dazu, die in den einzelnen Fachdisziplinen entdeckten methodischen Angebote zu einem interdisziplinär angelegten Zu-

11 Vgl. dazu beispielsweise: Bar-On, *Die Last des Schweigens* (1993); ebenso: Sichrovsky, *Schuldig geboren* (1987). Persönliche Auseinandersetzungen mit der schuldhaften Verstrickung innerhalb der Familie vgl.: Westernhagen, *Die Kinder der Täter* (1987); Arnim, *Das große Schweigen* (1989); Frank, *Der Vater* (1993).

12 Vgl. dazu das Kapitel »Entstehungszusammenhang des Materials«, S. 113-115.

gang zusammenzuführen. Sicherlich gibt es für die Durchführung und Auswertung von Erinnerungsgesprächen keine Patentrezepte, aber es lassen sich grundsätzliche Fragen beantworten, wie beispielsweise die nach der Wirklichkeitsreferenz und den strukturellen Merkmalen von erzählten Erinnerungen. Es geht in der vorliegenden Untersuchung auch darum, den Charakter der lebensgeschichtlichen Erinnerungsinterviews herauszuarbeiten und methodische Verfahren aufzuzeigen, die gerade diesen spezifischen Merkmalen gerecht werden.

Fragt die Oral History grundsätzlich nach dem individuellen Erleben von Geschichte, so stellt sich dieses Anliegen in den Interviews mit KZ-Überlebenden als ein besonderes Unterfangen heraus. Ihre Geschichte ist eine traumatische, daher muß sich eine Untersuchung, die ehemals Verfolgte als Zeugen der nationalsozialistischen Massenverbrechen interviewt, mit den psychischen Folgen des erlittenen Traumas auseinandersetzen. Wenn auch an späterer Stelle deutlich werden wird, daß sich die entsprechenden Fachkreise bis heute nicht einig darüber sind, wie der Begriff ›Trauma‹ letztlich zu definieren ist, so bleibt es für eine Auswertung der Interviews dennoch grundlegend, die psychischen Prozesse, die für ein Erleben und Verarbeiten traumatischer Erfahrungen entscheidend sind, zu reflektieren.¹³

Im zweiten Hauptteil der Arbeit werden insgesamt sechs Interviews mit KZ-Überlebenden analysiert. Ihre Auswahl erfolgte nach eingehender Durchsicht des gesamten Interviewbestandes, der von mir erhoben wurde. Die autobiographischen Erzählungen der Interviewpartner erlauben weder die Rekonstruktion ihrer traumatischen Erlebnisse noch bilden sie die soziale Wirklichkeit, in der diese sich ereigneten, ab. Es sind biographische Konstruktionen, die den äußerst schwierigen und oft brüchigen Versuch zeigen, das eigene Leben angesichts millionenfachen Mordes als ein Kontinuum zu entwerfen. Die Erzählungen selbst stellen eine Form des individuellen Umgangs mit der erlebten Verfolgung dar, daher habe ich sie in Abgrenzung zu diagnostischen Fachtermini, die hier nicht im Mittelpunkt stehen, als »Wegbeschreibungen« und aus methodischer Perspektive als »Überlebensdiskurse« charakterisiert.

An jedes der sechs ausgewählten Interviews werden sowohl methodologische als auch inhaltliche Fragen herangetragen. Jede Einzelfalldarstellung wird sich daher mit spezifischen, gerade für dieses Interview relevanten Methodenproblemen auseinandersetzen, indem zum einen eine praktische Anwendung einzelner Konzepte aufgezeigt werden soll, zum anderen vor dem Hintergrund dieser Konkretisierung zu fragen ist, inwiefern die verschiedenen Verfahren für den Erkenntnisprozeß gewinnbringend genutzt werden können. Mit anderen Worten: Welche methodischen Herangehensweisen können für die Interpretation von lebensgeschichtlichen Erinnerungsinterviews als besonders relevant gelten? Welche Verfahren erweisen sich für die Analyse der einzelnen Erzählformen als hilfreich? Wie effizient gestaltet sich ihre konkrete Anwendung?

Gilt es einerseits, die im ersten Hauptteil entworfenen theoretischen Zugänge in ihrer praktischen Anwendung darzulegen, so geht es andererseits darum, die auto-

13 Vgl. das Kapitel »Trauma und Geschichte«; S. 116-127.

biographischen Rückblicke als konstruierte Erfahrungssynthesen herauszuarbeiten.¹⁴ Eine solche Analyse erfordert, die individuelle Lebensgeschichte zunächst zu sozialen und gesellschaftlichen Prozessen in Beziehung zu setzen, sie also quellenkritisch einzuordnen. Erst nach einer Verankerung der erzählten Erinnerungen im historischen Kontext kann nach dem individuellen Umgang mit der erlittenen Verfolgung gefragt werden.¹⁵ Nachdem die jeweilige Bedeutungskonstruktion der einzelnen Gesprächspartner ausführlich analysiert wurde, werden an ihnen typische Muster des Umgangs mit der erlittenen Verfolgung aufgezeigt.

Im zweiten Hauptteil der Arbeit beziehen sich die methodischen Überlegungen konkret auf Interviews mit Überlebenden der Konzentrations- und Vernichtungslager. Es handelt sich dabei um Gespräche, die keiner speziellen Interviewtechnik gefolgt sind, wie dies beispielsweise in soziologischen und psychoanalytischen Befragungen der Fall ist. Ihr wesentliches Kennzeichen ist vielmehr, daß sie lebensgeschichtlich angelegt sind, also die Zeit sowohl vor der Verfolgung als auch die nach dem Zweiten Weltkrieg einbeziehen. Selbst wenn die befragten Zeitzeugen mit dieser Vorgabe unterschiedlich umgegangen sind, bleibt es wichtig zu betonen, daß die gesamtbiographische Perspektive für die hier durchgeführte Analyse konstitutiv ist. Dementsprechend bezieht sich die allgemeine Methodendiskussion überwiegend auf diese Interviewform. Darüber hinaus werden auch themenzentriert geführte oder ausgewertete Zeitzeugengespräche reflektiert, da sie im Rahmen der synoptischen Verfahren¹⁶ eine nicht unerhebliche Verbreitung in der historischen Forschung gefunden haben.

Darüber hinaus gilt es im abschließenden Resümee festzuhalten, wie die Validität von Zeitzeugeninterviews allgemein und speziell die der KZ-Überlebenden für die historische Forschung einzuschätzen ist.¹⁷ Obwohl es sowohl um generelle als auch um gruppenspezifische Fragen nach der Validität von Zeitzeugeninterviews geht, kann eine solche Betrachtungsweise nicht alle Probleme der mündlich erfragten Geschichtsquellen aufgreifen. Durch die konkrete Interviewgruppe hat sich zwangsläufig eine besondere Auswahl der Fragestellungen ergeben, die allerdings auch für andere Interviewprojekte von Bedeutung sein können.

Gespräche mit KZ-Überlebenden geben sehr persönliche, zum Teil intime Erfahrungen der Befragten wieder. Obwohl die Interviewpartner nicht in jedem Fall eine Anonymisierung wünschten, habe ich mich dazu entschlossen, die Namen der interviewten Personen nicht zu nennen. Die Gründe dafür liegen zum einen in der Tatsache, daß den Befragten keine Abschriften der Interviews zur Autorisierung vorgelegt wurden,¹⁸ zum anderen habe ich auch zusätzliche personenbezogene Materialien

14 Vgl. zu dem Begriff das Kapitel »Sozialgeschichte – Alltagsgeschichte – Erfahrungsgeschichte: Die subjektive Dimension als Perspektivwechsel«, S. 19-27.

15 Vgl. dazu nähere Ausführungen im Kapitel »Fragestellungen der Untersuchung«, S.128-132.

16 Vgl. S. 254ff.

17 Vgl. S. 389ff.

18 Dazu hatten sich die Mitarbeiterinnen des Interviewprojektes aufgrund der Anzahl der Interviews entschlossen. Darüber hinaus wurde ein erheblicher Teil der mehr als 120 Gespräche nicht auf Deutsch, sondern mit Hilfe von Übersetzern geführt. Eine Autorisierung der Transkripte wäre diesen Befragten nur möglich gewesen, wenn sie die deutsche Sprache verstehen.

ausgewertet. Daher fließen in die Arbeit auch Informationen ein, von denen die Gesprächspartnern im Interview nicht berichtet haben. Im Rahmen dieser Untersuchung wurden ihre Namen daher anonymisiert, obwohl dies dem Anliegen, die ehemals Verfolgten als reale Personen zu zeigen, entgegenwirkt.

Eine Befragung einzelner KZ-Gefangener kann nicht nach Kriterien der repräsentativen Auswahl erfolgen. Die Überlebenden sind nur ein kleiner Teil derjenigen, die während des Nationalsozialismus verschleppt wurden. Gleichzeitig stellen die von mir interviewten Zeitzeugen wiederum nur eine kleine Gruppe innerhalb der heute noch lebenden Opfer dar. Das Erkenntnisinteresse liegt darin, die persönlichen Erinnerungen in ihrem Konstruktionscharakter aufzuzeigen und an ihnen überindividuelle Muster der Darstellung und des Umgangs mit der erlittenen Verfolgung herauszuarbeiten.

Da in den Interviews die erinnerte Geschichte erneut präsent wird und ein einheitliches Tempus für den gesamten Text als sinnvoll erachtet wurde, ist die Untersuchung im historischen Präsens abgefaßt. Diese möglicherweise ungewohnte Form der Vermittlung trägt auch der Tatsache Rechnung, daß lebensgeschichtliche Interviews eine gegenwartsbezogene Quellenform darstellen. Möglicherweise verleiten Erinnerunginterviews durch ihre eingängige und alltägliche Sprache mehr als andere Quellen dazu, ihre problematische Wirklichkeitsreferenz nicht ausreichend zu reflektieren. Siegfried Schmidt stellt mit Recht fest: »Erinnerungen existieren an keinem anderen Ort und zu keiner anderen Zeit als jetzt im kognitiven System.«¹⁹ Die Wahl des historischen Präsens zielt im Rahmen dieser Untersuchung daher darauf ab, die Perspektive der biographischen Erzählungen herauszustellen.

19 Schmidt, *Gedächtnisforschungen* (1991), S. 35.

I. Zur Methodik wissenschaftlicher Analyse von lebensgeschichtlichen Erinnerungsinterviews

1. Subjektivität und Erfahrung: Die Methode der Oral History in der Geschichtswissenschaft

*Sozialgeschichte – Alltagsgeschichte – Erfahrungsgeschichte:
Die subjektive Dimension als Perspektivwechsel*

Deutsche Historiker tun sich in ihrer Mehrheit immer noch schwer mit der Oral History.¹ In zum Teil heftigen Debatten um die Möglichkeiten, Grenzen und Gefahren dieser Methode haben die Beteiligten inzwischen ihre Positionen bezogen, haben sich die Lager der Befürworter und Gegner konstituiert. Andere greifen in die Diskussion als Warnende oder Vermittelnde ein, bemühen sich um die Etablierung eines sachlichen Diskurses. Deutlich geworden ist in den letzten Jahren zumindest, daß es nicht damit getan sein kann, diejenigen, die im Rahmen der Alltagsgeschichte mit der Methode der Oral History arbeiten, als »Barfußhistoriker« zu entwerten und die Gefahr einer schleichenden Unterwanderung durch »alternativ-kulturelle linkspluralistische Werkstätten« mit »grüner« Symbiose auszuphantasieren, auch wenn derartige Entgleisungen nicht ohne Aussagekraft sind und ihre – wenn auch vielleicht nicht gewünschte – Wirkung erzielt haben.²

Jenseits solcher Polemiken bedarf die mündlich erfragte Geschichte aber einer kontroversen Diskussion. Resümierend bleibt festzustellen, daß sich die Entwicklung in Deutschland ganz anders vollzog als beispielsweise in den Vereinigten Staaten, Großbritannien oder in Italien.³ Muß auch die Entwicklung in anderen Ländern hier ausgeklammert bleiben, so zeigt sich, daß es sich bei der Oral History um einen Importartikel handelt, der in der westdeutschen Geschichtswissenschaft erst Ende der siebziger Jahre auf den Markt kam und dann nicht gerade – zumindest in der universitären Forschung – als Verkaufsschlager behandelt wurde. Späte Rezeption und die vehemente Abwehr seitens zahlreicher Historiker hängen möglicherweise mit den besonderen Traditionen deutscher Historiographie zusammen.⁴ In Frankreich und Italien scheint man mit der subjektiven Dimension weniger Probleme zu haben. Alexander von Plato hat die Ver-

1 Ich benutze im folgenden die Begriffe »Oral History« und »mündlich erfragte Geschichte« synonym, auch wenn es wichtig wäre, ausschließlich den englischen Begriff beizubehalten, da so weniger als bei seinem deutschen Pendant eine Teildisziplin der Geschichtswissenschaft assoziiert wird.

2 Wehler, *Alltagsgeschichte* (1988), S. 151.

3 Vgl. Niethammer, *Oral History in den USA* (1978), S. 457-501; ebenso mehrere Aufsätze in Niethammer, *Lebenserfahrung* (1980); ebenso: Passerini, *Torino operaia e Fascismo* (1984); Fuchs, *Biographische Forschung* (1984), insbesondere S. 95-135; Lanman/Ritchie, *Trends der Oral History in den Vereinigten Staaten* (1990), S. 120-130.

4 Zur Entwicklung in der DDR vgl.: Dehne, *Dem Alltag ein Stück näher?* (1989), S. 137-168; Niethammer, *Glasnost privat* 1987, in: Niethammer, *Die volkseigene Erfahrung* (1991), S. 9-74; Ders., *Annäherung an den Wandel*, in: Lüdtko, *Alltagsgeschichte* (1989), S. 283-345; Iggers, *Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert* (1993), S. 63-73.

mutung geäußert, »daß das Mißtrauen gegenüber einer solchen Wissenschaft, die u.a. die subjektiven Erfahrungen zum Gegenstand nimmt, selbst etwas mit der deutschen Geschichte und den Schwierigkeiten der beteiligten Generationen zu tun hat.«⁵

Nach Ende des Zweiten Weltkrieges zeichnete sich bereits in der frühen Bundesrepublik ein Paradigmenwechsel innerhalb der Geschichtswissenschaft ab, der dann in den sechziger Jahren mit zunehmender Entschiedenheit gefordert und schließlich vollzogen wurde. Dahinter stand der Wunsch, sich aus »dem Sumpf eines idealistischen Historismus nationalistischer Spielart« herauszulösen, hatte sich dieser doch gegenüber dem Nationalsozialismus als wenig immun erwiesen.⁶ Die bis dahin staatstragende Geschichtswissenschaft mit ihren methodischen und geschichtstheoretischen Traditionen war für die nachwachsende Historikergeneration nicht mehr zukunfts-trächtig. Das Interesse an der Sozialgeschichte markierte einen Generationenwechsel. Mit ihm formierten sich vielversprechende Neansätze, in denen besonders amerikanische Strömungen – der Westintegration dieser jungen Demokratie folgend – aufgegriffen wurden, in denen aber auch eine fruchtbare Annäherung an die und eine Auseinandersetzung mit den Sozialwissenschaften zum Ausdruck kam.

Hauptantriebskraft für den sozialgeschichtlichen Paradigmenwechsel war also die Kritik am Historismus, wie er sich in Deutschland – im Unterschied zu anderen Ländern – entwickelt und hier dominiert hatte. Die Abkehr von einer Historiographie, die auf das Handeln und Wirken von Eliten und Mächten verengt war, vollzog sich auf thematischer, geschichtstheoretischer und methodischer Ebene.

Die Sozialgeschichte entwickelte sich zu einer geschichtswissenschaftlichen Teildisziplin, die sich überwiegend mit sozialen Prozessen, Strukturen und Handlungen beschäftigt.⁷ Im Mittelpunkt steht die Untersuchung sozialer Formationen wie Stände, Klassen und Gruppen, deren Lage und Zusammensetzung sowie ihre Beziehungen zueinander. Unter den Stichworten Urbanisierung, Mobilität, Industrialisierung diskutiert die Sozialgeschichte – zunehmend unter regionalgeschichtlichen Aspekten – den sozialen und gesellschaftlichen Wandel in der Geschichte.

Ein zweiter Ansatz der Sozialgeschichte hat sich als »Gesellschaftsgeschichte« etablieren können.⁸ Sie versteht sich nicht als ein Sektor der Geschichtswissenschaft, sondern als spezifischer Zugriff auf die Gesamtgeschichte, will also die Bereiche Wirtschaft, Politik und Kultur einschließen. Sie ist in weiten Teilen als Strukturgeschichte konzipiert, geht aber in einer solchen nicht gänzlich auf.

Der methodische Wandel implizierte unter anderem auch ein verändertes Verständnis der hermeneutischen Deutungslehre, die im Historismus in den Traditionen

5 Plato, Erfahrungswissenschaft (1991), S. 100.

6 Mommsen, Geschichte als Historische Sozialwissenschaft (1987), S. 110; zum Paradigmenwechsel vgl. auch: Iggers, Neue Geschichtswissenschaft (1978); Rösen/Süßmuth, Theorien in der Geschichtswissenschaft (1980); Kocka, Sozialgeschichte (1986); Rossi, Vom Historismus zur historischen Sozialwissenschaft (1987); Kocka, Sozialgeschichte im internationalen Überblick (1989); Jarausch/Rösen, Geschichtswissenschaft vor 2000 (1991); Iggers, Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert (1993); Küttler, Geschichtsdiskurs (1993).

7 Vgl. Kocka, Sozialgeschichte (1989), S. 2ff.

8 Vgl. insbesondere: Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte (1987-1995).

Leopold von Rankes durch das ›Hineinversenken‹ in den Gegenstand einen unmittelbaren Weg zur objektiven Wahrheit historischer Erkenntnis gesehen hatte. Der Historiker – so die Annahme – könne durch sein ›Verschmelzen‹ mit den Quellen, durch das ›Auslöschen‹ seiner eigenen Person das ihm Dargebotene in seiner ›wahren‹ Bedeutung erfassen und verstehen, also historische Realität objektiv wahrnehmen.⁹

Mit diesem »metaphysisch überhöhten Absolutheitsanspruch«¹⁰ der Hermeneutik war es Zeit zu brechen, denn – wie Lutz Niethammer ironisch bemerkt – im Zuge gesellschaftlicher Demokratisierungsprozesse »denkt (man) sich nicht mehr so leicht in die Pupille Gottes oder des Weltgeistes hinein«.¹¹

Eine Neukonzeption hermeneutischen Textverstehens hat seitdem die geisteswissenschaftlichen Gemüter bewegt. Dabei geht es unter anderem um die Frage, wie wissenschaftliche Erkenntnisverfahren methodisch einzufangen und zu sichern sind. Die ›Frankfurter Schule‹ hat in diesem Zusammenhang in Auseinandersetzung mit psychoanalytischen und sprachanalytischen Ansätzen die Forderung nach einer ideologiekritischen Validierung von Verstehensprozessen formuliert. Habermas macht auf die Notwendigkeit aufmerksam, einen festen Punkt außerhalb des hermeneutischen Zirkels zur Überprüfung von Interpretationen einzunehmen. Eine ideologiekritische Überwindung der grundsätzlich dogmatischen Beschränkung von Verstehensprozessen sei nur durch den in der institutionalisierten Forschungspraxis der Erfahrungswissenschaften gesicherten Zustrom von Informationen gewährleistet. Allein in der kommunikativen Validierung als Verständigung im herrschaftsfreien Diskurs sei eine Annäherung an Wahrheit möglich. Wie dies in der Praxis auszusehen hat, bleibt aber leider verschwommen.¹²

Zurück zur Sozialgeschichte: Nicht alle Erwartungen und Hoffnungen, die an sie geknüpft waren, konnten erfüllt werden. Die Sozialgeschichte sieht sich seit den achtziger Jahren zunehmend in der Kritik: Sie vernachlässige die kulturalanthropologische Dimension der Geschichte, habe sich zu stark auf die Erforschung von gesellschaftlichen Prozessen und Strukturen konzentriert und dabei das historische Subjekt aus dem Blick verloren. Eine Verbindung zwischen den theoriegeleiteten Struktur- und Prozeßanalysen historischen Wandels und der Wahrnehmungs-, Erfahrungs- und Erlebnisebene des einzelnen sei ihr weitgehend nicht geglückt, schlimmer noch: Man habe sich auch eigentlich nie richtig darum bemüht. Die Perspektive derjenigen, die bereits im Historismus nur als Objekte der Herrschenden klassifiziert waren, würde auch in sozialgeschichtlichen Betrachtungsweisen ausgegrenzt bleiben. Die Lebenswelt der ›kleinen Männer und Frauen‹ gelte immer noch als irrelevant.¹³

9 Vgl. allgemein dazu: Iggers, *Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert* (1993).

10 Mommsen, *Historische Sozialwissenschaft* (1987), S. 121.

11 Niethammer, *Lebenserfahrung* (1980), S. 9.

12 Zur Vertiefung texthermeneutischer Fragestellungen sei verwiesen auf die nachfolgenden Kapitel. An dieser Stelle nur der Hinweis auf: Habermas, *Erkenntnis und Interesse* (1968); Ders., *Zur Logik der Sozialwissenschaften* (1971), insbesondere S. 251-290; Ders., *Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz*, in: Ders./Luhmann, *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie* (1990). Vgl. auch: Kögler, *Die Macht des Dialogs* (1992); Albert, *Kritik der reinen Hermeneutik* (1994).

13 Zur Kritik an der Sozialgeschichte vgl. Bergmann, *Geschichte im Alltag* (1982); Ehalt, *Geschichte*

Aber damit ist nur eine Seite dieser Kritik benannt. Gleichzeitig mehren sich in den letzten Jahren die Stimmen, die insbesondere der Gesellschaftsgeschichte vorwerfen, sie stelle den gesellschaftlichen Modernisierungsprozeß einseitig als Erfolgsgeschichte dar und schließe damit die Augen vor dem (zu) hohen Preis, den diese Entwicklung gekostet habe. Zivilisations- und modernisierungskritische Vorbehalte sind also auszumachen.

Die Kritiker einer strukturlastigen Sozialgeschichte sahen die Zeit dafür gekommen, daß es nun endlich um diejenigen gehen sollte, die nicht an den Hebeln der Macht sitzen. Zunächst überwiegend außerhalb der Universitäten, dann zunehmend unter jungen Nachwuchshistorikern wollte man erforschen, wie denn Herr und Frau Schulz von nebenan beispielsweise das ›Wirtschaftswunder‹ der fünfziger Jahre erlebt haben. Die Dame des Hauses gab den Forschenden dann mehr oder weniger bereitwillig über die für damalige Zeit modernen Errungenschaften im Haushalt Auskunft, während sich hingegen der Mann als Experte für die zunehmende Technisierung im metallverarbeitenden Gewerbe erwies. ›Alltagsgeschichte‹ stand auf den Fahnen derjenigen, die sich nicht mehr damit abfinden wollten, daß durch den Mangel an geeigneten Quellen Themen wie Wohnen, Essen, Körperlichkeit und Kleidung ausgespart blieben. Die Oral History, in anderen Ländern bereits praktiziert und mehr oder weniger anerkannt, erfuhr in den achtziger und neunziger Jahren in Deutschland einen Boom, der bis heute anzuhalten scheint. Zwischen dem zunehmenden Interesse an alltagsgeschichtlichen Fragestellungen und eben diesem Forschungsverfahren besteht inzwischen eine derartig enge Korrelation, daß allzu häufig nur noch unsauber unterschieden wird. Nicht jeder, der mit der Methode der mündlich erfragten Geschichte arbeitet, betreibt aber alltagsgeschichtliche Forschung, und diese wiederum verfügt auch durchaus über andere Instrumentarien.

Trotzdem ist die Oral History heute strukturell weitgehend – zumindest in Deutschland – durch ihre Anwendung in alltagsgeschichtlichen Forschungszusammenhängen geprägt.¹⁴ Das hat sich nicht nur als vorteilhaft erwiesen.

Der Begriff ›Alltagsgeschichte‹ ist bis heute uneindeutig. Ist darunter eine weitere Teildisziplin der Geschichtswissenschaft zu verstehen, die neben den Bereichen der Wirtschafts-, Sozial- oder Verfassungsgeschichte als eigenständiger Sektor zu positionieren ist? Oder handelt es sich vielmehr um eine Erweiterung des sozialgeschichtlichen Paradigmas? Mit handfesten Definitionen halten sich ihre Praktiker zurück. Da ist eher allgemein von der Zuwendung zur sozialen Praxis des einzelnen sowie von der bisher vernachlässigten Erforschung alltäglicher Routine und Verhaltensweisen die Rede. Da möchte man besonders den namenlosen ›Opfern‹ der Geschichte, den Benachteiligten eine Stimme geben, obwohl inzwischen die damit zu

von unten (1984); Lüdtko, Alltagsgeschichte (1989); Vorländer, Mündlich erfragte Geschichte (1990); Plato, Erfahrungswissenschaft (1991), S. 97-119; Briesen, Zeitzeugen (1993), S. 1-32; Niethammer, Oral History (1994), S. 189-210.

14 Dieser enge Zusammenhang ist besonders durch das Projekt ›Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960 (Lusir)‹ entstanden. Vgl. Niethammer, »Die Jahre weiß man nicht, wo man die einsetzen soll.« (1983); Ders., »Hinterher merkt man, daß es richtig war, daß es schief gegangen ist.« (1983); Ders./Plato, »Wir kriegen jetzt andere Zeiten.« (1985).

Beginn einhergehende Hoffnung auf eine demokratische Geschichtsschreibung auch unter den Pragmatikern zunehmend als Illusion gehandelt wird. Die historischen Subjekte zeigten nicht das erwartete Interesse an einer selbstbestimmten Geschichtsforschung ›von unten‹.

Das Definitionsdefizit hat der Alltagsgeschichte wohl nicht ganz zu Unrecht den Vorwurf der Theorie- und Konzeptionslosigkeit eingebracht, sie habe »bisher keine eigenen wissenschaftlichen Begriffe entwickelt, vielmehr auf Anleihe und Adaption zurückgegriffen«. ¹⁵ Ob man diesen Mangel als Inkompetenz auslegen muß, sei dahingestellt, jedenfalls ist der Begriff ›Alltag‹ immer noch definitivisch unklar. Norbert Elias hat deutlich machen können, daß erst die Vergegenwärtigung eines Gegenbegriffs – also eines Nicht-Alltags – uns vor Augen führe, daß der Alltagsbegriff nicht nur überaus vielschichtig und facettenreich sei, sondern daß er auch seine Unschuld verloren habe. ¹⁶

›Alltag‹ kann zum einen tägliche Routine meinen, andere Historiker verstehen darunter das Privatleben in Abgrenzung zu beruflichen Tätigkeiten, aber auch der Arbeitsalltag, insbesondere der mittleren und unteren Bevölkerungsschichten, rückt in den Mittelpunkt der Betrachtung. Dabei kann der Eindruck entstehen, es handle sich bei dem Phänomen ›Alltag‹ um einen autarken Sonderbereich, der sich zwar verändert, aber der nach eigenen Gesetzmäßigkeiten und Regeln zu funktionieren scheint. »Geringe Wandlungsgeschwindigkeit« ist in diesem Zusammenhang zum Schlagwort geworden. ¹⁷

Ein solches Verständnis hat seine Berechtigung, weisen Alltagshandlungen doch eine überraschende Kontinuität auf. Andererseits ist die Auffassung einer geringen Wandlungsgeschwindigkeit auch historiographisch bedingt, denn die Alltagsgeschichtsforschung wollte sich zunächst als deutliche Absetzbewegung zur nunmehr etablierten Sozialgeschichte verstanden wissen. Inzwischen zeichnet sich jedoch ab, daß Alltagsgeschichte vielmehr als komplementäres Konzept aufzufassen ist, welches die Geschichtswissenschaft um einen Ansatz bereichert, der aber nicht unabhängig von gesellschaftlichen und historischen Strukturen und Wandlungsprozessen praktiziert werden kann. Ob ein solcher Ansatz allerdings eine eigene Teildisziplin innerhalb der Geschichtswissenschaft zwingend erforderlich macht oder sich als sozialgeschichtlich verankertes Paradigma etablieren wird, ist heute noch nicht endgültig auszumachen. ¹⁸

Das Aufleben der Alltagsgeschichtsforschung muß aber noch in einer anderen Hinsicht eingeordnet werden. Historiker haben sich in den letzten Jahren in nun stärkerem Maße kulturhistorischen und kulturanthropologisch orientierten Fragen zugewandt. Beispielsweise durch die Auseinandersetzung mit der französischen Mentalitätsgeschichte lassen sich Neuorientierungen beobachten, die ein starkes Interesse an

15 Wehler, *Alltagsgeschichte* (1988), S. 137.

16 Vgl. dazu ausführlicher: Elias, *Zum Begriff des Alltags* (1978), S. 22-29.

17 Niethammer, *Anmerkungen zur Alltagsgeschichte*, in: Bergmann, *Geschichte im Alltag* (1982), S. 14.

18 Zur neueren Diskussion um die Alltagsgeschichte vgl. Sarasin, *Arbeit, Sprache – Alltag: Wozu noch Alltagsgeschichte* (1997), S. 72-85; Lüdtke, *Alltagsgeschichte* (1997), S. 83-91.

individuellen und kollektiven Deutungsmustern widerspiegeln.¹⁹ Dazu gehört es, verschiedene Varianten der Lebensführung und Lebensformen in ihren historischen Kontexten zu untersuchen, sich mit symbolhaften Gebräuchen und Riten zu beschäftigen, Mentalitäten und Zeitgefühle in den einzelnen Epochen zu deuten.²⁰

In die Auseinandersetzung mit der Alltagsgeschichte spielen also auch allgemeinere Orientierungsdebatten innerhalb der Geschichtswissenschaft hinein, die auf eine Erweiterung oder Neukonzeption historischer Fragestellungen zielen. Diese nicht immer eindeutig voneinander zu trennenden Diskurse kreisen im wesentlichen um drei Themen. Zum einen handelt es sich um das angedeutete Interesse an kulturwissenschaftlichen und mentalitätsgeschichtlichen Entwürfen, zum anderen um eine anhaltende Debatte über die Theoriebedürftigkeit der Geschichtswissenschaft. Zentral ist dabei – so läßt sich verkürzt formulieren – der von postmodernen Theoretikern geleugnete Wirklichkeitsbezug der Geschichtsschreibung, wodurch die Wissenschaftlichkeit historischer Forschung grundsätzlich in Zweifel gezogen oder explizit bestritten wird. Diese metatheoretische Debatte geht einher mit einer – inzwischen wieder etwas abgeflauten – Auseinandersetzung um das Erzählen als Darstellungsform historischer Untersuchungsergebnisse.²¹

Die Oral History erlebte in Deutschland – wie bereits festgestellt – im Zuge eingeforderter Erneuerungen und Erklärungsbedürfnisse alltagsgeschichtlicher Provenienz einen enormen Zulauf. Dabei ist das Aufleben dieser Forschungsmethode eng mit dem Namen Lutz Niethammers verbunden, der insbesondere durch das Interviewprojekt zur »Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960« die theoretische und praktische Auseinandersetzung mit der mündlich erfragten Geschichte initiiert und geprägt hat.²² Seine Forschungen konzentrieren sich überwiegend auf die Geschichte der Arbeiterkultur im 20. Jahrhundert; andere Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen haben zu einer erweiterten Anwendung der mündlich erfragten Geschichte beigetragen. So entstanden in den letzten zehn Jahren zahlreiche Interviewprojekte zur subjektiven Erfahrungs- und Erlebniswelt im Nationalsozialismus und im Zweiten Weltkrieg, weiterhin Studien zur nationalsozialistischen Verfolgung und

19 Vgl. Kapitel 4., hier der Hinweis auf: Süssmuth, *Historische Anthropologie* (1984); Medick, »Missionare im Ruderboot?« (1989), S. 48-84; Schöttler, *Mentalitäten, Ideologien, Diskurse* (1989), S. 85-136; Iggers, *Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert* (1993), S. 73-87. Zur Kritik an diesen Ansätzen insbesondere: Kocka, *Sozialgeschichte* (1986); Wehler, *Alltagsgeschichte* (1988).

20 Diese Forschungsinteressen auch unter quellenkundlichen Aspekten zu diskutieren versucht: Schulze, *Ego-Dokumente* (1996).

21 Vgl. dazu: Kocka/Nipperdey, *Theorie und Erzählung in der Geschichte* (1979); Quandt/Süssmuth, *Historisches Erzählen* (1982); Rösen, *Narrativität und Modernität* (1987), S. 230-237; Winch, *Die Darstellung der Welt in der Geschichte* (1987), S. 282-299; White, *Die Bedeutung von Narrativität in der Darstellung der Wirklichkeit* (1990); Hausmann, *Erklären und Verstehen* (1991); Iggers, *Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert* (1993), insbes. S. 51-96.

22 Vgl. die drei veröffentlichten Bände des Lusir-Projektes: Niethammer, »Die Jahre weiß man nicht, wo man die hinsetzen soll.« (1983); Ders., »Hinterher merkt man, daß es richtig war, daß es schief gegangen ist.« (1983); Ders., »Wir kriegen jetzt andere Zeiten.« (1985). Außerdem: Niethammer, *Lebenserfahrung* (1980); Ders., »Die Menschen machen ihre Geschichte nicht aus freien Stücken, aber sie machen sie selbst.« (1988); Ders., *Die volkseigene Erfahrung* (1991); Ders., *Oral History* (1994).

Judenvernichtung, ebenso Untersuchungen zur Geschichte der Geschlechterbeziehungen sowie in jüngster Zeit Arbeiten zur subjektiven Erlebnisperspektive der Nachkriegszeit und frühen Bundesrepublik.²³

Trotz einer festzustellenden umfangreichen Verbreitung der Oral History in der Forschungspraxis blieb eine theoretisch-methodische Reflexion innerhalb der Geschichtswissenschaft begrenzt. Das mag mit den hier bereits skizzierten Auseinandersetzungen unter Historikern zu tun haben. Man führte zunächst grundsätzliche Debatten über die Notwendigkeit eines solchen Perspektivwechsels, Fragen nach praxisbezogenen Auswertungsverfahren blieben weitgehend offen oder diffus. Deshalb ist es nicht verwunderlich, daß viele Interviewprojekte nach Durchführung der Gespräche in eine Krise geraten, in der sich das Problem, was denn nun mit dem Material anzufangen sei, zuspitzt. Das von den Zeitzugenen Erzählte erweist sich als derart facettenreich und komplex, daß die Gefahr, sich im Detail zu verlieren, enorm groß ist. Wie kommt man zu einer eigenen Ordnung des erhobenen Materials? Unter welchen Gesichtspunkten sind die Interviews zu analysieren? Welche Schritte der Quellenbearbeitung sind notwendig, um relevante Fragestellungen entwickeln und beantworten zu können? Welche Auswertungsverfahren eignen sich für welche Erkenntnisinteressen?

Die bestehenden Angebote, die in der historischen Fachliteratur zu diesen forschungspraktischen Fragen zu finden sind, befriedigen nur selten. Lutz Niethammer ist als einer der wenigen überhaupt ausführlicher auf methodische Fragen der Auswertung lebensgeschichtlicher Interviews eingegangen.²⁴ Er benennt insgesamt vier Auswertungsschritte, »die aus der Begegnung mit komplexen Einzelfällen zu allgemeineren Befunden führen können: die inhaltliche Präzisierung wahrgenommener Fremdheit, die Rekonstruktion ihrer Voraussetzungen, ihre Sättigung durch Vergleich und ihre Bewahrung am Text. Den ersten Schritt nennt man oft auch den ethnologischen Blick.«²⁵

Ergänzend dazu wird eine Erarbeitung von gesättigten Verlaufstypen, wie sie in der soziologischen Biographieforschung praktiziert wird, vorgeschlagen, die zwar in ihrem Ergebnis nicht repräsentativ sein könne, aber die – auf der Grundlage von 5-15 Interviews für einen Verlaufstyp – allgemeinere Strukturmuster darzustellen vermöge.²⁶ Auf

23 Forschungen zur Arbeiterbewegung bildeten bis vor wenigen Jahren den Schwerpunkt mündlich erfragter Geschichtsforschung. Inzwischen hat sich das Interesse eher auf den Nationalsozialismus und die Kriegserfahrungen verlagert. Aus den zahlreichen Veröffentlichungen, die in den letzten Jahren erschienen sind, kann hier nur ein Teil Erwähnung finden: Vgl. Pollak, *Grenzen des Sagbaren* (1988); Hagemann, *Frauenalltag und Männerpolitik* (1990); Vesper/Weber, *Familien-Geschichten* (1991); Zimmermann, »Jetzt« und »Damals« als imaginäre Einheit (1991), S. 225-241; Heenen-Wolf, *Im Haus des Henkers* (1992); Schröder, *Gestohlene Jahre* (1992); Baumbach u.a., »Wo Wurzeln waren...« (1993); Leydesdorff, »Wir haben als Menschen gelebt.« (1993); Jureit/Orth, *Überlebensgeschichten* (1994); Jureit/Meyer, *Verletzungen* (1994); Meyer, *Projekt »Hamburger Lebensläufe - Werkstatt der Erinnerung«* (1994), S. 120-134; Paul, *Zwangspstitution* (1994); Bude, *Das Altern einer Generation* (1995). Weitere Hinweise zu entnehmen bei: Heinrich, *BIOLIT*, in: *BIOS 1* (1988), Heft 1, S. 121-167 (Teil 1) und *BIOS 1* (1988), Heft 2, S. 103-138 (Teil 2).

24 Vgl. dazu insbesondere: Niethammer, *Fragen* (1985), S. 392-445.

25 Ebd., S. 411.

26 Vgl. Niethammer, *Oral History* (1994), S. 208.

dem Weg zu einer angemessenen Sample-Bildung und einer gesättigten Typisierung wird der Leser allerdings weitgehend sich selbst überlassen.

Auffällig an beiden Verfahrensvorschlägen ist die methodische Anleihe bei anderen Fachrichtungen, die in gleicher oder ähnlicher Weise mit biographischen Selbstpräsentationen arbeiten. Niethammer bildet in dieser Hinsicht unter den Historikern keine Ausnahme. Ganz im Gegenteil: Oral History orientiert sich methodisch bisher weniger an geschichtswissenschaftlichen Arbeitsweisen, sondern – wenn überhaupt – interdisziplinär. Hier ist vor allem die Ethnologie zu nennen, aber auch die Psychoanalyse und die soziologische Biographie- und Lebenslaufforschung.²⁷

Hat die Geschichtswissenschaft aber tatsächlich methodisch nichts anzubieten? Dieser Rückschluß wäre sicherlich voreilig. Die Anbindung der Oral History an die Alltagsgeschichte hat zwar einerseits zur Aufnahme und Verbreitung dieser Methode geführt, sie hat andererseits aber auch den Blickwinkel verengt und mußte daher unbefriedigend bleiben. Umso begrüßenswerter sind daher Tendenzen, die sich von dieser einseitigen Ausrichtung zu lösen versuchen, indem sie den Begriff ›Erfahrung‹ in den Mittelpunkt stellen.²⁸ Damit hat man sich aber einem äußerst schwierigen Terrain zugewandt, denn der Begriff ›Erfahrung‹ scheint bis heute zu den umstrittensten Phänomenen zu gehören.²⁹

Jürgen Straub hat überzeugend zeigen können, daß mit dem Aufkommen der neuzeitlichen Empirie eine Verdrängung des nun als unwissenschaftlich angesehenen Erfahrungsbegriffs einherging. Dieser Wandel impliziere eine systematische Reduktion der Erkenntnismöglichkeiten. Die »Galileische Wende« habe – so Straub – eine »radikale Entwertung und Geringschätzung der alltäglichen Erfahrung« mit sich gebracht, »die, im Gegensatz zu ihrem bisherigen Stellenwert, als unhintergebares und unersetzbares Fundament aller verlässlichen Urteils- und Erkenntnisbildung, fortan keine Rolle in den entscheidenden Stadien wissenschaftlicher Erkenntnisbildung mehr spielen sollte.«³⁰ Es gehe um die Rückbesinnung auf einen Erfahrungsbegriff, der nach Aristoteles als ein Wissen zu umschreiben sei, über das jeder Mensch durch Wahrnehmung und Erinnerung verfüge.

Erfahrung ist demnach als eine Wissensform zu verstehen, durch die der Mensch sich orientiert, mit der er experimentiert und die gleichzeitig die Grundlage für seine Urteilsbildung und Sinnproduktion darstellt. Zweifellos handelt es sich dabei nicht um autonom hergestellte Erfahrungen, sondern vielmehr um die Auseinandersetzung des Menschen mit dem, was ihn umgibt. Erfahrungen haben daher sowohl eine passive als auch eine intentionale Komponente, die in ihrem Zusammenspiel die Bildung eines Reservoirs konstituieren. Dieses Reservoir kann aber nicht als starres, unwan-

27 Vgl. S. 60ff.

28 Im Ansatz zu finden bei: Plato, Erfahrungswissenschaft (1991), S. 97-119; Niethammer, Fragen (1985), S. 427-433; interessant dazu auch: Steinbach, Bewußtseinsgeschichte und Geschichtsbewußtsein (1995), S. 89-106.

29 Vgl. weiterführend: Vierhaus, Die Rekonstruktion historischer Lebenswelten (1995), S. 7-28.

30 Straub, Historisch-psychologische Biographieforschung (1989), S. 203. Vgl. auch dazu: Mittelstraß, Die Möglichkeit von Wissenschaft (1974); Bonß, Die Einübung des Tatsachenblicks (1982); Schwemmer, Handlung und Struktur (1987).

delbares Archiv gedacht werden, in dem der Mensch alles das, was er wahrnimmt und erlebt, ansammelt, sondern dieser Fundus ist immer als ein dynamischer aufzufassen, der anhaltenden Wandlungsprozessen unterliegt. Nach Niethammer impliziert der Erfahrungsbegriff die Verarbeitung früherer Wahrnehmungen als Vorstrukturierung künftiger Praxis.³¹

Diesem Verständnis von Erfahrungen ist noch einiges hinzuzufügen. Die in der Sozialisation verinnerlichten Verhaltens- und Handlungsstrukturen prägen den Menschen und werden ihm zur ›zweiten Natur‹, auch wenn er sich ihnen überwiegend nicht bewußt ist. Der Erfahrungsbegriff umfaßt somit auch den Bereich unbewußter Mechanismen, die dauerhafte Dispositionen hervorbringen. Man könnte von ›vergesenen‹ Erfahrungen sprechen, die aber verhaltensbestimmend bleiben. Bourdieu hat diese ›zweite Natur‹ des Menschen mit dem Begriff des »Habitus« belegt und daran deutlich gemacht, daß menschliche Erfahrung durch ihre sozialisationsbedingte Prägung immer auch kollektiv bestimmt ist.³²

Läßt jemand sein Leben Revue passieren, ist sein Bericht durch das bestimmt, was mit dem Begriff ›Erfahrung‹ umschrieben wurde. Lebensgeschichtliche Interviews sind ganz wesentlich durch bewußte und unbewußte Erfahrungen des Befragten bedingt.

Dieses Wissen, das sowohl individuell als auch kollektiv, bewußt wie auch unbewußt geformt ist, hat eine zutiefst historische Dimension. Da es sich dabei nicht um eine Ansammlung von Erfahrungen handelt, die dann je nach Zugriff abgerufen werden könnte, ist das im Interview Dargebotene als Erfahrungssynthese aufzufassen, die sich zum einen durch eine zeitliche Aufschichtung, zum anderen durch die Gegenwartspektive des Erzählenden konstituiert. In jedem lebensgeschichtlichen Rückblick ist eine Verbindung zwischen Vergangenen und Gegenwärtigen enthalten, sind das ›Jetzt‹ und das ›Damals‹ durch das mitgeteilte Erfahrungsreservoir miteinander verwoben. Der Prozeß der Erfahrungssynthese ist in der Quelle nicht mehr transparent und kann daher weder direkt erkannt noch unmittelbar wahrgenommen werden. Eine vielschichtige Erfahrungskonstitution bedarf der Analyse und Interpretation, um sich ihr annähern zu können.

Oral History kann also im Sinne einer erfahrungsgeschichtlich motivierten Geschichtsforschung die subjektive Dimension der Bedeutung des Vergangenen einholen, indem sie Quellen erhebt, die ein Reservoir menschlicher Erfahrungen widerspiegeln. Ein solches Verständnis geht über das alltagsgeschichtliche Paradigma hinaus, indem es menschliche Erfahrungen als Ausgangspunkt für individuelle und kollektive Sinn- und Bedeutungskonstruktionen in den Mittelpunkt stellt. Lebensgeschichtliche Interviews sind in diesem Zusammenhang sicherlich nur eine mögliche Erkenntnisgrundlage, allerdings eine nicht unbedeutende, denn durch sie lassen sich Dinge einfangen, die unter Umständen nur in mündlicher Form existieren.

31 Vgl. Niethammer, Fragen (1985), S. 428. Dort auch der Bezug zum nachfolgenden Habitusbegriff bei Bourdieu.

32 Vgl. Bourdieu, Zur Soziologie der symbolischen Formen (1974); Ders., Entwurf einer Theorie (1976).

*Quellenkritische Betrachtung
von lebensgeschichtlichen Selbstpräsentationen*

Versteht man die Oral History als eine Forschungsmethode, mit der sich Quellen zur erfahrungsgeschichtlichen Dimension des Menschen erheben lassen, löst dies keineswegs das Problem der Quelleninterpretation. In der Fachliteratur beschränkt sich die Beantwortung dieser Frage häufig auf den Hinweis, mündlich erfragte Geschichtsquellen müßten selbstverständlich ebenso wie andere Archivalien einer quellenkritischen Analyse unterzogen werden.³³ Wie eine solche allerdings auszusehen hat, bleibt dann in der Regel ungesagt. Es läßt sich vielmehr vermuten, daß die Forderung nach methodisch kontrollierter Quellenkritik zu einer Leerformel geworden ist. Das mag auch mit der Spezifik dieser Quellengattung zu tun haben, denn eine quellenkritische Bearbeitung lebensgeschichtlicher Rückblicke hat – wie hier zu zeigen sein wird – ihren besonderen Entstehungsbedingungen und textimmanenten Besonderheiten Rechnung zu tragen.

Detlef Briesen und Rüdiger Gans haben sich eingehender mit der herkömmlichen Quellenkritik und der traditionellen Einschätzung von Zeitzeugeninterviews auseinandergesetzt. Ihrer Meinung nach ist für die Reserviertheit gegenüber der Oral History »partiell noch immer die deutsche historische Quellenlehre seit Ranke und Droysen« verantwortlich. Akzeptanz und Ablehnung der mündlich erfragten Geschichte seien daher noch heute »ein wesentlicher Gradmesser für den Bruch mit der historisch-verpreußenden Geschichtsschreibung und ihrer Methodologie von Ranke bis Meinecke«.³⁴

Die harsche Kritik der Autoren zielt darauf, die historisch-kritische Methode der Quellenkritik aus ihrem Schonraum herauszuholen und ihre Grundlagen zu hinterfragen. Als Ergebnis einer solchen Betrachtung fassen Briesen und Gans zusammen, daß die historistische Tradition unmittelbar zu einer Ablehnung und Entwertung von Erinnerungsinterviews geführt und diese zu unzuverlässigen und minderwertigen Quellen stilisiert habe. Derartige Einschätzungen seien – vielleicht nicht immer bewußt – bis heute unter Historikern verbreitet.³⁵

Tut man also gut daran, die Methode der Quellenkritik zu ignorieren, wenn man lebensgeschichtliche Selbstpräsentationen als Quellen nutzen möchte? Eine solche Konsequenz ist sicherlich falsch. Koselleck verdeutlicht überzeugend: »Streng genommen kann uns eine Quelle nie sagen, was wir sagen sollen. Wohl aber hindert sie uns, Aussagen zu machen, die wir nicht machen dürfen. Die Quellen haben ein Vetorecht. Sie verbieten uns, Deutungen zu wagen, oder zuzulassen, die aufgrund eines Quellenbefundes schlichtweg als falsch oder als nicht zulässig durchschaut werden können.

33 In dieser Form nachzulesen bei: Vorländer, *Mündliches Erfragen von Geschichte* (1990), S. 15; Lüdtke, *Alltagsgeschichte* (1989), S. 18-21; Stöckle, *Zum praktischen Umgang mit Oral History* (1990), S. 131-158; etwas ausführlicher zu dieser Thematik: Niethammer, *Fragen* (1985), S. 405-415.

34 Briesen, *Zeitzeugen* (1993), S. 2.

35 Vgl. ebd.

Falsche Daten, falsche Zahlenreihen, falsche Motivverklärungen, falsche Bewußtseinsanalysen: all das und vieles mehr läßt sich durch Quellenkritik aufdecken.³⁶ Vielmehr besteht die Aufgabe darin, ein reflektiertes Verständnis der Quellenbearbeitung zu formulieren, also eine Theorie der Quelle zu skizzieren, die – in Weiterentwicklung der traditionellen Quellenlehre – eine Einbindung mündlich erfragter Geschichtsquellen zu vollziehen versucht.³⁷

Historische Quellen bilden die Geschichte nicht ab, sondern sind Elemente und Mosaiksteine auf dem Weg zu einer solchen. Üblicherweise unterscheidet man in der Quellenlehre zwischen »Überrest« und »Tradition«. Überreste sind Quellen, die unmittelbar aus einem vergangenen Handlungszusammenhang hervorgegangen sind (beispielsweise Urkunden, Briefe, Akten, Verträge, Gesetze). Die Quelle selbst ist verdichtetes Teilstück dieser Handlung, damit ist das zeitliche Verhältnis zwischen Handlung und Überrest ein unmittelbares.³⁸

In Abgrenzung dazu läßt sich ein zweiter Quellentyp ausmachen, der nicht unmittelbar aus dem Handlungszusammenhang hervorgegangen ist, sondern über zurückliegende Ereignisse berichten möchte (beispielsweise Memoiren, Briefe, Protokolle, Presseberichte). Dieser zweite Typ, der in Anlehnung an Hüttenberger hier »Bericht« genannt werden soll, umfaßt – allgemein gesagt – alle mitgeteilten Imaginationen aus und über die Vergangenheit. Berichtsketten bilden das, was wir Traditionen nennen.³⁹ Die Unterscheidung zwischen Überrest und Bericht ist ein Modell. Häufig enthalten Überreste auch berichtende Teile, ebenso können Berichte Elemente einer Handlung darstellen und so zum Überrest werden.

Traditionell gilt die Quellenkritik als »Nadelöhr« des historischen Erkenntnisprozesses, sie »ist die methodische Operation, die intersubjektiv prüfbar aus empirischen Bekundungen der menschlichen Vergangenheit Informationen darüber ermittelt, was der Fall war«. ⁴⁰ Überreste gelten im allgemeinen durch ihre zeitliche Nähe zum Sachverhalt als die zuverlässigeren Quellen. Es ist offensichtlich, daß lebensgeschichtliche Interviews nicht als Überreste im klassischen Sinne aufgefaßt werden können. Retrospektiv thematisieren sie Handlungszusammenhänge aus einer subjektiven Erinnerung heraus; sie haben also eine zeitliche Distanz zum geschilderten Ereignis und können damit zunächst den Berichten zugeordnet werden. Aber eine quellenkritische Betrachtung muß zuvor eine grundsätzliche Frage klären: Welches ist tatsächlich die Quelle, die der Historiker im Interview erhebt und die später ausgewertet werden soll?

Durch die besondere Situation, daß der Historiker durch die biographische Kommunikation selbst an der Erhebung der Quelle beteiligt ist, sind einige quellenkritische

36 Koselleck, *Vergangene Zukunft* (1979), S. 206.

37 Ein solcher Entwurf kann hier nur skizziert werden. Ich beziehe mich dabei auf: Borowsky/ Vogel/Wunder, *Einführung in die Geschichtswissenschaft I* (1980), insbesondere S. 120-176; Rösen, *Rekonstruktion* (1986); Seiffert, *Einführung in die Wissenschaftstheorie* (1991); Rusinek, *Interpretation* (1992), darin insbesondere der Aufsatz von Hüttenberger, *Quelle*, S. 253-265.

38 Der Begriff »Handlung« ist in diesem Zusammenhang nicht einseitig ereignisgeschichtlich gemeint, sondern als die Gesamtheit menschlichen Verhaltens zu denken.

39 Vgl. Hüttenberger, *Quelle* (1992), S. 253ff.

40 Rösen, *Rekonstruktion* (1986), S. 107.

Besonderheiten zu reflektieren. Niethammer hat das Ergebnis eines Erinnerungsinterviews als »Geräuschprotokoll, d.h. eine Abfolge von Tonbandcassetten, auf denen diejenigen Geräusche verzeichnet sind, die während des Interviews das Mikrofon erreichten«, beschrieben.⁴¹ Seine Definition betont den Umstand, daß die Tonbandaufnahmen bereits die realen Geschehensabläufe reduzieren, sich also bereits eine Verfremdung der Situation vollzieht. Die Tonbandaufzeichnung gibt das Interview als Ort der Erinnerung nur ausschnitthaft wieder. Dies gilt – entgegen landläufigen Meinungen – ebenso für Videoaufzeichnungen. Auch eine Videokamera kann beispielsweise alles das, was sich vor und nach Einschalten des Aufzeichnungsgerätes ereignet, nicht festhalten, auch wenn eine Bildaufzeichnung in anderer Hinsicht detailreicher sein kann.⁴² Das Arrangement der Befragung ist aber auch dann immer nur in reduzierter oder veränderter Form zugänglich. Trotz dieser Reduktion stellt eine Bandaufnahme in gewisser Hinsicht das Original dar, denn sie nähert sich am ehesten den Prozessen an, die während des Interviews ablaufen.

In der Forschungspraxis wird die Verschriftlichung der Interviews unterschiedlich gehandhabt. Das hat sicherlich auch mit dem notwendigen Arbeitsaufwand und den anfallenden Kosten zu tun. Nicht jedes Projekt verfügt über die Möglichkeit, die erhobenen Interviews in ihrer Gesamtheit zu transkribieren. Die Totaltranskription, auch wenn sie durch die Umsetzung in Schriftsprache das Erzählte verändert, bietet aber am ehesten die Möglichkeit, das Interview in seiner Gesamtgestalt zu betrachten. In gewisser Weise ermöglicht sie erst die weitere Erschließung des Textes. Teiltranskriptionen stehen hingegen stärker in der Gefahr, den Gesamtzusammenhang des Lebensrückblicks aus den Augen zu verlieren und damit seine Kontextgebundenheit zu vernachlässigen.

Mit der Verschriftlichung des Interviews ist immer eine Veränderung verbunden. Auch wenn sich jemand um eine sehr genaue und wortgetreue Transkription bemüht, eventuell auch alle parasprachlichen Phänomene verzeichnet, so führt das häufig eher dazu, daß die Texte kaum mehr lesbar sind, als daß ein völlig mit der Tonbandaufnahme identisches Abbild hergestellt werden kann. Transkriptionsgenauigkeit kann die Reduktion des im Interview Gesagten zwar mindern und sollte daher immer angestrebt werden, sie kann sie aber nicht gänzlich aufheben.

Tonbandaufnahme und Transkription erfassen einen wesentlichen Teil, aber eben nur einen Ausschnitt des Interviewgeschehens. Insbesondere die Atmosphäre während der Begegnung und die Interaktion zwischen Interviewer und Zeitzeuge sind nur defizitär festgehalten. Als Ergänzung sollte daher unmittelbar nach dem Gespräch ein

41 Niethammer, *Fragen* (1985), S. 405.

42 Auf die Vor- und Nachteile einer Videoaufzeichnung während eines lebensgeschichtlichen Interviews möchte ich nicht im Detail eingehen, da den von mir untersuchten Gesprächen überwiegend Tonbandaufnahmen zugrunde liegen. Im Gegensatz zu einer überwiegend positiven Beurteilung filmischer Archivierung in der Literatur, soll aber hier betont werden, daß eine Videokamera sich nicht nur vorteilhaft auf den Gesprächsverlauf auswirken kann. Einige Zeitzeugen fühlen sich durch die filmische Aufzeichnung in noch erhöhtem Maße beobachtet und kontrolliert, wodurch sich der ohnehin bestehende Erfolgsdruck, eine möglichst in sich konsistente und runde Lebensgeschichte präsentieren zu müssen, noch verschärfen kann.

umfangreiches Protokoll verfaßt werden, indem aus subjektiver Sicht das im Interview Erlebte eingefangen und reflektiert wird. Thematischer Schwerpunkt dieses Protokolls ist dann weniger das, was der Zeitzeuge zu berichten wußte, als vielmehr das eigene Erleben des Interviewenden und die Wahrnehmung dessen, was sich im Interview ereignete. Protokollnotizen mögen zunächst banal erscheinen, jedoch erweist es sich im weiteren Forschungsprozeß als hilfreich, den Interviewverlauf anhand eigener Aufzeichnungen nachvollziehen zu können.⁴³

Interviewprotokoll, Transkription und Video- oder Tonbandaufzeichnung konstituieren in ihrer Gesamtheit das, was unter mündlich erfragten Geschichtsquellen zu verstehen ist. Damit unterscheidet sich dieser Quellentyp bereits in seiner Form von denjenigen Archivalien, die Historiker üblicherweise auswerten und deuten. Wie lassen sich diese Spezifika quellenkritisch erfassen? Ich möchte dazu sieben Zugriffe aufzeigen.⁴⁴

1. Quellen sollten generell auf ihre Echtheit überprüft werden. Für lebensgeschichtliche Interviews bedeutet dies zunächst, die Transkription dahingehend zu kontrollieren, ob sie als zuverlässig und vollständig gelten kann. Der Abgleich mit der Tonbandaufzeichnung ist kein einmaliger Akt, denn für die Interpretation wird der Forschende immer wieder auf das ›Original‹ zurückgreifen, gerade wenn es um sprachliche Feinheiten und detailbezogene Deutungen geht. Trotzdem ist es unumgänglich, die schriftliche Fassung des Interviews zu kontrollieren, gerade wenn die Transkription durch eine andere Person erstellt wurde. Mit dem Vorgang der Interviewverschriftlichung ist eine nicht zu unterschätzende ›Macht‹ verbunden. Über konkrete Abschriftfehler hinaus prägt diejenige Person, die das Band abtippt, die Quelle maßgeblich. Daher ist es sicherlich erstrebenswert, zu einer transparenten Regelmäßigkeit des Verschriftlichungsvorgangs zu kommen, auch wenn dadurch keine identische Transformation garantiert, sondern nur eine Annäherung erreicht werden kann. Nicht alle sprachlichen Nuancen lassen sich operationalisieren.

2. In der Regel tritt der Forschende mit einem bestimmten Erkenntnisinteresse an die Zeitzeugen heran und bittet um ein Gespräch. Sowohl die Interessen des Interviewers als auch die Form der Kontaktaufnahme, beispielsweise über dritte Personen oder Institutionen, strukturieren das Interview bereits vor. Möglicherweise erweitert oder beschränkt die Vermittlung eines Gespräches über eine Kontaktperson die Auskunftsfreudigkeit der Beteiligten, gleichzeitig kann das Erkenntnisinteresse des Wissenschaftlers bereits eine thematische Schwerpunktsetzung bewirken. Um die Gewichtung des im Interview Dargebotenen einschätzen zu können, ist es notwendig, sich diesen Entstehungsrahmen des Gespräches bewußt zu machen, besonders wenn Inter-

43 Vgl. zum Prozeß der Selbstreflexion des Forschenden das Kapitel ›Verstehen und Deuten. Zum Problem subjektiver und objektiver Aussagen‹, S. 35ff.

44 Die nachfolgenden quellenkritischen Fragestellungen entsprechen den herkömmlichen Verfahren der Quellenbearbeitung und wurden für die Auswertung von Erinnerungsinterviews konkretisiert. Sie können sicherlich nicht den Anspruch auf Vollständigkeit erheben, sondern sind eher als Anregungen gedacht. Vgl. Rüsen, *Rekonstruktion* (1986), S. 103-147; Rusinek, *Interpretation* (1992). Vgl. die ausführliche Quellenkritik zum Interview mit Hans Wassermann, S. 133ff.

viewer und Interpretierende nicht die gleichen Personen sind. Diejenigen, die als Repräsentanten einer Institution oder behördlichen Einrichtung mündlich erfragte Geschichtsquellen erheben, unterschätzen häufig die Wirkung, die allein dieser Zusammenhang auf den Interviewverlauf haben kann. Tabuisierungen, Mißtrauen oder verbindlich vorausgesetzte Normen- und Wertvorstellungen seien hier nur als Stichworte genannt.

Gleichzeitig beeinflussen selbstverständlich auch aktuelle Umstände, beispielsweise politische und gesellschaftliche Ereignisse, ein lebensgeschichtliches Interview. Der aktuelle Kontext der Befragung erscheint nur auf den ersten Blick als relativ unproblematisch, da es sich ja überwiegend um Quellen aus der Gegenwart handelt. Um aber gerade diese Verbindungen nicht zu vernachlässigen, ist der Entstehungsrahmen des Interviews eingehend zu reflektieren.

3. Jedes Interview enthält intendierte und nichtbeabsichtigte Komponenten. Die Fokussierung des Gesagten hängt aber nicht nur mit den Absichten des Erzählenden zusammen, sondern auch mit denjenigen, an die sich der Zeitzeuge mit seinem Lebensbericht wenden möchte. Jeder Zeitzeuge richtet das von ihm Erinnernte auf sein Gegenüber aus, also zunächst auf den Interviewer oder die Interviewerin. Doch das vermeintliche Zwiegespräch ist in Wirklichkeit ein »halböffentliches Arrangement«, denn die Tonbandaufnahme ruft dem Befragten mehr oder weniger nachdrücklich in Erinnerung, daß sein Gegenüber nicht als Privatperson, sondern als Vertreter oder Vertreterin einer Institution gekommen ist, die ein gewisses Verwertungsinteresse an dem Gesprochenen hat.⁴⁵ Doch lassen sich auch weitere, während des Gesprächs nicht anwesende Adressaten der Quelle ausmachen. Beispielsweise nehmen einige ältere Zeitzeugen das Interview zum Anlaß, Rückschau auf ihr vergangenes Leben zu halten, und verbinden damit den Wunsch, das, was sie an ihre Kinder oder Enkel weitergeben möchten, festhalten zu können. Ein solcher Testamentscharakter wird das im Gespräch Erinnernte in seiner Form und seinem Inhalt prägen, daher ist die Frage nach dem Adressaten einer Quelle auch immer eine Frage nach den Motiven des Zeitzeugen, sich für ein lebensgeschichtliches Interview zur Verfügung zu stellen.⁴⁶

4. Wenn man den Zeitzeugen – mit den hier bereits festgestellten Einschränkungen – als Autor des im Interview Gesagten auffassen will, so muß auch sein Bezug zu den berichteten Geschehnissen untersucht werden. Dazu lassen sich mehrere Ebenen benennen. Zum einen kann es um Handlungen gehen, in die der Berichtende selbst involviert war, das heißt er hat das Geschehene persönlich erlebt und war darin aktiv oder passiv verstrickt. Davon zu unterscheiden sind Ereignisse, die der Befragte zwar als Augenzeuge beobachtet hat, aber in die er nicht persönlich eingebunden war. Eine dritte Ebene stellen Handlungszusammenhänge dar, die der Zeitzeuge zu damaliger Zeit von anderen erzählt bekommen hat, die er aber nicht aus eigener Anschauung kennt. Schließlich geben Erinnerungsinterviews immer auch Geschehnisse wieder, die der Zeitzeuge erst nachträglich durch Dritte oder durch spätere Lektüre erfahren hat.

45 Vgl. Niethammer, *Fragen* (1985), S. 399.

46 Vgl. Jureit/Orth, *Überlebensgeschichten* (1994), S. 176-209.

Diese unterschiedlichen Bezugs Ebenen zum dargestellten Handlungszusammenhang gilt es herauszuarbeiten, sind mit ihnen doch verschiedene Perspektiven auf das Geschehene verbunden. Die Authentizität dessen, was berichtet wird, interessiert zunächst nicht, sondern die sich im Interview äußernde persönliche Betroffenheit des Zeitzeugen. Gleichzeitig kann die Identifizierung solcher Bezüge helfen, den Einfluß kollektiver Überlieferungen, Meinungen und Deutungen auf das Erzählte zu ermitteln.

5. Üblicherweise muß eine Quellenkritik auch den Archivierungsvorgang und damit die Überlieferungsgeschichte der jeweiligen Quelle thematisieren. Bei lebensgeschichtlichen Interviews ist dies sicherlich ein spezielles Unterfangen, könnte man doch meinen, eine solche Herleitung erübrige sich durch den Gegenwartsbezug der Texte. Eine langwierige Rekonstruktion des Überlieferungsweges ist in der Tat meistens überflüssig, andererseits ist die Frage der Zugänglichkeit mündlich erfragter Geschichtsquellen von brisanter Aktualität. Wissenschaftliches Arbeiten ist an Regeln gebunden, die dazu dienen, gewonnene Interpretationsergebnisse nachvollziehbar zu machen. Dazu gehört es, daß die benutzten Materialien nicht nur benannt, sondern auch dritten Personen zugänglich gemacht werden. Quellen, die mit der Methode der Oral History erhoben wurden, erfüllen diese Anforderung keineswegs immer. Nicht jedes Projekt setzt es sich zum Ziel, in Zusammenarbeit mit einem öffentlichen Archiv einen thematisch relevanten Quellenbestand zu recherchieren oder die bereits durchgeführten Interviews einem solchen zur Verfügung zu stellen. Mit dieser Tendenz zur Privatisierung sind aber fundamentale Regeln wissenschaftlicher Erkenntnisverfahren zumindest beeinträchtigt; dem Interpretierenden wird eine problematische Macht über ›seine‹ Quellen eingeräumt.

6. Eine quellenkritische Untersuchung dient immer auch dazu, den Wahrheitsgehalt einer Quelle einzuschätzen und zu überprüfen, indem ihre Aussagen mit denen anderer Archivalien konfrontiert werden. Die Tatsache, daß autobiographische Erinnerungen eine subjektive Perspektive wiedergeben, hat zu der Auffassung geführt, lebensgeschichtliche Interviews seien aufgrund ihrer Individualität und Subjektivität nicht nachprüfbar. Dieser Einschätzung soll hier entschieden widersprochen werden. Natürlich lassen sich individuelle Wünsche, Beurteilungen, Deutungen und Vorstellungen nicht als wahr oder falsch klassifizieren, jedoch schließt dies ein Hinzuziehen anderer Quellen nicht generell aus. Zum einen kann das im Interview Dargebotene mit früheren Zeugnissen, wenn es diese denn geben sollte, verglichen werden, zum anderen müssen alle thematisch relevanten Quellen Beachtung finden, um die Perspektive des Zeitzeugen auf das Geschehen gerade in seiner Individualität erkennen zu können. Erst durch die Feststellung der Differenz offenbart sich die subjektive Sichtweise dieses Befragten. Gleichzeitig können gegebenenfalls zeitliche Angaben, nähere Umstände oder Hintergründe des Geschehens korrigiert oder ergänzt werden.⁴⁷ Für den kritischen Abgleich mit anderen Quellen ist die Frage, ob der Informant als zuverlässig gelten kann, sicherlich wichtig. Entscheidender ist aber, daß sich erst durch die Be-

47 Eine Recherche weiterer Quellen, die zur Auswertung von Erinnerungsinterviews hinzuzuziehen

gegnung mit anderen thematisch relevanten Materialien die individuelle Perspektive auf das Vergangene herauspräparieren läßt.

Die quellenkritische Verifizierung des lebensgeschichtlichen Rückblicks gehört zu den wohl wichtigsten Arbeitsschritten im Rahmen einer Auswertung, leider gehört sie auch zu den arbeitsaufwendigsten. Die Suche und Aufbereitung von Quellen, die sich thematisch auf das im Interview Gesagte beziehen und daher von Relevanz sein können, ist ein mühsames und zeitintensives Unterfangen, dessen Aufwand nicht immer in angemessener Relation zum Ertrag stehen muß. Der Historiker wird in mühsamer Kleinarbeit umfangreiche Archivalien, die überwiegend nicht in zusammenhängenden Beständen aufbewahrt werden, durcharbeiten und erst anschließend beurteilen können, ob sich die Arbeit gelohnt hat. Andererseits liegt darin auch eine Stärke historisch orientierter Oral History-Forschung, denn durch den angemessenen Umgang mit Quellen kann das individuelle Erleben mit sozialen und gesellschaftspolitischen Prozessen in Zusammenhang gebracht werden. Die subjektive Erzählung des Zeitzeugen wird so in einen größeren Rahmen eingebunden, kann dadurch verifiziert, relativiert oder gegebenenfalls sogar in Zweifel gezogen werden.

7. Die bisher genannten Schritte zur Quelleninterpretation sollten deutlich machen, daß es im wesentlichen darum geht, die im Interview dargebotene Perspektive auf Erlebtes zu erfassen und damit die Erzählung als unvollständigen Ausschnitt zu erkennen. Der Interviewtext kann ja nur als Fragment wahrgenommen werden, wenn das Fehlende sichtbar wird. Der jeweilige Ausschnitt ist durch den gegenwärtige Blick des Zeitzeugen auf das von ihm Erlebte bestimmt und damit zugleich von seiner heutigen Bedeutungs- und Sinnproduktion abhängig. Da es im Interview um die Lebensgeschichte des Befragten geht, ist seine Erzählung nicht nur dadurch bestimmt, was er wie erlebt hat, sondern durch die Bedeutungs- und Sinnkonstruktion geformt, die der einzelne seinem vergangenen Leben hinzufügt. Das menschliche Erfahrungsreservoir speist den Prozeß individueller Sinnproduktion, die demzufolge ein wesentliches Element des lebensgeschichtlichen Rückblicks darstellt.

Aber ein lebensgeschichtliches Interview ist nicht nur gegenwartsbezogene Deutung, sondern in ihm vollzieht sich auch eine Begegnung zwischen dem »Jetzt« und dem »Damals«. Die erzählten Einzelheiten sind zwar durch die heutige Sicht des Zeitzeugen geprägt, aber sie entstammen verschiedenen Zeitschichten, in denen das Erlebte immer wieder neu eingeordnet und gedeutet wurde. Der Interpretierende hat es also mit einer Aufsichtung von Erfahrungen zu tun, die im Interviewtext zu einer Gesamtsicht verschmelzen und allein sprachanalytisch und textkritisch transparent gemacht werden können. Niethammer betont also zu Recht: »Wenn z. B. der Inhalt

sind, wird je nach Fragestellung und Erkenntnisinteresse der Forschenden in Umfang und Reichweite variieren. Für meine Untersuchung habe ich zu jedem Interview sowohl personenbezogene als auch thematisch relevante Quellen aufgearbeitet. Die erste Kategorie umfaßt beispielsweise frühere Erinnerungsberichte, Briefe, Tagebuchaufzeichnungen oder Memoiren der Zeitzeugen, zum zweiten Quellentyp zähle ich Wiedergutmachungsakten, Unterlagen aus Rückerstattungsverfahren, Fürsorgeberichte, Vermehrungsprotokolle, Gutachten, aber auch personenunabhängige Materialien wie zum Beispiel Prozeßunterlagen zu NS-Verfahren oder Archivbestände zur Verwaltung der jeweiligen Ghettos und Konzentrationslager.

einer Geschichte einen anderen Sinn nahelegt, als er durch ihre Verwendung im kommunikativen Kontext des Interviews beigelegt wird, so ist in der Regel die Vermutung einer älteren, durch den assoziativen Charakter des Gedächtnisses sozusagen fälschlich eingemischten Überlieferung begründet.«⁴⁸

Eine ideologiekritische Betrachtung von Interviewtexten ist noch um einen weiteren Aspekt zu ergänzen. Wenn es einerseits um die Tendenz der Quelle, also um Perspektive und Standpunkt des Erzählenden geht, dann gilt es auch, die Beteiligung des Forschenden an der Entstehung der Quelle zu reflektieren. Gerade in der Interaktion zwischen Interviewer und Zeitzeuge liegt ja ein wesentlicher Unterschied zu herkömmlichen Archivalien. Damit sind auch seine Fragen, Kommentare und Anregungen einer ideologiekritischen Würdigung zu unterziehen. An welchen Stellen lenkt der Wissenschaftler oder die Wissenschaftlerin das Interview? Welche Gesprächsimpulse bewirken eine bestimmte Fokussierung der Erinnerung? Inwieweit bestimmen die Relevanzen des Fragenden den Interviewverlauf? Lebensgeschichtliche Interviews sind zwar ein ungleicher Tausch, sie sind aber von den Interviewern nicht abzukoppeln. Ihr Alter, ihr Geschlecht und ihre soziale Herkunft beeinflussen ebenso wie der thematische Zugang und die Erkenntnisinteressen das Interviewgeschehen. Gleichzeitig ist die Interaktion im Interview von gesellschaftlichen und sozialen Standards geregelt, sie ziehen ebenso wie die Beziehung zwischen den Gesprächspartnern die »Grenzen des Sagbaren«.⁴⁹

Verstehen und Deuten.

Zum Problem subjektiver und objektiver Aussagen

Die lange Zeit vorherrschende Sicherheit der Wissenschaftler, durch methodisch kontrolliertes Vorgehen ›objektiv‹ gültige Aussagen treffen zu können, wird heute mehr und mehr in Zweifel gezogen. Der Streit um Subjektivität und Objektivität ist noch lange nicht ausgefochten. Eine Auswertung lebensgeschichtlicher Interviews ist mit diesem erkenntnistheoretischen Problem in mehrfacher Hinsicht konfrontiert. Der Oral History wird vorgeworfen, sie bleibe in subjektiv verzerrter Darstellung vergangener Ereignisse stecken, daher gestalte sich der analytische Sprung vom Besonderen zum Allgemeinen schwierig. Gleichzeitig sei der Historiker durch seine persönliche Beteiligung subjektiv verstrickt, so daß eine Objektivierung historischer Erkenntnis kaum mehr möglich sei.⁵⁰

Bei genauerer Betrachtung fällt jedoch auf, daß ›Subjektivität‹ weniger eindeutig zu sein scheint, als die Kritiker der Oral History annehmen. Es erweist sich als hilfreich, mindestens vier Ebenen zu unterscheiden: Subjektivität, Individualität, Parteilichkeit und Identität.

48 Niethammer, *Fragen* (1985), S. 413.

49 Pollak, *Grenzen des Sagbaren* (1988), S. 163-172.

50 Vgl. Wehler, *Alltagsgeschichte* (1988), S. 149.

Lebensgeschichtliches Erzählen ist immer in einen Akt der persönlichen Selbstvergewisserung eingebunden. Indem der Zeitzeuge sein Leben Revue passieren läßt und seine Erinnerungen an selbst erlebte Ereignisse verbalisiert, konstruiert sich ein einheitliches Ganzes, das wir biographische Erzählung nennen. Das eigene Leben als Einheit darzustellen, verbindet sich situativ mit dem Erleben von Kontinuität und Identität. Bourdieu hat diese Konstruktion als »biographische Illusion« bezeichnet, da sie eine Einheitlichkeit und Kontinuität menschlicher Identität vortäusche, die einer vormodernen Vorstellung von Lebenswirklichkeit Rechnung trage.⁵¹

Trotz dieses berechtigten Einwands sind lebensgeschichtliche Erinnerungen aber sprachliche und soziale Phänomene, die in ihrer identitätsstiftenden Funktion zu analysieren sind. Die subjektive Dimension lebensgeschichtlichen Erzählens schließt immer auch eine Suchbewegung nach der eigenen Identität ein, indem das Erlebte mit dem Erfahrungsreservoir des einzelnen in Beziehung gesetzt wird.

Mit subjektiver Dimension kann aber auch das Individuelle eines Berichts gemeint sein. Lebensgeschichtliche Erinnerungen bilden individuelle Eigenarten ab, die eine mögliche Variante menschlicher Lebenspraxis in Worte fassen. Die Individualität eines Lebensrückblicks und damit die Bedeutung der Aussagen läßt sich allein aus dem individuellen Kontext erschlüsseln. Eine Unterscheidung zwischen Subjektivität und Individualität ist besonders für die entsprechenden Gegenbegriffe bedeutsam. Der Schritt von einer individuellen zur verallgemeinernden Aussage wird in der Forschung häufig mit dem Prozeß der Objektivierung gleichgesetzt. Dabei bewegt sich eine Verallgemeinerung in gewisser Weise immer noch im Material selbst und verbleibt in ihm, auch wenn sie über den Einzelfall hinausgeht. Hingegen ist das Problem der Objektivierung wissenschaftlicher Aussagen eine erkenntnistheoretische Frage, auf die noch zurückzukommen ist. Festgehalten sei nur schon, daß der Sprung vom Individuellen zum Allgemeinen, vom Teil zum Ganzen zwar eine Abstraktionsleistung vollzieht, diese aber nicht zwangsläufig einen objektiven Geltungsanspruch in sich trägt.

Neben der identitätsstiftenden Funktion lebensgeschichtlichen Erzählens und seiner individuellen Gestalthaftigkeit erweisen sich Erinnerungen auch als parteilich. Darunter ist die bewußte oder unbewußte Tendenz einer Aussage zu verstehen, die eine einseitige und selektive Fokussierung hervorruft. Eine Differenzierung zwischen Parteilichkeit und Subjektivität erscheint besonders schwierig, denn beide Begriffe ließen sich ebensogut synonym verwenden. Charakterisiert man aber die Subjektivität lebensgeschichtlichen Erzählens als ihre Perspektivität, so bezieht sich dies auf den retrospektiven Erzählstandpunkt. Es handelt sich also um eine temporale und räumliche Kategorie, welche den erzählerischen Blickwinkel zu umfassen versucht und damit die Ausschnitthaftigkeit der Erzählung betont. Ist hingegen eine Aussage als parteilich anzusehen, so bezieht sich dies zwar auch auf den Erzählstandpunkt, allerdings eher im Sinne einer kognitiven Befangenheit.

Wenn auch die Subjektivität mündlich erfragter Geschichtsquellen hier weiter dif-

51 Bourdieu, *Biographische Illusion* (1990), S. 75-81. Auf die Kritik Bourdieus an der Biographieforschung wird noch zurückzukommen sein.

ferenziert werden konnte, so ist damit die Gesamtdimension keineswegs ausreichend umschrieben worden. Der subjektive Faktor spielt auch auf Seiten der Interviewenden, besonders bei der Auswertung von Erinnerungsinterviews, eine bedeutende Rolle.

Die Analyse lebensgeschichtlicher Erzählungen formiert sich in der Praxis überwiegend als Interpretationsarbeit. Unter Interpretation wird hier mit Straub »ein in intentionaler, absichtsvoller und bewußter Einstellung realisiertes, explizites, methodisch kontrolliertes, auf Transparenz und intersubjektive Zustimmung angelegtes Bemühen um das Verstehen von Texten oder Handlungen« verstanden.⁵² Ein kontrolliertes Vorgehen stößt jedoch auch an seine Grenzen, denn Interpretationen bedürfen kreativer und innovativer Freiräume. Jenseits dieser notwendigen Offenheit geht es aber darum, wissenschaftliche Verstehens- und Erkenntnisprozesse kontrollierbar zu machen.

Eine Auswertung lebensgeschichtlicher Interviews kann sich nicht damit begnügen, das von den Zeitzzeugen Erinnernte nachzuerzählen oder neu zu ordnen. Aufgabe einer wissenschaftlichen Analyse ist es, die Erzählung unter einer bestimmten Fragestellung zu deuten. Nun ist dieser Interpretations- und Erkenntnisprozeß nicht von der Person des Interpretierenden abzukoppeln, denn auch wissenschaftliche Erkenntnis bleibt immer gesellschaftsabhängig.

Die Frage, inwieweit interpretative Aussagen überhaupt objektiv sein können, ist so alt wie die Geschichtsforschung selbst.⁵³ Das Bemühen, verbindliche Kriterien zu finden, die einer Objektivität wissenschaftlicher Erkenntnis dienlich sind, orientiert sich daran, Parteilichkeit, Selektivität, Einseitigkeit und außerwissenschaftliche Interessen zu reflektieren, zu minimieren oder zu disziplinieren. Objektivität bezieht sich auf die Qualität wissenschaftlicher Aussagen, fragt danach, wie wahr und gültig, nicht wie abstrakt diese sind. In diesem Sinne ist Objektivität das Gegenteil von Subjektivität, allerdings ist der Versuch, Interpretationen sozusagen von ihrem Urheber ablösen zu wollen, nicht nur illusorisch, sondern führt eher dazu, dessen persönliche Beteiligung auszublenden. Die Spannung zwischen subjektiver Deutung und anzustrebender Objektivität wissenschaftlicher Aussagen wird sich nicht gänzlich auflösen lassen, denn trotz regulativer Grenzziehungen verbleiben immer mehrere Möglichkeiten, einen Gegenstand zu interpretieren. Überzeugen kann andererseits – wie Geertz herausstellt – auch nicht das Argument, »daß man – da vollständige Objektivität in diesen Dingen ohnehin unmöglich sei (was natürlich zutrifft) – genauso gut seinen Gefühlen freien Lauf lassen« kann.⁵⁴

Es ist im Gegenteil sinnvoller, den Erkenntnisprozeß selbst zu reflektieren, also das Wechselspiel zwischen Interpretieren und Quellentext in die Analyse bewußt einzubinden, diesen Vorgang transparent zu machen und interpretativ zu nutzen. Die tiefhermeneutische Textinterpretation, wie sie bisher insbesondere in literaturwissen-

52 Straub, *Zeit, Erzählung, Interpretation* (1993), S. 159.

53 Rüsen, *Historische Vernunft* (1983), S. 58-136; zu dieser Frage auch: Kocka, *Sozialgeschichte* (1986), S. 40-47.

54 Geertz, *Dichte Beschreibung* (1983), S. 42.

schaftlichen und ethnologischen Untersuchungen aufgegriffen worden ist, versucht das Wechselspiel zwischen Text und Autor aufzudecken und für die Analyse zu nutzen.⁵⁵ Textinterpretation wird als Prozeß angesehen, in dem sich ein Wechselspiel zwischen dem Selbst des Forschenden und den im Text enthaltenen Gegenständen entwickelt. Es geht darum, »der Inwendigkeit subjektiver Lebensentwürfe in der Spannung des Text-Leser-Verhältnisses auf die Spur zu kommen«. Diese Suche verlangt »die Reflexion der eigenen lebenspraktischen Vorannahmen des Interpreten und die Bereitschaft, sie mit anderen Sinndimensionen zu konfrontieren«.⁵⁶

Alfred Lorenzer hat sich in seinen Arbeiten, mit denen er sich um die Bewahrung des Freudschen Erbes in den Kultur- und Sozialwissenschaften verdient gemacht hat, mit tiefenhermeneutischen Interpretationsprozessen beschäftigt und deren Hauptziel dahingehend formuliert, daß sie als die Suche nach dem unbewußten Sinngehalt eines Textes zu verstehen seien. Die im Text latent vorhandenen Bedeutungen seien nicht verbal greifbar, sondern in der Symbolik und im Zusammenspiel der Sprachfiguren enthalten.⁵⁷

Tiefenhermeneutische Textanalyse bemüht sich in diesem Sinne um die Dechiffrierung unbewußter Inhalte, auf die »alle Stellen (hinweisen), an denen der Text unserer alltäglichen Sprachspiele aufgrund interner Störungen durch unverständliche Symbole durchbrochen ist«.⁵⁸ Widersprüchliches, Auslassungen, Versprecher und andere Irritationen sollten den Interpretierenden aufmerksam werden lassen und zum Ausgangspunkt seines Deutungsprozesses werden.⁵⁹ Dabei ist die Wahrnehmung des Forschenden von zentraler Bedeutung. Seine Erwidrerungen oder – anders ausgedrückt – seine ›Gegenübertragungen‹ auf den Text werden selbst zum Gegenstand der Interpretation. Unter Gegenübertragung wird in der Psychoanalyse »die Summe aller Verzerrungen, die im Wahrnehmungsbild des Psychoanalytikers von seinem Patienten und in seiner Reaktion auf ihn auftreten«, verstanden.

Für die Textanalyse heißt dies, daß sich die unbewußten Inhalte der Erzählung in den Reaktionen des Interpretierenden auf den Text insofern widerspiegeln, als die subjektive Reaktion des Interpretierenden mit dem unbewußten Inhalt des Textes korrespondiert. Die Wahrnehmung der latenten Sinndimension erfolgt also sozusagen über den Umweg der unbewußten Reaktion des Interpretierenden. Indem diese reflektiert und analysiert wird, eröffnet sich die Chance, unbewußte Inhalte des Textes aufzudecken.⁶⁰

Durch ihre Anlehnung an die Psychoanalyse übernimmt die tiefenhermeneutische

55 Exemplarisch seien hier genannt: Würker, *Irritation und Szene* (1987), S. 303-316; Morgenthaler, *Gespräche* (1984); Nadig, *Verborgene Kultur* (1992).

56 Belgrad, *Idee einer psychoanalytischen Sozialforschung* (1987), S. 17.

57 Vgl. ausführlicher: Lorenzer, *Psychoanalytischer Symbolbegriff* (1970); Ders., *Spracherstörung* (1976); Ders., *Kultur-Analysen* (1986).

58 Habermas, *Erkenntnis und Interesse* (1968), S. 277.

59 Im folgenden wird die tiefenhermeneutische Textinterpretation zunächst erstmalig auf den Erkenntnisprozeß des Interpretierenden bezogen. In Kapitel 2. sollen anhand des »szenischen Verstehens« dann weitere Möglichkeiten dieses Ansatzes ausgelotet werden.

60 Devereux, *Angst und Methode* (1992), S. 64.

Textinterpretation auch einige fachbezogene Annahmen. So wird davon ausgegangen, daß in jedem Text eine verborgene, dem Erzähler nicht bewußte Dimension enthalten sei, die aber interpretativ zugänglich gemacht werden könne. Das Wechselspiel zwischen Text und Interpret bewirke zum einen ein wirkliches Einlassen auf die Inhalte, zum anderen aber auch einen ständigen Rückbezug zur persönlichen Wahrnehmung des Wissenschaftlers.

Der Anwendung psychoanalytischer Verfahren in sozialwissenschaftlichen Forschungszusammenhängen wird immer wieder vorgeworfen, sie übertrage das Neurose-Konzept unreflektiert auf ihren Gegenstand und würde damit die gesamte Palette psychoanalytischer Theorieannahmen, einschließlich einer Pathologisierung, auf Alltagshandlungen anwenden.⁶¹ Dem läßt sich entgegenhalten, daß es hier zunächst um eine Kritik wissenschaftlicher Erkenntnisverfahren geht. Darüber hinaus ist es für eine Textanalyse sicherlich nicht irrelevant, nach unbewußten Inhalten zu fragen. Dabei muß gegebenenfalls auch von einer Verzerrung alltäglicher Wahrnehmungen ausgegangen werden, ohne diese pathologisieren zu müssen.

Für einen Interpretationsprozeß bietet die tiefenhermeneutische Textinterpretation konstruktive Hilfen an, denn Selbstreflexion ist im Forschungszusammenhang noch nicht selbstverständlich. Wissenschaftliche Methodik erfüllt nicht selten die Funktion, eigene Abwehr gegenüber dem Forschungsgegenstand zu stabilisieren. Ein selbstreflexives Vorgehen kann es ermöglichen, den bestehenden gesellschaftlichen und individuellen Abwehrtendenzen, wie sie bei Texten mit bedrohlichen Inhalten auftreten, entgegenzuwirken.⁶² Die persönliche Wahrnehmungsfähigkeit des Interpretierenden wird demzufolge die Tiefe seiner Textauswertung bestimmen.

Wenn der wechselseitige Mechanismus zwischen Text und Autor, wie ihn die Tiefenhermeneutik versteht, auch vielversprechend erscheint, so ist er in seiner praktischen Umsetzung jedoch nicht unproblematisch. Zum einen werden sehr spezielle Anforderungen an den Interpretierenden gestellt. Seine Fähigkeit zur Selbstanalyse, die möglicherweise ohne eigene psychoanalytische Erfahrung schnell an ihre Grenzen stößt, wird die Tiefenschärfe der Textdeutung entscheidend beeinflussen. Dabei ist auch der Interpretierende in die zu analysierende Lebenswelt integriert und bewegt sich in ihr. Durch Selbstreflexion kann er sich die vorhandenen Barrieren zwar bewußt machen, aber er kann sich nicht außerhalb dieses Systems stellen. Der Interpretationsprozeß ist und bleibt durch subjektbezogene Wahrnehmung des einzelnen geprägt, er ist allein dadurch, daß man ihn transparent macht, intersubjektiv nachzuvollziehen und damit einer Überprüfung zugänglich.

Zum anderen spielt der Begriff ›Intuition‹ in diesem Zusammenhang eine unrühmliche Rolle, lastet ihm doch der Vorwurf der Willkürlichkeit an. Auch wenn Lorenzer feststellt, aufgrund ihrer aufzeigbaren hermeneutischen Struktur sei die Intuition von diesen Vorhaltungen freizusprechen, mag dies nicht gänzlich überzeu-

61 Vgl. zur Kritik: Radtke, *Hermeneutik* (1985), S. 321-349.

62 Vgl. Devereux, *Angst und Methode* (1992); Ricoeur, *Philosophische und theologische Hermeneutik* (1974), S. 24-45.

gen.⁶³ Esther-Beate Körber hat versucht, die ›Intuition‹ von der ihr anhaftenden Unwissenschaftlichkeit zu befreien und als zusätzlichen Weg für den wissenschaftlichen Interpretationsprozeß nutzbar zu machen. Sie verweist darauf, daß der menschlichen Intuition aufgrund kulturbedingter Prägungen im europäischen Kontext mißtraut werde, damit aber zugleich ein Teilbereich menschlicher Wahrnehmungsfähigkeit – neben Denken, Empfinden und Fühlen – verkümmere.⁶⁴ In Anlehnung an die Funktionslehre Jungs, auf die an dieser Stelle nicht im Detail eingegangen werden kann, kategorisiert Körber die Intuition als eine psychische Funktion, »die eine Situation nicht in Einzelheiten, sondern in ihrer Ganzheit, in ihren raumzeitlichen Zusammenhängen zu erfassen sucht«.⁶⁵ Intuitiv erfaßte Zusammenhänge strebten nicht nach Eindeutigkeit, sondern nach genauer Anschauung. Ihre Stärke liege in der Authentizität der Wahrnehmung, die sich dann in Bildern, Metaphern und Symbolen ausdrücke.

Es geht der Autorin nicht darum, wissenschaftliche Methoden durch intuitives Vorgehen zu ersetzen, sondern um den Versuch, Untersuchungsinstrumentarien zu vervollständigen und offenzulegen. Mit der Einbindung der Intuition beschreibt Körber Mechanismen, die ohnehin in jedem Interpretationsprozeß wirken, auch wenn dessen Ergebnisse hinterher als allein ›rational‹ erarbeitet dargestellt werden. Auch intuitiv erfaßte Zusammenhänge spiegeln eine Grundfunktion menschlicher Wahrnehmung wider, die im wissenschaftlichen Kontext zwar wirksam, aber bisher weitgehend verleugnet wird. Dahinter steht das Bestreben, einem dem experimentellen, naturwissenschaftlichen Denken verpflichteten Objektivitätspostulat Rechnung zu tragen. Tiefenhermeneutik ist aber gänzlich anders konzipiert, da sie die am Interpretationsprozeß beteiligten Personen nicht neutralisieren will, sondern wissenschaftliche Erkenntnis als einen dynamischen, inter- und intrasubjektiv kontrollierten Vorgang entwirft.

Eine Beschäftigung mit selbstreflexiven Interpretationsprozessen drängt danach, die Frage nach der Überprüfbarkeit und Validität interpretatorisch gewonnener Erkenntnisse zu diskutieren. Dies beinhaltet zunächst die generelle Frage, wie Interpretationen zu sichern sind. Die Gültigkeit und Stimmigkeit von Deutungen müssen sich immer am Text erweisen. Allein der Text gibt Rückmeldung auf die Sinnhaftigkeit einer Auslegung. Darüber hinaus ist es notwendig, daß der Interpretierende stets eine kritische Distanz zu seinen Interpretationen einnimmt, um nicht in einen Kreislauf eigener Vorannahmen, persönlicher Abwehrhaltungen und textimmanenter Interpretationsangebote zu geraten. In diesem Sinne ist Selbstreflexion gefordert, die sich am ehesten innerhalb einer Gruppe Korrektive schaffen kann. Birgit Volmerg und Thomas Leithäuser haben die Funktion und den Nutzen von Interpretationsgemeinschaften kritisch beleuchtet. Dabei geht es ihnen nicht nur um eine externe Evaluierung von gewonnenen Erkenntnissen, sondern auch darum, daß tiefenhermeneutische Textinterpretation hinter die im Text liegenden Sinngehalte schauen möchte, also zu

63 Vgl. Lorenzer, Die Wahrheit der psychoanalytischen Erkenntnis (1974), S. 153ff.

64 Vgl. Körber, Interpretationshilfsmittel (1988), S. 161-175. Zu C.G. Jung vgl.: Jung, Psychologische Typen (1978); Brumlik, C.G. Jung zur Einführung (1993).

65 Körber, Interpretationshilfsmittel (1988), S. 169.

den aus der Sprache ausgeschlossenen Inhalten vordringen will. »Was ist aber dann die Unterwelt des Textes? [...] Die in der Interpretationsgemeinschaft aus dem Bewußtsein ausgeschlossenen Sinngehalte korrespondieren mit den aus der Sprache des Textes ausgeschlossenen Sinngehalten. Diese Gehalte sind keine privaten, der einzelnen Person zugehörigen neurotischen Anteile.«⁶⁶

Volmerg formuliert hier einen weitreichenden Anspruch an Interpretationsgemeinschaften, der die Analyse von unbewußten Prozessen in einer Gruppe voraussetzt. Vorbehalte gegen ein solches Verständnis von Gruppenarbeit ergeben sich aus den üblichen Bedingungen, unter denen sozialwissenschaftliche Projekte arbeiten. Die wenigsten werden selbst über langjährige Analyseerfahrungen verfügen, noch seltener wird sich eine Gruppe finden, die solchen Voraussetzungen genügen könnte.

Die Frage nach der Kompetenz hat aber auch noch weitere Implikationen. Die Autoren geben selbst zu bedenken, daß eine konstruktive und effiziente Zusammenarbeit innerhalb einer Gruppe auch von anderen Faktoren beeinflusst werde, die in dem Verhältnis der Gruppenmitglieder untereinander begründet liege. Mit anderen Worten: Persönliche Konkurrenzen, Neid und Profilierungszwänge haben einen nicht unwesentlichen Einfluß auf die Interpretationsarbeit in einer Gruppe. Eine produktive Kooperation hängt davon ab, inwiefern sich eine kritische und authentische Verständigung über den Interpretationsgegenstand entwickeln kann. Ein mögliches Mißlingen spricht allerdings nicht generell gegen eine Arbeit in Interpretationsgruppen. Auch für die vorliegende Untersuchung konnten wichtige Zwischenergebnisse durch externe Korrektive gewonnen werden. Dabei hat es sich allerdings als günstig erwiesen, nicht innerhalb einer Fachdisziplin zu verharren, sondern bereits durch die Gruppenkonstellation einen interdisziplinären Ansatz für die Interpretation zu gewährleisten.

Insbesondere bei Forschungsthemen, die sich auf die Analyse individueller Lebenspraxis konzentrieren, ist das Risiko, den Kontext aus den Augen zu verlieren, besonders hoch. Damit ist ein zentraler Kritikpunkt benannt, den man auch an die Untersuchung von Ilka Quindeau herantragen muß.⁶⁷ Ihr Versuch, autobiographische Erzählungen von Überlebenden des Holocaust zu interpretieren, läßt eine historische Sicherung der psychoanalytisch gewonnenen Deutungen weitgehend vermissen. Methodisch entwirft Quindeau ein Verfahren, das sie »oblique Hermeneutik« nennt. Es handelt sich dabei um ein diskursives Validierungskonzept, das »Expertinnen« – sprich Psychoanalytikerinnen – einbindet, um eigene Interpretationen reflektieren und absichern zu können.⁶⁸

Die Notwendigkeit, psychoanalytische Fachkompetenz einzuholen, wenn es um die Deutung traumatischer Erlebnisse geht, wird niemand ernsthaft in Zweifel ziehen. In diesem Punkt überzeugen Quindeaus Ausführungen, wenn sie ihre Zusammenarbeit mit drei Psychoanalytikerinnen als zentralen – allerdings auch einzigen – Weg zur externen Validierung ihrer Interpretationen offenlegt. Auch wenn sich hinter dem Begriff

66 Leithäuser/Volmerg, *Psychoanalyse in der Sozialforschung* (1988), S. 254.

67 Vgl. Quindeau, *Trauma und Geschichte* (1995); ebenso: Leuzinger-Bohleber, *Die Einzelfallstudie* (1995), S. 434-480.

68 Vgl. Quindeau, *Trauma und Geschichte* (1995), S. 108.

der »obliquen Hermeneutik« nichts wesentlich Neues verbirgt, so ist einmal mehr auf die Notwendigkeit verwiesen, Supervisionen als mögliche Korrektive zu nutzen.

Worin liegen nun genau die Chancen eines diskursiven Validierungskonzepts? Abgesehen von der Tatsache, daß es immer sinnvoll ist, die Nachvollziehbarkeit und Genauigkeit interpretativ gewonnener Erkenntnisse durch sachkundigen Rat verifizieren zu lassen, begründet Quindeau nachvollziehbar, daß die Supervision durch die Fachkompetenz der Beteiligten den Theoriebestand zu erweitern wisse, und gleichzeitig eine Begrenzung der Subjektivität ermöglicht werde, indem der oder die WissenschaftlerIn – so möchte ich aus eigener Erfahrung anfügen – zwischen eigenen und textimmanenten Aspekten zu unterscheiden lernt.⁷⁰ Dabei umfaßt der begleitete Selbstreflexionsprozeß sowohl die individuellen Gegenübertragungen als auch intuitive Verhaltens- und Wahrnehmungsmuster, die auf diese Weise für den Interpretationsprozeß fruchtbar gemacht werden können. Jeder, der selbst Interviews durchgeführt hat, mußte erfahren, daß eigene Vorannahmen oft nur unbewußt existieren, während sie sich aber verhaltensbestimmend auswirken. Daher ist eine kritische Auseinandersetzung mit dem, was der Forschende in die Interviewsituation einbringt, unentbehrlich. Langjährige Supervisionserfahrung schärft zusätzlich die eigene Wahrnehmung und Sensibilität in lebensgeschichtlichen Interviews.

Trotzdem ist die Supervision kein Königsweg zur Wahrheit. Es ist ein Trugschluß, wenn Quindeau resümiert, daß »der Konsens über die Deutungen das Kriterium für deren Wahrheit« liefere.⁷¹ Sinnzusammenhänge sind immer kontextabhängig. Wahrheitsfindung ist ein Prozeß, weniger ein beweisbarer Zustand. Wenn man Sinnzusammenhänge zu erfassen versucht, ist die Frage nach der Wahrheit vielleicht sogar generell unangemessen. Vielmehr unterscheiden sich Interpretationen durch ihr verschieden weitreichendes Verstehen einer Szene oder einer Erzählung. Interpretationen sind abhängig von der Wahrnehmungstiefe des Interpretierenden. Das tatsächliche Problem besteht vielmehr darin, daß der Deutungsprozeß nur in seinen Ergebnissen sichtbar gemacht werden kann und daher eine Nachvollziehbarkeit von außen begrenzt ist. Diese Kluft bleibt bei allem Bemühen um methodisch reflektierte Interpretationsarbeit unüberbrückbar.

69 Es muß allerdings angemerkt werden, daß Quindeau irrt, wenn sie behauptet, es gäbe in Deutschland keine therapeutischen Einrichtungen oder PsychoanalytikerInnen, die eine derartige Supervisionsarbeit leisten könnten. Weiterhin greift ihr methodischer Ansatz insofern zu kurz, als Quindeau zwar die Kompetenz der etwas unglücklich als »Expertinnen« bezeichneten Analytikerinnen betont, allerdings deren persönliche Betroffenheit durch die nationalsozialistische Judenverfolgung an keiner Stelle thematisiert.

70 Vgl. auch für das Folgende: Quindeau, *Trauma und Geschichte* (1995), S. 98-113. Die in meiner Untersuchung vorgestellten und interpretierten Interviews mit Überlebenden der Konzentrations- und Vernichtungslager wurden von Gabriele Teckentrup supervidiert. Vgl. hierzu insbesondere die Analyse des Interviews mit Karl Himmel, S. 194ff.

71 Quindeau, *Trauma und Geschichte* (1995), S. 105.

2. Das Selbst und das Andere: Gedächtnis und Erinnerung aus psychoanalytischer Sicht

Das autobiographische Gedächtnis

Gedächtnisforschung hat Konjunktur. Fachdebatten in den naturwissenschaftlichen und philosophisch-kultugeschichtlichen Disziplinen propagieren unter den markanten Schlagworten »multidimensionales Gedächtnis« und »Kultur als Gedächtnis« die Maxime, das Gedächtnis sei das wichtigste Wahrnehmungsorgan des Menschen. »Man muß erst sein Gedächtnis verlieren, und wenn auch nur in Bruchstücken, um zu begreifen, daß das Gedächtnis unser Leben bedeutet. Leben ohne Gedächtnis kann niemals wirkliches Leben sein. Unser Gedächtnis ist alles gleichzeitig: unsere Identität, unser Verstand, unser Herz und selbst unsere Handlungen. Ohne Gedächtnis wären wir ein Nichts.«¹

Trotz hundertjähriger Forschung steht eine disziplinübergreifende Theorie des Gedächtnisses aber noch weitgehend aus. Die Vielfalt der Ansätze und Positionen ist bereits unüberschaubar. Eines läßt sich allerdings festhalten: Die Vorstellung, das menschliche Gedächtnis funktioniere wie eine Art Archiv, in dem das Erlebte bewahrt werden könne, wird in der modernen Gedächtnisforschung heute kaum mehr vertreten. Damit muß von einer immer noch verbreiteten Auffassung Abschied genommen werden, der Mensch könne Erlebtes und Erlerntes wie in Aktenordnern speichern und bei Bedarf abrufen. Abweichend von diesem Speicherkonzept werden heute Modelle favorisiert, die »die Gedächtnistätigkeit nicht mehr als Aufbewahrungs-, sondern als Konstruktionsarbeit konzeptionalisieren«.²

Mit dieser Wende geriet erneut die Frage nach Bau und Funktionsweise des menschlichen Gehirns in den Mittelpunkt experimenteller Gedächtnisforschung. Ohne an dieser Stelle im einzelnen auf die Erkenntnisse der Neurobiologie und der Hirnforschung einzugehen, ist die zentrale Frage, wie man sich den Prozeß zwischen der Wahrnehmung eines Ereignisses, seiner Speicherung und schließlich seiner Wiedergabe im Erinnerungsfall vorzustellen hat. Welche Mechanismen sind wirksam, wenn ein Mensch sich seines bisherigen Lebens erinnert?

Gerhard Roth, einer der renommiertesten Wissenschaftler auf diesem Gebiet, hat das menschliche Gehirn als neuronales, dynamisches Netzwerk beschrieben. Er resümiert, daß das Gehirn überwältigend komplex, aber zugleich überwältigend geordnet sei. Es sei zwar sowohl durch genetische als auch durch umweltbedingte Faktoren determiniert, aber funktioniere vor allem durch Selbststeuerungsprozesse. Mit anderen

1 Luis Buñuel, zitiert nach: Degen/Huber, *Gedächtnis: Unser Kino im Kopf?* (1992), S. 58.

2 Schmidt, *Gedächtnisforschungen* (1991), S 11.

Worten: Das menschliche Gehirn organisiert sich überwiegend auf der Basis seiner eigenen Geschichte.³

Für die Encodierung von Informationen hat dies Konsequenzen. Es kann als erwiesen gelten, daß Gedächtnisinhalte durch das geordnete Verhalten ganzer Nervenzellenverbände repräsentiert werden, also alle Hirnregionen als gedächtnisrelevant anzusehen sind. Im Unterschied zu künstlichen Speichersystemen liegt das Programm »in der Architektur des Gesamtsystems« begründet.⁴ Alle Änderungen und Neuaufnahmen erfolgen beim Erwachsenen durch Modifikation der bestehenden Wechselwirkungen zwischen den Nervenzellen.

Neben der Annahme, es würden verschiedene, an der Aktivität des Erinnerns beteiligte Gedächtnisse innerhalb des Gehirns – zu unterscheiden wäre hier das semantische vom episodischen Gedächtnis – bestehen, ist die Hypothese von der Existenz eines Kurz- und Langzeitgedächtnisses heute allgemein anerkannt. Im Kurzzeitgedächtnis werden – nach einer Filtrierung durch sensorisches Register – die aufgenommenen Informationen durch eine komplizierte chemische Veränderung an den Synapsen verarbeitet, so daß sie nach etwa 20 Sekunden dem Langzeitgedächtnis zur Verfügung stehen. Erst nach Abschluß dieses Prozesses kann eine Information als gespeichert gelten.⁵ Störungen dieses Vorgangs – insbesondere durch Schock, Alterungsprozesse oder organische Erkrankung – können zu Gedächtnisverlusten führen.

Mit diesen neurophysiologischen Erkenntnissen ist das Prinzip der Informationssicherung und damit auch ihrer Zugänglichkeit allerdings noch nicht ausreichend geklärt. Grundlegend auch für den hier darzustellenden Gegenstand des autobiographischen Gedächtnisses ist die grundsätzliche Unterscheidung zwischen Gedächtnis und Erinnerung.⁶

Gedächtnis ist eine neurophysiologische Funktion, die – so könnte vereinfacht formuliert werden – unter Ausschaltung des Bewußtseins funktioniert, hingegen ist Erinnerung eine kognitive Konstruktion, die zum Bewußtsein drängt. Erinnern ist damit nicht der unmittelbare Zugriff auf Gedächtnisinhalte, sondern ein konstruktiver Prozeß. Schmidt stellt daher fest: »Nicht die Erinnerungen stammen aus der Vergangenheit, sondern Vergangenheit resultiert aus Erinnerungen.«⁷

Für die Beschäftigung mit lebensgeschichtlichen Erinnerungen ist diese Feststellung

3 Vgl. Roth, *Gehirn und Selbstorganisation* (1990), S. 167-180. Weiterführend sind auch neuere Forschungen zum Bewußtsein: Calvin, *Die Symphonie des Denkens* (1993); Roth, *Das Gehirn und seine Wirklichkeit* (1995).

4 Schmidt, *Gedächtnisforschungen* (1991), S. 27.

5 Vgl. Vester, *Denken, Lernen, Vergessen* (1975), S. 82ff. Vester geht noch von der Informationsspeicherung durch Proteinsynthese aus. Damit muß er zu den Vertretern der heute nicht mehr akzeptierten »Videorecordertheorie« gezählt werden. Vgl. daher eher: Klix, *Gedächtnis* (1988), S. 213-218; Lehmann, *Gedächtnis. Das Universum im Kopf* (1994), S. 12-34. Der chemische Vorgang des Transports elektrischer Potentiale von einer Nervenzelle zur anderen erfolgt über die als Synapsen bezeichneten Kontaktstellen. Das elektrische Signal muß dabei durch Neurotransmitter von einer Nervenzelle zur nächsten 'überspringen', wo infolge dessen eine chemische Reaktion ausgelöst wird. Dieser Vorgang hinterläßt eine bleibende Verstärkung, eine sogenannte Gedächtnisspur.

6 Vgl. dazu die beiden Aufsätze von Erik Porath in dem von ihm herausgegebenen Sammelband: *Aufzeichnung und Analyse* (1995), S. 13-32 und 73-102.

7 Schmidt, *Gedächtnisforschungen* (1991), S. 34. Von dieser grundsätzlichen Verarbeitungs-

in mehrfacher Hinsicht fundamental. Zum einen sind Erinnerungen eben nicht Elemente des Gedächtnisses, sie konservieren nicht etwa ein Erlebnis, sondern Erinnerungen haben mit der Ausbildung stabiler Muster anlässlich von Ereignissen zu tun. Ereignis und Erinnerung sind nicht identisch. Eine Grundannahme der Gedächtnisforschung lautet somit, daß Erinnerungen »an keinem anderen Ort und zu keiner anderen Zeit als jetzt im kognitiven System« existieren.⁸ Lebensgeschichtliche Rückblicke zeichnen sich daher durch ihren Gegenwartsbezug aus, sie zeigen weniger ein historisch getreues Abbild des individuellen Lebens als vielmehr eine Vorstellung von diesem.⁹

Das autobiographische Gedächtnis ist definiert als Gedächtnis für Informationen mit einem Bezug zum Selbst. Dabei läßt sich dieser Selbstbezug zum einen als gewußt beobachten, zum anderen kann er auch emotional erlebt werden. Ersteres umfaßt das autobiographische Wissen. Es handelt sich dabei um ich-bezogene Informationen (z.B. das Geburtsdatum), die das Individuum nur aufgrund von Berichten anderer kennt. Neben diesem gewußten Selbstbezug kennt aber jeder auch das Erleben von selbstbezogenen Erinnerungen. Der Erinnerungsprozeß ist dann von einem Gefühl des Bereits-gehabt-Habens und des Wiedererkennens begleitet. Die Person spürt eine Vertrautheit zu dem erinnerten Geschehen und ist fest davon überzeugt, daß sich das Erinnernte genau so zugetragen hat, wie es erinnert wird.¹⁰

Stefan Granzow hat sich in seiner Untersuchung intensiv mit dem autobiographischen Gedächtnis und den Mechanismen, die zur Herstellung des Selbstbezugs führen, auseinandergesetzt. Er betont, daß auch das autobiographische Gedächtnis ein Netzwerk mehrerer Subsysteme darstelle. Darüber hinaus sei davon auszugehen, daß ein Ereignis durch die Gesamtsumme der Aufzeichnungen derjenigen Prozesse, die sich bei der Encodierung des Ereignisses im Gedächtnissystem bzw. in dessen Subsystemen vollzogen haben, repräsentiert werde. Es erfolge eine Aufteilung in Ereignisbestandteile. Damit sei unmittelbar nachvollziehbar, warum nicht alle Ereignisse selbst-orientiert interpretiert werden. Nicht jedes Ereignis sei für das Ich relevant. Gleichzeitig würden sich diese Vorgänge auch nicht unbedingt auf jeden Aspekt des Ereignisses beziehen, es könne also auch eine selektive Auswahl erfolgen, nach der nur zu einzelnen Aspekten des Ereignisses ein Selbstbezug hergestellt werde.¹¹

hypothese ist das Phänomen der sogenannten Blitzlichterinnerungen zu unterscheiden. Demnach gibt es Situationen, die infolge höchster Überraschung oder emotionaler Intensität über einen speziellen Mechanismus photographisch mit den dazugehörigen Bewußtseinszuständen im Gedächtnis abgebildet werden. Anschaulich wird dieser Mechanismus mit dem Begriff »now print« umschrieben. Wenn es auch für dieses Phänomen experimentelle Bestätigungen zu geben scheint, haben sich bisher neurobiologische Beweise nicht finden lassen. Blitzlichterinnerungen gelten aber als Ausnahme von der Regel.

8 Ebd., S. 35. »Der Vorgang des Erinnerns ist im wesentlichen nicht als 'Zugriff' zum Gedächtnis, sondern als ein Prozeß der Elaboration von als Erinnerungen qualifizierten sinnlichen Anmutungen aufzufassen. Dabei hängt er in erheblichem Maße von Bedingungen ab, die unabhängig von den 'erinnerten Inhalten' sind.« - Rusch, Erinnerungen aus der Gegenwart (1991) S. 292.

9 Vgl. Kotre, Weiße Handschuhe (1996).

10 Vgl. Strube, Autobiographisches Gedächtnis (1987), S. 151-167.

11 Die Fragmentierung des Ereignisses und dessen Speicherung in verschiedenen Subsystemen ergibt sich aus der experimentell nachgewiesenen Flexibilität der Abrufbarkeit aus dem autobiographischen Gedächtnis durch verschiedene Cues. Vgl. Granzow, Gedächtnis (1994), S. 118.

Mit anderen Worten: Encodierung und Entstehung des Selbstbezugs müssen als Vorgänge voneinander unterschieden werden. Wenn also eine voneinander unabhängige Speicherung der Ereignisanteile möglich ist, müssen auch unterschiedliche Verarbeitungs- und Interpretationsprozesse an ihr beteiligt sein. Nur durch ihr Verständnis kann deutlich werden, was genau geschieht, wenn ein Ereignis, welchem ganz offensichtlich ein persönlicher Bezug anhaftet, nicht oder nur unvollständig als persönliches Erlebnis integriert werden kann, denn in den Prozeß der Herstellung des Selbstbezugs können verschiedene Abwehrmechanismen eingreifen.

Zunächst sei hier das Ausbleiben der Selbstbezugsherstellung genannt. Ein Ereignis wird dann zwar encodiert, der in der jeweiligen Situation erlebte Selbstbezug einer Handlung, eines Affektes oder einer Kognition wird allerdings unbewußt eliminiert. Das Ereignis ist somit zwar gespeichert und erinnerbar, hat aber seinen Bezug zum Individuum verloren oder derselbe wurde von vornherein abgewehrt. Von einem ähnlichen Vorgang ist bei der Affektisolierung und bei der Abwehr durch Intellektualisierung auszugehen. Beiden Mechanismen ist immanent, daß emotionale Anteile verdrängt werden, hingegen bleibt die Vorstellung von dem entsprechenden Ereignis durchaus bewußt. Am deutlichsten ist die Eliminierung des Selbstbezugs allerdings bei der Verkehrung ins Gegenteil, also bei der Projektion: Selbstbezug wird dann durch Fremdbezug ersetzt.

Zwei spezielle Phänomene des Erinnerns – die Nachträglichkeit und die Deckerinnerungen – sind für lebensgeschichtliche Erinnerungsinterviews von besonderer Relevanz. Freud definiert das Phänomen der Nachträglichkeit als Umarbeitung von Erfahrungen, Eindrücken und Erinnerungsspuren einer früheren Periode zu einem späteren Zeitpunkt. Er geht davon aus, daß der Mensch von Zeit zu Zeit seine Erinnerungen umordne und neu strukturiere, also eine selektive Umschrift vornehme.¹² Autobiographische Erinnerungen unterliegen demnach zeitlebens einem Veränderungsprozeß.

Das Phänomen der ›Deckerinnerungen‹ hat, obwohl psychoanalytisch geprägt, auch in anderen psychologischen Disziplinen Beachtung gefunden. Freud hat diesen Begriff zur Beschreibung und Analyse von Kindheitserinnerungen geprägt. Es sei zu beobachten, daß menschliche Erinnerungen an die ersten vier bis sechs Lebensjahre oft nicht nur sehr fragmentarisch, sondern häufig geradezu banal und sinnlos seien. Die Annahme, diejenigen Kindheitserlebnisse, mit denen vehemente Emotionen einhergehen würden, seien besonders deutlich und klar in der Erinnerung verhaftet, erweise sich paradoxerweise immer wieder als unzutreffend. Es liege sogar die Vermutung nahe, gerade die entscheidenden Teile seien vergessen.

Freuds Erklärung dieses Phänomens geht von zwei an der Erinnerung beteiligten Kräften aus. Eine Kraft registriere zwar die Wichtigkeit des Ereignisses, eine zweite, widerständige Kraft strebe aber dieser Aufzeichnung entgegen und bewirke eine Verschiebung. Statt des Ereignisses (oder eines Gefühls, eines Eindrucks oder einer Wahrnehmung) werde daher ein in der Situation assoziativ daneben liegendes Ereignis ge-

12 Vgl. Freud, *Aus den Anfängen der Psychoanalyse* (1975). Auf nachträgliche Umarbeitungsprozesse wird im Laufe dieser Untersuchung noch zurückzukommen sein. Vgl. S. 190ff.

speichert. Aus dieser Beobachtung zieht Freud zudem allgemeine Schlüsse. Seiner Meinung nach sei es überhaupt zweifelhaft, »ob wir bewußte Erinnerungen aus der Kindheit haben, oder nicht vielmehr bloß an die Kindheit. Unsere Kindheitserinnerungen zeigen uns die ersten Lebensjahre nicht wie sie waren, sondern wie sie späteren Erweckungszeiten erschienen sind. Zu diesem Zeitpunkt der Erweckung sind die Kindheitserinnerungen nicht, wie man sagt, aufgetaucht, sondern sie sind damals gebildet worden, und eine Reihe von Motiven, denen die Absicht historischer Treue fern liegt, hat diese Bildung sowie die Auswahl der Erinnerungen mitbeeinflusst.«¹³

Freud betont, daß es sich bei der Bildung von Deckerinnerungen grundsätzlich um tendenziöse, d.h. unliebsame oder anstößige Eindrücke handele. Auch er läßt allerdings offen, ob alle Kindheitserinnerungen bis zum sechsten Lebensjahr Deckerinnerungen seien, oder ob echte Kindheitsszenen von den »überdeckenden« unterschieden werden können.¹⁴ Zusammenfassend läßt sich aber festhalten, daß mit dem Konzept der Deckerinnerungen die Annahme einer nachträglichen Umarbeitung von Erinnerungen bestärkt wird.

Bei der Beschäftigung mit dem Freudschen Verständnis von Erinnerung und Gedächtnis muß heute sicherlich beachtet werden, daß Freud, dem damaligen Wissensstand entsprechend, von einer prinzipiellen Erhaltung aller Erinnerungen ausging, er also als Vertreter des Speicherkonzepts angesehen werden muß. Die Fragwürdigkeit dieser Grundannahme darf insbesondere auch bei der Auseinandersetzung um die Wirklichkeitsreferenz autobiographischer Erinnerungen, die sich psychoanalytisch in der Rekonstruktionsdebatte wiederfindet, nicht in Vergessenheit geraten. Gleichgültig, ob man von einer begrenzten Zugänglichkeit zu authentischen Erinnerungen ausgeht oder diese generell in Zweifel zieht, von einer Übereinstimmung zwischen Ereignis und Erinnerung kann in keinem Fall ausgegangen werden. In der Psychoanalyse hat sich allerdings die Überzeugung durchgesetzt, die Wahrheit einer Konstruktion sei gleichzusetzen mit einer wiedergewonnenen Erinnerung. Diese pragmatische Lösung ist für den therapeutischen Prozeß sicherlich überzeugend, auch wenn sie für den hier diskutierten Zusammenhang nicht vollständig befriedigen kann.

Trotzdem ist die Rekonstruktionsdebatte innerhalb der Psychoanalyse nicht unergiebig. Granzow verweist auf drei unterschiedliche Auffassungen unter den Analytikern. Zum einen gebe es eine sogenannte realistische Auffassung, die von einer grundsätzlichen Wirklichkeitsreferenz des autobiographischen Gedächtnisses ausgehe. Einschränkungen der Erinnerbarkeit von Ereignissen seien demzufolge auf psychodynamische Faktoren zurückzuführen. Als Gegenpol lasse sich eine konstruktivistische Position ausmachen, die das Wahrheitskriterium für den psy-

13 Freud, Über Deckerinnerungen (1964), S. 554.

14 In diesem Zusammenhang soll nur am Rande auf die infantile Amnesie eingegangen werden. Freud hat sie als Verdrängung definiert, heute werden in der Forschung überwiegend schematische Konzepte vertreten. So kann davon ausgegangen werden, daß es sich im Grunde um keine wirkliche Amnesie handelt, sondern daß Ereignisse der Kindheit zwar encodiert werden, aber ein Selbstbezug nicht herstellbar ist, da ein autobiographisches Gedächtnis vor dem vierten Lebensjahr noch gar nicht existiert. Kindheitsereignisse können daher erst im Nachhinein autobiographisch integriert werden. Vgl. Granzow, Gedächtnis (1994), S. 180ff.

choanalytischen Prozeß gänzlich ausklammere und damit die Wertigkeit von authentischen mit der von konstruierten Erinnerungen gleichsetze. Eine Mittelposition nähmen diejenigen Analytiker ein, die zwar eine Annäherung an die ›historische Wahrheit‹ innerhalb eines analytischen Prozesses anerkennen, allerdings auch betonen, daß eine vollständige Übereinstimmung nicht zu erreichen sei.¹⁵

Für die Analyse von lebensgeschichtlichen Erinnerungen kann festgehalten werden, daß eine Unterscheidung zwischen Genauigkeit und Wahrhaftigkeit von Erinnerungen sinnvoll ist. Ein unabsichtlicher Irrtum im Detail entspricht damit einer ungenauen Erinnerung, die aber trotz allem wahrhaftig im Sinne einer wesensgerechten Darstellung des Selbst sein kann. Die generelle Frage nach wahr oder falsch läßt sich nicht immer so eindeutig beantworten, wie man es sich wünscht. Ungenaue Erinnerungen müssen nicht unbedingt auch unwahr sein. Auch Selbsttäuschungen können zu unwahren Erinnerungen führen, die vielleicht auf der Ereignisebene exakt wiedergegeben werden.

Erinnern – Verdrängen – Vergessen

Die Phänomene der Dissoziation und der Verdrängung sind bereits angesprochen worden. Beide Vorgänge zeigen übereinstimmende Strukturen, sollen aber der Genauigkeit halber voneinander abgegrenzt werden.

Dissoziationen erklären sich am ehesten durch ihr Gegenteil, nämlich durch die Synthese. Ein dissoziierter Zustand ist ein Zustand, den sich das Ich nicht aneignet und der daher dem Prozeß der Synthese entzogen bleibt. Insbesondere bei traumatischen Erlebnissen kann es zum Phänomen der Ab- oder Aufspaltung kommen. Psychoanalytisch gesehen bedeutet dies, Ereignisse mit traumatischen Inhalten werden abgespalten, um eine Kontinuität und Integrität des Selbst erhalten zu können. Dieser Vorgang bewirkt zwar in der Regel keine bewußte Erinnerung an das Geschehen, bedeutet aber keineswegs ein vollständiges Vergessen des Inhalts, vielmehr wirkt die Erinnerung unbewußt weiter und kann verhaltensbestimmend bleiben, beispielsweise als Zwangshandlung, als Phobie oder in anderen Symptomen.¹⁶

Diese Unterscheidung ist auch für das Konzept der Verdrängung wichtig. Nach Barbara Pendleton Jones lassen sich fünf verschiedene Formen der Verdrängung herausarbeiten.¹⁷ Neben der präverbalen infantilen Verdrängung, die Freud als unbewußte Urverdrängung bezeichnet, sei eine postverbale infantile Verdrängung sowie eine vom Bewußtseinszustand abhängige Verdrängung zu nennen. Da diese Varianten für den hier interessierenden Zusammenhang weniger bedeutend sind, sollen sie ausgeklammert bleiben. Entscheidender ist eine vierte Form der Verdrängung, die sich als automatisierte Unterdrückung darstellt. Es handele sich – so die Autorin – um eine be-

15 Vgl. ebd., S. 128-155.

16 Vgl. ebd., S. 30ff.

17 Vgl. Pendleton Jones, *Repression* (1993), S. 63-93.

wußte, willentliche Unterdrückung von konflikthaften Inhalten, die sich im Laufe der Zeit durch ihre ständige Wiederholung zu einem unbewußten Vorgang entwickle. In diesem zunächst also bewußten Umgang liege der entscheidende Unterschied zur konditionierten Verdrängung. Diese vollziehe sich immer unbewußt, indem Ereignisse oder Wünsche, die mit unangenehmen Affekten verbunden seien, unterdrückt werden.

Dissoziation und Verdrängung beschreiben ähnliche Vorgänge, allerdings unterscheiden sie sich bereits durch ihre Metaphorik. Verdrängung wird eher als ein Nach-Unten-Drücken beschrieben, impliziert also eine bestehende Einheit des Bewußtseins, während die Dissoziation als Abspaltung zu verstehen ist. Beide Konzepte unterscheiden sich darüber hinaus durch ihre Komplexität und Funktionalität. Allgemein wird in der Forschung davon ausgegangen, daß dissoziierte Zustände ein höheres Komplexitätsniveau repräsentieren als eine Verdrängung. Letztere ist grundsätzlich als Abwehrstrategie aufzufassen, hingegen können Dissoziationen auch andere Funktionen erfüllen.

Wie bereits das Modell des Selbstbezugs zeigt, geht es auch bei der Dissoziation und bei der Verdrängung um die Frage der Integration von Ereignisanteilen. Eine Nicht-Integration oder eine unvollständige Aneignung ist durch den Schutz und das Bedürfnis nach Erhalt bestehender Selbstbilder motiviert. Abgewehrt oder verdrängt werden Inhalte, die das Selbst in Frage stellen und eine umfassende Erschütterung bestehender Selbstkonzepte zur Folge haben. Dabei ist der Verdrängungsvorgang kein »einmaliges Geschehen mit Dauererfolg«. Das Verdrängte übt einen »kontinuierlichen Druck« auf das Bewußtsein aus, so daß ein enormer Kraftaufwand nötig ist, dieser Dynamik ein Gewicht entgegenzusetzen.¹⁸ Die Wiederkehr des Verdrängten und seiner anhaltenden Unterdrückung ist von einer Symptombildung begleitet. Freud betont daher zu Recht, daß die Aufhebung einer Verdrängung im psychischen Kräftehaushalt des Menschen »ökonomisch eine Einsparung« bedeute.¹⁹

Erinnern und Vergessen sind in unserem Alltag unmittelbar miteinander verknüpft. Dabei differenzieren wir nur selten, welche Formen des Vergessens wirksam sind. Störungen innerhalb von Encodierungs- und Verarbeitungsprozessen wurden hier bereits als Quellen möglicher Eliminierung oder Veränderung von Gedächtnisinhalten beschrieben. Vergessen setzt aber im Grunde voraus, daß der Mensch das, was er vergißt, einmal gewußt hat.²⁰ Daher ist für einen großen Teil dessen, was wir als vergessen ansehen, allein ein blockierter Zugang zu den Inhalten verantwortlich. Auch wenn Freuds Auffassung von der prinzipiellen Speicherung aller Ereignisse heute überholt erscheint, so ist seine Theorie der Vergeßlichkeit immer noch von erstaunlicher Aktualität.

Jeder kennt die Situation, in einem Gespräch einen Namen vergessen zu haben. Die Suche nach ihm ist ärgerlich, man meint, man kenne einen Buchstaben, der sich hinterher dann oft als völlig falsch erweist. Die Anspannung, die diesen Suchprozeß begleitet, ist für unser Vergessen mitverantwortlich. Das beste Verfahren, auf den Namen zu kommen, ist schlicht, nicht an ihn zu denken. Der oft nur vorübergehende Verlust hängt

18 Freud, *Verdrängung* (1915), S. 112.

19 Ebd.

20 Vgl. Weinrich, *Lethe. Kunst und Kritik des Vergessens* (1997).

nach Freud mit der Bindung des Namens an eine andere Erinnerung, die wir verdrängt haben, zusammen. Durch diese Verknüpfung, die oft durch sprachliche Ähnlichkeit oder assoziative Verkettung entstanden ist, wurde auch der gesuchte Name verdrängt.

Während dieses Vorgangs kann es auch zu Verschiebungen kommen. Wir erinnern dann einen falschen Namen, von dem sich später herausstellen wird, daß er mit dem gesuchten in assoziativer Verbindung steht. Ähnliche Vorgänge finden sich auch auf der Handlungsebene. Unbewußte Verhaltensweisen erscheinen zwar vordergründig oft als völlig sinnlos, sie können jedoch unbewußte Wünsche oder Ziele erfüllen oder auf solche verweisen. Vermeintlich sinnlose Verhaltensweisen oder Ungeschicklichkeiten, das ›Entfallen‹ von Namen oder Begriffen, ein Versprecher im angeregten Dialog können auf das Einwirken unbewußter Motive, Ziele oder Wünsche aufmerksam machen. Dabei ereignen sich solche Unregelmäßigkeiten wesentlich häufiger während des Sprechens als bei anderen Leistungen.

Für die Interpretation lebensgeschichtlicher Interviews sollten diese Zusammenhänge Beachtung finden, ist deren Gelingen doch ganz wesentlich von Sprache und Kommunikation abhängig. Sicherlich ist eine umfassende Rückführung und Auflösung derartiger – im weitesten Sinne – ›Freudscher Fehlleistungen‹ nur eingeschränkt möglich. Ihre Aussagekraft für die Interpretation wird sich am Text erweisen müssen.

Für die Analyse lebensgeschichtlicher Erinnerungen ergeben sich daraus zwei Konsequenzen. Zum einen gilt es, den Zusammenhang zwischen Erinnerung und ihrer Symbolbildung – also überwiegend ihre sprachliche Formung – zu untersuchen, zum anderen wird die Interviewsituation selbst als Ort der Erinnerung zum Gegenstand analytischer Betrachtungsweise. Ebenso wie im therapeutischen Gespräch ereignet sich auch im lebensgeschichtlichen Interview nicht etwa Vergangenheit, sondern allein die Erinnerung daran. Nur das Erinnern ist als Phänomen aktuell und einer Betrachtung zugänglich.

Neben dem aktiven Memorieren, also einer bewußten Vergegenwärtigung und Suche nach Vergangenem, lassen sich auch verschiedene Formen des unbewußten und passiven Erinnerns beschreiben.²¹ Jeder kennt die Erfahrung, daß sich Gedanken und Erinnerungen ohne bewußtes Zutun aus aktuellem Anlaß einstellen, ja einen geradezu verfolgen können. Bei genauer Betrachtung scheinen diese ›ungebetenen‹ Gedanken aus dem Unbewußten ›aufzusteigen‹ und unsere Aufmerksamkeit zu binden. Dabei kann es sich um beunruhigende Gedanken handeln, die unser bisheriges Gefüge auf den Kopf zu stellen scheinen und eine spezifische Erschütterung des Selbstverständnisses bewirken. Es kann sich bei passiven Erinnerungen aber auch um eine Form der Abwehr handeln. Die sich aufdrängenden Gedanken fungieren dabei als Ablenkung von der aktuellen Situation, die – aus welchen Gründen auch immer – vom Ich abgewehrt werden muß.

Die Interpretation passiver Erinnerungen sollte die assoziativen Verknüpfungen beobachten. Im Laufe von lebensgeschichtlichen Interviews kann ein dynamischer Er-

21 Vgl. Zacher, *Das lebensgeschichtliche Erinnern* (1988), S. 31-40.

innerungsprozeß in Gang gesetzt werden. Der Befragte gibt sich dem Memorieren hin, läßt sich von den sich einstellenden Bildern tragen. In dieser Atmosphäre kommt es zu assoziativen Gedankengängen, die zunächst als Gedankensprünge wirken, welche aber bei genauerer Betrachtung sehr wohl mit dem Vorhergesagten oder der aktuellen Situation zu tun haben können. Der Rückschluß auf den Ausgangspunkt der Assoziation kann für die Interpretation neue und wichtige Impulse bringen.

Ein weiteres Phänomen der Erinnerung ist das des Schlüsselerlebnisses beziehungsweise das von Anna Freud entwickelte Modell des teleskopischen Gedächtnisses. Demzufolge werden Ereignisse, die sich über einen langen Zeitraum mehrmals wiederholen, in der Erinnerung zu punktuellen Situationen. Insbesondere traumatische Erlebnisse, die sich zu einer ganzen Sequenz von schwer belastenden Ereignissen verbinden können, stellen sich somit in den Erinnerungen der Betroffenen als punktuelle, scheinbar einmalige Situation dar. In ihr – so Anna Freud – spiegelte sich allerdings das Wesentliche des Geschehens wider.²²

Teleskopisch verdichtete Szenen oder Schlüsselerlebnisse sind für die Interpretation und Auswertung lebensgeschichtlicher Erinnerungen von zentraler Bedeutung, weisen sie doch in ihrer Struktur weit über das dargestellte Moment hinaus. Das Erzählen von Schlüsselerlebnissen hat im lebensgeschichtlichen Rückblick häufig die Funktion, bestimmte Handlungen oder Verhaltensweisen zu erklären. Gleichzeitig kommt dieser Darstellungsform ein illustrierender Charakter zu. In der Interpretation können Schlüsselereignisse die Tür zum Verständnis langwährender und komplexer Stimmungen öffnen. In ihnen kulminiert oft die Befindlichkeit eines ganzen Lebensabschnitts oder einer langjährigen Beziehung.

»Szenisches Verstehen« und Übertragungsanalyse

Obwohl die Nähe zwischen historischer oder sozialwissenschaftlicher Biographieforschung und psychoanalytischer Arbeit offenkundig ist, hat zumindest der Diskurs zwischen Geschichtswissenschaft und Psychoanalyse erst im letzten Jahrzehnt, seit die Psychohistorie regen Zulauf verbuchen kann, an Intensität gewonnen. Die bestehende Distanz mag zum einen damit zusammenhängen, daß die Gattung Biographie lange als suspekt gehandelt wurde, zum anderen haben zahlreiche Historiker deutlich gemacht, die Psychoanalyse sei aus ihrer Sicht höchstens als methodisches Beiwerk von Interesse. Wenn Wehler konstatiert, die Psychoanalyse könne zwar die Bedeutung von Ereignissen klären, nicht aber das Ereignis an sich, da sie keine kritische Gesellschaftstheorie, sondern allgemein ahistorisch konzipiert sei, so spricht er damit zwar zentrale Diskussionspunkte einer Zusammenarbeit an, diese Einwände müssen aber nicht zwangsläufig zu einer generellen Ablehnung psychoanalytischer oder sozialpsychologischer Erklärungsmodelle führen.²³

22 Vgl. Freud, *Observations on child development* (1951), S. 18-30.

23 Vgl. Wehler, *Historische Sozialwissenschaft und Geschichtsschreibung* (1980), insbesondere S.

Mit der Kritik an strukturgeschichtlichen Ansätzen hat sich in den letzten Jahren vielmehr eine Öffnung gegenüber psychologischen Fragen vollzogen. Dahinter steht die Erkenntnis, daß Handlungsabläufe gleich welcher Dimension nicht allein rational erklärbar sind, sondern beispielsweise die Psychoanalyse einen Zugang zum Unbewußten anzubieten hat, der auch für historische Untersuchungen des gesellschaftlichen und sozialen Wandels nicht mehr ausgeklammert werden kann. Sowohl sozialpsychologische als auch entwicklungs- und individualpsychologische Deutungsmodelle erfreuen sich bei Historikern zunehmender Beliebtheit. Die Psychohistorie hat sich dabei zum einen um die Beantwortung der Frage bemüht, ob und gegebenenfalls wie psychoanalytische Theorien von Freud bis Adler, die im Rahmen des therapeutischen Settings am Einzelfall entwickelt wurden, auf die Dynamik von Gruppen und Gesellschaften in der Vergangenheit angewendet werden können. Hingegen haben Biographieforscher deutlich zu machen versucht, daß subjektorientierte Analyse nicht zwangsläufig einem Rückfall in den Historismus gleichkommen muß.²⁴

Die Oral History scheint in dem Gefüge von sozialpsychologisch orientierter Geschichtswissenschaft, Psychohistorie und psychoanalytisch beeinflusster Biographieforschung noch nicht ihren Platz gefunden zu haben. Eine Rezeption dieser Ansätze steht noch weitgehend aus.²⁵

Wenn auch die therapeutische Bindung als wesentliches Kennzeichen der biographischen Methode innerhalb der Psychologie und der Psychoanalyse fortbesteht, so hat es – insbesondere durch die Arbeiten von Alfred Lorenzer – nicht an Versuchen gemangelt, psychoanalytisch orientierte Methodik für andere Forschungsterrains nutzbar zu machen.²⁶ Allerdings ist eine Übertragung psychoanalytischer Methoden auf andere Disziplinen nicht unproblematisch, selbst wenn ihnen das Interesse an subjektiven Lebenserinnerungen gemeinsam ist. Fachspezifische Methodik ist nicht inhaltsleer, sondern transportiert immer auch gewisse theoretische Prämissen.

79-105. Zum Diskurs zwischen Psychoanalyse und Geschichtswissenschaft vgl. auch den älteren Sammelband von Wehler, *Geschichte und Psychoanalyse* (1971), darin besonders die Aufsätze von Hughes, *Geschichte und Psychoanalyse*, S. 27-46 sowie von Strout, *Historiker und Ich-Psychologie*, S. 47-69.

24 Vgl. beispielsweise: Erikson, *Dimensionen einer neuen Identität* (1975); Ders., *Der junge Mann Luther* (1975). Zur Psychohistorie vgl.: Jüttemann, *Biographie* (1987); Kornbichler, *Tiefenpsychologische Biographik* (1987); Ders., *Klio und Psyche* (1988); Ders., *Tiefenpsychologie und Biographik* (1989); Straub, *Biographieforschung* (1989). Mit seinem Begriff »Psychoklassen« sicherlich nicht unproblematisch Lloyd DeMause, *Grundlagen der Psychohistorie* (1989). Weiterhin bemerkenswert der Band von Hedwig Röckelein, *Biographie als Geschichte* (1993), darin insbesondere die Aufsätze der Herausgeberin, S. 17-38 sowie von Weiß, *Die Bedeutung der Psychoanalyse in der biographischen Forschung*, S. 63-88.

25 Zu denken wäre an eine Auseinandersetzung mit Individualitäts- und Lebenskrisenmodellen bei Erikson. Vgl. Erikson, *Lebensgeschichte und historischer Augenblick* (1977); Ders., *Identität und Lebenszyklus* (1994). Ebenso fehlt weitgehend eine Beschäftigung mit Adlers Konzept der Lebensstilanalyse. Vgl. Adler, *Lebenskenntnis* (1978); Ders., *Praxis und Theorie der Individualpsychologie* (1992); Ansbacher, *Alfred Adlers Individualpsychologie* (1995).

26 Vgl. Lorenzer, *Psychoanalytischer Symbolbegriff* (1970); Ders., *Symbol* (1971), S. 9-59; Ders., *Wahrheit psychoanalytischer Erkenntnis* (1974); Ders., *Sprachzerstörung*, (1976); Ders., *Kultur-Analysen* (1986).

Ein Hauptunterschied liegt in dem nicht-therapeutischen Zweck, dem Erinnerungsinterviews in der Regel dienen. Zeitzeugeninterviews finden unter gänzlich anderen Voraussetzungen als die therapeutische Sitzung statt, denn die Initiative zum Gespräch findet ihren Ausgangspunkt nicht im Leidensdruck der Befragten, sondern geht überwiegend vom Forschenden aus und ist durch seine Fragen und Interessen bestimmt. Ein weiterer Unterscheid zur Therapie liegt auch in dem Fehlen von Veränderungswünschen. Die Zeitzeugen sind keine Klienten oder Patienten, die sich wegen psychischer Probleme um fachkundige Hilfe bemühen. Lebensgeschichtliche Interviews können daher keine therapeutischen Ziele verfolgen.

In der biographischen Forschung wird dagegen nicht selten darauf hingewiesen, daß auch dem Zeitzeugeninterview – insbesondere wenn es um traumatische Erlebnisse gehe – ein Entlastungsmoment innewohne, indem die Betroffenen im Zwiegespräch eine Erleichterung erfahren. Gabriele Rosenthal will sogar beobachtet haben, daß ein Interview für die Zeitzeugen, die zuvor über die traumatischen Phasen ihres Lebens eher geschwiegen hätten, »mehrere positive Effekte« haben könne: »Zunächst hat es die kathartische Wirkung des ›Abgeben-Könnens‹ von Belastendem. Auch wirkt es erleichternd zu erfahren, daß sich das Schreckliche und Unausprechbare entgegen der Befürchtung doch in Sprache kleiden läßt und damit mitteilbar und real wird.«²⁷

Eigene Interviewerfahrungen haben mir einen anderen Eindruck vermittelt. Wenn sich auch bei einzelnen Überlebenden eine gewisse psychische Entlastung durch das Interview einstellte, so war doch das Erzählen der eigenen Verfolgungserfahrung stärker durch die erlebte Fragmentarisierung und Bedrohlichkeit der Erinnerungen geprägt. Ilka Quindeau scheint ähnliche Erfahrungen gemacht zu haben und stellt überzeugend fest, daß »die Unmöglichkeit, über die Traumatisierung zu sprechen, den Überlebenden wieder die Unbegreiflichkeit ihrer Verfolgung bewußt werden (läßt), die einem narrativ konstituierten Sinnzusammenhang widerstrebt. Aus diesem Grund scheint es mir eher angemessen, von einer ambivalenten Wirkung der Interviews auszugehen, die den Umgang mit der Erinnerung sowohl erleichtert als auch erschwert, die die Subjektivität sowohl konstituiert als auch zugleich wieder zerstört, indem sie ihre Brüchigkeit deutlich macht, als einseitig dessen ›therapeutische‹ Wirkung zu betonen.«²⁸

Die therapeutische Wirkung von Erinnerungsinterviews ist aber nicht nur durch das ambivalente Erleben der Zeitzeugen fragwürdig. Außerdem steht eine solche Annahme auch in der Gefahr, zu einer Uneindeutigkeit der Rollen im Interview zu führen. Das Verhältnis zwischen Interviewer und Zeitzeuge läßt sich zwar für die Analyse lebensgeschichtlicher Erinnerungen interpretativ nutzen – darauf wird später noch einzugehen sein –, es entspricht aber nicht einer therapeutischen Beziehung. Gesprächssituation und fehlende Kompetenz der Interviewer stehen einer uneingeschränkten Übernahme psychoanalytischer oder psychotherapeutischer Verfahren entgegen.

27 Rosenthal, Gestalt und Struktur (1995), S. 174.

28 Quindeau, Trauma und Geschichte (1995), S. 266; Vgl. auch: Jureit/Orth, Überlebensgeschichten (1994), S. 175ff. Allgemein zu methodischen Fragen der Interviewführung aus psychoanalytischer Sicht: Kestenberg/Fogelman, Children during the Nazi reign (1994).

Wenn aber gerade das therapeutische Moment zu den wesentlichen Unterschieden zwischen biographischer Interviewforschung und Psychoanalyse gehört, so stellt sich das Problem der Übertragbarkeit des methodischen Instrumentariums besonders eindringlich, zumal das Material, das dem Analytiker nach oft jahrelanger Behandlung zur Verfügung steht, einen ganz anderen Charakter besitzt als ein lebensgeschichtliches Interview. Die Psychoanalyse kann daher im Rahmen biographischer Forschung, zumindest was die Interviewanalyse betrifft, nur begrenzt aufgegriffen werden. Die Tatsache, daß ein lebensgeschichtliches Interview immer eine Interaktion zwischen Wissenschaftler und Zeitzeugen mit sich bringt, legt eine Auseinandersetzung mit psychoanalytischen Interaktions- und Kommunikationsmodellen nahe.

Auch wenn an dieser Stelle keine detaillierte Einführung in die Psychoanalyse erfolgen kann, sollen einige Grundlagen dargestellt werden, um die hier relevanten Interaktionsmodelle zu verdeutlichen. Dabei geht es vor allem um Verfahren, die sich auf Verstehens- und Deutungsprozesse innerhalb der analytischen Behandlung beziehen. Psychoanalyse ist ein Untersuchungsverfahren, das auf sprachliche Verständigung konzentriert ist. Sie ist keine Beobachtungswissenschaft im üblichen Sinne, sondern als hermeneutischer Prozeß konzipiert. Alfred Lorenzer hat in seinen Arbeiten versucht, die Psychoanalyse als kritische Theorie zu fassen. Sein Ziel, die psychoanalytische Methode auch im nicht-therapeutischen Bereich verfügbar zu machen, ist kennzeichnend für die von ihm entwickelte Metatheorie.²⁹

Lorenzer definiert die Psychoanalyse in Abgrenzung zur Verhaltenspsychologie als Interaktionstheorie. Zum einen hat er sich mit dem Erkenntnisverfahren der Psychoanalyse auseinandergesetzt, zum anderen auch ihren Erkenntnisgegenstand als die Deutung von Interaktionsfiguren beschrieben. Es ist kaum möglich, sich dem Lorenzerschen Verständnis des psychoanalytischen Erkenntnisverfahrens zu nähern, ohne auf das Konzept der Interaktionsformen einzugehen, denn Analyse beinhaltet nach Lorenzer das Verstehen und Deuten subjektiver Interaktionsmuster.

Die kindliche Entwicklung verlaufe – so Lorenzer – von Anbeginn an als praktische Einübung von Interaktionsformen innerhalb eines dialektischen Prozesses, dessen eine Seite die innere Natur des Kindes sei, die andere seine Außenwelt. Die frühkindliche Entwicklung beschreibt der Autor als stufenweise Einigung zwischen kindlicher Natur und mütterlicher Praxis (oder der einer anderen Bezugsperson). Was sich später als subjektives Verhalten zeige, erweise sich als hergestellt in einem Prozeß, der mit den allerersten Reaktionen bereits den Prägestempel gesellschaftlicher Vermittlung aufgedrückt erhalten habe. Subjektive Strukturen seien daher als Produkte des praktisch-dialektischen Sozialisationsprozesses zu definieren, somit würden sich auch in subjektiven Strukturen gesellschaftliche Ambivalenzen reproduzieren. Dies schlage sich in gestörten zwischenmenschlichen Beziehungen nieder. Die Interpretation der in der Sozialisation erworbenen Interaktionsformen sei daher Gegenstand der Psychoanalyse.³⁰

29 Vgl. Lorenzer, *Psychoanalytischer Symbolbegriff* (1970); Ders., *Gegenstand der Psychoanalyse* (1973); Ders., *Spracherstörung* (1976).

30 Vgl. Lorenzer, *Gegenstand der Psychoanalyse* (1973), S. 102ff.

Im Einigungsprozeß zwischen Mutter (oder Bezugsperson) und Kind komme darüber hinaus dem Spracherwerb eine zentrale Bedeutung zu. Sprache sei von vornherein mit dem Prozeß der Bildung von Interaktionsformen verbunden, ja die zunächst nonverbal, systematisch eingeübten Interaktionsformen gingen in die Sprache ein. Damit sei auch die individuelle Symbolbildung mit der Ausbildung von bestimmten Interaktionsformen unmittelbar verschmolzen. Die im Einigungsprozeß als unverträglich oder als verpönt deklarierten Interaktionsformen müßten desymbolisiert und damit aus der Sprache verbannt werden, um eine Konsistenz der Sprachsymbole bewahren zu können. Ihr Merkmal als Ich-Anteil verschwinde, es komme zur Aufspaltung des Sprachspiels. Trotz des Absinkens ins Unbewußte seien die desymbolisierten Interaktionsformen virulent, indem sie auf ein vorsprachliches Niveau zurückfielen. Bei spezifischen Reizen in Auslösesituationen würden diese unbewußt vorhandenen Klischees – wie Lorenzer sie dann nennt – aktiviert werden und somit die Handlungsweisen des Subjekts prägen. Lorenzer resümiert: »Die Psychoanalyse hat diesen Sachverhalt unter dem Begriff des Wiederholungszwanges und ihres therapeutisch ausbeutbaren Spezialfalls, der Übertragung, rubriziert.«³¹

Zunächst können nach Lorenzer subjektive Verhaltensmuster als Produkte der frühkindlichen Sozialisation angesehen werden, die unmittelbar in den Spracherwerb einfließen und somit innerhalb der individuellen Sprachsymbolik ihren Ausdruck finden.³² Dieser Zusammenhang erklärt die zentrale Bedeutung der Sprache im psychoanalytischen Verfahren. Das Verstehen und Deuten der sich in der Sprache und im Verhalten des Analysanden zeigenden Interaktionsformen steht im Mittelpunkt einer Analyse. Sie zielt auf die Rekonstruktion der desymbolisierten Anteile, ihr Prozeß ist immer ein Prozeß der Vervollständigung.

Wenn also das Ziel der psychoanalytischen Behandlung die Aufarbeitung frühkindlicher Interaktionsformen ist, dann stellt sich die Frage, inwiefern dieses Interesse mit dem der Interviewanalyse überhaupt korrespondiert. Oder anders ausgedrückt: Welchen Sinn macht es, Interaktionsformen psychoanalytisch zu deuten, wenn es nicht um die Veränderung frühkindlicher Verhaltensmuster geht?

Die hermeneutische Aufgabe der Psychoanalyse bewegt sich auf zwei Ebenen. Zum einen geht es um das Verstehen und Deuten der individuellen Sprachsymbolik, zum zweiten bezieht sich die Arbeit auf die Interaktionsfiguren, die im realen Verhältnis zwischen Analytiker und Analysand sichtbar werden. Lorenzer hat den Aufbau einer Lebensgeschichte als »das Werk eines hermeneutischen Zirkels« beschrieben, »dessen Ziel das Erkennen der realen Individualität des Patienten ist.«³³ Es ist also

31 Ebd., S. 109.

32 Lorenzer hebt mit seinem Modell die Spannung zwischen Individuum und Gesellschaft nicht auf. Er beschreibt Individuation als ein aus der Sozialisation heraus entstehender Prozeß, durch den gesellschaftliche Bedingungen »in das Gewebe« eingehen. Und weiter: »Selbst unter idealen Verhältnissen ist die reale Partikularisierung von Natur als einer in jedem Individuum different sich konstituierenden biologischen Realität ein Problem, das Sozialisation als Individuation grundlegt, ungeachtet dessen, daß die Verwirklichung sich unter kontingenten Umständen der Lebensgeschichte vielfältig-zufällig abspielt.« Lorenzer, Gegenstand der Psychoanalyse (1973), S. 106.

33 Lorenzer, Symbol (1971), S. 37.

auch jenseits der frühkindlichen Einübung bestimmter Interaktionsformen relevant, sich der sprachlichen Gestaltung erinnerter Zustände oder Ereignisse zuzuwenden. Zentraler Begriff für das psychoanalytische Erkenntnisverfahren ist dabei das Ereignis der Evidenz. Der Analytiker nimmt zunächst das Gesagte entgegen, folgt also durch logisches Verstehen dem Gedankengang des Analysanden. Das ist nicht so unproblematisch, wie es auf den ersten Blick erscheint. Die Sprache des Analysanden ist eine Privatsprache, seine Worte und Sätze haben eine individuelle, eben durch die in gewissem Sinne einmalige Sozialisation dieses Menschen geprägte Bedeutung. Beim psychoanalytischen Verstehen geht es dabei nicht unbedingt um die Richtigkeit der Aussage im Sinne einer faktischen Genauigkeit, vielmehr um ihren Sinnzusammenhang. Die Vereinigung des Gesagten mit seinem Sinnzusammenhang erfolgt als qualitativer Sprung, der als Evidenzerlebnis bezeichnet wird.³⁴

Psychoanalytisches Verstehen ist ein langwieriger Prozeß. Der Analytiker entwickelt im Laufe der Analyse Vorannahmen über bestimmte Sinnzusammenhänge und Interaktionsformen des Analysanden und kann diese als Deutungsangebote in den Prozeß einbringen. Damit entsteht ein hermeneutischer Zirkel, in dem sich Vorannahmen des Analytikers bestätigen, vertiefen oder als unzutreffend erweisen. Gleichzeitig erfährt der Analysand eine Annäherung an seine Individualität, die ihm durch die Deutungen des Analytikers gespiegelt wird.

Darin liegen fundamentale Unterschiede zum Zeitzeugeninterview. Analytiker und Analysand begeben sich in einen gemeinsamen, oft langjährigen Prozeß, der ein Vordringen in immer tiefere Schichten der Symbolwelt des Analysanden ermöglicht. Diese Bedingungen fehlen dem lebensgeschichtlichen Erinnerungsinterview, was insbesondere zwei Konsequenzen mit sich bringt.

Zum einen besteht die Gefahr, daß das Subjekt in den eigenen Selbstbildern verharrt, gerade das Herausarbeiten möglicher Täuschungen durch die Deutungen des Gegenübers nicht erfolgen kann. Zum zweiten verfügt der Interviewer nur sehr eingeschränkt über die Möglichkeit, seine interpretatorischen Annahmen anhand der Reaktionen des Befragten zu überprüfen. Trotz dieser gewichtigen Einschränkungen bietet das psychoanalytische Verfahren Ansatzpunkte, die auch für die Auswertung lebensgeschichtlicher Interviews von Bedeutung sind. Dies bezieht sich vor allem auf den Bereich der unbewußten Erinnerungen, also auf das Erkennen unbewußter Dynamiken innerhalb der biographischen Kommunikation.

Lorenzer hat in seinen Arbeiten das methodische Konzept des »szenischen Verstehens« detailliert beschrieben.³⁵ Er bezieht dies sowohl auf die Erzählung als auch auf das Verhalten der jeweiligen Person. Das Erinnertere sei als Abfolge unterschiedlicher Szenen zu verstehen, in denen sich eine immer gleiche Struktur verdeutliche. Die verschiedenen Szenen könne man als Variationen desselben, unbewußten Themas auffassen. Psychoanalytisches Vorgehen bestehe daher darin, den Sinnzusammenhang

34 Vgl. Lorenzer, Sprachzerstörung (1976), S. 87.

35 Vgl. auch für das Folgende: Lorenzer, Wahrheit psychoanalytischer Erkenntnis (1974), S. 101ff.; Ders., Sprachzerstörung (1976), S. 124ff.

der einzelnen Szenen zu erfassen, indem ihre gemeinsame Struktur und Thematik herausgearbeitet werde. Dabei sei es irrelevant, ob es sich um vergangene, gegenwärtige, reale oder phantasierte Szenen handle. Ihre strukturellen Gemeinsamkeiten seien Ziel des Erkenntnisprozesses. Nach Lorenzer ist der »Hauptweg des psychoanalytischen Verstehens das szenische Verstehen. Es stützt sich auf Mitteilungen des Patienten, nimmt also vor allem logisches Verstehen in seinen Dienst. Das szenische Verstehen verläuft analog dem logischen Verstehen und Nacherleben. Es wird im Analytiker gesichert als Evidenzerlebnis. So wie das logische Verstehen in der formalen Rezeption des Satzes, so wurzelt das szenische Verstehen im Erfassen der Szene.«³⁶

Die Anwendung psychoanalytisch orientierter Verfahren in der Sozialforschung manifestiert sich häufig darin, daß das Material allein der Illustration ohnehin bekannter psychoanalytischer Erkenntnisse dient und somit weniger ein Verständnis der unbewußten Sinndimension, die in dem jeweils interpretierten Text zu erfragen wäre, erreicht werden kann. Dieser Gefahr versucht das Konzept des »szenischen Verstehens« entgegenzuwirken, indem der Interpretierende sich auf den Text einläßt, an dem dargestellten Geschehen teilnimmt, dessen Bildhaftigkeit folgt und das Dargebotene nachzuvollziehen versucht. Das Einlassen auf den Text sollte ohne bewußte Steuerung erfolgen, also ohne eine festgelegte Zielsetzung, vielmehr offenbart sich dem Interpretierenden durch eine »gleichschwebende Aufmerksamkeit« ein Spiel der Irritation, die der Text zu transportieren vermag. Die Irritation kann dann Ansatzpunkt der Deutung sein, die als selbstreflexiver Prozeß die eigenen Vorannahmen des Interpretierenden einzubeziehen hat.³⁷

Das Konzept des »szenischen Verstehens« ist auch für die Analyse lebensgeschichtlicher Interviews fruchtbar, da es die Möglichkeit eröffnet, sich dem Text zu nähern, ohne der Erzählung von vornherein feststehende Kategorien und Begrifflichkeiten überzustülpen. Gleiches gilt auch für die Handlungsebene. Unbewußtes Verhalten ist durch Ausschluß von Sprache gekennzeichnet, d.h. unbewußte Inhalte werden aufgrund ihrer Desymbolisierung nicht verbal geäußert, sondern szenisch agiert. Das Verdrängte ist eben nicht ein für allemal verloren, sondern strebt zum Bewußtsein hin, zeigt sich strukturell in immer gleicher Weise als Szene. In der Analyse drückt sich dieser Vorgang als Wiederholung unbewußter Inhalte im Verhältnis zum Analytiker aus, er oder sie wird also mit Übertragungen – Emotionen, Wünschen, Vorstellungen – besetzt, die eigentlich aus anderen Zusammenhängen stammen.³⁸ Der Analysand reproduziert dabei das Verdrängte nicht als Erinnerung, sondern als Tat, indem er unbewußte Beziehungsstrukturen wiederholt.³⁹

Damit ist die Übertragung auch ein Stück Erinnerung, sie ist immer ein Hinweis

36 Lorenzer, Sprachzerstörung (1976), S. 148.

37 An dieser Stelle sei auf die Diskussion um selbstreflexive Interpretationsprozesse verwiesen. Achim Würker hat dieses Vorgehen sehr anschaulich für die Literaturinterpretation beschrieben. Vgl. Würker, Irritation und Szene (1987), S. 303-316; ebenso: Leithäuser/Volmerg, Anleitung zur empirischen Hermeneutik (1979).

38 Vgl. Freud, Zur Dynamik der Übertragung, S. 157-168; Ders., Erinnern, Wiederholen, Durcharbeiten, S. 207-215.

39 Vgl. die Ausführungen zu den Interviews mit Karl Himmel und Helena Markewicz, S. 194ff u. S. 272ff.

auf bestehende Widerstände im Erinnerungsprozeß, da das Verdrängte nicht als Erinnerung verbalisiert werden kann. Übertragungen sind in diesem Sinne zugleich Momente der Abwehr und »ein Amalgam zwischen Vergangenheit und Gegenwart, denn sie sind zwar durch die aktuelle Situation stimuliert, beziehen sich aber auf Vergangenes.⁴⁰ Bei der Analyse von Kommunikationsprozessen, wie beispielsweise der Interviewauswertung, kann das Übertragungsgeschehen interpretativ genutzt werden. Es ist allerdings nicht davon auszugehen, daß das Subjekt unverzerrt und authentisch agiert, da immer schon bestimmte Bearbeitungen oder Bewältigungsversuche existieren. Das erschwert die Deutung erheblich und macht einen langwierigen Prozeß der Interpretation unumgänglich. Die erste Evidenz ist in der Regel eine falsche, deshalb warnt Lorenzer vor der Gefahr vorschneller Erkenntnis.⁴¹

Mit der Einbeziehung des realen Verhältnisses zwischen Analysand und Analytiker durchbricht die Psychoanalyse ihre sprachliche Fixierung und wirkt dadurch einer Reduktion menschlicher Erfahrung auf Sprache entgegen. Psychoanalytische Tiefenhermeneutik nutzt das »szenische Verstehen« auf sprachlicher und interaktiver Ebene. Dabei spielt die Ausbildung und Kompetenz des Analytikers eine entscheidende Rolle. Er ist sowohl durch eigene analytische Erfahrung als auch durch langjährige Lehranalyse darin ausgebildet, Übertragungen des Patienten wahrzunehmen, ihren Sinnzusammenhang zu interpretieren und das therapeutische Geschehen zu gestalten. Auf die Übertragungen des Analysanden reagiert auch der Analytiker wiederum mit Gegenübertragungen, es entsteht ein wechselseitiges Beziehungssystem. Der Analytiker deutet und interpretiert auch seine eigenen Übertragungen, um sie für den therapeutischen Prozeß nutzbar zu machen.

Zusammenfassend lassen sich daher sowohl deutliche Abgrenzungen als auch einzelne Momente möglicher Kooperation zwischen Psychoanalyse und biographischer Interviewforschung feststellen. Ihnen gemeinsam ist ihr Interesse an der Lebenspraxis und der Selbstdarstellung des Subjekts, die als individuelle Wahrnehmung sozialer Wirklichkeit verstanden werden. Sowohl die Manifestation der Erinnerungen als sprachliche Symbole wie auch das sich in der Interviewsituation entwickelnde Verhältnis zwischen Wissenschaftler und Befragtem ist Gegenstand der interpretatorischen Auswertung. Lebensgeschichtliche Interviews sollten nicht auf ihre textliche Gestalt reduziert werden, liegt gerade in dem direkten Kontakt zwischen Forschenden und Zeitzeugen ein zusätzliches Moment der Informationserhebung. Die Interviewsituation als Ort der Erinnerung gehört zum interpretatorischen Prozeß, denn auch im Zeitzeugengespräch sind Übertragungsphänomene existent. Szenisches Verstehen ist sowohl für die Situationsanalyse des Interviews als auch für die Textinterpretation weiterführend. Gerade an diesem Punkt zeigt sich eine weitere Gemeinsamkeit von Psychoanalyse und Interviewauswertung. Beiden liegt ein hermeneutisches Verfahren zugrunde.

40 Sandler, *Vergangenheits-Unbewußtes* (1985), S. 824; Zur Übertragungsproblematik vgl. auch: Hinze, *Übertragung und Gegenübertragung* (1987), S. 238-253; Eckstaedt, *Die Kunst des Anfangs* (1991); Wegner, *Zur Bedeutung der Gegenübertragung* (1992), S. 286-307.

41 Vgl. Lorenzer, *Wahrheit psychoanalytischer Erkenntnis* (1974), S. 101.

Dabei repräsentiert sich soziale Wirklichkeit in den subjektiven Erinnerungen nicht ungebrochen, sondern innerhalb der individuellen Wahrnehmungsstrukturen. Ihre Deutung stellt an den Interpretierenden hohe Anforderungen. Je größer seine Wahrnehmungs- und Reflexionsfähigkeit ist, desto tiefer wird er sich auf die unbewußte Dimension eines Textes oder einer Szene einlassen können.

3. Individuum und Gesellschaft: Soziologische Konzepte zur Interpretation von lebensgeschichtlichen Erinnerungsinterviews

Das Konzept »narrativer Interviews«

Die biographische Forschung hat in der Soziologie seit den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts als Methode Fuß gefaßt. Dabei wurde sie von Anbeginn an durch andere Disziplinen, insbesondere durch die Psychologie, beeinflußt und weiterentwickelt. Allerdings konnte sich die Biographieforschung in Deutschland zunächst nicht wie in den USA durchsetzen. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg entstanden auch hier umfangreichere Studien, die allerdings das biographische Material allein instrumentell zur Datengewinnung nutzten.¹

Ende der sechziger Jahre änderte sich dieses Verständnis, da nun der individuelle Lebenslauf als soziales Phänomen aufgefaßt und in diesem Sinne in der soziologischen Forschung zum Untersuchungsgegenstand wurde. Für das zunehmende Interesse an der Lebenslaufforschung mag auch ein generell einsetzender Individualisierungsschub verantwortlich gewesen sein, während sich gleichzeitig eine Abwendung von quantitativen Untersuchungsverfahren vollzog.² Neben den quantitativ-empirisch orientierten Forschungsansätzen hat sich mittlerweile eine eigenständige qualitative Biographie- und Lebenslaufforschung etabliert, die sich mit Webers Konzeption einer verstehenden Soziologie verbunden fühlt.

Biographieforschung ist aber innerhalb der Soziologie nicht unangefochten. Pierre Bourdieu entgegnet der Lebenslaufforschung provozierend, sie betreibe die »Konstruktion eines perfekten sozialen Artefakts«. »Den Versuch zu unternehmen, ein Leben als eine einzigartige und für sich selbst ausreichende Abfolge aufeinander folgender Ereignisse zu begreifen, ohne andere Bindung als die an ein Subjekt, dessen Konstanz zweifellos lediglich in der des Eigennamens besteht, ist beinahe genauso absurd wie zu versuchen, eine Metro-Strecke zu erklären, ohne das Streckennetz in

1 Zur Geschichte der Biographie- und Lebenslaufforschung vgl. Fuchs, *Biographische Forschung* (1984), insbesondere S. 95-135; ebenso: Flick, *Qualitative Sozialforschung* (1991), S. 177-182 und 253-256; Strauss, *Grundlagen qualitativer Sozialforschung* (1991).

2 Für das in den siebziger Jahren einsetzende Interesse an biographischen Erinnerungsinterviews sind ursächlich sicherlich auch die nun vielfältigen Möglichkeiten der technischen Aufzeichnung zu nennen. Vgl. Bergmann, *Flüchtigkeit und methodische Fixierung* (1985), S. 299-320. Wegweisende Untersuchungen in den siebziger und achtziger Jahren waren: Kohli, *Soziologie des Lebenslaufs* (1978); Kohli/Robert, *Biographie und soziale Wirklichkeit* (1984); Voges, *Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung* (1987); Ahlheit/Hoerning, *Biographisches Wissen* (1989); Mayer, *Lebensverläufe und sozialer Wandel* (1990); Ahlheit/Fischer-Rosenthal/Hoerning, *Biographieforschung* (1990).

Rechnung zu stellen, also die Matrix der objektiven Beziehungen zwischen den verschiedenen Stationen.«³

Indem Bourdieu die Biographie als bloßes Konstrukt zu entlarven meint, unterstellt er den Biographieforschern die vormoderne Illusion, das Leben eines Individuums als ein kohärentes Ganzes aufzufassen. Niethammer macht in seiner Genrerede deutlich, daß es um die Biographieforscher doch besser bestellt sei, als Bourdieu annehme. Es gehe nicht darum, »die Sinnkonstruktion der Quelle durch Nacherzählung zu verstärken oder schlüssiger zu machen, sondern ihre konstruktiven Elemente, ihre Erfahrungsabhängigkeit und einen Pluralismus einschlägiger Typen herauszupräparieren und durch diese Verfremdungen ihren naiven Sinntransfer in der kulturellen Kommunikation zu destruieren.«⁴

Damit kann Niethammer aber nur einen Teil der erhobenen Einwände entkräften. Bourdieus Kritik ist grundsätzlicher gehalten, denn »das Subjekt und das Objekt der Biographie (der Fragende und der Untersuchte) haben in gewisser Weise das gleiche Interesse, das Postulat der Sinnhaftigkeit der berichteten Existenz (und, implizit, der gesamten Existenz) zu akzeptieren.«⁵ Diese Feststellung läßt sich nicht ohne weiteres von der Hand weisen und lenkt den Blick auf die den lebensgeschichtlichen Erzählungen innewohnende Sinnproduktion. Damit erweist sich – und in diesem Punkt ist Bourdieu zuzustimmen – das Erinnerungsinterview als Versuch, dem tatsächlichen Lebensgeschehen einen Sinn hinzuzufügen.⁶ Eine Konsequenz, die sich daraus unmittelbar ergibt, ist eine kritische, eben nicht realistische Interpretation der sprachlichen Darstellung, sondern die Analyse ihrer perspektivischen Bedingtheit.

An der Frage, inwiefern lebensgeschichtliches Erzählen einen »authentischen« Blick auf die soziale Wirklichkeit erlaube, scheiden sich die Geister. Vereinfacht lassen sich innerhalb der soziologischen Biographieforschung zwei kontroverse Positionen zu dieser Frage ausmachen. Die eine Seite faßt die biographische Selbstpräsentation als Chance auf, sich den realen Lebensereignissen und sozialen Prozessen nähern zu können, hingegen mißtraut das andere Lager dieser Unmittelbarkeit und konzentriert seine Untersuchungen und Interpretationen auf die sprachlichen Darstellungen.⁷

Diese Debatte findet seit Jahren innerhalb einer Forschungskontroverse ihren Niederschlag, die sich kritisch mit dem von Fritz Schütze entwickelten Verfahren des »narrativen Interviews« auseinandersetzt.⁸ Dabei handelt es sich um eine For-

3 Bourdieu, *Biographische Illusion* (1990), S. 80.

4 Niethammer, *Kommentar zu Pierre Bourdieu* (1990), S. 92.

5 Bourdieu, *Biographische Illusion* (1990), S. 76.

6 Vgl. dazu: Koller, *Rhetorisches Konstrukt* (1993), S. 33-45; Rahkonen, *Der biographische Fehlschluß* (1991), S. 243-246.

7 Vgl. Koller/Kokemohr, *Lebensgeschichte als Text* (1994).

8 Vgl. Schütze, *Hervorlockung und Analyse von Erzählungen* (1976), S. 159-260; Ders., *Prozeßstrukturen des Lebenslaufs* (1981), S. 67-156; Ders., *Kognitive Figuren* (1984), S. 78-117; Ders., *Kollektive Verlaufskurve oder kollektiver Wandlungsprozeß* (1989), S. 31-109. Zur Anwendung von Schützes Methode vgl. Rosenthal, *Kriegsgeneration* (1987); Dies., »Als der Krieg kam« (1990); Inowlocki, *Ein schlagendes Argument* (1988), S. 49-58; Vogel, *Biographieforschung als qualitative Sozialforschung* (1989), S. 301-307; Heinemeier/Robert, »Es bleibt also net aus...« (1984), S. 142-163.

schungsmethode, die sich sowohl mit der Gesprächsführung als auch mit der Auswertung des im Interview erhobenen Materials auseinandersetzt. Fritz Schütze entwickelte diese Methode im Rahmen einer Untersuchung über kommunale Machtstrukturen und konnte daraus ein allgemeines Instrumentarium ableiten, das in zahlreichen Projekten der Interviewforschung und bei der Bearbeitung ganz unterschiedlicher Themen zur Anwendung gekommen ist. Sein Ansatz sieht sich aber auch massiven Angriffen gegenüber. Die Kritiker wollen in seinen Arbeiten eine Gleichsetzung von Erfahrung und Erzählung festgestellt haben, die als solche unhaltbar sei.

Zentral im Konzept der »narrativen Interviews« ist der Begriff der Stegreiferzählung. Der Befragte wird nach einer ausführlichen Darlegung des Erkenntnisinteresses anhand einer allgemein formulierten Fragestellung aufgefordert, seine Lebensgeschichte oder spezielle Lebensphasen ausführlich zu erzählen. Narrative Interviews sind zweigeteilt. Nach Beendigung des offenen Gesprächsteils, in dem der Befragte nach seinen eigenen Relevanzen – ohne Impulse durch den Interviewer – erzählen kann und soll, schließt sich ein zweiter, stärker strukturierter Teil an, der dem Interviewer Gelegenheit bietet, Nachfragen und eigene Gesprächsimpulse einzubringen.⁹

Dem Interviewer oder der Interviewerin solle es – so Schütze – im ersten Teil des Gespräches gelingen, den Zeitzeugen zur Erzählung zu stimulieren. Gerade in der Zurückhaltung des Interviewers liege die Möglichkeit der Fokussierung auf die zu erzählende Lebensgeschichte. Schütze setzt für das »Gelingen« eines narrativen Interviews voraus, »daß der Informant akzeptiert, sich dem narrativen Strom des Nacherlebens seiner Erfahrungen zu überlassen, und daß er keine kalkulierte, vorbereitete bzw. zu Legitimationszwecken bereits oftmals präsentierte Geschichte zur Erzählfolie nimmt. Das Ergebnis eines gelingenden autobiographisch-narrativen Interviews ist also eine Stegreiferzählung des selbsterfahrenen Lebenslaufs. Wegen der Wirksamkeit von Zugzwängen rekapituliert ein derartiges Interview nicht nur die Erlebnisströme als Darstellungsinhalte, sondern auch durch die Art, wie vom Informanten die Darstellung vorgenommen wird.«¹⁰

Daß tatsächlich das Gelingen oder Scheitern eines Interviews anhand der von Schütze formulierten Kriterien gemessen werden kann, ist zu bezweifeln. Vielmehr ist Schützes Auswertungsverfahren auf das Zustandekommen einer Stegreiferzählung angewiesen, denn ausschließlich in der Erzählung – in Abgrenzung zur Beschreibung, zur Argumentation und zur Darstellung – lassen sich nach Schütze grundlegende kognitive Figuren der Erfahrungsrekapitulation untersuchen. Der besondere Wert der Erzählung liege darin, daß sie Erfahrungskonstitutionen so abbilde, wie sie sich zugetragen hätten. Durch den Zugzwang, der bei Stegreiferzählungen aufgrund von Verständlichkeits- und Plausibilitätsanforderungen wirksam sei, würden autobiographische Erzählungen ein hohes Maß an Authentizität erreichen, da der Erzähler detailliert zu berichten habe, sich zugleich um Vollständigkeit bemühen müsse sowie wegen der Zeitbegrenzung zur Kondensierung der Erzählung gezwungen sei. Schütze resümiert, daß »der lebensge-

9 Vgl. die Anlehnung Niethammers an dieses Modell: Niethammer, Fragen (1995), S. 427ff.

10 Schütze, Kognitive Figuren (1984), S. 78.

schichtliche Erfahrungsstrom in erster Linie ›analog‹ durch Homologien des aktuellen Erzählstroms mit dem Strom der ehemaligen Erfahrungen im Lebenslauf wiedergegeben und erst sekundär ›digital‹ durch unterstützende Resymbolisierungen des Erfahrungsablaufs vermittels abstrakter Kategorien und Prädikate dargestellt« wird.¹¹

Diese These hat Schütze den Vorwurf eingehandelt, er gehe von einer unhaltbaren Homologie von Erfahrung und Erzählung aus.¹² In der Tat scheint Schützes Annahme, zwischen dem »aktuellen Erzählstrom« und dem »Strom der ehemaligen Erfahrungen im Lebenslauf« bestehe eine Analogie, diese Kritik zu rechtfertigen. Allerdings geht aus Schützes Gesamtdarstellung hervor, daß er sich weniger mit den Erfahrungen des Subjekts auseinandersetzt, sondern eine strukturelle Analogie voraussetzt. Es sei erstaunlich, so der Autor, »in welch hohem Ausmaße die narrative Erfahrungsrekapitulation gerade in ihrem ›Wie‹, d.h. in der formalen Struktur ihrer Darstellungsvollzüge, eine systematische Gerechtigkeit und Ordnung aufweist. Insbesondere die analogen Elemente dieser Ordnung sind in ihrem Kern nicht auf die interaktive Dynamik und Gesprächsorganisation der kommunikativen Situation, in der das Handlungsschema des narrativen Interviews stattfindet, zurückzuführen, sondern auf die Struktur der wiedererinnerten lebensgeschichtlichen Erfahrungsaufschichtung.«¹³

So ist die Kritik, Schütze gehe von einer Homologie von Erfahrung und Erzählung aus, bei genauer Betrachtung nicht ganz zutreffend. Zu fragen ist vielmehr: Gibt es tatsächlich eine Affinität zwischen der Form des Lebens und der Form der Erzählung? Besteht zwischen Erfahrung und Erzählung eine strukturelle Analogie?

Gabriele Rosenthal hat den Ansatz von Schütze in zahlreichen Projekten umgesetzt und weiterentwickelt. Sie bestreitet, daß Schütze von besagter Homologie ausgehe, und stellt grundsätzlich fest, daß eine prinzipielle Differenz zwischen Erzählung und Erfahrung bestehe.¹⁴ Schütze – so die Autorin – habe ja gerade durch die von ihm festgestellten Zugzwänge des Erzählens deutlich gemacht, worin die Abweichungen zwischen Erfahrung und Erzählung bestünden. Der Befragte sei in der aktuellen Gesprächssituation zu einer Detaillierung, zur Gestaltschließung und zur Kondensierung seiner Erzählung gezwungen, wodurch sich Erfahrung und Erzählung voneinander entfernten. Die Zugzwänge bewirkten daher sowohl Auslassungen als auch Einfügungen. So sei die Auswahl der erzählten Ereignisse immer selektiv, gleichzeitig würden Dinge weggelassen, die der Berichtende als nicht zum Thema gehörig betrachte. Auch unangenehme Erinnerungen sowie Verdrängtes könnten aus der Selbstpräsentation herausfallen.

11 Ebd.

12 Vgl. zur Kritik an Schützes Verfahren: Koller, *Rhetorisches Konstrukt* (1993), S. 33-45; Bude, *Der Sozialforscher als Narrationsanimateur* (1985), S. 327-336; Nassehi, *Form der Biographie* (1994), S. 46-63; Straub, *Biographieforschung* (1989), insbesondere S. 147-150 und 179-196. Straub nennt neben dem hier diskutierten Kritikpunkt auch den latenten Objektivismus in Schützes erkenntnistheoretischer Position sowie seine Fundamentalisierung und Autonomisierung des Erzählens.

13 Schütze, *Kognitive Figuren* (1984), S. 79.

14 Vgl. ebd., S. 87ff.

Rosenthal deklariert diese Differenzen zwischen Erfahrung und Erzählung nun kurzerhand als quantitative und eben nicht als strukturelle Unterschiede. Darin liegt ein Widerspruch, den die Autorin nicht aufklärt, ist doch beispielsweise das Verschweigen unangenehmer Erinnerungen nicht unbedingt auf Zugzwänge des Erzählens zurückzuführen. Rosenthal rettet sich in die Formulierung, es müsse von einer »wechselseitigen Reorganisation« von »Erinnerungsnoema« und Erzählungen ausgegangen werden, die in einem »dialektischen Verhältnis« zueinander stünden.¹⁵ Dies hat weitreichende Konsequenzen, denn in den nachfolgenden methodischen Anweisungen zur Auswertung lebensgeschichtlicher Erzählungen stellt die Autorin fest, daß es bei der Sequenzanalyse immer um zweierlei gehe: sowohl um die sequentielle Analyse der erlebten als auch um die sequentielle Analyse der erzählten Lebensgeschichte.

»Die sequentielle Analyse der erlebten Lebensgeschichte, die genetische Analyse, dient zur Rekonstruktion der chronologischen Aufschichtung der biographischen Erlebnisse in der erlebten Zeit, der biographischen Bedeutung der Erlebnisse zur damaligen Zeit sowie deren Strukturen, die sich im Verlauf der Sozialisation herausgebildet haben, ihrer Reproduktion und Transformationen im lebensgeschichtlichen Ablauf. Bei der Analyse der erzählten Lebensgeschichte rekonstruieren wir hingegen deren temporale und thematische Gestaltung, d.h. die temporalen und thematischen Verknüpfungen, die der Autobiograph beim Entwurf der thematischen Felder vornimmt bzw. die sich ihm entsprechend seiner Erfahrungsgeschichte auferlegen.«¹⁶

Rosenthal vollzieht hier eine eindeutige Parallelisierung von erlebter und erzählter Lebensgeschichte am Text, die so nicht haltbar ist.¹⁷ Ihre Rückschlüsse von der erzählten auf die erlebte Lebensgeschichte, auch wenn sie »nur« struktureller Art wären, gehen von der Annahme aus, der Interviewtext enthalte sowohl die erlebte als auch die erzählte Lebensgeschichte, die sich als zwei voneinander zu trennende Einheiten sequenzanalytisch herauspräparieren ließen. Der Interpretierende kennt aber nur die Erzählung, sie allein ist Gegenstand des Textes, daher ist es methodisch nur vertretbar, allein die erzählte Lebensgeschichte sequenzanalytisch herauszuarbeiten und zu deuten. Die Sequenzanalyse ist ein textimmanentes Verfahren, es kann nicht dazu dienen, eine gleichsam hinter dem Text angenommene soziale Wirklichkeit, wenn man von einer solchen denn ausgehen will, als Teil des Textes selbst entdecken zu wollen.¹⁸

Armin Nassehi legt in seiner Kritik zu Schützes Verfahren überzeugend dar, daß

15 Rosenthal, *Gestalt und Struktur* (1995), S. 92 und S. 187.

16 Ebd., S. 215.

17 Zweifelhaft bleibt, inwiefern der Begriff »Erinnerungsnoema« ohne weiteres mit dem Erfahrungsbegriff, wie Schütze ihn verwendet, gleichgesetzt werden kann. Rosenthal klärt diese Frage nicht auf, wechselt dann aber im letzten Teil ihrer Untersuchung unreflektiert zur Formulierung »erlebte« und »erzählte« Lebensgeschichte. Erleben, Erfahren und Erinnern erscheinen als Synonyme, deren Gleichsetzung auch durch die gestalttheoretischen Ausführungen nicht schlüssiger wird. Vgl. Rosenthal, *Gestalt und Struktur* (1995), dazu auch die überzeugende Rezension von Oliver Sill, in: *BIOS 9* (1996), S. 275-280.

18 Vgl. die am Interview mit Hans Wassermann aufgezeigte Umarbeitung von Erfahrungen, S. 190ff. Die Veränderungen betreffen nicht allein die Deutungsebene, sondern auch das, was Rosenthal als »erlebte« Geschichte bezeichnet.

nicht der Lebenslauf einer Person analysiert werden könne, sondern allein die biographische Kommunikation wahrnehmbar sei. Das, was sich real zugetragen habe, konstituiere zwar den Lebenslauf, es sei aber als seine »dunkle Seite« einer Untersuchung nicht direkt zugänglich.¹⁹ Daher könne der Gegenstand der Biographieforschung, zumindestens im Rahmen sequenzanalytischer Verfahren, allein die kommunikative Form einer Biographie sein, also die narrative Rede und – wie hinzuzufügen ist – die Interviewsituation als Ort der Erinnerung.

Nassehi kann deutlich machen, daß Schütze die bei Paul Ricoer aufgezeigte temporale Korrelation zwischen Erfahrung und Erzählung stillschweigend auf die sachliche Dimension ausweitet. Dabei – so resümiert Nassehi – »setzen Erzählungen zwar an der zeitlichen Erfahrungsform des eigenen Lebens an, ohne aber die Erfahrung selbst abzubilden«. ²⁰

Man kann Nassehi zustimmen, daß der Rückschluß von der Form der Erzählung auf die Form der sozialen Wirklichkeit nicht ohne weiteres möglich ist. Problematisch ist bei Schütze darüber hinaus, daß sich seine Untersuchung allein auf die Erzählanteile innerhalb des autobiographischen Berichts stützt. Auch wenn es um die Struktur kognitiver Figuren geht, bleiben die gewichtigen Fragen von Heinz Bude und Hans-Christoph Koller bestehen, ob tatsächlich alle Erfahrungen erzählbar seien und welche Erfahrungen überhaupt als erzählenswert gelten.²¹ Ihre Kritik zielt darauf ab, daß Schütze durch seine Fixierung auf die narrativen Teile andere Bereiche der biographischen Kommunikation ausklammert. Diese Reduzierung spricht nicht generell gegen Schützes Verfahren, allerdings darf sie nicht aus den Augen verloren werden, wenn es um die Formulierung generalisierender Ergebnisse geht.

Als letzten Kritikpunkt möchte ich die Ausblendung der Interviewsituation anführen. Der Annahme, eine Zurückhaltung des Interviewers ermögliche eine Fokussierung auf die Lebensgeschichte des Befragten, kann sicherlich uneingeschränkt zugestimmt werden. Dies bedeutet aber keineswegs gleichzeitig, daß »die Gestaltungsdynamik der autobiographisch-narrativen Mitteilung [...] aus dem aktuellen Intersubjektivitätsbezug nicht ableitbar (ist)«. ²² Hier unterschätzt Schütze ganz wesentlich die Einflußfaktoren der aktuellen Gesprächssituation auf die Erinnerungen. Ihr Gegenwartsbezug läßt sich nicht ausschließen, indem sich der Interviewer oder die Interviewerin aus der Interaktion zurückzieht (was auch gar nicht funktionieren kann). Nicht nur nonverbale Aspekte kommunikativen Handelns spielen in diesem Zusammenhang eine Rolle, auch soziale und gesellschaftliche Bedingungen, in die das Erinnerungsinterview eingebettet ist, prägen den Erinnerungsprozeß. Legitimationszwänge, Vorannahmen und kulturelle Verhaltens- und Erzählmuster sind manifeste Bestandteile sozialer Interaktion, die sich nicht durch eine spezifische Form der Interviewtechnik minimieren lassen. So ist die Ausblendung der Intersubjektivität in

19 Vgl. Nassehi, *Form der Biographie* (1994), S. 54ff.

20 Ebd., S. 57.

21 Vgl. Koller, *Rhetorisches Konstrukt* (1993), S. 35ff.

22 Schütze, *Kognitive Figuren* (1984), S. 80.

Schützes Verfahren ein Defizit, das zumindest einen ergänzenden Rückgriff auf andere Interpretationsansätze erforderlich macht.

Trotz dieser grundlegenden und weitreichenden Kritik überzeugt Schützes Auswertungsverfahren durch seine Systematik. Auch die Kritik an seiner Homologieannahme spricht nicht generell gegen ein sequenz- und feanalytisches Vorgehen. Durch eine Sequenzanalyse können die kognitiven Figuren am Interviewtext herausgearbeitet werden. Zur Beschreibung seiner Methodik bedient sich der Autor allerdings einer Terminologie, die zunächst verwirren mag, wenn von »Ereignisträgern«, »Segmentmarkierern« und »Rahmenschaltelementen« die Rede ist.²³

Grundsätzlich geht es um das Herauslösen der narrativen Anteile eines Interviews, zugleich um die Analyse ihrer Relationen zueinander. Schütze will damit analytisch die narrativen Anteile des Interviews von den Selbstdeutungen des Befragten abgrenzen. Die weitere Auswertung erfolgt daher in zwei voneinander getrennten Vorgängen. Nach einer ersten Segmentierung des Textes werden die individuellen Ordnungsprinzipien der Erzählungen, nach denen sich die Narration strukturiert, herausgearbeitet. Die so ermittelten Erzähllinien und Ereignisverkettungen führen zu einer speziellen Verknüpfung des Dargestellten, an der sich strukturelle Muster der individuellen Erfahrungsrekapitulation ablesen lassen. Die Untersuchung soll die faktische Erfahrungs- und Erinnerungsaufschichtung des Befragten in ihrer Kontextgebundenheit rekonstruieren. Zum Abschluß dieses Analysevorgangs erfolgt »eine verbindende Betrachtung der segmentalen Einheiten und der dominanten suprasegmentalen Zusammenhänge unter dem Gesichtspunkt der Art der realisierten, thematisch focussierten, übergreifenden Erzähllinie auf der einen Seite und eine Analyse des möglichen Zusammenhangs der randständigen Seiten- und der eingebetteten Hintergrundkonstruktionen untereinander unter dem Gesichtspunkt einer rezessiven Erzähllinie und deren Beziehung zur dominanten Erzähllinie auf der anderen Seite.«²⁴

In einem zweiten Schritt geht es dann um die Analyse der Selbstdeutungen des »Biographieträgers«, die mit den Ergebnissen des ersten Auswertungsdurchgangs in Beziehung zu setzen sind. Erst nach Abschluß dieser beiden Untersuchungsschritte beginne – so Schütze – die eigentliche Biographieanalyse, die er leider nur noch mit den Stichworten »analytische Abstraktion«, »fortlaufender Vergleich« und »Theoriegenerierung« umschreibt.²⁵ Ziel sei es nun, zu einer dichten theoretischen Verknüpfung unterschiedlicher biographischer Erzähltexte zu gelangen.

Methodisch sind die Arbeiten von Gabriele Rosenthal gerade in diesem Punkt

23 Ebd., S. 108ff.

24 Ebd., S. 113.

25 Ebd., S. 114.

26 Es handelt sich dabei um mehrere Interviewprojekte, die die Autorin auf der Grundlage von Schützes Verfahren durchgeführt und ausgewertet hat. Am ausführlichsten ist das Befragungsprojekt mit männlichen Angehörigen der Kriegsgeneration dokumentiert, an denen Rosenthal eine Typisierung biographischen Wandels aufzeigt. Vgl. Rosenthal, *Kriegsgeneration* (1987), dort speziell zur Methodik S. 143-245; Dies., »Als der Krieg kam« (1990). Vgl. auch: Rosenthal, *Gestalt und Struktur* (1995). Zuletzt gemeinsam mit Dan Bar-On, *Furcht und Hoffnung* (1997), insbesondere S. 455-471.

sehr viel praxisbezogener.²⁶ Indem sie überzeugend die einzelnen Untersuchungsschritte der Sequenz- und Feinanalyse am Text nachvollzieht, gelingt es ihr, die Stärken dieses Auswertungsverfahrens darzulegen. Dabei ermöglicht die sequentielle Textanalyse, das gesamte Interview durch Stichworte zu ordnen und zu systematisieren, ohne die Gestalt und Struktur des Erzählflusses zu zerstören. Die daraus gewonnenen Hypothesen zur Strukturierung der Selbstdarstellung werden anschließend durch eine Feinanalyse überprüft. Einzelne Textstellen, die sich als zentral für die Gesamtaussage erwiesen haben, werden zerlegt und interpretiert. In jeder einzelnen Textstelle soll sich die angenommene Hypothese bestätigen, andernfalls gilt sie als widerlegt und bedarf einer Überarbeitung. Wesentlich erscheint dabei, daß die einzelnen Textstellen unabhängig voneinander ausgelegt werden, da ansonsten eine Bestätigung der bisher aufgestellten Hypothesen nicht verwunderlich wäre. Kritiker haben bezweifelt, ob eine derartige Abstinenz im Interpretationsprozeß überhaupt möglich sei. Auch wenn Rosenthal diesen Einwand zurückweist, so läßt es sich nicht ganz von der Hand weisen, daß die Gefahr einer Verstrickung in eigene Vorannahmen besteht. Hierbei handelt es sich aber um generelle Probleme wissenschaftlicher Erkenntnis, die nicht allein diesem speziellen Auswertungsverfahren anzulasten sind. Jedes Interpretationsverfahren, das sich auf textimmanente Interpretationssicherung stützt, ist mit Schwierigkeiten der Validierung konfrontiert.

Sowohl Sequenz- als auch Feinanalyse am Text scheinen sich in der Forschungspraxis bewährt zu haben.²⁷ Gleichzeitig ist sicherlich auch eine Auswertung der Interviewtexte nach strukturellen Gesichtspunkten nicht generell abzulehnen, denn man muß Schütze ja in seiner Konsequenz, von der Erzählstruktur auf die Erfahrungsstruktur schließen zu können, nicht unbedingt folgen. Jedoch erweist sich Schützes Verfahren trotz seiner Komplexität als begrenzt, denn er kann nicht deutlich machen, wie der Interpretierende innerhalb der Sequenz- und Feinanalyse zu Strukturhypothesen gelangen kann. Dieses Defizit mag ein Grund dafür sein, daß Rosenthal in ihre Untersuchungen die mit dem Namen Ulrich Oevermann verbundene »objektive Hermeneutik« als zweites methodisches Instrumentarium einbezogen hat.²⁸

Die Entwicklung der objektiven Hermeneutik ist eng mit der anhaltenden Forschungsdebatte um die Reichweite der Hermeneutik in den Sozialwissenschaften verbunden, wie sie Jürgen Habermas erkenntnistheoretisch problematisiert.²⁹ Habermas verweist auf die ideologische Beschränkung von Sprache und macht auf die Notwendigkeit aufmerksam, einen festen Punkt außerhalb des hermeneutischen Zirkels zur Validierung und Überprüfung von Interpretationen zu positionieren. Für ihn kann die ideologiekritische Überwindung der dogmatischen Beschränkung von Verstehensprozessen nur durch den in der institutionalisierten Forschungspraxis der Erfahrungswissenschaften gesicherten Zustrom von Informationen gewährleistet sein.

27 Vgl. die Analyse des Interviews mit Pierre Claude, S. 300ff.

28 Vgl. Oevermann, *Methodologie* (1979), S. 352-434; Dies., *Zur Logik der Interpretation von Interviewtexten* (1980), S. 15-69.

29 Vgl. Habermas, *Erkenntnis und Interesse* (1968); Ders., *Theorie der Gesellschaft* (1990). Vgl. auch: Kögler, *Die Macht des Dialogs* (1992); Albert, *Kritik der reinen Hermeneutik* (1994).

Allein in der kommunikativen Validierung als Verständigung im herrschaftsfreien Diskurs sei eine Annäherung an Wahrheit möglich.

Auf die Konfliktlinien zwischen Habermas und Gadamer sowie seine Abgrenzungen gegenüber Alfred Lorenzer sei an dieser Stelle nur verwiesen.³⁰ Entscheidend bleibt, daß sich Ulrich Oevermann zwar auf den Ansatz von Habermas bezieht, eine metasprachliche Reformulierung und Explikation von Verstehensprozessen zu vollziehen, allerdings den von Gadamer vertretenen Universalitätsanspruch hermeneutischer Erkenntnisverfahren übernimmt. Die Objektivierung der Hermeneutik bestehe darin, nicht das einzelne Subjekt verstehen zu wollen, sondern die Regelmäßigkeit seiner Handlungen. Dafür sei die Annahme einer dritten Realitätsebene notwendige Voraussetzung. Bezüglich dieser dritten Ebene spricht Oevermann von »latenter Sinnstruktur«.³¹ Wie die Hermeneutik allgemein die Dechiffrierung von Texten anstrebt, will die objektive Hermeneutik die »soziale Grammatik« offenlegen, die in der Struktur der Texte zu erkennen sei.

Die Verfahren der objektive Hermeneutik können grundsätzlich auf alle Texte Anwendung finden. Ebenso wie Schützes Interpretationsmodell ist ihr Gegenstand die Analyse und Interpretation von Textstrukturen. Strukturen seien – so Oevermann – keine Modelle oder Rekonstruktionen der sozialen Wirklichkeit, sondern sind gleichsam als eine dritte Ebene zwischen Natur und Kultur aufzufassen. Damit erinnert die objektive Hermeneutik an das von Karl Popper entwickelte Konzept der Argumentationsstrukturen.

Methodisch ähnelt dieses Interpretationsverfahren der Sequenz- und Feinanalyse von Schütze. Der Text wird Sequenz für Sequenz durchgearbeitet und analysiert. Dabei stellt Rosenthal in ihren Untersuchungen in Anlehnung an Oevermann die Frage, welchen Handlungsspielraum die Zeitzeugen in den jeweiligen Situationen gehabt hätten.³² Der Befragte wird also gedankenexperimentell in bestimmten Entscheidungssituationen, die sich aus seinem Lebensbericht ergeben, gesehen, aus denen heraus die verschiedenen Möglichkeiten seines Handelns aufgezeigt werden können. Dadurch ergibt sich eine Variationsbreite möglicher Verhaltensweisen, die es anschließend mit dem realen Fortgang des Geschehens zu konfrontieren gilt.

Die Analyse der jeweiligen individuellen Fallstruktur – so Oevermann – ergebe sich somit aus der Spannung zwischen bestehenden Handlungsspielräumen und dem realen Verhaltensmuster dieser Person. Er formuliert weitreichende Ziele, wenn er herausstellt, daß der Interviewende »in einer einzigen Interaktionsszene die spezifische Fallstruktur im Kontext der äußeren Thematik und der von ihr ausgehenden

30 Vgl. dazu: Gadamer, *Wahrheit und Methode* (1990); Lorenzer, *Sprachzerstörung* (1976); ebenso: Riedel, *Verstehen oder Erklären?* (1978); Radtke, *Hermeneutik* (1985), S. 321-349.

31 Oevermann, *Methodologie* (1979), S. 366. Aufgrund der Ausführungen Oevermanns ließe sich annehmen, mit »latenter Sinnstruktur« sei das gemeint, was in der tiefenhermeneutischen Textinterpretation mit der Suche nach unbewußten Inhalten des Textes beschrieben wird. Dieser psychoanalytische Ansatz liegt der objektiven Hermeneutik aber nicht zugrunde, vielmehr handelt es sich um ein Konzept, das die Regelmäßigkeit sozialer Handlungen als objektive Strukturen einzufangen versucht.

32 Vgl. Rosenthal, *Kriegsgeneration* (1987), S. 143-148.

sachlogischen, allgemeinen Zwänge und Notwendigkeiten (wird) aufdecken können«, wenn »der Interpret vor allem am Anfang genügend explizit und extensiv in der Auslegung von Möglichkeiten vor(geht)« und »die sequentielle Analyse streng und weit genug durch(führt)«. ³³

Ob eine solches Ergebnis wirklich nach Auswertung einer Szene haltbar sein kann, ist sicherlich anzuzweifeln. Vielmehr läßt sich durch die Analyse zahlreicher solcher Entscheidungssituationen untersuchen, inwiefern die Handlungen des Befragten ein Muster aufweisen. Die Strukturhypothese, die sich aus einem derartigen Analyseverfahren ergibt, muß dann in der Feinanalyse an zahlreichen Textstellen überprüft werden. Auch hier herrscht dann das Falsifikationsprinzip, das der Interpretationssicherung dient.

Nun will ein derartiges Vorgehen nicht auf der subjektiven Ebene stehenbleiben. Obwohl die objektive Hermeneutik zunächst nicht als Anspruch formulierte, ein Verfahren bereitstellen zu können, mit dem sich Wirklichkeit »objektiv« aufdecken ließe, sind zahlreiche Arbeiten darauf ausgerichtet, objektiv gültige Aussagen machen zu können, die allein durch strikte Anwendung der hermeneutischen Lehre nach Oevermann zu erreichen seien. Mit diesem Anspruch treten dann auch ihre Anwender in der Biographie- und Lebenslaufforschung auf. ³⁴ Mit Hilfe der strukturellen Hermeneutik komme der Interpretierende zu einer »objektiven Rekonstruktion« der Fallstruktur. Die »Wahrheit« ergebe sich allein aus dem richtigen Entdeckungsverfahren, welches es ermögliche, durch Strukturgeneralisierung und Falsifikationsprinzip vom Einzelfall zur allgemeinen Aussage zu gelangen.

Der »objektiven Hermeneutik« ist vieles unterstellt und vorgeworfen worden. Aus der Vielzahl der Kritikpunkte seien hier nur einige genannt. Oevermann legt zwar sein Vorgehen der Textauslegung offen, auch wenn dies manchmal undurchsichtig bleibt, jedoch wird ihm in Fachkreisen – wie ich meine zu Recht – eine Monopolisierung seiner Lehre vorgeworfen. Oevermann lizensiere bestimmte Untersuchungen, indem er Personen nach speziellen Kriterien eine Art Berechtigung zur Interpretation zugestehe oder eben verweigere. Die vorherrschende Eigenschaft der Interpretierenden müsse es sein, daß sie neben einer abgeschlossenen Sozialisation nicht ausgeprägt neurotisch sein dürften. ³⁵ Es ist daher der Kritik Radtkes zuzustimmen, wenn er zu Oevermanns Verfahren konstatiert, daß »die an solche Selektionskriterien anschließenden Anweisungen an die einmal zugelassenen Interpreten, mög-

33 Oevermann, *Methodologie* (1979), S. 422.

34 Die Anwendung der »objektiven Hermeneutik« in der Interviewanalyse ist aber auch von Oevermann selbst kritisch betrachtet worden. So hat er betont, daß standardisierte Interviews soziale Sachverhalte nur »rekonstruierend« wiedergeben könnten. Im Vergleich zur Sammlung und Analyse von »natürlichen« Protokollen sozialer Abläufe sei die Methode der Befragung eben kein Königsweg, sondern der Holzweg der Sozialforschung. Sicherlich rechtfertigt die Tatsache, daß »narrative Interviews« nicht im klassischen Sinne standardisierte Befragungen darstellen, eine Anwendung der strukturellen Hermeneutik, wie Rosenthal sie praktiziert. Allerdings wird die Frage der Konstruktion sozialer Wirklichkeit in den Erinnerungen der Zeitzeugen nicht breit und intensiv genug reflektiert.

35 Vgl. Oevermann, *Methodologie* (1979), S. 393.

lichst unwahrscheinliche Interpretationen möglichst hartnäckig zu vertreten, an das Konsens-Modell der Geltungsbegründung von Argumenten anzuknüpfen (versuchen), ohne jedoch die im idealen Diskurs unterlegten Universalien als Medium der Wahrheitsfindung noch beanspruchen zu können.«³⁶

Und noch ein Weiteres: Die objektive Hermeneutik ist ein Strukturkonzept. Ihr Interesse liegt ausdrücklich nicht in der Subjektivität, sondern in der Analyse ihrer strukturellen Beschaffenheit. Das Individuum als deutendes und urteilsfähiges Subjekt verschwindet gleichsam hinter der Form. Bourdieus Vorwurf, der Strukturalismus lasse soziales Handeln als Automatismus der Ausübung sozialer Strukturen erscheinen, muß hier auch gegen die objektive Hermeneutik eingebracht werden.³⁷ Soziales Handeln steht in der Gefahr, zur bloßen Reproduktion von Strukturen ohne Transformationsmöglichkeit zu gerinnen.

Das Verschwinden des Subjekts kann bei der Anwendung der objektiven Hermeneutik auf Erinnerungsinterviews eine zweifache Dimension erlangen. Zum einen ist der Befragte als Subjekt seiner Erfahrungen ausgeklammert, er kann allein zum Träger objektiver Verhaltens- und Handlungsmuster reduziert werden, denen das eigentliche Interesse gilt. Die zweite Dimension des Subjektverlusts bezieht sich auf die Person des Interpretierenden. Er ist nicht mehr als Subjekt seiner Deutungen erkennbar. Die Annahme, ein objektivierendes Interpretationsverfahren könne die Subjektivität von Deutungen ausschließen, muß sich als Trugschluß erweisen, denn der Forschende ist und bleibt in die soziale Wirklichkeit, die er zu analysieren versucht, verstrickt.

Der Exkurs zur objektiven Hermeneutik hat uns von den methodischen Fragestellungen zur Analyse von Interviewtexten nur scheinbar entfernt. So läßt sich abschließend feststellen, daß sowohl das Konzept der »narrativen Interviews« nach Fritz Schütze als auch die »objektive Hermeneutik« nach Ulrich Oevermann Verfahren darstellen, die sich für die Auswertung von lebensgeschichtlichen Erinnerungen nutzen lassen.³⁸ Allerdings sind damit auch einige Probleme verbunden, die hier diskutiert wurden. Das spricht aber nicht generell gegen die Methode der Sequenz- und Feinanalyse zur Auswertung lebensgeschichtlicher Erinnerungen, ebenso nicht gegen strukturelle Fragestellungen, wenn sie sich denn auf die biographische Kommunikation beziehen. Auch wenn bei beiden Konzepten die hier diskutierten Einwände und Kritikpunkte ihre Berechtigung haben, so läßt sich nicht von der Hand weisen, daß ihre praxisbezogenen und differenzierten Anleitungen zur Auswertung von In-

36 Radtke, *Hermeneutik* (1985), S. 342.

37 Vgl. Bourdieu, *Entwurf einer Theorie* (1979). Zur Kritik an der objektiven Hermeneutik vgl. auch Bude, *Text und Soziale Realität* (1982), S. 134-143; Radtke, *Hermeneutik* (1985), S. 337ff.

38 Indem das Konzept des »narrativen Interviews« hier als ein primär strukturelles Verfahren deutlich gemacht werden konnte, muß auch ein Mißverständnis, das im Rahmen seiner Anwendung entstanden ist, benannt werden. Das von Schütze entwickelte Auswertungskonzept kann für Interviews nutzbar gemacht werden, die tatsächlich seinen formalen Anforderungen zur Interviewtechnik entsprechen. Schütze legt – wie hier gezeigt wurde – ein strenges Raster vor, nach dem die Erinnerungsinterviews durchzuführen und auszuwerten sind. Nur Projekte, die sich auch in ihrer Interviewführung Schützes Ansatz verpflichtet fühlen, werden damit Ergebnisse erzielen können.

interviewtexten aufgrund ihrer Systematik überzeugen können. Nur wenige methodische Ansätze stellen ein derart komplexes und griffiges Instrumentarium zur Interviewanalyse bereit. Darin liegt wohl ein wesentlicher Grund, daß zahlreiche Interviewprojekte dem Konzept des »narrativen Interviews« folgen.

Teil und Ganzes:

Das Allgemeine in lebensgeschichtlichen Erinnerungen

Das Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft ist wohl eines der zentralsten Themen, mit dem sich die Soziologie, die Psychologie, die Geschichtswissenschaft und die Ethnologie auseinandersetzen. Dabei ist insbesondere in dem Verhältnis zwischen Psychologie und Soziologie die Dialektik zwischen Individuum und Gesellschaft gesehen worden. Auf die Frage, inwiefern sich die gesellschaftliche Lage im Individuum niederschlägt, lasse sich der Zeitpunkt – so die Psychoanalytiker – gar nicht früh genug ansetzen.³⁹ Lorenzer hat sich eingehend mit der frühkindlichen Entwicklung als stufenweiser Einübung von Interaktionsformen auseinandergesetzt. Subjektive Strukturen sind nach Lorenzer als Produkte des praktisch-dialektischen Prozesses der Sozialisation zu definieren. Bereits vor der Geburt vollziehe sich auf sensomotorischer Ebene eine erste Prägung von Erfahrungsstrukturen, die sich dann auf vorsprachlicher Ebene fortsetze und mit dem Spracherwerb in eine neue Dimension eintrete. Daher müsse letztlich die Familie als das wesentlichste Medium angesehen werden, durch das die gesellschaftlichen und ökonomischen Bedingungen ihren formenden Einfluß auf die Psyche des einzelnen ausübe.

Die »Frankfurter Schule« hat an diesem Punkt angesetzt und zu zeigen versucht, daß Sozialisation immer auch eine Herrschaftsfunktion ausübe, die der Disziplinierung der Subjekte unter dem Zugzwang der Produktionsverhältnisse diene. Während sie der Psychoanalyse vorwirft, im Individuellen, das zwar als vergesellschaftetes Subjekt gesehen wird, zu verharren, zeigen anhaltende Debatten, daß sich die Spannung zwischen Individuum und Gesellschaft weder abstrakt auflösen läßt noch verabsolutiert werden sollte.

Maurice Halbwachs hat in seiner Studie zum kollektiven Gedächtnis das Verhältnis zwischen individuellem und kollektivem Erinnern thematisiert.⁴⁰ Seine These, gerade in der Orientierung an Raum und Zeit werde deutlich, daß das individuelle Gedächtnis immer kollektiv geprägt, also immer ein soziales sei, wird bis heute in der Forschung diskutiert. Dabei muß diese These insofern differenziert werden, als Halbwachs das kollektive Gedächtnis immer gruppenspezifisch definiert. Er resümiert, daß es »kein universales Gedächtnis« gebe, denn »jedes kollektive Gedächtnis

39 Neben den bereits genannten Arbeiten von Lorenzer vgl. zu diesem Thema speziell: Lorenzer/Görllich, *Lebensgeschichte und Persönlichkeitsentwicklung* (1981), S. 84-104; ebenso: Elias, *Die Gesellschaft der Individuen* (1994).

40 Vgl. Halbwachs, *Das kollektive Gedächtnis* (1985). Zur »Erinnerungskultur« und kollektivem Gedächtnis vgl. Loewy, *Erlebnis – Gedächtnis – Sinn* (1996).

hat eine zeitlich und räumlich begrenzte Gruppe zum Träger. [...] Das kollektive Gedächtnis dagegen (hier im Gegensatz zum Historiker, Anm.d.Verf.) sieht die Gruppe von innen und während eines Zeitabschnittes, der die durchschnittliche Dauer des menschlichen Lebens nicht überschreitet, der sogar meist viel kürzer ist. Es zeigt der Gruppe ein Gesamtbild ihrer selbst, das sich zweifellos zu einer früheren Zeit aufrollt, da es sich um die Vergangenheit handelt.«⁴¹

Entscheidend scheint an Halbwachs Ausführungen zu sein, daß er die Frage der Perspektive auf Vergangenes zu umschreiben versucht, und zwar zum einen die Perspektive des Individuums innerhalb der Gruppe und zum anderen die Perspektive des Kollektivs. So erscheinen kollektive Gedächtnisse als Innenansichten von Gruppen, die grundsätzlich sowohl von der Geschichte an sich als auch von dem Blick der Historiker zu unterscheiden sind. Kollektive Gedächtnisse entstehen aufgrund einer erlebten Verbindung unter den Gruppenmitgliedern. Es muß einen Zusammenhang zu bestimmten Ereignissen geben, damit kollektive Erinnerungsprozesse in Gang gesetzt werden. Die individuelle Perspektive ist davon bestimmt und gleichzeitig different. Individuelles und kollektives Gedächtnis sind nicht identisch, sondern »jedes individuelle Gedächtnis ist ein ›Ausblickspunkt‹ auf das kollektive Gedächtnis; dieser Ausblickspunkt wechselt je nach der Stelle, die wir darin einnehmen, und diese Stelle selbst wechselt den Beziehungen zufolge, die ich mit anderen Milieus unterhalte.«⁴²

Wenn auch mit Halbwachs gezeigt werden kann, wie weitreichend das individuelle Gedächtnis von sozialen Kontexten geprägt ist, so bleibt letztlich ungeklärt, wie sich kollektive Bezüge im Individuellen niederschlagen und dort als solche erkannt werden können. Jedes individuelle Gedächtnis stellt ja durch die Verbundenheit des einzelnen mit mehreren Gruppen eine spezifische Version dar, die sowohl aufgrund des Sozialisationsprozesses als auch anhaltend durch den bestehenden sozialen Kontext, in dem die Person lebt, konstituiert wird. Daher haben wir es auch innerhalb von Kollektiven mit einzelnen Subjekten zu tun, deren Erinnerungen heterogen sind. Der Rückschluß, in individuellen Erinnerungen zeige sich das Allgemeine, ist daher zu kurz gegriffen, denn das Zusammenspiel von Individuellem und Allgemeinem ist ein sehr viel komplexeres.

Das Verhältnis von Teil und Ganzem ist immer ein relatives, denn es richtet sich nach dem gewählten Bezugssystem. Erst anhand eines festgelegten Gesamtzusammenhangs kann eine Klassifizierung in Mikro- und Makroebene erfolgen. Aber auch dann ist die Annahme, nach der ein Teil als Repräsentant des Ganzen aufzufassen ist, nicht unbedingt richtig. Die möglichen Varianten innerhalb eines solchen Gefüges sollen hier zunächst auf abstrakter Ebene verdeutlicht werden. In Anlehnung an Karl Acham lassen sich zunächst generell homogene und heterogene Ganzheiten unterscheiden.⁴³ Bei homogenen Ganzheiten repräsentiert ein Teil aufgrund der strukturellen Gleichförmigkeit der Elemente und des Gesamten das Ganze,

41 Halbwachs, *Das kollektive Gedächtnis* (1985), S. 76.

42 Ebd., S. 31.

43 Vgl. für das Folgende: Acham, *Teil und Ganzes* (1990), S. 72-110.

also das Besondere verweist auf das Allgemeine. Haben wir es hingegen mit heterogenen Ganzheiten zu tun, setzt sich das Allgemeine aus den voneinander differenten Teilen zusammen. Ein Rückschluß vom Besonderen auf das Allgemeine zeigt somit immer nur einen Ausschnitt des Ganzen und kann niemals das gesamte Gefüge widerspiegeln.

Überträgt man diese Mechanismen nun auf das, was hier individuelles und kollektives Gedächtnis genannt wird, so zeigt sich, daß wir es im Falle der kollektiven Gedächtnisse mit heterogenen Ganzheiten zu tun haben. Kollektive Gedächtnisse bestehen aus heterogenen Einzelteilen, die eine spezifische Version des Allgemeinen darstellen, ohne daß das Ganze in den jeweiligen Elementen aufgeht.

Die Relation zwischen Teil und Ganzem erschöpft sich aber nicht in ihrer gegenseitigen Durchdringung. Acham hat einen weiteren Mechanismus, den er als Ausbildung »dissipativer Strukturen« bezeichnet, aufgezeigt.⁴⁴ Ich möchte das bei Hermann Haken entlehnte Gedankenexperiment hier wiedergeben, da es überzeugend deutlich machen kann, was unter dissipativen Strukturen zu verstehen ist.

In einem öffentlichen Schwimmbad entsteht ein sehr unangenehmes Gedränge, Unmut liegt in der Luft, da sich viele Menschen in dem Bassin aufhalten und sich gegenseitig in ihren Bewegungen behindern. Aber dann entspannt sich die Situation dadurch, daß die große Zahl der Schwimmer sich kollektiv einer bestimmten Verhaltensweise befleißigt, von der gleichwohl niemand weiß, wer sie initiiert hat. Alle schwimmen nun in konzentrischen Kreisbahnen.

Acham kommentiert folgerichtig, daß sich eine Makrostruktur ausbilde, »also eine Struktur von einer Größenordnung, welche über den Wirkungsradius jedes einzelnen Elementes weit hinausreicht. Die Makrostruktur, die auf die exemplarisch erwähnte Art entsteht, ist in keiner Weise in der Mikrostruktur der Elemente präformiert. Es handelt sich um eine heterogene, nicht um eine homogene Ganzheit. Die Makrostruktur entsteht »spontan«, dennoch hängt sie auch wiederum eng mit der Natur der Elemente zusammen: mit ihrer spezifischen Art, in »Spannung« zu geraten, auch wenn diese von der Beziehung zu Nachbarelementen abhängt, ferner mit den Freiheitsgraden ihrer Beweglichkeit sowie mit zahlreichen anderen Mikroparametern.«⁴⁵

Dissipative Strukturen haben – in Vergleich zu den Einzelementen – einen neuen Charakter, der zwar durch das Wesen der Teile geprägt ist, aber sich in ihnen als Ganzes nicht wiederfinden läßt. Durch das spezifische Zusammenwirken der Teile entsteht eine Gesamtstruktur, die sich nur als Ganzes wahrnehmen läßt. Ein unmittelbarer Rückschluß vom Individuellen zum Allgemeinen kann nicht nur zu kurz greifen, sondern unter Umständen auch den Charakter heterogener Zusammensetzungen aus den Augen verlieren. Was bedeutet dies nun für die Auswertung und Interpretation lebensgeschichtlicher Erinnerungen?

Das Problem der Relation zwischen Individuum und Allgemeinem begegnet dem Biographieforscher auf verschiedenen Ebenen. Zum einen stellt sich diese Frage bei

44 Vgl. ebd., S. 84ff.

45 Ebd., S. 84.

der Analyse und Interpretation von Einzelfalldarstellungen, zum anderen hat sich gerade in der Soziologie und der Geschichtswissenschaft eine Methode etabliert, die sich um die Erforschung und Deutung von kollektiven Biographien bemüht.

Wilhelm Heinz Schröder hat in Anlehnung an Lawrence Stone versucht, den Begriff ›kollektive Biographie‹ definitorisch einzufangen. Er sei zu verstehen als »die theoretisch und methodisch reflektierte, empirische, besonders auch quantitativ gestützte Erforschung eines historischen Personenkollektivs in seinem jeweiligen gesellschaftlichen Kontext anhand einer vergleichenden Analyse der individuellen Lebensläufe der Kollektivmitglieder.«⁴⁶

Kollektive Biographien ließen – so Schröder – Rückschlüsse auf das Typische, das Allgemeine zu, darunter seien seiner Meinung nach auch »allgemeinere gesellschaftliche Aggregate« oder die »Gesamtgesellschaft« zu verstehen, denn die kollektive Biographie stelle eine Form »methodischer Synthese« zwischen »objektivierender« und »subjektivierender« Methoden dar.⁴⁷ Für ein Forschungsvorhaben müßten daher operationalisierbare Indikatoren festgelegt werden, anhand derer das zu untersuchende Phänomen eingefangen werden könne. Aufgrund der zu erwartenden Massendaten – Schröder bezieht sich auf biographisches Quellenmaterial generell – müsse dann eine repräsentative Stichprobe aus der Gesamtheit gezogen werden. Welche Kriterien für diesen Schritt maßgebend sein sollen, bleibt allerdings unklar.

Grundsätzlich läßt sich zu dem entworfenen Verfahren zunächst anmerken, daß Schröder den Gegenstand der Untersuchung nicht exakt festzulegen vermag, da er keine Unterscheidung zwischen dem Lebenslauf einer Person, also dem realen Geschehen, und dem vornimmt, was wahrgenommen und beobachtet werden kann: Begriffe wie ›Lebenslauf‹, ›Biographie‹ und das, was ich als ›biographische Kommunikation‹ bezeichnen möchte, erscheinen weitgehend als Synonyme. Wenn daran nicht auch die Frage nach subjektiver und objektiver Forschungsaussage hänge, wäre dieses Defizit nicht weiter erwähnenswert. Allerdings verknüpft sich bei Schröder die Frage nach dem Verhältnis zwischen Individuellem und Allgemeinem mit dem Anspruch nach »objektiven« Ergebnissen. Die Generalisierung ist somit an die Häufigkeit eines Phänomens gekoppelt, wobei ein nicht definierter Repräsentativitätsbegriff zugrundegelegt wird.

Die Gleichsetzung von Allgemeinem, also den über das Individuum hinausweisenden Phänomenen, und »objektiven« Aussagen vollzieht sich in der Forschung – wie bei Schröder auch – häufig stillschweigend, zumal wenn dies an quantitative Verfahren gebunden ist. Dabei ist doch die Frage nach dem Verhältnis von Teil und Ganzem zunächst etwas, was sich sozusagen ›im Material‹ bewegt, also eine textimmanente Kategorie darstellt. Es konnte hier in Anlehnung an Acham auf abstrakter Ebene gezeigt werden, daß der Begriff des Allgemeinen immer ein relativer ist, der in einem bestimmten Bezugssystem seine Gültigkeit hat. Ganzheiten, auch wenn sie

46 Schröder, *Kollektive Biographien* (1985), S. 8. Zum Verhältnis von Individual- und Kollektivbiographien vgl. auch Mutz/Kühnlein, *Im Spannungsfeld zwischen Kollektiv- und Individualbiographie* (1993), S. 47-69; ebenso zu Einzelfalldarstellungen: Leuzinger, *Einzelfallstudie* (1995).

47 Schröder, *Kollektive Biographien* (1985), S. 9.

über die Untersuchung ihrer heterogenen Teile erschlossen werden können, sind demnach nicht mit »objektiven Wahrheiten« gleichzusetzen. Verallgemeinerungen sind nicht dadurch »objektiver«, je häufiger sie nachgewiesen werden können. Gleichzeitig ist das, was man als kollektive Biographie bezeichnen könnte, nicht allein die Summe der Einzelteile. Selbst wenn man anhand eines repräsentativen Samples, dessen Festlegung keineswegs geklärt ist, die einzelnen Teile, also die individuellen Biographien, beschreiben und untersuchen kann, so verweist die hier dargestellte Wirksamkeit von dissipativen Strukturen darauf, daß aus der Gesamtheit der Einzelelemente etwas strukturell Neues entstehen kann, das in den Teilen nicht präformiert sein muß.

Es ist also nicht damit getan, Einzelelemente zu untersuchen, sondern ein nächster Schritt muß dann sein, das Ineinandergreifen und das Zusammenspiel der Einzelteile als ein Ganzes zu erfassen. Diese Aufgabe ist durch die Perspektive des Forschenden geprägt, er konstruiert ein relatives Ganzes anhand des Materials, das zur Verfügung steht. Die Frage nach Subjektivität und Objektivität wissenschaftlich gewonnener Aussagen ist eine erkenntnistheoretische Fragestellung, die zunächst einmal von der textimmanenten Betrachtung von Teilen und Ganzheiten unterschieden werden muß. Eine unreflektierte Verschränkung beider Problematiken führt fast zwangsläufig zu einer voreiligen Gleichsetzung von Verallgemeinerung und Objektivierung.

Auch in der qualitativen Sozialforschung hat diese Fragestellung immer eine entscheidende Rolle gespielt. Dabei wird in vielen Untersuchungen heute mit dem Begriff ›Typisierung‹ gearbeitet, mit dessen Hilfe der Schritt zur Verallgemeinerung methodisch eingefangen werden soll.

Unter Typen sollen geistige Konstrukte (der Forschenden) verstanden werden, die die Realität vereinfachen, »um das Wiederkehrende, das Beständige und Typische zu betonen«. ⁴⁸ Es handelt sich also um eine Form der Aufarbeitung, die etwas Neues schafft, das von seiner Gestalt her weder dem Material noch einer wie auch immer zu erschließenden sozialen Wirklichkeit inhärent ist. Straub definiert einen Typus »als eine Darstellungs-, Interpretations- und Erklärungsform«, »die einerseits nicht an den Einzelfall, an die Artikulation des Einzelnen oder Individuellen gebunden bleibt, andererseits aber auch nicht unbedingt auf die Formulierung allgemeiner Gesetze und eines nomologischen Wissenssystems abzielt. Eine Typisierung ist ein kognitiver Akt, mit dem von den einmaligen und unersetzbaren Aspekten der Individualität abstrahiert wird.« ⁴⁹

Anhand einer exakt zu formulierenden Fragestellung lassen sich somit lebensgeschichtliche Interviewtexte dahingehend untersuchen, inwiefern ihnen gleiche strukturelle Merkmale innewohnen, die als Typik darzustellen sind. Dabei geht es nicht um eine Typik im numerischen Sinne, also nicht um statistische Repräsentativität, sondern vielmehr um das Typische des Einzelfalls.

Obwohl die Typisierung nicht im Sinne einer numerischen oder statistischen Re-

48 Burke, Soziologie und Geschichte (1989), S. 43.

49 Straub, Biographieforschung (1989), S. 227.

präsentativität zu verstehen ist, sondern sich auf Einzelfallanalysen bezieht, braucht auch sie die Sättigung am Material und die Überprüfung durch kontrastierenden Vergleich.⁵⁰ Ein Typus und erst recht dessen Genese lassen sich überzeugend nur anhand eines Samples entwickeln. Ich möchte dies hier anhand meiner eigenen Untersuchung verdeutlichen.

Die sechs ausgewählten Interviews mit Überlebenden der Konzentrations- und Vernichtungslager sollen dahingehend analysiert werden, welche Bedeutung die erlebte Verfolgung für die Zeitzeugen hatte und bis heute hat beziehungsweise wie der oder die einzelne mit den Verfolgungserfahrungen umgegangen ist. Lebensgeschichtliches Erzählen kann damit als Versuch der Sinnproduktion erfahrbar und darstellbar werden. Dabei repräsentiert jede Einzelfallanalyse einen Typus, der in dieser Form auch in anderen lebensgeschichtlichen Selbstdarstellungen identifizierbar ist. Der Untersuchungsschritt der Auswahl ist also kein willkürlicher gewesen, sondern ihm ging bereits eine Sichtung und Analyse der insgesamt etwa fünfzig von mir durchgeführten Interviews voraus. Bei den in dieser Untersuchung zu interpretierenden Selbstbeschreibungen handelt es sich also um ein Sample von heterogenen Typisierungen, die nicht repräsentativ für die Gruppe der KZ-Überlebenden sind, die aber verschiedene Antworten auf Verfolgungserfahrungen aufweisen.

Nachdem die individuellen Konstruktionen herausgearbeitet wurden, möchte ich in einem weiteren Untersuchungsschritt versuchen, diese heterogenen Teile sowohl als Typen zu kennzeichnen und sie zugleich auch als Ganzheit zeigen.⁵¹ Diese Ganzheit soll hier in aller Kürze als die Bedeutungsvielfalt von Verfolgungserfahrungen beschrieben werden. Lebensgeschichtliches Erzählen beinhaltet auch in Interviews mit KZ-Überlebenden immer den Versuch, dem eigenen Leben einen persönlichen Sinn hinzuzufügen. Damit sind die Befragten aber mit der Schwierigkeit konfrontiert, die nationalsozialistische Massenvernichtung mit der persönlichen Sinnkonstruktion ihres eigenen Überlebens in Einklang zu bringen.

Die Entdeckung von Diskursen

Mit der Thematisierung dessen, was Michel Foucault »l'ordre du discours« genannt hat, erweist sich der bisherige Aufbau dieser Untersuchung einmal mehr als Kunstgriff.⁵² Die Zuordnung bestimmter Themen zu einzelnen Fachdisziplinen läßt sich nicht durchgängig aufrechterhalten. Und trotzdem soll auf die Diskursanalyse an dieser Stelle eingegangen werden, dient sie doch in diesem Zusammenhang dazu, das Verhältnis von Teil und Ganzem, die Relation des Individuellen zum Allgemeinen nochmals unter einem anderen Blickwinkel zu betrachten.

50 Es ist an dieser Stelle zu betonen, daß das Ziel der Typenbildung keine »Glättung« des Materials sein darf, sondern daß eine derartige Arbeitsweise sich ihrer Grenzen bewußt bleiben muß, denn die Ausnahme oder das Nicht-Integrierbare können sonst an den Rand des Blickfeldes geraten.

51 Vgl., S. 381ff.

52 Vgl. Foucault, *Ordnung* (1994).

In der Geschichtswissenschaft mangelt es inzwischen nicht mehr an Versuchen, Foucaults Theorie zur Ordnung und Geschichte der Denksysteme für historische Untersuchungen methodisch nutzen zu wollen. Die Diskursanalyse soll im Rahmen dieser Untersuchung dahingehend befragt werden, welche Ansätze sie für die Interpretation und Analyse lebensgeschichtlichen Erzählens bereitstellt.

Mit dieser Anfrage befinden wir uns bereits in einem Dilemma, denn das lebensgeschichtliche Erzählen setzt ein Subjekt voraus, von dem Foucault – und mit ihm Bourdieu – behaupten würde, daß seine einzige Konstanz lediglich in seinem Eigennamen bestehe.⁵³ Die Frage nach der Existenz oder dem Verschwinden des Subjekts soll aber noch etwas in den Hintergrund treten, denn zunächst gilt es zu umschreiben, was unter Diskursen zu verstehen ist.

Wer dazu eine eindeutige Definition erwartet, muß enttäuscht werden. Foucault geht es nicht darum, Diskurse zu definieren. Seine Themen sind die Wirkungsweise von Diskursen, ihre Kontrolle und Beschränkungen innerhalb der Gesellschaften. Es wird nach den Bedingungen ihrer Existenz, nach dem Gefüge, in dem sich Denken vollzieht, gefragt. »Welches [...] sind die Bedingungen, die endgültig darüber entscheiden, was – gemessen am unbegrenzten Angebot der Sprache – zu einer Zeit und an bestimmter Stelle tatsächlich gesagt wird?«⁵⁴

Ausgehend von der Annahme, in unserer Gesellschaft bestehe eine »tiefe Logophobie, eine stumme Angst vor jenen Ereignissen, vor jener Masse von gesagten Dingen, vor dem Auftauchen all jener Aussagen, vor allem, was es da Gewalttätiges, Plötzliches, Kämpferisches, Ordnungsloses und Gefährliches gibt«, analysiert Foucault den »Raum des Sagbaren«.⁵⁵ Dieser Raum erkläre sich durch seine Beschränkungen, durch die sich wandelnden Prozeduren, die als Kontrollen über die sprachliche Regelmäßigkeit hinausgingen. Aus den zahlreichen Techniken der Diskurskontrolle möchte ich nur einige herausgreifen.

1. Jede Gesellschaft – so Foucault – kenne Ausschließungsprinzipien. Darunter seien zunächst einmal Verbote zu verstehen, die einen Gegenstand zum Tabu erklären und ihn aus den herrschenden Diskursen ausklammerten. Nicht alles, was gedacht werde, könne und dürfe zu jeder Zeit auch gesagt werden.

2. Seit Jahrhunderten seien Diskurse durch einschränkende Grenzziehungen gekennzeichnet. Foucault macht diese Grenzziehungen am Beispiel der Kategorisierung in Wahnsinn und Vernunft deutlich.

3. Diskurse determinierten die Wahrnehmung und Auswahl dessen, was als wahr anerkannt werde. Der Wille zur Wahrheit sei den Diskursen inhärent und enge sie zugleich ein. Darin verdeutliche sich die Nähe zwischen Diskursen und Macht. Foucault betont die Relativität des als wahr Anerkannten. Die Erkenntnis des Wahren müsse ihre Voraussetzungen stets mitbedenken.

4. Eine weitere Gruppe von Prozeduren organisiere – so Foucault weiter – die

53 Vgl. Bourdieu, Biographische Illusion (1990), S. 75-81.

54 Konersmann, Der Philosoph mit der Maske, in: Foucault, Ordnung (1994), S. 77.

55 Foucault, Ordnung (1994), S. 33.

Teilnahme an Diskursen. Herrschende Regeln – wie beispielsweise Qualifikationsanforderungen – würden nur einen begrenzten Zugang zu Diskursen ermöglichen, es gehe also um die »Verknappung der sprechenden Subjekte«. ⁵⁶ Rituale legen spezifische Verhaltensweisen fest, durch die der Diskurs geordnet werde.

Foucault nennt noch ein weiteres Element der Diskursbeschränkungen, welches uns zur schwierigen Frage seines Subjektverständnisses zurückführt. »Es handelt sich um den Autor. Und zwar nicht um den Autor als sprechendes Individuum, das einen Text gesprochen oder geschrieben hat, sondern um den Autor als Prinzip der Gruppierung von Diskursen, als Einheit und Ursprung ihrer Bedeutungen, als Mittelpunkt ihres Zusammenhalts.« ⁵⁷

Die Frage nach dem Autor ist bei Foucault eng mit seinem Subjektbegriff verbunden. Trotzdem unterscheidet Foucault zwischen Autor und Subjekt. Der Autor ist zwar selbst Subjekt, aber er wird zunächst einmal in seiner Funktion innerhalb der Diskurse analysiert. Foucault will den Autor zunächst als Prinzip verstanden wissen, welches »der beunruhigenden Sprache der Fiktion ihre Einheiten, ihren Zusammenhang, ihre Einfügung in das Wirkliche gibt«. ⁵⁸ Mit der Betonung der ordnungsstiftenden Funktion des Autors ist aber bereits ein Licht auf das Subjektverständnis bei Foucault geworfen, welches innerhalb der philosophiegeschichtlichen Auseinandersetzung um die Erste Person einzuordnen ist.

Eine ausführliche Darstellung philosophischen Nachdenkens über das Ich als autonomes Subjekt in der Geschichte würde an dieser Stelle zu weit führen. Es soll genügen festzustellen, daß Foucault das geschichtsmächtige, autonome Subjekt, wie es die Aufklärung sieht, verneint, indem er es in einem Netz der Diskurse verankert. Das Ich sei eine Illusion, so Foucault, hinter der nie ein Original sichtbar werde. Nicht das Subjekt sei Urheber des Diskurses, sondern »im Zufall seines Ablaufs (ist es) nur eine winzige Lücke und vielleicht sein Ende«. ⁵⁹ Und Ralf Konersmann kommentiert folgerichtig, daß »das Ich nicht Herr in seinem eigenen Hause (ist) – nämlich in seiner Sprache«. ⁶⁰

Der Mensch existiert also nach Foucault in einer Vielzahl von Diskursen, die ihm immer schon vorausgehen und sein Denken und Handeln prägen. An die Stelle seiner Autonomie tritt die Bedingtheit des Subjekts. Damit bewegt sich alles Gesagte in Diskursen, ist durch sie hervorgebracht und geprägt. Der »Raum des Sagbaren« unterliegt den bereits genannten Beschränkungen der Diskurse. Foucault lenkt den Blick weg von den Bedeutungen des Gesagten zu dessen Möglichkeitsbedingungen, bei denen auch ein Spielraum der Zufälligkeiten zu bedenken sei.

Der Diskursanalyse ist eine Perspektivänderung inhärent, durch die eine klare Abgrenzung gegenüber der Ideengeschichte markiert wird. Das als wahr Erkannte wird durch die Bedingungen seines Entstehens relativ, da die Vielzahl der Diskurse

56 Ebd., S. 26.

57 Ebd., S. 20.

58 Ebd., S. 21.

59 Ebd., S. 9.

60 Konersmann, *Der Philosoph mit der Maske*, in: Foucault, *Ordnung* (1994), S. 68.

nicht als starr anzusehen ist, sondern sich in ihrer Mehrstimmigkeit stets verändert. Ihre Gruppenbezogenheit ist ein Merkmal, das auch die Ungleichzeitigkeit als Perspektive benötigt. »Diskurse müssen als diskontinuierliche Praktiken behandelt werden, die sich überschneiden und manchmal berühren, die einander aber auch ignorieren oder ausschließen.«⁶¹

Foucault formuliert zwei Ebenen, auf denen sich diskursanalytische Betrachtungen bewegen. Zum einen gelte es, die Aufteilungs-, Ausschließungs- und Knappheitsprinzipien der Diskurse, also ihre Möglichkeitsbedingungen, aufzufinden, zum anderen gehe es um eine genealogische Analyse, die die Formierung der Diskurse zu erfassen versuche.⁶²

Für die Untersuchung lebensgeschichtlichen Erzählens lassen sich daher drei Aspekte unterscheiden, die sich sowohl auf die Interviewsituation als auch auf das in der biographischen Kommunikation Erzählte beziehen.

Versteht man die Zeitzugehen als Teilhabende an verschiedenen Diskursen, so läßt sich ihre Erzählung dahingehend untersuchen, in welche Diskurse ihr Denken und Handeln eingebettet war und ist.⁶³ Das schließt eine Analyse ihrer Gruppenbezogenheit ein, da Diskurse immer als kollektiv wirksame Ordnungsmuster zu verstehen sind. Die Narration steht in einem Bedingungsgefüge, welches das im Interview Gesagte prägt. Damit ist das lebensgeschichtliche Erzählen als Teil eines Ganzen aufzufassen, das wegen seiner Subjektivität zu relativieren ist, denn an die Stelle des selbstbestimmten Erinnerns und Erzählens tritt dessen Bedingtheit. Im zufälligen Ablauf der Diskurse ist das Gesagte »nur eine winzige Lücke«.⁶⁴

Gleichzeitig ist die Interviewsituation selbst in herrschende Diskurse eingebunden. Mit der Bitte um ein lebensgeschichtliches Interview sind bereits gesellschaftlich institutionalisierte und ritualisierte Formen der Interaktion festgelegt. Mit dem Begriff ›Interview‹ werden von den Beteiligten standardisierte Abläufe des Geschehens, beispielsweise aus dem journalistischen Bereich, assoziiert, die nicht nur das Setting, sondern auch die Form des Sich-Darstellens beeinflussen. Außer in die sprachlichen Konventionen ist das Erinnerunginterview in jene sozialen Normsysteme eingebunden, die unser Leben ordnen. Nicht alles, was gedacht und erinnert wird, kann und darf zu jeder Zeit auch gesagt werden. Durch die gesellschaftlich konstituierten Ausschließungsprinzipien sind Gesprächsgegenstände tabuisiert und werden aus der Kommunikation ausgeklammert. Das Erzählte bewegt sich im Rahmen gesellschaftlicher Normen, durch die der Bereich dessen, was jeweils als vernünftig angesehen wird, kaum verlassen werden kann.⁶⁵

Mit der Diskursanalyse kann die Frage nach dem Wahrheitsgehalt des Erzählten

61 Foucault, *Ordnung* (1994), S. 34.

62 Vgl. ebd., S. 43. Foucaults Arbeiten haben derartige Analysen umzusetzen versucht. Vgl. Foucault, *Die Geburt der Klinik* (1988); Ders., *Wahnsinn und Gesellschaft* (1993); Ders., *Überwachen und Strafen* (1994).

63 Vgl. die Analyse der Interviews mit Hans Wassermann und Ruth Bednarski, S. 133ff. und 333ff.

64 Foucault, *Ordnung* (1994), S. 9.

65 Vgl. die Analyse des Interviews mit Karl Himmel, S. 194ff.

auf einer anderen Ebene diskutiert werden. Foucault hat den Willen zur Wahrheit zwar als eine treibende, aber nicht als eine per se wahrheitsstiftende Kraft im Erkenntnisprozeß bezeichnet, und sie als Element der Einengung offengelegt. Zeitzeugen und Interviewer sind in dieses Gefüge eingebunden. Die Zeitzeugen nehmen für sich in Anspruch, das von ihnen Erlebte authentisch und wahr wiederzugeben. Ihr Wille zur Wahrheit bedeutet aber gleichzeitig, sich zwischen den verschiedenen Möglichkeiten der Darstellung entscheiden zu müssen. Nicht alle Ereignisse können erzählt werden, andererseits müssen Erklärungen, die für das Verständnis des Berichts nötig sind, hinzugefügt werden. Erzählung und Erlebnis unterscheiden sich grundsätzlich voneinander. Der Wille zur Wahrheit ist zwar eine treibende Kraft für das Gespräch, er engt aber gleichzeitig auch die Darstellung des real Geschehenen ein.

Auch der Interpretierende ist in seiner Arbeit durch den Willen zur Wahrheit bestimmt. Er bewegt sich mit der Auswertung und Analyse des Materials in einem diskursiven Netz, das der Arbeit immer schon vorausgeht, in das der Interpretierende also eintritt, ohne sein Ursprung zu sein.

Lebensgeschichtliches Erzählen erweist sich unter diskursanalytischer Betrachtung als ein in sich begrenztes, bereits im Vorfeld determiniertes und als ein in seinem Wahrheitsgehalt relatives Geschehen. Diese Feststellung mag diejenigen entmutigen, die sich weiterhin erhoffen, in der mündlich erfragten Geschichte einen Weg gefunden zu haben, der die soziale Wirklichkeit unmittelbar einzufangen vermag. Jedoch liegt in der Analyse dessen, was die biographische Kommunikation formiert, gerade die Chance, lebensgeschichtliches Erzählen in seiner historischen und gesellschaftlichen Kontextgebundenheit zu begreifen. Die Retrospektive, die den Interviewtexten innewohnt, ist in diesem Zusammenhang als eine spezielle Variante aufzufassen, denn sie erfordert nicht nur das Entdecken von Diskursen im jeweiligen historischen Zusammenhang, sondern auch eine genaue Analyse der Diskursaufschichtung. Das von den Zeitzeugen während ihrer Verfolgung Erlebte hat in den vergangenen fünfzig Jahren immer wieder eine Bearbeitung erfahren, in welche die jeweils herrschenden Diskurse eingeflossen sind. So spiegeln sich in den Erinnerungen gesellschaftliche Diskussionsprozesse wider, die in der Regel nicht als solche benannt und gekennzeichnet werden, sondern vielmehr bereits das Erinnernte an sich geformt haben. Das Ereignis der Varianz ist im Text selbst nicht transparent, sondern kann nur interpretativ erschlossen werden. Diskurse erweisen sich damit auch als erinnerungsmächtig, sie können die Perspektive auf das historische Geschehen verändern und haben die Gestalt dessen, was in der biographischen Kommunikation erfahrbar ist, nachhaltig geformt.

4. Das Eigene und das Fremde: Kulturwissenschaftliche Aspekte einer Interviewanalyse

Feldforschung: Die Wahrnehmung kultureller Differenz

Die Feldforschung erlebt in den letzten zehn Jahren eine Art Wiederbelebung. Lange Zeit als zweifelhaft erscheinendes Instrumentarium derjenigen belächelt, die es zu den vermeintlich ›Wilden‹ in die angeblich ›hintersten‹ Ecken der Erde zieht, läßt sich heute mehr und mehr beobachten, daß sich auch andere Fachdisziplinen mit der teilnehmenden Beobachtung auseinandersetzen, zumal wenn das eigene methodische Vorgehen immer stärker in die Kritik gerät. Eine Annäherung über Fachgrenzen hinweg hängt aber auch mit dem Wandel innerhalb der Ethnologie zusammen, die sich zunehmend interdisziplinären Fragestellungen gegenüber geöffnet hat.

Feldforschung ist zu einem Schlagwort geworden.¹ Eine Übertragung dieses Verfahrens auf andere Forschungsbereiche sollte zunächst Rückfragen zulassen, was darunter zu verstehen ist und welche Ziele sie verfolgt. Feldforschung meint weniger mechanisches Handwerkszeug als vielmehr eine Forschungshaltung. Sie vollzieht sich im ›natürlichen‹ Lebensraum der zu untersuchenden Gruppe, also unter Bedingungen, die nicht zum Zwecke der Untersuchung verändert wurden. Ihr Ziel ist die Datengewinnung.²

Diese sehr allgemeine Umschreibung verweist bereits auf zwei wichtige Aspekte. Zum einen beobachtet und analysiert der Untersuchende ›natürliche‹ Prozesse und Ereignisabläufe, zum anderen begibt sich der Forschende direkt an den Ort des Geschehens, er tritt also in das Feld ein. Hinter der Beobachtung ›natürlicher‹ Geschehnisse steht ein Kulturverständnis, das sich in Anlehnung an Max Weber den Menschen als ein in ein selbstgesponnenes Bedeutungsgewebe verstricktes Wesen denkt.³ Kulturwissenschaftliche Untersuchung heißt demnach, das im Feld Dargebotene in seiner kulturellen Verfaßtheit zu erkennen und als deren Innenansichten festzuhalten.

Dieser Ansatz hat zunächst einmal damit zu tun, was der Untersuchende beobachtet und erlebt. In diesem Sinne ist auch der Begriff der teilnehmenden Beobachtung zu verstehen. Der Forschende nimmt als Gast an den sich real vollziehenden sozialen Prozessen teil, er beobachtet und reflektiert sie zunächst. Die Selbstreflexion des Forschenden hat in Auseinandersetzung mit Freuds kulturtheoretischen Schriften

1 Vgl. zur Geschichte der Feldforschung: Flick, *Qualitative Sozialforschung* (1991), S. 189-193. Zur Ethnopschoanalyse vgl. Devereux, *Ethnopschoanalyse* (1978); Ders., *Angst und Methode* (1992); Morgenthaler, *Gespräche* (1984); Nadig, *Verborgene Kultur* (1992).

2 Vgl. Patry, *Feldforschung* (1982); Werner/Schoepfle, *Systematic Fieldwork* (1987).

3 Vgl. Geertz, *Dichte Beschreibung* (1983).

eine Bereicherung erfahren, die richtungsweisend war. Ethnopschoanalyse versucht, eine fremde Kultur mittels der Irritationen, die das im Feld Dargebotene beim Untersuchenden auslöst, zu erschließen.⁴

Das Verhältnis von Eigenem und Fremden gehört zu den zentralen, aber auch zu den wohl schwierigsten Aspekten menschlichen Zusammenlebens. Aktuelle Diskurse über eine angebliche »Überfremdung« unserer Gesellschaft gehören ebenso wie die häufig auf eher schlichtem Niveau geführte Diskussion um eine befürwortete oder abgewehrte multikulturelle Gesellschaft in diesen Zusammenhang. Dabei wird das, was der einzelne bei anderen als fremd erlebt, kurzerhand personifiziert: Der »Fremde« erscheint als Verkörperung all dessen, was so ganz anders zu sein scheint als man selbst.

Wie verhält es sich nun mit der Wahrnehmung des Anderen und des Eigenen? Psychoanalytisch läßt sich zunächst vermuten, daß das beim Anderen als fremd Wahrgenommene doch in Wirklichkeit nur die Repräsentanz des eigenen, inneren Fremden sei, sprich des eigenen Unbewußten. Wenn das eigene Unbewußte tatsächlich das Fremde in uns ist, also eine Spiegelung unserer eigenen Fremdheit darstellt, so handelt es sich um eine Übertragung, die auf andere projiziert, was wir selber gern von uns annehmen möchten. Mit anderen Worten: Das Fremde erscheint uns vollständiger und homogener, ja mit sich selbst identischer, als wir uns selbst erleben. Dabei blendet diese Projektion aus, daß auch das, was wir als fremd bezeichnen, »sich selbst so fremd (ist), wie wir uns«.⁵

Der Ethnograph, der sich einer fremden Kultur zuwendet, um den Ablauf der dort beobachteten sozialen Prozesse zu deuten, erforscht also nicht nur das ihm Fremde, sondern durch die wahrgenommene kulturelle Differenz immer auch sich selbst und seine Bedingtheit. Sein Erkenntnisweg hat also zwei Orientierungspunkte: Er ist ein Umweg über das Fremde zum Eigenen.

Im Feld ist der Forschende zahlreichen Gefahren ausgesetzt, die sich weniger auf das Dickicht ferner Regenwälder beziehen, als vielmehr auf den Dschungel sozialer Rollenverteilung. Vom »sozialen Tod« des Forschenden ist da die Rede, von unreflektierten und einseitigen Identifizierungen mit dem Feld, ja von der Gefahr, die Rolle des Beobachters zugunsten der eines eingreifenden Akteurs zu verlassen. Kurzum handelt es sich um das Problem des drohenden Distanzverlusts, der eine Datensammlung im Feld und ihre anschließende Auswertung unmöglich machen kann. Die Balance zwischen Distanz und Nähe des Forschenden zum Untersuchungsgegenstand läßt sich nicht festschreiben, sie ist kein starres Gebilde, sondern eher als Pendelbewegung zu charakterisieren.⁶ Zur Bearbeitung des Rollenkonflikts dienen Supervision und die tägliche Niederschrift von Protokollen. Das Feldtagebuch ist nicht nur Mittel zur Datenspeicherung, sondern soll den Forschungsprozeß detailliert festhalten und reflektieren. Gleichzeitig schärft diese tägliche Protokollierung den Blick

4 Vgl. Devereux, *Angst und Methode* (1992), S. 157-285.

5 Schneider, *Das Fremde in uns – die Fremden mit uns* (1992), S. 24.

6 Vgl. Erdheim, *Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit* (1982).

für die sozialen Abläufe im Feld und wirkt dadurch zunehmend auf die Untersuchung selbst zurück. Die Ethnologen haben dafür den bezeichnenden Begriff »Treibhauseffekt« geprägt.⁷

Doch mit der Arbeit im Feld ist die Forschung bei weitem nicht abgeschlossen. Ziel der wissenschaftlichen Bearbeitung des Materials ist dessen Interpretation in Form einer dichten Beschreibung. Was uns »am meisten daran hindert zu verstehen, was die Leute tun, ist weniger die Unkenntnis darüber, wie Erkennen vor sich geht [...], als ein Mangel an Vertrautheit mit der Vorstellungswelt, innerhalb derer ihre Handlungen Zeichen sind. [...] Der Blick auf das Gewöhnliche an Orten, wo es in ungewohnten Formen auftritt, läßt nicht, wie oft behauptet, die Willkürlichkeit menschlichen Verhaltens zutage treten [...], sondern das Maß, in dem seine Bedeutung entsprechend den Lebensmustern, von denen es bestimmt wird, variiert.«⁸

Daher liegt das entscheidende Moment der Analyse in der Wahrnehmung der kulturellen Differenz. Es geht darum, vorgefundene Symbolsysteme in ihrer Abweichung zum Eigenen zu interpretieren, also auch festzustellen, was sie eben nicht bedeuten. Die dichte Beschreibung umfaßt damit eine Interpretation des Vorgefundenen und nicht sein Abbild. Der Erkenntnisweg des Feldforschers führt über das Fremde zum Eigenen, seine Analyse in Form der dichten Beschreibung ist Ergebnis eines selbstreflexiven Prozesses, der die sozialen Prozesse des untersuchten Feldes deutet und festhält. Clifford Geertz resümiert, daß es »die eigentliche Aufgabe der deutenden Ethnologie nicht (ist), unsere tiefsten Fragen zu beantworten, sondern uns mit Antworten vertraut zu machen, die andere Menschen [...] gefunden haben, und diese Antworten in das jedermann zugängliche Archiv menschlicher Äußerungen aufzunehmen.«⁹

Interviewanalyse: Das vermeintlich Bekannte als Fremdes erkennen

Seit den achtziger Jahren mehren sich in der Geschichtswissenschaft kritische Stimmen, die die strukturbezogene Sozialgeschichte in Frage stellen. Mit der Hinwendung zu den Massen, Unterschichten und Klassen sei zwar der Horizont historischer Forschung erweitert worden, allerdings habe die inzwischen etablierte Sozialgeschichte keine Antwort darauf finden können, wie sich das subjektive Erleben des einzelnen mit den gesellschaftlichen und politischen Prozessen verbinden lasse. Auf der Suche nach Auswegen wenden sich einige Historiker kulturwissenschaftlichen und sozialanthropologischen Konzepten zu und erhoffen von der Feldforschung einen unmittelbaren, »hautnahen« Zugang zu denjenigen, denen ihr Objektstatus wie ein Klotz am Bein zu hängen scheint. Gleich den Missionaren im Ruderboot, wie Hans Medick so treffend die Vorgehensweise funktionalistischer Ethnologen be-

7 Flick, *Qualitative Sozialforschung* (1991), S. 192.

8 Geertz, *Dichte Beschreibung* (1983), S. 20f.

9 Ebd., S. 43.

schreibt, strömen nun die ›Alltagsforscher‹ – mit Tonband oder gar Videokamera bewaffnet – aus, um dem Objekt-Sein der ›kleinen Leute‹ ein schnelles Ende zu bereiten.¹⁰ Ernüchterung folgt schon rasch, denn das Feld erweist sich als widerspenstig. Die Zeitzeugen wollen oder können nicht so, wie sie sollen, und nur wenige sind ausgesprochen beglückt darüber, daß die Historiker nun auch noch in ihrem Privatleben herumschnüffeln wollen. Und vor allem: Was soll man nun damit anfangen, was in mühsamer Arbeit den historischen Subjekten abgerungen werden konnte?

Mit der voreiligen Übertragung ethnologischer Verfahren auf historische Forschungstätigkeit war es also nicht getan. Lebensgeschichtliche Erinnerungsinterviews lassen sich nicht ohne weiteres als Felder im ethnologischen Sinne auffassen.

Der Ethnologe nimmt als Beobachter an den alltäglichen Prozessen teil und kann seine ersten hypothetischen Annahmen im Feld verifizieren. Entscheidend dabei ist, daß er Zeit hat, sich dem Feld zu nähern und sich in ihm zu orientieren, auch wenn dies im Einzelfall nicht gelingen mag. Der Zeitfaktor ist ein wesentlicher Aspekt, durch den sich ethnologische Arbeit von der Interviewtätigkeit der Oral History grundsätzlich unterscheidet. Gleichgültig wieviele Stunden ein Zeitzeugengespräch dauern mag, es handelt sich immer um einen eng begrenzten Abschnitt, in dem die Aufmerksamkeit des Interviewenden in vielerlei Hinsicht gebunden ist. Gerade wegen der zeitlichen Enge erweist sich das detaillierte Protokollieren der Eindrücke aus dem Interview als besonders notwendig, kann der Reflexionsprozeß doch erst zu einem späteren Zeitpunkt einsetzen. Einzelne Facetten der biographischen Kommunikation, die vielleicht zunächst unbedeutend erschienen, finden möglicherweise erst innerhalb eines im Nachhinein gefundenen Interpretationsrahmens ihren bedeutungsvollen Platz.

Ein weiterer Aspekt bezieht sich in diesem Zusammenhang wiederum auf das Verhältnis zwischen Eigenem und Fremden. Ethnologische Forschung arbeitet mittels eigener Irritationen in kulturell fremden Feldern. Ihr erkenntnistheoretisches Angebot ist daher durch die Wahrnehmung der kulturellen Differenz konzipiert. Was bedeutet dies nun für Forschungen innerhalb der eigenen Kultur?

Carlo Ginzburg führt überzeugend dazu aus, daß »das grundsätzliche Instrument das der Entfremdung, der Fremdmachung (ist), die Fähigkeit, bekannte Dinge als unbegreifbar anzusehen – und nicht umgekehrt, wie es die Historiker machen... . Oft wendet man sich der Vergangenheit mit einer rein retrospektiven Projektion zu, die keine Rückkehr kennt und nicht das Unterschiedliche sucht und sieht.«¹¹

Die fehlende kulturelle Differenz muß also durch eine intersubjektive Verfremdung ersetzt werden. Wie kann das funktionieren?

Sozialisationstheorien verweisen darauf, daß der Mensch von Anbeginn an von den Zusammenhängen, in denen er heranwächst, geprägt wird. Der Spracherwerb

10 Vgl. Medick, »Missionare im Ruderboot?« (1989), S. 48-84. Ebenso zu dieser Thematik: Passerini, *Erzählte Erinnerung an den Faschismus* (1985), S. 361-435; Schöttler, *Mentalitäten, Ideologien, Diskurse* (1989), S. 85-136.

11 Ginzburg, *Geschichte und Geschichten* (1983), S. 22.

des Kindes ist bereits unmittelbar mit kulturellen Gegebenheiten verschränkt. Die Sprache jedes einzelnen kann als eine Privatsprache aufgefaßt werden, die Worte und Sätze haben eine individuelle, eben durch die Sozialisation dieser Person geprägte Bedeutung. Die Begegnung mit Zeitzeugen im Interview ist also auch eine Begegnung mit einer Vorstellungswelt, deren Zeichen nicht ohne weiteres zu verstehen sind und von denen nicht von vornherein angenommen werden kann, daß sie mit den Bedeutungen zusammenfallen, die der Interviewende ihnen zuschreibt. Zeichen variieren in ihrer Bedeutung also nicht nur kontextabhängig, sondern auch intersubjektiv.

Diese Fremdheitsannahme soll an dieser Stelle anhand der untersuchten lebensgeschichtlichen Interviews mit Überlebenden der Konzentrationslager nochmals näher betrachtet werden, auch wenn wir uns damit einer speziellen Variante des Fremdverstehens zuwenden. Dabei geht es weniger darum festzustellen, daß zahlreiche der interviewten Zeitzeugen tatsächlich aus einem anderen kulturellen Zusammenhang kommen und daher das Gesagte ohnehin unter diesen Aspekten zu interpretieren ist. Vielmehr sind auch ihre Erinnerungen an die Konzentrationslagerhaft als Erzählungen aus einer ›fremden‹ Welt aufzufassen, ohne sie damit aus der sozialen Wirklichkeit auszugrenzen.

Die Ghettos und Lager, in denen die Zeitzeugen unter nationalsozialistischer Herrschaft inhaftiert waren, weisen eigene Macht- und Beziehungsstrukturen, spezifische Dynamiken und Bedingungen auf, die im wesentlichen durch die fortwährende Bedrohung ihrer Insassen mit dem Tod charakterisiert werden können. Diejenigen, die miteinander diese Extremerfahrung teilen, zweifeln immer wieder daran, mit Worten und Gesten überhaupt das ausdrücken zu können, was ihnen widerfahren ist. Diese Schwierigkeit ist als die »Grenze des Sagbaren« umschrieben worden.¹²

Zu fragen ist, worin die Grenzerfahrung tatsächlich besteht. Sicherlich spiegelt sich im Versagen der Sprache die menschliche Extremerfahrung der Verfolgung wider. Doch die Worte, die zur Beschreibung des Grauens zur Verfügung stehen, erweisen sich als unbrauchbar, da sie im aktuellen Kontext mit Bedeutungen belegt sind, die die Erfahrungen im Konzentrationslager nicht auszudrücken vermögen. Sarah Kofman hat in ihrer Arbeit daher von einer »Sprachverdrehung« im Lager gesprochen, die den Eindruck eines »Verrats aller Wörter« hinterlasse.¹³

Die Worte haben im Lagerkosmos eine in ihrem historischen Kontext konstituierte Bedeutung, es besteht allenfalls eine lexikalische Übereinstimmung zur »freien« Sprache. Primo Levi schreibt dazu: »Wir sagen ›Hunger‹, wir sagen ›Müdigkeit‹, ›Angst‹ und ›Schmerz‹, wir sagen ›Winter‹, und das sind andere Dinge. Denn es sind freie Worte, geschaffen und benutzt von freien Menschen, die Freud und Leid in ihrem Zuhause erlebten.«¹⁴

Eine Zeitzeugin berichtet im Interview über den »schrecklichen Hunger« im Ghetto und Lager, der das »Hauptleiden« der Menschen gewesen sei. Die Häftlinge seien

12 Vgl. Pollak, *Grenzen des Sagbaren* (1988).

13 Kofman, *Erstickte Worte* (1988), S. 61.

14 Levi, *Ist das ein Mensch?* (1991), S. 148f.

so »ausgehungert«, daß »man das Brot verstecken mußte«. »Was besonders im Gedächtnis bleibt: die Kälte, der Hunger.« Weiterhin erzählt die Zeitzeugin, wie unmöglich es sei, anderen Menschen den »Lagerhunger« zu beschreiben. Wenn sie heute ihrem erwachsenen Sohn versuche zu erklären, daß sie hungrig gewesen sei, »da kann er sich das überhaupt nicht vorstellen. Er glaubt, so ungefähr, ich hätte nicht Mittag und Abendbrot gegessen und wäre deswegen hungrig. Ja, natürlich, es ist schwer (?). Was das ist, permanent zu hungern.«¹⁵

Diejenigen, die diese Erfahrung nicht teilen, können sich nur die Differenz vergegenwärtigen. Sie vermögen allein zu erahnen, daß das, was ihr Hungergefühl ausmacht, eigentlich nichts mit dem zu tun hat, was der Hunger in den Lagern bedeutete. Das Faktum fehlender Nahrung kennzeichnet bei weitem nicht das Erleben. So ist die Kontinuität der Begrifflichkeiten zugleich verbindendes und trennendes Moment der Kommunikation.

Erinnerungen von Überlebenden der Konzentrationslager weisen darauf hin, daß wir in dem Gesagten das vermeintlich Bekannte als Fremdes erkennen müssen. Die Worte, die ihnen zur Beschreibung der Geschehnisse zur Verfügung stehen, entziehen sich ihrer Bedeutungen, es entsteht eine eigene Sprache, die lexikalisch mit der Alltagssprache übereinstimmt, die jedoch durch einen anderen, »fremden« Bedeutungszusammenhang definiert ist.¹⁶ Es ist eine kollektive Sprache, die diejenigen eint, die Primo Levi als die »Geretteten« bezeichnet hat.¹⁷ Wir mißverstehen ihre Erinnerungen, wenn wir die Worte als Synonyme unserer »freien« Sprache auffassen. Es ist eine Sprache, die die Nachgeborenen nicht lernen mußten, deren Metaphorik wir wohl auch nie gänzlich werden verstehen können. Es ist eine Sprache, in der das Schweigen zur Grammatik gehört.

Gestaltungselemente und Strukturmuster lebensgeschichtlicher Erzählungen

Die meisten wissenschaftlichen Untersuchungen, die sich mit der Analyse lebensgeschichtlicher Interviews auseinandersetzen, stellen die Erzählung als Diskursform in den Mittelpunkt. Das kann nicht weiter verwundern, sind doch viele Lebensberichte stark erzählerisch gestaltet.¹⁸ Die Erzählung scheint ein Metacode, eine »menschliche Universalie« zu sein, mit der sich das Subjekt seine Welt aneignet.¹⁹ Allerdings erweist

15 Interview mit Zofia Smietanska am 21. Oktober 1993, Archiv der KZ-Gedenkstätte Neuen-
gamme (AGN), Oral-History (OH), S. 21.

16 Davon abzugrenzen bleibt die sogenannte »Lagersprache«, wie Überlebende sie bezeichnet haben. Dabei handelt es sich um spezielle Begriffe, wie beispielsweise »Muselmann« oder »Kapo«, die im Lager entstanden oder zumindest benutzt wurden. Wenn der »Lagerjargon« auch ein ähnliches Phänomen darstellt, so ist er doch von der unterschiedlichen Bedeutung der gleichen Wörter, wie dies hier zu beschreiben versucht wurde, zu unterscheiden.

17 Vgl. Levi, *Die Untergegangenen und die Geretteten* (1993).

18 Allerdings ist die Erzählung bei weitem nicht die einzige Diskursform. Daneben sind weite Teile von Lebensrückblicken auch beschreibender, berichtender und argumentierender Natur.

19 White, *Bedeutung von Narrativität* (1990), S. 11.

es sich als schwierig, den Begriff des alltäglichen Erzählens zu definieren. Hans Joachim Schröder hat in seiner Studie versucht, dieses Defizit zu bearbeiten. Die Volkskunde – so Schröder – werde Opfer ihrer eigenen Bindung an einen Kanon von Erzähltraditionen, in denen das alltägliche Erzählen bisher kaum einen Platz habe.²⁰

Möglicherweise führt die Unterscheidung zwischen alltäglichem und professionellem Erzählen ohnehin nicht weiter, vielmehr ist die Erzählung in ihrer Funktionalität näher zu beleuchten. Jürgen Straub stellt die erklärende Funktion einer Erzählung heraus. Sie sei definitionsgemäß an die Negation und Überwindung von Diskontinuität gebunden, daher konstruiere sie, indem sie Relationen und Prozesse darstelle, einen aktuellen Sinnzusammenhang. Damit beantworte auch alltägliches Erzählen einen unabweisbaren Kontinuitätsbedarf, indem das Subjekt ein einheitliches Ganzes konstruiere, das es als sein bisheriges Leben ansehe.²¹

Lebensgeschichtliche Erinnerungsb Berichte sind demzufolge Kontinuitätskonstrukte, die auf kulturell geprägte Muster der Biographie- und Lebenslaufdarstellungen zurückgreifen. Die Erzählforschung hat zeigen können, daß es zumindest in westlichen Kulturen relativ stereotype Konversations- und Erzählschemata gibt, die die Gestalt biographischer Erzählungen regeln. Auch die mündliche Erzählung ist keine universale Erscheinungsform, sondern setzt kulturell geprägte Muster voraus.²²

Erzählschemata erweisen sich als relativ starre Gebilde, denen es gelingt, dem Erinnernden eine Gestalt zu geben, die wiederum der Ordnung des realen Geschehens nicht entsprechen muß. Gebhard Rusch stellt fest, daß »Erzähl-Schemata den konsistenten Entwurf einer Geschichte (erzwingen), der jedoch in dem Maße, wie ihm Konsistenz und Schlüssigkeit, Wahrscheinlichkeit und Anschaulichkeit und schließlich Interesse und Zustimmung anderer zukommt, seinen Entwurfscharakter immer mehr verliert, weil es immer schwieriger wird, gegen die Überzeugungskraft eines komplexen konsistenten Systems zu denken, und weil es eine immer größere Anstrengung und schließlich eine Unmöglichkeit bedeuten würde, die durch ein solches System einmal gewonnene Konsonanz, die Sicherheit und das Vergnügen ohne Not preiszugeben.«²³ Der Autor skizziert hier eine ›Wirkungsmacht‹ der Erzählschemata, die zunächst überraschen mag. Er verweist damit auf den enormen Einfluß kultureller Muster auf das im Interview Dargebotene.

Jedes lebensgeschichtliche Interview erfährt bereits im Vorfeld eine gewisse Vorstrukturierung.²⁴ Dazu gehört zum einen, daß beide Gesprächspartner sich mit mehr oder weniger fest umrissenen Vorstellungen darüber begegnen, was unter einem Interview zu verstehen sei. Der oder die Forschende übersieht meistens, daß das Bild, das er oder sie sich von dem Gespräch gemacht hat, nicht unbedingt dem der Zeit-

20 Vgl. Schröder, *Gestohlene Jahre* (1992), S. 132-143.

21 Vgl. Straub, *Biographieforschung* (1989), S. 150-170.

22 Vgl. Haubrichs, *Erzählforschung* (1976); Lämmert, *Erzählforschung* (1982); Lehmann, *Erzählstruktur* (1983); Michel, *Biographisches Erzählen* (1985); Matthes, *Zur transkulturellen Relativität* (1985); Sedlaczek, »... das Lager läuft dir hinterher« (1996).

23 Rusch, *Erkenntnis, Wissenschaft, Geschichte* (1987), S. 374.

24 Vgl. zu dem nun Folgenden auch: Jureit/Orth, *Überlebensgeschichten* (1994), insbesondere S.175-209.

zeugen entspricht. So ist der eine oder andere Befragte beispielsweise doch eher überrascht, wenn das Interview lebensgeschichtlich angelegt sein soll, auch wenn dies bereits vorher angekündigt worden ist. Ebenso kann es zu Irritationen kommen, wenn ein Zeitzeuge sich darauf eingestellt hat, ein solches Gespräch wie ein journalistisches Interview nach einem Frage-Antwort-Frage-Muster zu führen. Es handelt sich hier also um gesellschaftlich geprägte Bilder, die mit dem Begriff »Interview« assoziativ verknüpft sind.

Wenn es über derartige Vorstrukturierungen auch zu einer Verständigung kommen kann, so sind andere Bedingungen nicht aushandelbar. Die Bitte um ein lebensgeschichtliches Interview stellt für die meisten Zeitzeugen nicht die erste Situation dar, in der sie von ihren Erinnerungen berichten. In ganz anderen Zusammenhängen unseres alltäglichen Lebens werden Lebenslaufdarstellungen gefordert, seien es Bewerbungsgespräche oder ärztliche Anamnesen.²⁵

In einem Zeitzeugeninterview begegnet der Biographieforschende also nicht dem ersten Entwurf einer erzählten Lebensgeschichte. Zwar haben nicht alle Interviewten bereits vor anderen einen ausführlichen Lebensbericht abgegeben, doch sind Teile ihrer ›Geschichte‹ bereits zuvor verbalisiert oder zumindest durchdacht worden. Die aktuelle Version im Interview stützt sich also immer auf zeitlich zurückliegende Vorformen, orientiert sich daher auch an bereits erfahrenen Reaktionen auf die Art der Darbietung bestimmter Episoden. Auf dem Wege der Verfestigung entstehen abgerundete, ›flüssig‹ erzählte und in sich geschlossen wirkende Geschichten, die durch häufige Wiederholung immer konstantere Strukturen annehmen können. Diese Dynamik kann bewirken, daß sich über viele Jahre Erzählversionen festsetzen, die in gleicher Weise – teilweise in wortwörtlicher Übereinstimmung – rekapituliert werden. Wir haben es also mit Ritualisierungen zu tun.

Und noch ein Weiteres: Relativ unabhängig von dem konkreten Anlaß des Erzählens bestehen in unserer Gesellschaft festgelegte Muster, nach denen die eigene Biographie geordnet wird, um sie in den Rahmen sozialer Konventionen einzupassen. Es handelt sich dabei um Stereotypen, die jeder in seiner Sozialisation als bindend erlernt hat und die daher auch die Gestalt lebensgeschichtlichen Erzählens weitgehend beeinflussen.

Ein weitverbreitetes Ordnungsprinzip ist die Chronologie. Die meisten Menschen, die um die Darstellung ihres Lebens gebeten werden, orientieren sich zunächst an diesem Modell. Sie bemühen sich, das Erinnernte in eine chronologische Reihenfolge zu stellen, auch wenn sich einzelne Ereignisse dem zu widersetzen scheinen und eine eindeutige zeitliche Zuordnung nicht in jedem Fall gelingen kann. Insbesondere bei der Darstellung von Handlungsabläufen und Ereignisketten erfordert bereits der Zwang zur verständlichen Erzählung eine temporale Ordnung, die aber nicht in jedem Fall der zeitlichen Struktur des realen Geschehens folgen muß.²⁶ Geht es im Interview um Ängste, Wünsche, Emotionen, dann wird die chronologische Darstel-

25 Vgl. Fuchs, *Biographische Forschung* (1984), S. 15-91.

26 Vgl. Schütze, *Kognitive Figuren* (1984), S. 78.

lungsweise häufig verlassen. Allgemein läßt sich eine strenge Chronologie ohnehin nicht durchgängig aufrechterhalten. In der Regel wird dieser Weg als Einstieg genutzt und später durch assoziatives Erinnern ergänzt.

Die Chronologie gehört als Muster zu den ritualisierten Formen des biographischen Erzählens. Sie folgt einer Fiktion, da sie ein kohärentes Ganzes zu erschaffen versucht, das in dieser Form der sozialen Wirklichkeit nicht entspricht. Gleiches gilt für ein weiteres Strukturmuster. Lebensberichte orientieren sich an einer Lebensphaseneinteilung, die eine Fächerung in Kindheit – Jugend – Erwachsenenalter kennt. Es handelt sich dabei um Lebensalterkategorien, die als Ergebnisse kultureller Zuschreibungen aufzufassen sind. Diese Zuschreibungen werden in einer Gesellschaft normativ geregelt.²⁷ Selbst wenn Menschen ausdrücklich betonen, sie hätten beispielsweise »keine Jugend« gehabt, so zeigt sich in der Negation bereits ihre Orientierung an gesellschaftlichen Mustern der Lebensaufgliederung. Diese von außen auferlegten Kategorien sind verinnerlicht und angenommen. Aus Fremdtypisierungen sind also Eigentypisierungen geworden.

Albrecht Lehmann hat in seiner volkskundlichen Arbeit versucht, alltagsgeschichtliches Erzählen systematisch zu analysieren. Dabei konnte er sich auf keine bereits bestehende Typologie der Alltagserzähler stützen, hatte die volkskundliche Forschung doch bis dahin diesen Aspekt weitgehend ausgeklammert. Lehmann zieht daraus folgerichtig die Konsequenz, daß es weniger um eine Typologie der Erzähler, also der Personen, gehen könne als vielmehr um die Klassifikation des Gesagten.²⁸

In Übereinstimmung mit Lehmann kann grundsätzlich festgehalten werden, daß dem Forschenden in Interviewprojekten fesselnde Erzähler und wortkarge Berichtserstatter begegnen. Wer nach Geschichten fragt, bekommt nicht unbedingt Geschichten erzählt. Dabei ist die Kennzeichnung der beiden genannten Erzähltypen ein Modell, denn kaum einer der Interviewten benutzt ausschließlich die eine oder die andere Form. Trotz individueller Variationen lassen sich aber Zuordnungen treffen. Beide Varianten stehen für analytische Kategorien, das heißt sie beschreiben die Betrachtungsweise und Perspektive des Erzählenden auf das im Interview Gesagte.

Das Berichten ähnelt dabei einer nüchternen Sachverhaltsdarstellung, die die vergangenen Ereignisse mit Distanz schildert und eher ein strukturiertes und geordnetes Ganzes zu erschaffen vermag. Der Zeitzeuge gibt eher Auskunft über seine Biographie, als daß er seinen Bericht lebendig ausschmückt. Hingegen lebt die Erzählung vom Augenblick, sie ist situativ verankert und bringt eine Aktualisierung der erinnerten Situationen mit sich. Beispielsweise wird durch ein dialoghaftes Wiedergeben vergangener Ereignisse ein unmittelbares Miterleben für den Zuhörer ermöglicht, kann Spannung oder Erstaunen erzeugt werden. Derartige mnemotechnische Stilmittel lassen sich in fast jeder lebensgeschichtlichen Erzählung finden und verweisen auf kulturelle Eigenarten narrativer Traditionen.

Nahezu jeder, der nach seiner Lebensgeschichte gefragt wird, orientiert sich an

27 Vgl. Lehmann, *Erzählstruktur* (1983), insbesondere S. 208-236.

28 Vgl. ebd., S. 31-38; Schröder, *Gestohlene Jahre* (1992), S. 127-143.

Regeln, damit der Zuhörer das Gesagte überhaupt aufnehmen und verstehen kann. Auch wenn die Strukturierung im Einzelfall undurchsichtig bleiben kann, so bemüht sich der einzelne, die zu schildernden Ereignisse in einen für ihn logischen, vernünftig erscheinenden Zusammenhang zu bringen. Er wird darauf achten, dem Gegenüber genügend Details anzubieten, damit das Erzählte überhaupt sinnvoll erscheint. Mit der Bitte um ein lebensgeschichtliches Interview ist also auch etwas verbunden, das als soziale Kontinuitätsforderung bezeichnet werden kann. Konsistenz und Kontinuität gelten in vielen Gesellschaften als Merkmal für eine gefestigte Identität, sie ist nicht nur individuell gewünscht, sondern auch sozial gefordert. Mögen auch Brüche innerhalb einer Biographie akzeptiert werden, so dann doch nur, wenn sie als reflektiert und sinnvoll ausgewiesen werden können. Eine Selbstdarstellung steht also auch unter dem Druck, sich anderen gegenüber als sozial kompetent zu präsentieren.²⁹

Manche Gesprächspartner, die im Vorfeld des Interviews einen ausformulierten Text vorbereitet haben, möchten diesen zunächst vortragen. Erst wenn einmal der ›Beweis‹ einer in sich konstanten und widerspruchsfreien Präsentation erbracht ist, mögen sie sich von diesen Vorlagen lösen und unbekanntere Wege gehen. In dem Festhalten an etwas schriftlich Fixiertem ist auch das Bedürfnis nach Sicherheit erkennbar. Der gesellschaftlich konstituierte Zusammenhang zwischen dem lebensgeschichtlichen Erzählen und dem eigenen Identitätsgefühl ist für die Befragung von Menschen, die traumatische Erlebnisse hatten, besonders schwierig. Im Interview ist dem Zeitzeugen auch Gelegenheit gegeben, eigene Kontinuitäts- und Identitätserfahrungen zu machen. Indem Erinnerungen verbalisiert werden, konstituiert sich das vergangene Leben als einheitliches Ganzes, erlebt die Person sich selbst als kongruent. Traumatische Erlebnisse können sich aber einer solchen Sinnproduktion widersetzen, sie erweisen sich dann als nicht integrierbar. Die Erinnerungen sind demzufolge durch Brüchigkeit und Fragmentarisierung gekennzeichnet und führen dem Erzählenden deutlich vor Augen, wie wenig den gesellschaftlichen, durch das Interview an ihn herangetragenen Anforderungen entsprochen werden kann. Identität kann sich im Interview zum einen also konstituieren, zum anderen sich aber auch als zerstört darstellen.

Eine solche Ambivalenz kann sich auch in der Erzählstruktur zeigen. Darunter ist die Gesamtheit der verschiedenen Ordnungsprinzipien zu verstehen, die der einzelne zur Strukturierung seiner Darstellung nutzt. Jeder Lebensbericht zeichnet sich durch Erzähllinien aus, entlang derer die einzelnen Ereignisse gruppiert werden, damit ein vermittelbarer Zusammenhang entstehen kann. Leitlinien und die sich aus ihnen

29 Der ›Erfolgsdruck‹, der auf lebensgeschichtlichen Erzählungen lastet, hat aber auch noch eine weitere Dimension. Die Zeitzeugen bemühen sich in der Regel, das von ihnen Mitgeteilte als ›wahr‹ und ›richtig‹ auszuweisen. Es geht ihnen um den Beweis ihrer Glaubwürdigkeit als Zeugen. Bücher, Fotos, bedeutsame Erinnerungsstücke oder Dokumente sind oft schon herausgesucht und bereitgelegt, wenn der oder die Forschende eintrifft. Die erzählte Geschichte erfährt durch diese Objekte eine Illustrierung, die aber in erster Linie deren Richtigkeit unterstreichen sollen. Ein weiteres Mittel der Beweisführung ist in diesem Zusammenhang das Berufen auf andere Zeugen. Personen, mit denen der oder die Befragte Phasen des Lebens gemeinsam erlebt hat, werden zur Bestätigung des Gesagten angeführt.

zusammensetzende Erzählstruktur sind als Ordnungskriterien des Erzählens aufzufassen. Sie gehören nicht zu den realen Bestandteilen des Erlebten und geben diese auch nicht authentisch wieder, sondern sind Hilfsmittel der biographischen Konstruktion. Gesprochene Sprache will verstanden werden und muß sich daher Techniken bedienen, die eine soziale Interaktion und Verständigung möglich machen.

In der Erzählstruktur eines lebensgeschichtlichen Rückblicks drückt sich wohl das Kontinuitätsmoment am deutlichsten aus. Eine in sich geschlossene, zusammenhängende und in ihren Einzelteilen aufeinander abgestimmte Struktur wird in der Forschung dann leichtfertig als angemessener, gleichsam identischer Umgang mit der eigenen Biographie angesehen. Erinnerungen von Überlebenden der Konzentrationslager weisen eine derartige Einheitlichkeit und Stringenz häufig nicht auf. Aber auch für diese Abweichung sind schnell Erklärungen zur Hand. Die traumatischen Ereignisse hätten ein Kontinuitätserleben unmöglich gemacht, der fragmentarische Bericht verweise auf einen zerstörten Lebenszusammenhang, der sich narrativ nicht harmonisieren lasse.³⁰ Diese Aussage ist grundsätzlich natürlich nicht falsch, aber mit ihr wird das Problem der Kontinuität oder Diskontinuität an den Ausnahmefall delegiert. Vielmehr erinnern fragmentarische Teile in lebensgeschichtlichen Rückblicken daran, daß Identität ein gesellschaftliches Konstrukt bleibt. In diesem Sinne ist die erzählte Lebensgeschichte eine »biographische Illusion«.³¹ Auch wenn das Subjekt das Nicht-Identische als zu-sich-gehörend anerkennt, kann es ihm doch »fremd« bleiben. Diskontinuitäten sind ein wesentlicher Bestandteil menschlichen Erlebens und konstituieren die eine Seite einer Ambivalenz, die dem lebensgeschichtlichen Erzählen inhärent zu sein scheint.

30 Vgl. beispielsweise Quindeau, *Trauma und Geschichte* (1995), S. 87.

31 Bourdieu, *Biographische Illusion* (1990), S. 75-81.

5. Text und Sprache: Literaturwissenschaftliche und linguistische Methoden der Textanalyse

Raum und Sprache

Hans Joachim Schröder hat in seiner Untersuchung deutlich gemacht, daß eine literaturwissenschaftliche Auseinandersetzung mit Interviews bisher nur am Rande erfolgt ist, diese Aufgabe vielmehr an die Soziologie und Volkskunde delegiert wurde.¹ Sicherlich lassen sich Interviews allgemein unter den Gattungsbegriff der literarischen Gebrauchs- und Zweckformen fassen, womit ihre Verwandtschaft zu Autobiographien im Sinne einer Memoirenliteratur gekennzeichnet werden könnte. Schröder bietet als weitere Differenzierung den Begriff der »Dokumentarliteratur« an, worunter er keine spezifische Textsorte verstanden wissen möchte, sondern eine Form der Wirklichkeitsverarbeitung zu charakterisieren versucht, die eine authentische Realitätsspiegelung intendiere. Maßgebliche Eigenschaften einer solchen Literaturform seien die fließenden Übergänge zwischen faktentreuer, freier und fiktiver Darstellung.²

Auch wenn die Probleme der Begriffsfindung hier nicht gelöst werden können, lohnt es sich, die damit zusammenhängenden Anfragen auszuleuchten. Dabei wird zunächst einmal deutlich, daß es mit der Mündlichkeit biographischer Selbstpräsentationen komplizierter ist, als es auf den ersten Blick scheint. Eine Literaturwissenschaft, die sich als Textwissenschaft versteht, wird mit einem besonderen Phänomen konfrontiert, denn das mündliche Erzählen der eigenen Lebenserinnerungen schlägt sich – wenn auch bereits reduziert – auf Tonbändern nieder. Die mündliche Rede ist hier bereits an anderer Stelle als das Original, als die Quelle im eigentlichen Sinne ausgewiesen worden. Wenn es nun um die Auswertung und Deutung des Gesagten geht, dann ist dieser Prozeß auch auf die Verschriftlichung des im Interview Dargebotenen angewiesen. Die Transkription »übersetzt« die mündliche Rede in die Schriftsprache, wodurch die Quelle nicht nur reduziert wird, sondern letztlich einen ganz anderen Charakter erhält. Eine literaturwissenschaftliche Textanalyse bezieht sich damit auf einen Text, der gar kein Text ist, sondern eine auf Tonband unvollständig festgehaltene, mündliche Rede.

Mit der Transkription des lebensgeschichtlichen Interviews verbinden sich zahlreiche Unwägbarkeiten. Inwiefern gibt die Tonbandaufnahme überhaupt das Inter-

1 Vgl. Schröder, *Gestohlene Jahre* (1992), S. 18-96. Zu literaturwissenschaftlichen Ansätzen in der Interviewforschung vgl.: Sill, *Zerbrochene Spiegel* (1991); Nassehi, *Form der Biographie* (1994), S. 46-63; Koller, *Lebensgeschichte als Text* (1994); Sill, *Über den Zaun geblickt* (1995), S. 28-42.

2 Vgl. Schröder, *Gestohlene Jahre* (1992), S. 42.

viewgesehen wieder? Wer ist der Autor des Textes, der für die Interpretation grundlegend wird?

Die Hilfskonstruktion ›Transkript‹ erweist sich bei genauer Betrachtung als brüchig. Wir haben es mit einem sprachlichen Phänomen zu tun, das von mindestens zwei ›Autoren‹ – Interviewer und Zeitzeuge – geschaffen wurde. Darüber hinaus prägt diejenige Person, die das Tonband verschriftlicht, den Interviewtext, indem sie – wenn auch nach mehr oder minder transparenten Regeln – Entscheidungen trifft. Beispielsweise konstituiert sich erst im Verschriftungsprozeß, was als verständlich oder eben unverständlich gilt. Es lassen sich somit allein für den Vorgang der Texterstellung mindestens drei ›Autoren‹ unterscheiden.

Eine zweite Frage ist die nach der Faktizität oder Fiktionalität lebensgeschichtlicher Erinnerungsinterviews. Der Zeitzeuge rekapituliert im Gespräch sein Leben, von dem man nicht abstreiten wird, daß er es selbst erfahren hat, aber dessen faktengetreue Wiedergabe unter anderem durch den Erinnerungsprozeß gebrochen ist. Geschichte und Geschichten sind insofern generell Fiktionen, als daß sie sich auf Zusammenhänge beziehen oder diese zu rekonstruieren versuchen, die im Hier und Jetzt als solche nicht mehr auffindbar sind.³ Darüber hinaus intendieren die Interviewten mit ihren lebensgeschichtlichen Erinnerungen zwar ein Abbild vergangener Wirklichkeit, können dieses allerdings nicht einlösen. Der mündliche Lebensrückblick ist vielfältig überformt, enthält fiktive Anteile und stellt eine biographische Konstruktion dar. Literaturwissenschaftlich sind Interviewtexte aber trotzdem keine fiktionalen Texte, da ihre Wirklichkeitsreferenz zwar fragwürdig und gebrochen, aber immerhin konstitutiv ist.

In den letzten Jahren ist in der deutschen Literaturwissenschaft, in Anlehnung an französische Texttheorien nach Lacan und Derrida, die Frage nach der Wirklichkeitsreferenz von Sprache radikalisiert worden. Sprache läßt sich zunächst dahingehend definieren, daß sie »ein strukturiertes System willkürlicher menschlicher Laute und Lautsequenzen (ist), das in einer Gruppe von Menschen zur interindividuellen Kommunikation verwendet wird oder jedenfalls verwendet werden kann und das ziemlich erschöpfend die Dinge, Ereignisse und Vorgänge in der menschlichen Umgebung katalogisiert«, so spiegelt dieses Verständnis die in unserer Kultur vorherrschende Vorstellung wider.⁴ Der Psychoanalytiker Jacques Lacan hat diesen Repräsentationscharakter der Sprache in Frage gestellt, mehr noch: Sprache sei nicht Abbild einer ihr vorgängigen Realität, sondern Realität müsse als das Ergebnis sprachlicher Differenzierungen angesehen werden. Das nie erfaßbare Reale werde mit einem Netz von bedeutungsstiftenden Signifikanten überzogen, die zwar »imaginär«, aber trotzdem realitätsbildend wirken würden. Das Subjekt sei Effekt der Sprache, es konstituiere sich durch die Signifikanten »Ich«, das in seiner ordnungsstiftenden Funktion eine Vielfalt von Leben vereinheitliche.⁵

3 Vgl. ebd., S. 216.

4 Hörmann, *Psychologie der Sprache* (1977), S. 12.

5 Vgl. Lacan, *Das Drängen des Buchstaben* (1975), S. 15-60.

Die Nähe zu dem Subjektverständnis, wie es in Foucaults »Ordnung des Diskurses« entworfen wurde, ist unverkennbar. Auch wenn hier nicht detaillierter in diese Materie eingestiegen werden kann, so bleibt festzuhalten, daß nach Lacan Realität nicht hinter oder außerhalb von Sprache zu suchen sei, sondern sich in der Sprachlichkeit selbst manifestiere.

Die mündliche Rede konstituiert eine Wirklichkeitsreferenz, die durch ihre aktuelle Erzählsituation, also auch durch den jeweiligen Raum des Sprechens, bestimmt ist. Insofern geben lebensgeschichtliche Selbstpräsentationen gegenwartsbezogene Realitätsdarstellungen wieder, in denen das Subjekt sein eigenes Subjekt-Sein konstruiert. Die Wirklichkeitsreferenz der mündlichen Erzählung ist also immer eine aktuelle, die nur in ihrer Bedingtheit zu denken ist. Vergangenheit offenbart sich nach diesem Verständnis in seiner Aktualisierung im »Jetzt«, die zwar durch individuelle Erfahrungen gespeist, aber durch den aktuellen Diskurs gestaltet und geformt ist. Im Text wird somit eine Vorstellung oder ein Bild von vergangenen Ereignissen und Prozessen entworfen, dessen Wirklichkeitsreferenz eher in seiner Bedeutungs- und Sinnkonstruktion als in seinem Dokumentationscharakter zu suchen ist.

Literaturwissenschaftliche und linguistische Interpretation von Interviews haben also zum einen den Raum, in dem gesprochen wird, zum anderen die sprachliche Form, in die das Gesagte gekleidet ist, zu untersuchen. Für eine solche Analyse können hier nur einige Ansätze vorgestellt werden. Dabei erscheint es wichtig, sich die spezifischen Diskurs- und Genreregeln, die den Interviewtext prägen, zu vergegenwärtigen. In Anlehnung an Hans-Christoph Koller sollen die biographischen Selbstpräsentationen als »rhetorische Konstrukte« verstanden werden.⁶

Koller geht davon aus, daß lebensgeschichtliches Erzählen als Versuch zu verstehen sei, dem tatsächlichen Lebensgeschehen einen Sinn hinzuzufügen. Seine These formuliert er dahingehend, daß »dieser Prozeß der Sinnproduktion im autobiographischen Erzählen als rhetorischer Prozeß aufgefaßt und analysiert werden kann.«⁷ Damit möchte der Autor an ein modernes Rhetorikverständnis anknüpfen, welches die Rhetorik nicht im Sinne einer Überredungskunst versteht, sondern als Texttheorie der mündlichen Rede auffaßt. Koller verknüpft so die Theorie des Verstehens mit einer Theorie des Redens, was insbesondere für die Auswertung und Interpretation mündlich erzählter Lebenserinnerungen sinnvoll erscheint. Rhetorik als Theorie des Redens wolle »die aus gesprochener Sprache gemachten Akte rhetorischer Kommunikation kritisch reflektieren« und gehe, wie auch die Hermeneutik, in Ideologiekritik über.⁸

Traditionell verstanden als Praxis und Theorie der auf Wirkung bedachten Rede, haftet der Rhetorik etwas »Unehrenhaftes« an, ist sie doch – von ihren »antiken Ursprüngen abgelöst – als reine Kunst des Überzeugens und Überredens im wissenschaftlichen Kontext in den Hintergrund getreten. Neuere Untersuchungen zeigen hingegen, daß die Rhetorik, wenn sie denn als Texttheorie verstanden wird, eine

6 Vgl. Koller, *Rhetorisches Konstrukt* (1993), S. 33-45; Ders., »Ich war nicht dabei« (1994), S. 90-108.

7 Koller, *Rhetorisches Konstrukt* (1993), S. 37.

8 Geissner, *Anpassung* (1991), S. 205.

soziale Verständigung einzufangen vermag, »die als Methodologie das Verstehen fremder Rede in wissenschaftlicher Absicht heuristisch unterstützen kann.«⁹ Damit biete die Rhetorik einen Zugang zu denjenigen Regeln, nach denen sich der Sinnzusammenhang eines Textes konstituiere, und sie stelle gleichsam das Positiv zu dem Negativ der sprachlichen Auslegekunst, also der Hermeneutik, dar.¹⁰

Damit sind zwei Ebenen einer theoretisch orientierten Rhetorik angedeutet, zum einen handelt es sich um die intersubjektive Verständigung von Sprecher und Hörer, zum anderen um die Regeln, nach denen das Gesagte strukturiert und geformt ist. Inwiefern ist aber die biographische Kommunikation auch als eine rhetorische aufzufassen? Geissner unterscheidet grundsätzlich zwischen den Formen der Rede und den Formen des Gesprächs. Die Rede habe eine latent-dialogische Form, die Hierarchien und damit Herrschaft repräsentiere. Hingegen heißt es zum Gespräch: »Das Gespräch ist formal nicht bestimmt durch die Verteilung des Redestroms auf wenigstens zwei Partner, sondern durch den offenen Prozeß chancengleichen, wechselseitigen Fragens und Antwortens. Jeder Gesprächspartner hat gleiches Frage- und Rederecht.«¹¹

Nun liegt es in der Natur eines Interviews, daß die Anteile an der mündlichen Rede in höchstem Maße ungleich sind. Vor diesem Hintergrund ist das Interview nicht als Gespräch aufzufassen, denn es intendiert keine wechselseitige Sprechhandlung, sondern zielt darauf ab, durch Fragen das vom Zeitzeugen Erinnerte hervorzulocken. Dabei kann der Grad der Steuerung durch den Interviewer oder die Interviewerin sicherlich variieren.¹² Unbestritten ist aber, daß durch die Fragen des Gegenübers ein nicht unerheblicher Einfluß auf die mündliche Rede ausgeübt wird, auch wenn dieser sich in der Interviewsituation bedeckt hält. Er beeinflußt generell mit seinen Erkenntnisinteressen das Gesprochene, wodurch sich eine hierarchisch strukturierte Gesprächssituation konstituiert. Lutz Niethammer hat das lebensgeschichtliche Interview einmal als »ungleichen Tausch« umschrieben.¹³ Angesichts der nicht herrschaftsfreien Asymmetrie wirkt diese Charakterisierung eher harmlos. Tatsächlich jedoch konstituiert das Interview, wenn man mit Habermas formulieren möchte, keine »ideale Sprechsituation«.¹⁴ Das hat nicht unbedingt etwas mit den Persönlichkeitsmerkmalen der Beteiligten zu tun, sondern wird durch die strukturellen Merkmale der Gesprächssituation determiniert. Ein Interview kennt keine symmetrische Verteilung der Chancen, Sprechhandlungen auszuführen.

Mit der Feststellung, daß das Interview keine herrschaftsfreie Kommunikation zuläßt, ist weniger die persönliche Virtuosität oder Kompetenz der beteiligten Perso-

9 Radtke, Hermeneutik (1985), S. 342. Vgl. zu den neueren Forschungen zur Rhetorik auch: Thiele, Die Kunst zu überzeugen (1990); Plett, Rhetorische Textanalyse (1991); Classen/Müllentrock, Die Macht des Wortes (1992); Götert, Einführung in die Rhetorik (1994).

10 Vgl. Gadamer, Rhetorik und Hermeneutik (1976).

11 Geissner, Anpassung (1991), S. 206f.

12 Sprachanalytisch lassen sich Fragen und Antworten auch dahingehend untersuchen, inwiefern bereits die Formulierung der Frage bestimmte Antworten einschränkt beziehungsweise zu längeren Erzählungen animiert. Vgl. Robinson/Rackstraw, Soziolinguistische Untersuchungen (1973).

13 Niethammer, Fragen (1985), S. 399.

14 Vgl. Habermas, Theorie der Gesellschaft (1990), S. 139.

nen gemeint, sondern vielmehr ihr Aufeinandertreffen in vergesellschafteten Rollen. Sowohl das Verhalten eines Interviewers oder einer Interviewerin als auch das der Zeitzeugen ist strukturell vorbestimmt und wird nur unwesentlich von gesellschaftlichen Normen abweichen. Dies gilt zum einen für die Interaktion, zum anderen auch für die Form der Rede. Mit »kommunikativer Kompetenz« können also die Leistungen gemeint sein, die der Redner mit Hilfe »pragmatischer Universalien« vornimmt, wenn er »Sätze in Äußerungen« transformiert.¹⁵ Diese Transformation ist als rhetorischer Prozeß zu denken.

Die biographische Kommunikation kann also nicht als herrschaftsfreier Diskurs betrachtet werden.¹⁶ Mit dem Gattungsbegriff ›Interview‹ sind für die Interaktion zwischen Wissenschaftler und Zeitzeuge Regeln festgelegt. Ohne konkrete Absprache meinen die Beteiligten zu wissen, welches Rollenverhalten von ihnen gefordert ist. Bei der Kontaktaufnahme fragen viele Zeitzeugen, wie denn das geplante Gespräch zu verlaufen habe. Indem sie anfragen, wie sich denn der Wissenschaftler den erbetenen Lebensbericht vorstellt, legen sie Entscheidendes in seine Hände. Auch wenn der Interviewer dann sehr allgemein den Projektverlauf erläutert und immer wieder betont, der Zeitzeuge könne selbst bestimmen, in welcher Form und wie lange er über etwas reden möchte, so werden seine ersten Vorgaben oder Anregungen doch richtungsweisend für den Lebensrückblick sein. Beispielsweise wird durch eine Eingangsfrage nach dem Geburtsdatum und Geburtsort des Zeitzeugen bereits signalisiert, daß eine Grundregel des Interviews zu sein scheint, eine möglichst chronologische Reihenfolge des Geschehens einzuhalten. In den meisten Fällen werden sich die Befragten an derartige ›Regeln‹ zu halten versuchen, möchten sie sich doch als zuverlässige Zeitzeugen ausweisen. Der Lebensbericht ist bereits in weiten Teilen vorstrukturiert, er wird dem Befragten in gewisser Weise durch Diskurs- und Genreregeln diktiert.

Marianne Schuller hat überzeugend deutlich gemacht, daß bereits das Interview als Diskurs verstanden werden müsse, in dem spezifische Gesetzmäßigkeiten und Regeln unabhängig von dem real Gesprochenen wirksam seien. Die Wirklichkeitsreferenz autobiographischer Erinnerungsinterviews sei daher – so Schullers These – ein Effekt diskursiver Regeln.¹⁷

Sicherlich wäre es fatal, die dem Interview bereits vorangestellten Diskursregeln hinterher als strukturelle Merkmale des Interviewtextes herauszuarbeiten. Bemüht sich der Zeitzeuge also beispielsweise um eine chronologische Darstellung des

15 Vgl. ebd., S. 103.

16 Wenn auch an dieser Stelle die nicht-herrschaftsfreie Kommunikation im Interview anhand der Diskurs- und Genreregeln verdeutlicht wird, so erschöpft sich dieser Aspekt keineswegs darin. In den Interviews, die ich mit Überlebenden der Konzentrationslager geführt habe, zeigte sich die Dimension der hierarchischen Grundstruktur im Interview besonders deutlich. Lebensgeschichtliche Interviews sind einem Verhör strukturell nicht unähnlich. Das ist bei Gesprächen mit Menschen, die reale Verfolgungserfahrungen machen mußten, besonders problematisch, wiederholen sich damit doch Herrschaftsverhältnisse, die gerade die traumatischen Erfahrungen ausgemacht haben. Vgl. Analyse des Interviews mit Karl Himmel, S. 194ff.

17 Vgl. Schuller, *Wahrheit der Dichtung* (1994), S. 79-89.

Geschehens, so zeigt dies allein, daß er die tatsächlichen oder vermeintlichen Vorgaben verstanden und akzeptiert hat. Ein Kreis, der relativ wenig mit dem realen Lebensgeschehen der Zeitzeugen zu tun hat, würde sich damit schließen.

Verhindert also gerade das Interview, was es doch eigentlich zum Ziel hat, nämlich sich der subjektiven Dimension vergangener Ereignisse anzunähern? Schuller ist zuzustimmen, wenn sie betont, daß Diskursregeln nicht nur technische, sondern auch sinnregulierende Funktionen haben. Sie betont, der Diskurs schreibe sich in das Gesagte ein, er setze Normen, an denen das Gesagte ausgerichtet werde. Der Rahmen des Interviews bleibe keineswegs äußerlich, das Wort ›Normalität‹ geistere durch den Lebensrückblick. Folgerichtig lenkt die Autorin ihre Aufmerksamkeit auf diejenigen Passagen im Interview, in denen die biographische Kommunikation nicht gelingt. Indem dort die ›Normalität‹, die das Interview bestimme, durchbrochen werde, scheine Subjektivität durch. Schuller resümiert: »Vielleicht ist an dieser Schnittstelle das ›Interview‹ dem Subjekt am nächsten.«¹⁸

Mag ihre pointierte Analyse auch für viele, die mit Oral History arbeiten, desillusionierend wirken, so schließt sich daran die Konsequenz an, daß eine Analyse autobiographischer Selbstpräsentationen sich auf die Offenlegung und Reflexion derjenigen strukturellen Bedingungen konzentrieren sollte, die die biographische Kommunikation aktuell beeinflussen. Auch eine theoretisch orientierte Rhetorik kann dazu genutzt werden, geht es doch ihr gerade darum, die Voraussetzungen einer intersubjektiven Verständigung anhand der Regelmäßigkeit der Text- und damit Sinnproduktion aufzudecken. Diesen Zusammenhang möchte ich am Beispiel der Metapheranalyse und der Untersuchung von Argumentationsfiguren verdeutlichen.¹⁹

Eine Metapher ist eine rhetorische Figur. Sie entsteht, indem eine Wortbedeutung in einem ihr von Hause aus nicht zukommenden Sinn verwendet wird. Die Übertragung wird möglich, weil das betreffende Wort nicht in seinem ganzen Begriffsumfang, sondern nur in einem Teil desselben aktualisiert wird. Um welchen Teil es sich dabei handelt, entschlüsselt sich dem Leser allein durch den Kontext, in dem die Metapher steht. In einer Typologie lassen sich verschiedene Varianten der Metapherbildung unterscheiden, beispielsweise eine Übertragung von der Gattung zur Art und umgekehrt. Ebenso müssen Personifikationen und Synästhesien zu den metaphorischen Redefiguren gerechnet werden.

Das Wesen der Metapher ist es somit, daß eine Sache, ein Ereignis, ein Eindruck oder ein Gefühl durch eine andere, begrifflich oder assoziativ damit zusammenhängende Figur umschrieben wird. In Anlehnung an Hans Blumenberg hat Koller daraus den Schluß gezogen, der Sprecher versuche mittels der Metapher »etwas durch etwas anderes zu begreifen, etwas Unverfügbares durch etwas dem Bewußtsein Zugängliches verstehbar zu machen«. Das eigentlich zu Bezeichnende bleibe als solches ungenannt, da es dem Sprecher nicht unmittelbar zugänglich zu sein scheine,

18 Ebd., S. 89.

19 Vgl. zu dieser Thematik: Schlüter, Grundkurs der Rhetorik (1978); Blumenberg, Anthropologische Annäherung (1981), S. 104-136; Schanze/Kopperschmidt, Rhetorik und Philosophie (1989); Kopperschmidt, Rhetorik (1990/1991); Koller, Rhetorisches Konstrukt (1993), S. 37-44.

vielmehr trete an seine Stelle eine metaphorische Redefigur, deren Interpretation einen Blick auf das zu werfen ermögli­che, was eigentlich gemeint sei. Damit lebe die Metapher ganz wesentlich von der fundamentalen Mehrdeutigkeit der Sprache. Ihr Sinn sei nicht eindeutig, sondern bedürfe der Interpretation und Auslegung.²⁰

Indem der Sprecher ein Ereignis oder ein Empfinden metaphorisch ausdrückt, bleibt also etwas verborgen. Ist die Metapher also Ausdruck des Unbewußten? So möchte Koller seinen Ansatz nicht verstanden wissen. Und in der Tat scheint dem Sprecher doch auch das, was er ausdrücken möchte, in irgendeiner Weise – wenn auch nicht verbal – zugänglich zu sein. Um etwas transformieren zu können, muß das Subjekt zumindest diffus ahnen, was es auszudrücken gedenkt. Ohne ein Gefühl für das Unsagbare ist die Bildung einer metaphorischen Redefigur kaum möglich.

Für die Analyse lebensgeschichtlicher Interviews bedeutet dies zunächst einmal ganz schlicht, zu untersuchen, ob der Text metaphorische Redefiguren enthält. Sicherlich können Metaphern im Text darauf verweisen, daß der Erzählende durch sie Inhalte transportiert, die ihm selber nicht unmittelbar zugänglich sind. Allerdings treten Metaphern auch an die Stelle von komplexen Erfahrungen und Gefühlen, für die es möglicherweise tatsächlich keine adäquaten Zeichen gibt. Die Metapher stellt in diesen Fällen sprachlich vielleicht die einzige Möglichkeit dar, überhaupt anzu­deuten, welche Dimension des Erlebens gemeint ist.

Indem die Metapher als sinnstiftende Denkfigur kenntlich gemacht werden kann, dient ihre Interpretation der Rekonstruktion ihres regelhaften Gebrauchs. Damit ermöglicht die Metapheranalyse sowohl auf der Ebene von Wort- und Satzeinheiten als auch in textanalytischer Hinsicht – zu denken ist hier an sequenzübergreifende Denkfiguren – die Untersuchung sinnbildender Prozesse.

Andere Auswertungskonzepte volkskundlicher und soziologischer Herkunft haben die Erzählung als Darstellungsform innerhalb des autobiographischen Lebensrückblicks in den Mittelpunkt ihrer Analyse gestellt. Dabei handelt es sich bei der Erzählung sicherlich um eine zentrale, aber nicht um die einzige Diskursform, durch die Zeitzeugen ihre Erinnerungen ausdrücken. Mehr oder weniger längere Passagen im Interviewtext können ebenso berichtender und beschreibender Natur sein, gleichzeitig lassen sich immer auch argumentativ strukturierte Textabschnitte finden. Grundsätzlich ist von einer Vielfalt der Diskursmuster im lebensgeschichtlichen Erinnerunginterview auszugehen.

Argumentationsmuster sind für die Herausbildung von Überzeugungen und damit auch Sinnzusammenhängen von entscheidender Bedeutung. In den lebensgeschichtlichen Selbstpräsentationen finden sich derartige argumentativ geformten Denkfiguren auf unterschiedlichen Ebenen.²¹ Zum einen kann der Zeitzeuge, ob durch eine Frage des Interviewers veranlaßt oder aus eigenem Antrieb, das Bedürfnis verspüren, seine Deutungen des erzählten Geschehens gegenüber dem Gesprächspartner argumentativ rechtfertigen zu müssen. Es handelt sich in diesem Fall also um

20 Koller, *Rhetorisches Konstrukt* (1993), S. 38.

21 Vgl. die Analyse des Interviews mit Pierre Claude, S. 300ff.

einen realen, in der aktuellen Erzählsituation verankerten Diskurs, der die Interaktion zwischen den Beteiligten einschließt. Zum anderen geben Lebensberichte auch zurückliegende Dialoge oder Streitgespräche wieder, die der Zeitzeuge mit dritten Personen geführt hat und die er nun, beispielweise zur Illustration, im Interview rekapituliert. Dabei kann diese Erinnerung durch eine dialogische Gestaltung nicht nur dramatische und spannungsreiche Effekte erzielen, sondern auch den Eindruck vermitteln, es handle sich hier um eine völlig authentische Wiedergabe des Geschehens. In der Regel ist zwar keineswegs davon auszugehen, daß sich die rekapitulierten Dialoge genauso zugetragen haben, wie der Zeitzeuge sie erinnert, allerdings sind sie für die Auswertung insofern nutzbringend, als daß der Zeitzeuge Einblick nehmen läßt in den Prozeß seiner persönlichen Bedeutungs- und Sinnkonstruktion.

Eine dritte Form argumentativer Denkfiguren stellen die inneren Dialoge dar. Lebensgeschichtliche Erinnerungsberichte können derartige innerpsychische Gespräche enthalten, die sich thematisch oft um Ambivalenzen der eigenen Deutung und Bewertung drehen. Innere Dialoge dokumentieren eindrucksvoll die persönliche Auseinandersetzung des Zeitzeugen mit seinen Erfahrungen.

Welchen Erkenntnisgewinn ermöglicht die Untersuchung von Argumentationsstrukturen? Frank-Olaf Radtke macht in seinem Aufsatz darauf aufmerksam, daß in der Topik »genau jene inhaltlichen Prämissen von Argumentationen bzw. Schlußfolgerungen behandelt (werden), mit deren Hilfe die Subjekte ihre Welt konstruieren und deren implizite Anerkennung erst die intersubjektive Verständigung möglich macht«. ²² Es geht also bei der Argumentationsanalyse um das Herausarbeiten derjenigen Regeln, nach denen der einzelne seine Erlebnisse und Erfahrungen aufbereitet und somit zu Bedeutungs- und Sinnkonstruktionen gelangt. Dieser Prozeß orientiert sich an vorgefundenen Mustern, die nicht nur Strukturelles vorgeben, sondern inhaltliche ›Anfangsgründe‹ und ›Schlußregeln‹ für die argumentative Verarbeitung bereithalten. Mit diesen Prämissen sind keineswegs ahistorische, ungesellschaftliche ›Naturgesetze‹ gemeint, sondern Topoi-Kataloge stellen kulturell geformte Reservoirs dar, aus denen Orientierungspunkte, Grundannahmen und Werte für Argumentationen bezogen werden. Insofern spiegeln sich in ihnen auch kollektive Muster wider. ²³

Im Dialog wird der Sprechende nicht in jedem Fall die von ihm befolgten Regeln auch benennen. Je nachdem, ob er diese bei dem Zuhörer als akzeptiert voraussetzt, wird sich seine Argumentation aufbauen. Ist sich die Person allerdings bewußt, daß ihr Gegenüber abweichende Einschätzungen und Meinungen vertritt, oder ist sie über die andere Haltung im ungewissen, dann wird sie rasch auf die Argumentationsanfänge und Schlußregeln zu sprechen kommen, somit zu den tieferen Schichten des Meinungsstreits vordringen. Rhetorisch können die befolgten Normen bei-

22 Radtke, Hermeneutik (1985), S. 344. Zur Argumentationsanalyse vgl.: Kopperschmidt, Methodik der Argumentationsanalyse (1989); Kienpointner, Alltagslogik. Struktur und Funktion von Argumentationsmustern (1992); Meißner, Argumentation in natürlicher Sprache (1994); Wohlrapp, Wege der Argumentationsforschung (1995).

23 Vgl. die Analyse des Interviews mit Ruth Bednarski, S. 333ff.

spielsweise durch Berufung auf Autoritäten, durch Hinweis auf allgemeingültige Gesetze sowie mittels Positiv- oder Negativbeispielen eingeführt werden.

Die Rhetorik stellt – so läßt sich zusammenfassen – ein Verfahren bereit, mit dem zum einen strukturelle Elemente des Textes untersucht werden können, zum anderen aber auch eine Nähe zu den inhaltlichen Aussagen gewährleistet bleibt, die andere Auswertungsverfahren leicht aus den Augen zu verlieren drohen. Indem die kulturell geformten Prämissen der Argumentationen in struktureller und inhaltlicher Hinsicht untersucht werden, vermag die Rhetorik die mündliche Rede als eine »im Medium sozial vorgegebener Muster« verankerte Selbstkonstruktion offenzulegen.²⁴

Versprecher und andere Unregelmäßigkeiten

Eine sprachanalytische Untersuchung von Interviewtexten sollte sich nicht nur auf rhetorische Figuren konzentrieren, sondern es existiert eine Vielzahl von sprachlichen Phänomenen, die in den Mittelpunkt einer Analyse gestellt werden können. Beispielsweise läßt sich der Gebrauch von Personalpronomen im Text daraufhin untersuchen, wie sich der Sprechende in unterschiedlichen Handlungszusammenhängen selbst positioniert. Wenn der Zeitzeuge von sich selbst in der dritten Person spricht oder im Erzählzusammenhang zum allgemeinen »wir« oder »man« wechselt, so signalisiert die Wahl des Personalpronomens möglicherweise eine Distanzierung zur eigenen Person, vielleicht sogar eine Entfremdung zu dem, wovon berichtet wird. Ebenso kann damit auf eine Identifizierung mit jeweils relevanten Kollektiven verwiesen sein.

Wenn der Interpretierende den gesamten Text unter solchen Aspekten auswertet, so lassen sich sicherlich weiterführende Denkanstöße erarbeiten. Pollak resümiert in seiner Untersuchung, daß »die beim Sprechen über sich selbst benutzten Personalpronomen des Singulars Indikatoren für die Stabilität des Ichs sind, wie auch für Identitätskrisen und pathologische Selbstverdoppelung, die verraten, daß eine Person die Kontrolle über ihr Leben verloren hat.«²⁵ Und weiter heißt es: »Die Pronomen der dritten Person stehen für Handlungsunfähigkeit, Zweifel, Kontrollverlust über die Umwelt und über sich selbst und schließlich für Identitätskrisen.«²⁶ Der Autor zieht damit sehr weitreichende Schlußfolgerungen, mit denen meines Erachtens ein vorsichtiges Umgehen geboten scheint, verweist die sprachliche Form doch eher auf Tendenzen, als daß sie handfeste Urteile rechtfertigt. Pauschale und kontextunabhängige Verallgemeinerungen stehen in der Gefahr, den Rahmen einer Textanalyse zu sprengen, indem der Sprecher selbst zum Objekt der Analyse zu werden droht.

Detaillierter möchte ich im folgenden auf Phänomene eingehen, die in wohl jedem Interviewtext auftauchen. Es handelt sich dabei um verschiedene Sprachleistungen, die auf den Leser oder Zuhörer zunächst sonderbar wirken, zuweilen

24 Radtke, *Hermeneutik* (1985), S. 344.

25 Pollak, *Grenzen des Sagbaren* (1988), S. 158.

26 Ebd., S. 163.

auch völlig unverständlich bleiben oder aber auch komisch wirken. Zumindestens lösen diese Passagen Irritationen aus, die häufig dazu führen, diese Textfragmente in der Interpretation gänzlich auszuklammern. Damit verzichtet der Interpret – wie zu zeigen sein wird – auf Möglichkeiten, in andere Dimensionen der Textanalyse vorzudringen.²⁷

Philipp Sarasin hat sich in seinen Textinterpretationen zum Baseler Großbürgertum mit Versprechern auseinandergesetzt und versucht, ihnen mit Hilfe diskurs- und psychoanalytischen Verfahren auf den Grund zu gehen. Der Autor führt anhand zweier Beispiele vor, daß die feststellbaren Unregelmäßigkeiten als Schnittstellen zweier Bewegungen betrachtet werden können, von denen die eine störend auf die jeweils andere einwirke. In den vorherrschenden Diskurs, der dem Text ansonsten Gestalt gebe, breche eine zweite Bewegung ein, die in Form eines Versprechers zum Ausdruck komme. Mit dem Versprecher sei gleichsam angedeutet, was das Subjekt unbewußt transportiere.²⁸

Sarasin verknüpft in seinem Ansatz eine diskursanalytische Betrachtungsweise von Quellentexten mit psychoanalytisch orientierten Erklärungsmodellen. Versprecher und andere Unregelmäßigkeiten – so der Autor – seien als unbewußte Sprachbilder aufzufassen, in denen sich ein latenter Gedanke seinen Weg an die ›Oberfläche‹ gesucht habe.

Nun hat Sarasin seinen Ansatz an schriftlichen Quellen entwickelt. Im Grunde handelt es sich also bei seinen Beispielen gar nicht um Versprecher im eigentlichen Sinne, sondern um ›Ver-Schreiber‹. Der Quellentext, der von dem jeweiligen Autor eigens komponiert wurde, weist trotz bewußter Formulierungsarbeit Ungereimtheiten auf, die damit umso eklatanter sind. Das stützt Sarasins Auslegungen nachhaltig. Hier lassen sich auch wesentliche Unterschiede zum Interview festmachen. Die mündliche Rede weist weitaus häufiger Unregelmäßigkeiten auf, da sie durch die spontane Formulierungsleistung sehr viel anfälliger für Störungen ist und insgesamt als instabiler gelten muß. Außerdem ist der anzunehmende routinierte Umgang mit Sprache, wie er für das Baseler Großbürgertum der Jahrhundertwende vorausgesetzt werden kann, sicherlich nicht auf die Mehrzahl der Interviewpartner übertragbar.

Trotzdem bietet die Analyse von sprachlichen Ungereimtheiten eine Möglichkeit, in andere Sinndimensionen vorzudringen. Wenn es auch der Analyse des jeweiligen Einzelfalls überlassen bleiben muß, zu entscheiden, inwiefern tatsächlich unbewußte Inhalte in den Versprechern zum Ausdruck kommen oder sich allein ungebetene, aber durchaus bewußte Gedanken darin zeigen, so ist Sarasins Verfahren auch für die Untersuchung autobiographischer Selbstpräsentationen nützlich. Allerdings lassen sich generell auf diese Weise – wie der Autor selbst anmerkt – ohnehin keine harten Fakten als Ergebnisse formulieren, sondern das beschriebene Vorgehen will auch Sarasin eher als ›Lektüreform‹ verstanden wissen, die immer mehrdeutig bleiben werde.²⁹

29 Vgl. ebd., S. 39.

27 Vgl. die Analyse des Interviews mit Karl Himmel, S. 194ff.

28 Vgl. Sarasin, *Ver-Sprecher* (1994), S. 31-41.

Damit konzentriert sich die Interpretation – wie zuvor bei Schuller – auf Textstellen, die üblicherweise als Momente des Scheiterns innerhalb der biographischen Kommunikation gelten. Die diskursanalytische Überformung des Lebensrückblicks bricht sich gerade an den Stellen, in denen das Subjekt bewußt oder unbewußt gängige Darstellungsmuster aufweicht oder variiert. Daher können Sarasins Überlegungen zu autobiographischen Versprechern dahingehend erweitert werden, daß sich beispielsweise auch Abwandlungen von Sprichwörtern und Redewendungen, Verwechslungen sowie abgebrochene Wörter oder unvollendete Sätze als Schnittstellen zweier Diskursarten analysieren lassen. Gleichzeitig weisen Interviewtexte nicht selten auch Satzteile oder Halbsätze auf, die zu dem Gesamttext in keinerlei logischem Zusammenhang zu stehen scheinen. Ihre diskurs- und psychoanalytische Deutung verspricht neue Impulse, sie muß sich aber auch an den Evidenzen des Textes orientieren.

Erfahrungsaufschichtung und Sinnbildungsprozesse

Das lebensgeschichtliche Erinnerungsinterview wurde bereits unter erfahrungsgeschichtlicher Perspektive betrachtet. Dabei konnte der Lebensrückblick als konstruierte Erfahrungssynthese umschrieben werden, in der die vielschichtigen Deutungen und Überarbeitungen des Erlebten nicht mehr im einzelnen transparent, sondern in der aktuellen Fokussierung miteinander verschmolzen sind. Der Interviewtext stellt daher einen aktuellen Entwurf der Erfahrungsrekapitulation dar, der nur rudimentär auf zurückliegende Zeitebenen, in denen das Erlebte neu gedeutet und bearbeitet wurde, verweist, ohne diese Einzelschichten tatsächlich abzubilden. Allein einzelne Elemente im Text verweisen darauf, daß die vom Zeitzeugen erinnerten Ereignisse zu einem früheren Zeitpunkt überarbeitet wurden.

Oliver Sill hat es in seinen Überlegungen zur literarischen Auslegung lebensgeschichtlicher Interviews als eine Besonderheit dieser Literaturform herausgestellt, daß eine textinterne Ich-Ich-Doppelung konstruiert werde. Sill resümiert: »Ein gegenwärtiges Ich erinnert und erzählt von einem vergangenen Ich bzw. von vielen Ichs (Ich-Zuständen) im Zuge einer dargestellten Entwicklung.« Dabei handele es sich »um den – hypothetischen – Entwurf des damaligen, allein noch in der Erinnerung existenten Ichs.«³⁰

Sill betont damit – in Abgrenzung zu anderen Auswertungsverfahren – den Gegenwartsbezug autobiographischer Erinnerungen, ohne die zeitliche Schichtung der aktuellen Erfahrungsrekapitulation aus den Augen zu verlieren. Wie läßt sich diese Gestalt von Interviewtexten nun untersuchen?

Ausgehend von den bisherigen Ausführungen zur erfahrungsgeschichtlichen Dimension von Erinnerungsinterviews bieten sich textexegetische Verfahren, wie sie insbesondere in der alttestamentarischen Forschung angewendet werden, dazu an, die

30 Sill, *Über den Zaun geblickt* (1995), S. 34.

Schichtung von Deutungs- und damit Sinnbildungsprozessen genauer aufzudecken.³¹ Das ist kein unproblematisches und widerspruchsfreies Unterfangen. Allgemein läßt sich sagen, daß sich die theologische Textexegese zum Ziel setzt, eine durch zahlreiche Bearbeitungen, Neufassungen und Übersetzungen veränderte Schrift dahingehend zu untersuchen, welche Textbestandteile als ursprünglich angesehen werden können. Weiterhin gehört es zu ihren Aufgaben, die Überlieferungs- und Bearbeitungsentwicklung eines Textes nachzuvollziehen, um die Genese seiner aktuellen Gestalt aufzuzeigen. Bei einer Interviewanalyse geht es aber im Gegensatz dazu nicht um die Freilegung eines Ursprungstextes, der dann gleichsam als Abbild sozialer Wirklichkeit mißverstanden werden könnte. Vielmehr zielt sie darauf, mögliche Überarbeitungsschichten einer Mitteilung freizulegen. Gleichzeitig ist eine solche Schichtung kaum mehr wahrnehmbar, da sie zu einer Gesamtperspektive des Erzählenden verschmolzen ist.

Eine weitere Schwierigkeit besteht darin, daß Schichtmodelle immer eine gewisse Linearität transportieren. Deutungs- und Sinnbildungsprozesse sind durch zahlreiche Unwägbarkeiten, Brüche, Widersprüche und Spannungen charakterisiert, mit denen das Subjekt konfrontiert ist. Insofern bilden die Texte nicht etwa dessen Auseinandersetzungen real ab, sondern der Sinnzusammenhang ist durch den Text selbst hergestellt. Eine Analyse kann sich allein auf die Ebene der textlichen Sinn dimension beziehen.

Wenn auch das Konzept exegetischer Textinterpretation in seiner Gesamtheit nicht unmittelbar auf die Auswertung lebensgeschichtlicher Interviews übertragbar ist, so möchte ich doch in Anlehnung daran einige Überlegungen anstellen, wie zum einen die Dimension der Erfahrungsaufschichtung, zum anderen die Genese der individuellen Selbsteutungen für eine Interpretation nutzbar gemacht werden könnten.³²

Eine Analyse der Erfahrungsaufschichtung setzt eine Untergliederung des Interviewtextes in Sinneinheiten voraus. Das Herauspräparieren einzelner Sequenzen sollte sich dabei an dem Gebrauch verschiedener Diskursarten orientieren, also insbesondere zwischen erzählenden, berichtenden, beschreibenden und argumentierenden Abschnitten differenzieren. Dabei werden sich nicht alle Textelemente größeren Einheiten zuordnen lassen, da immer Fragmente und randständige Figuren isoliert stehen. Ihre Interpretation bleibt einer speziellen Untersuchung vorbehalten.

Anschließend gilt es, die im Text geschilderten Ereignisse – unabhängig von ihrer Positionierung innerhalb der mündlichen Rede – zeitlich zu ordnen. Für mehr oder weniger zahlreiche Geschehnisse wird sich dies völlig unproblematisch gestalten, andere Textstellen können hingegen erst aufgrund logischer Rückschlüsse eine Zuordnung finden. Für einige Einheiten wird aber diese Aufgabe vielleicht gar nicht lösbar sein, so daß man sich mit einer groben Einschätzung zufrieden geben muß. Generell wird sich der Interpretierende an der Darstellung der Ereignisse im Text orientieren, unabhängig davon, ob sich die Geschehnisse faktisch tatsächlich so zugetragen haben, wie der Befragte sie erinnert. Nicht die Überprüfung der Wirklichkeitsreferenz

31 Vgl. Altpeter, *Textlinguistische Exegese* (1978); Fohrer, *Exegese des Alten Testaments* (1989).

32 Vgl. die Analyse des Interviews mit Hans Wassermann, S. 133ff.

lebensgeschichtlicher Erzählungen, sondern die Erfahrungsrekapitulation des Befragten ist hier Gegenstand der Auswertung. Das bedeutet aber trotzallem nicht, daß die zeitlichen Zuordnungen, die der Interviewtext nahelegt, auch in jedem Fall unhinterfragt übernommen werden. Vielmehr erweist sich die Interpretation gerade dann als interessant, wenn die temporalen Zuordnungen im Interviewtext von denen, die durch andere Quellenbefunde ermittelt werden können, abweichen.

Durch eine künstliche Chronologie, die nicht in allen Einzelheiten zuverlässig sein wird, kann analysiert werden, inwiefern das Erleben und Verarbeiten früherer Wahrnehmungen die nachfolgende Praxis vorstrukturiert haben. Die aktuelle Erfahrungssynthese, wie sie in der mündlichen Rede entworfen wird, erweist sich somit als Ergebnis eines Entwicklungsprozesses, der sich zwar durch zahlreiche Stationen markieren läßt, dessen Gesamtdimension aber bei weitem nicht einzufangen ist. Wenn auch zwischen einzelnen Erfahrungsinhalten eine Linearität oder Kausalität aufgezeigt werden kann, so bleiben doch andere Bereiche gänzlich diffus oder zusammenhanglos. Eine Harmonisierung müßte nicht nur hypothetisch bleiben, sondern wäre auch insofern verfälschend, als daß sich doch gerade in diesen Ambivalenzen eine Erfahrung abzubilden scheint, die dem realen Erleben sozialer Wirklichkeit vielleicht am nächsten kommt.

Nun ist der Prozeß der Erfahrungsaufschichtung in unmittelbarem Zusammenhang mit Deutungs- und Sinnbildungsprozessen zu interpretieren, ohne mit ihnen identisch zu sein. Subjektive Deutungen selbst erlebter Erfahrungszusammenhänge können zum einen unmittelbar im Anschluß an ein Ereignis erfolgen, wodurch das Geschehen individuell angeeignet und verarbeitet wird. Zum anderen können aber auch nachfolgende Ereignisse dazu führen, daß zurückliegende Erfahrungen aktualisiert werden. Es ist davon auszugehen, daß der Mensch von Zeit zu Zeit seine vorhandenen Erinnerungen umordnet und neu strukturiert, also eine selektive Umschrift vornimmt. Auslöser für eine nachträgliche Bearbeitung können zum einen neue Erfahrungen des Menschen sein, mit denen er versuchen wird, in Einklang zu kommen, zum anderen können aber auch aktuelle Diskurse, die innerhalb einer Gesellschaft oder sozialen Gruppe wirksam sind, eine Umdeutung und damit Überformung von zurückliegenden Erfahrungen bewirken.

Erfahrungsaufschichtung und Sinnproduktionsprozesse hängen somit zwar unmittelbar miteinander zusammen, ohne ineinander aufzugehen. In autobiographischen Selbstpräsentationen begegnen dem Leser subjektive Selbstdeutungen auf unterschiedlichen Ebenen. Zeitzeugen können durchaus ihre persönliche Auseinandersetzung mit dem, was ihnen widerfahren ist, explizit benennen und offenlegen. Leider zählen diese Situationen aber zu den Ausnahmen. Der Interpretierende hat es in der Regel mit sehr viel versteckteren Konstruktionen zu tun. Generell liegt bereits in der Auswahl der Perspektive ein individuelles Deutungsmoment, denn der Zeitzeuge wählt für seine Erzählung bestimmte Ereignisse aus und komponiert damit einen aktuellen Sinnzusammenhang. Seine Deutung der vergangenen Ereignisse manifestiert sich damit bereits in der Erzählung selbst, sie ist mit der gesamten Gestalthaftigkeit und Form des Interviewtextes verschmolzen.

Die Aufschichtung von Sinnbildungsprozessen ist für den Interpretierenden nur schwer zu erkennen. Die exegetische Forschung versucht sich methodisch einer Textschichtung anzunähern, indem der unterschiedliche Gebrauch von Begriffen und Redewendungen innerhalb einzelner Textsequenzen miteinander verglichen wird. Gleiches läßt sich für andere stilistische Elemente durchführen, beispielsweise ist zu untersuchen, durch welche Erzählmotive einzelne Sequenzen bestimmt sind und ob diese Motive in anderen Zusammenhängen in variiert Form wieder auftauchen oder eben fehlen. Die Exegese kann anschließend – und das ist ihr Vorteil – auf einen relativ gesicherten Traditionenkanon zurückgreifen, durch den eine zeitliche Zuordnung der benutzten Stilelemente einschätzbar wird. Dadurch kann es gelingen, den Text als eine aus einzelnen Schichten unterschiedlicher Zeitstufen zusammengesetzte Komposition auszuweisen.

Auf welchen Traditionenkanon kann sich aber eine Untersuchung berufen, die einzelne Stilelemente lebensgeschichtlicher Erinnerungen aufzuschlüsseln versucht? An diesem Punkt erscheint wiederum der diskursanalytische Ansatz weiterführend. Wenn jeder Mensch seine eigenen Erfahrungen im Kontext aktueller oder historischer Diskurse umdeutet, so werden möglicherweise die für diese Diskurse charakteristischen Begrifflichkeiten, Symbolbildungen oder thematischen Zuspitzungen im Lebensrückblick selbst auftauchen. Die Untersuchung von Stilelementen bedarf also einer diskursanalytischen Rückkopplung, durch die sich zumindest Hinweise darauf ergeben können, in welchen zeitlichen und sozial-kulturellen Kontexten Umdeutungen erfolgt sind.³³

Ein solches Vorgehen setzt voraus, daß der Interpretierende die spezifischen Umstände der jeweiligen Geschichte, nicht nur kennt, sondern auch ihre Begrifflichkeiten und Symbole historisch einzuordnen weiß. Gleichzeitig stellt sich die Aufgabe, den jeweils interviewten Zeitzeugen als Mitglied unterschiedlicher sozialer Gruppen auszumachen und die Bedeutung und Einflußnahme der in ihnen wirksamen Diskurse zu analysieren.

Eine Analyse, die einzelne Schichten eines Sinnbildungsprozesses aufzudecken versucht, wird weniger handfeste Ergebnisse präsentieren können, sondern muß sich häufig mit Wahrscheinlichkeiten und Plausibilitäten begnügen. Die diskursanalytische Betrachtung sollte daher auch eher als eine spezifische Lesart des Interviewtextes verstanden werden, durch die das kompositorische Element eines Lebensrückblicks verdeutlicht werden kann. Anders gestaltet sich eine solche Interpretation, wenn weitere Erinnerungsberichte, die von dem Zeitzeugen zu früheren Anlässen angefertigt worden sind, zur Verfügung stehen. Durch kontrastierenden Vergleich läßt sich dann anhand der Quellen eine Entwicklung nachzeichnen, die sehr viel eindeutiger Aufschluß darüber zu geben vermag, wie sich über Jahrzehnte verschiedenste Elemente der Deutung zu einer aktuellen Synthese, wie sie der Interviewtext präsentiert, verdichtet haben.

33 Vgl. die Analyse des Interviews mit Ruth Bednarski, S. 333ff.

34 Vgl. die Analyse des Interviews mit Hans Wassermann, S. 190ff.

6. Die Analyse von lebensgeschichtlichen Erinnerungsinterviews als Aufgabe interdisziplinärer Forschung

Die hohen Erwartungen an interdisziplinäre Forschungsansätze speisen sich in der Regel aus der Erfahrung, den zu interpretierenden Gegenstand mittels eines einzigen fachlichen Diskurses nicht hinreichend deuten zu können. Menschliche Phänomene erweisen sich häufig als derart komplex, daß sie nur durch verschiedene Perspektiven und Zugriffe zu erschließen sind. Die Hoffnung, Interdisziplinärität ermögliche es, ein Gesamtbild des Geschehens zu entwerfen, ist nicht immer frei von dem Bedürfnis, eine objektive und wirklichkeitsgetreue Rekonstruktion zu suggerieren. Interdisziplinärität ist aber kein Königsweg zur Wahrheit, sondern der Versuch, den jeweils relevanten Theorie- und Methodenbestand über Fachgrenzen hinweg in Anspruch zu nehmen. Allerdings zeigen sich unterschiedliche Auffassungen von dem, was disziplinübergreifende Zusammenarbeit bedeuten kann.

Zum einen läßt sich ein Verständnis ausmachen, das einen synthetischen Typus der Kooperation anstrebt, indem unterschiedliche Forschungsansätze der jeweiligen Teildisziplinen zu einem interdisziplinären Ansatz verschmolzen werden. Derartige Fusionen verweisen dann zwar noch auf einzelne Elemente der Diskurse, jedoch ist es erklärtes Ziel, durch ihre Vereinigung ein höheres Komplexitätsniveau zu erreichen.

Auf der anderen Seite existiert ein Verständnis, das die Einheitlichkeit und Eigenständigkeit verschiedener Fachdisziplinen respektiert und zugleich von der Annahme ausgeht, daß menschliche Phänomene auf mehr als eine Weise erklärt werden können. Die einzelnen Fachdiskurse werden dabei als komplementär zueinander aufgefaßt, die jeweils ein spezifisches Deutungs- und Erklärungsmodell zur Verfügung stellen.¹ Es handelt sich also eher um die Koordinierung verschiedener Theorien und Methoden und weniger um den Versuch, eine interdisziplinäre Theorie zu entwickeln.

In der Forschungspraxis hat sich Interdisziplinärität besonders dort bewährt, wo sich der Gegenstand als überaus facettenreich erwiesen hat und wo sich zudem die Mehrdimensionalität menschlicher Existenz als grundlegend für den untersuchten Zusammenhang darstellt. Die Ethnopschoanalyse und die Psychohistorie seien dafür nur als Beispiele genannt. Allerdings sollte diese enge Kooperation, die sich an einer speziellen Thematik entwickelt hat, nicht zu der Annahme führen, die einzelnen

¹ Zur Interdisziplinärität vgl.: Parthey/Schreiber, *Interdisziplinärität in der Forschung* (1983); Kocka, *Interdisziplinärität* (1987); Gräfrath, *Einheit, Interdisziplinärität, Komplementarität* (1991).

fachlichen Diskurse ließen sich letztlich alle miteinander verschmelzen. Vielmehr ist ihre Selbständigkeit berechtigt, stehen hinter ihnen doch komplexe und vielschichtige Theoriegebäude, die sich nicht einebnen lassen.

Lebensgeschichtliche Erinnerungsinterviews fordern interdisziplinär orientierte Arbeitsweisen heraus, können sich in ihnen doch nahezu alle Facetten menschlichen Denkens und Handelns darstellen. Ihre Komplexität macht es aus, daß sich in den hier vorgestellten Fachdisziplinen verschiedene Ansätze zur Auswertung autobiographischer Selbstpräsentationen nachzeichnen lassen, auch wenn die jeweilige Auseinandersetzung mit dieser Quellenform unterschiedlich intensiv ist. Eine nach Fachdisziplinen getrennte Erörterung konnte dabei – wie deutlich geworden ist – nicht immer vollständig aufrechterhalten werden, haben doch interdisziplinäre Auswertungsverfahren längst Einzug in den Wissenschaftskanon gehalten.

In den einzelnen Fachrichtungen treten jeweils unterschiedliche Aspekte der Interviewanalyse in den Vordergrund. Durch die folgende Fokussierung soll nicht der Eindruck erweckt werden, daß die genannten Modelle der Interviewanalyse in den jeweils anderen Disziplinen vollkommen ausgeblendet werden, vielmehr geht es darum, die Relevanz verschiedener Ansätze für unterschiedliche Fragestellungen und Thematiken zu beleuchten.

Fragt die historische Forschung grundsätzlich nach dem, was sich zu welchem Zeitpunkt wie und warum ereignet hat, so zählt ihr quellenkritischer Ansatz auch für die Auswertung lebensgeschichtlicher Interviews zu den zentralen Vorgehensweisen. Durch das Herausarbeiten der jeweiligen Perspektivität einer autobiographischen Erzählung sowie deren Konfrontation mit anderen Archivalien gelingt es nicht nur, die Quelle als Ausschnitt zu begreifen, sondern es ermöglicht auch ihre Einordnung innerhalb historischer Kontexte. Dabei steht auch die Frage nach der Wirklichkeitsreferenz des lebensgeschichtlichen Rückblicks im Mittelpunkt der Betrachtung. Selbst wenn Teile subjektiver Lebenserinnerungen sich nicht werden nachprüfen lassen, so entbindet diese Tatsache keinswegs von der Notwendigkeit, das im Interview Dargebotene anhand anderer Quellen kritisch zu hinterfragen. Gleichzeitig kann es aber nicht alleiniges Ziel sein, die Zuverlässigkeit oder Ungenauigkeit einer Aussage zu ermitteln, sondern quellenkritische Arbeit sollte in diesem Zusammenhang unmittelbar mit einem erfahrungsgeschichtlichen Ansatz verknüpft sein. Allein auf der Grundlage einer umfangreichen Quellenbearbeitung macht es Sinn, nach der individuellen Erfahrungsdimension eines Subjekts zu fragen. Im Spannungsbogen zwischen subjektiver Erinnerung und Wirklichkeitsentwürfen anderer Provenienz erweist sich die autobiographische Erzählung als konstruierte Erfahrungssynthese, die durch aktuelle Sinn- und Bedeutungsproduktionen geprägt ist.²

Psychologische Ansätze der Interviewanalyse bieten generell vielfältige Möglichkeiten, lebensgeschichtliche Interviews auszuwerten. Zum einen ermöglichen sie es, zwischen Erlebnis, Wahrnehmung, Encodierung und Erinnerung zu differenzieren und die bei diesem Prozeß wirksamen Mechanismen zu ermitteln. Was sich als Erin-

2 Vgl. insbesondere die Analyse des Interviews mit Hans Wassermann, S. 190ff.

nerung im Interviewtext niederschlägt, ist geformt durch einen komplizierten und vielschichtigen Verarbeitungsvorgang, der nicht nur quantitativ Einfluß auf das Erinnerte ausübt, sondern in den auch Abwehrmechanismen, Gedächtnisverluste, Dissoziationen, Verdrängungen und nachträgliche Umarbeitungen eingreifen. Der Erinnerungsvorgang stellt keinen unmittelbaren Zugriff auf einmal Gespeichertes dar, sondern ist als ein Konstruktionsprozeß aufzufassen.

Erinnern, Verdrängen und Vergessen beinhaltet aber noch eine zweite Dimension, die Lorenzer in dem Konzept des »szenischen Verstehens« einzufangen weiß. Die einzelnen Erzählungen innerhalb eines Lebensberichts können, unabhängig von ihrer tatsächlichen oder vermeintlichen Authentizität, als verdichtete Szenen verstanden werden, in denen sich Strukturelles widerspiegelt. Gleichzeitig konzentriert sich das »szenische Verstehen« aber nicht allein auf das real Gesprochene, sondern schließt auch die Interaktion der Gesprächspartner ein. Ausgehend von Freuds Annahme, unbewußte Inhalte würden nicht erinnert, sondern szenisch agiert werden, nutzt dieses Verfahren das aktuelle Interaktionsgeschehen, um durch die Deutung der dort wirksamen Übertragungen Unausgesprochenes zu ergründen. Mit Hilfe dieses Ansatzes läßt sich die Interviewsituation als Ort der Erinnerung in die Auswertung lebensgeschichtlicher Interviews integrieren, ohne Gefahr zu laufen, die Subjekte selbst einer analytischen Betrachtung unterziehen zu wollen.³

In soziologischen Ansätzen der Interviewanalyse steht die Frage nach dem Verhältnis von Individuellem und Allgemeinem im Mittelpunkt der Betrachtung. Dabei konzentrieren sich zahlreiche Untersuchungen auf strukturelle Fragen, wie sie hier anhand des Konzepts »narrativer Interviews« nach Fritz Schütze diskutiert wurden. Auch wenn zentrale Aspekte seines Ansatzes – wie auch bei der »objektiven Hermeneutik« nach Oevermann – zumindest strittig bleiben müssen, handelt es sich um Verfahren, die durch ihren systematischen und ordnungsstiftenden Charakter hilfreich sind.⁴ In Abgrenzung dazu bleibt es aber trotzdem notwendig, die Relation zwischen Individuum und Kollektiv differenzierter zu betrachten. Das Zusammenspiel von homogenen und heterogenen Ganzheiten ist ein sehr viel komplizierteres, als es das holistische Prinzip wiederzugeben vermag. In einem lebensgeschichtlichen Rückblick zeigt sich die Welt nicht einfach im Kleinen. Vielmehr versuchen soziologische Denkmodelle anhand von Typisierungen, den Schritt zu allgemeinen – aber damit nicht zwingend objektiven – Aussagen methodisch einzufangen.⁵

Auch bezüglich kulturwissenschaftlicher Betrachtungsweisen lebensgeschichtlicher Interviews sollen zwei Aspekte herausgestellt werden. Feldforschung operiert – so läßt sich verkürzt formulieren – mit der Wahrnehmung und Interpretation kultureller Differenz. Da lebensgeschichtliche Interviews häufig innerhalb eines Kulturkreises angesiedelt sind, kann damit auch gemeint sein, das vermeintlich Bekannte gerade durch seine individuelle Formung als etwas Fremdes aufzufassen. Zeichen,

3 Vgl. insbesondere die Analyse der Interviews mit Karl Hummel und Helena Markewicz, S. 231ff. und 287ff.

4 Vgl. die Analyse des Interviews mit Pierre Claude, S. 369ff.

5 Vgl. die Typisierung zu den hier interpretierten Interviews, S. 381ff.

Symbole und Gesten haben somit eine spezifische Bedeutung, die allein aufgrund des jeweiligen Sozialisations- und Lebenszusammenhangs ihren Sinn haben. Gleichzeitig erweist sich das im Interview Gesagte aber immer auch als kollektiv bestimmt. Kulturelle Muster der Biographie- und Lebenslaufdarstellung prägen die Gestalt und Struktur des Lebensrückblicks, denn die Zeitzeugen orientieren sich an der sozialen Anforderung, ihr eigenes Leben als einheitliches Ganzes auszuweisen. Lebensgeschichtliche Erzählungen sind somit auch Kontinuitätskonstrukte, da sie reale Diskontinuitätserfahrungen einzuebnen versuchen.⁶

Eine Auswertung autobiographischer Selbstpräsentationen, ob sie sich nun überwiegend erfahrungsgeschichtlich, psychoanalytisch, soziologisch oder ethnologisch orientiert, hat immer mit sprachlichen Phänomenen zu tun, die es zu interpretieren gilt. Damit ist allen Ansätzen gemeinsam, daß sie sich mit erkenntnistheoretischen Fragen des Verstehens und Interpretierens konfrontiert sehen. Die Hermeneutik hat in den letzten Jahrzehnten – sicherlich auch durch interdisziplinäre Annäherungen – eine Weiterentwicklung erfahren, durch die nun zunehmend zum einen ein notwendiger Selbstreflexionsprozeß des Forschenden betont wird, zum anderen textinterne und externe Validierungskonzepte zur Interpretationssicherung in den Mittelpunkt der Betrachtung rücken. Ergänzend zu dieser Theorie des Verstehens bietet die Rhetorik, wenn sie als Texttheorie verstanden wird, zahlreiche Wege an, die sprachliche Konstruktion bedeutungsstiftender Sprachfiguren aufzuschlüsseln. Metapher- und Argumentationsanalyse waren hier beispielhaft erörtert worden, um deutlich zu machen, was sprach- und textanalytische Verfahren für die Auswertung lebensgeschichtlicher Erzählungen zu leisten vermögen.

Darüber hinaus erweist es sich als sinnvoll, die Lebensrückblicke auch aus diskursanalytischer Perspektive zu betrachten. Dabei ist nicht nur das Interview selbst als Diskursform anzusehen. Gleichzeitig lassen sich im autobiographischen Bericht Spuren gegenwärtiger und historischer Diskurse entdecken, durch die die Erinnerung an vorherige Erlebnisse aktualisiert und gleichzeitig verändert werden kann. Diese nachträglichen Umarbeitungen haben möglicherweise dazu geführt, daß die für die jeweils relevanten Diskurse charakteristischen Begrifflichkeiten und Symbolbildungen in den Lebensrückblick selbst aufgenommen wurden. Ob sich durch eine diskursanalytische Rückkopplung ein zeitliches Schichtmodell erarbeiten läßt, in dem die im Interview nicht transparente Erfahrungsaufschichtung sichtbar gemacht werden kann, wird sich allerdings erst am Text erweisen müssen.⁷

Durch den Überblick über die einzelnen methodischen Angebote der Fachdisziplinen konnte deutlich gemacht werden, daß interdisziplinäre Forschung in diesem Bereich zu weiten Teilen komplementär strukturiert ist. Die verschiedenen Analyseverfahren erweisen sich als wechselseitige Ergänzungen, indem sie unterschiedliche Fragen, die an die Texte herangetragen werden können, zu beantworten versuchen. Daher wird sich die Entscheidung, welche methodischen Wege zur Auswertung von

6 Vgl. die Analyse des Interviews mit Pierre Claude, S. 322ff.

7 Vgl. die Analyse des Interviews mit Hans Wassermann, S. 190ff.

Interviewtexten einzuschlagen sind, immer an dem jeweiligen Erkenntnisinteresse ausrichten müssen. Nicht für alle Fragen bieten die verschiedenen methodischen Verfahren – wie hier gezeigt werden konnte – gleichwertige Lösungsansätze.

Die Wahl des Zugriffs wird sich auch nach der Beschaffenheit der Quellen richten. Lebensgeschichtliche Erinnerungen können in ihrer Gestalt und Form erheblich variieren. Beispielsweise wird eine autobiographische Selbstpräsentation, die sich als eine in sich geschlossene, gleichsam ›runde‹ Erzählung präsentiert, eher mittels diskursanalytischer oder struktureller Verfahren entschlüsseln lassen als ein Interview, in dem die Erinnerung durch Brüchigkeit und Fragmentarisierungen bestimmt wird. Ein solcher Lebensrückblick fordert dann eher eine Analyse des interaktiven Geschehens zwischen Zeitzeugen und Interviewer, zudem wird sich die Deutung textanalytisch auf die Stellen zu konzentrieren haben, in denen sprachliche Feinheiten und Unregelmäßigkeiten auf das verweisen, was aus der mündlichen Rede ausgeklammert werden mußte.⁸

Wenn hier auch bisher die Komplementarität disziplinübergreifender Zusammenarbeit betont wurde, so gibt es doch auch Gemeinsames. Alle vorgestellten Ansätze zur Auswertung lebensgeschichtlicher Interviews bedienen sich hermeneutisch-verstehender und analytisch-erklärender Verfahren. Das im Interview Erinnerte will einerseits als zeitabhängiger Sinnzusammenhang nachgezeichnet und verstanden werden, gleichzeitig wird danach gefragt, was hinter den Handlungszusammenhängen steht und unter welchen Bedingungen sich menschliche Lebenspraxis vollzieht. Analytisch geht es um erklärbares Wirkungsgefüge, aus denen subjektive Handlungs- und Sinnzusammenhänge erwachsen. Dabei kreisen alle methodischen Verfahren, die sich mit der Auswertung autobiographischer Lebensrückblicke befassen, um den Begriff ›Konstruktion‹. Muß in diesem Zusammenhang aber nicht eher von Rekonstruktionen als von Konstruktionen gesprochen werden? Versteht man unter Rekonstruktionen die exakte Nachbildung oder Wiederherstellung eines nicht mehr im Original existierenden Phänomens, dann rekonstruiert sich in den Erinnerungsinterviews sicherlich nicht das, was der Zeitzeuge erlebt hat. Vielmehr ist der Lebensrückblick als Entwurf einer Figur zu denken, als eine mehr oder weniger schematische Darstellung eines Gedankengebäudes, das der Erzählende nach vorgegebenen Größen und subjektiven Freiheitsgraden gestaltet. In diesem Sinne sind Erinnerungsinterviews Konstruktionen, sie bilden nicht identisch ab, sondern sie entwerfen etwas Neues. Dieser Vorgang vollzieht sich allerdings weder im luftleeren Raum noch ist er von dem realen historischen Geschehen losgelöst. Ein lebensgeschichtliches Erinnerungsinterview läßt sich als Ergebnis eines Erinnerungsvorgangs verstehen, der als Konstruktionsprozeß zu denken ist. Es handelt sich um ein biographisches Konstrukt, das rhetorisch und szenisch geformt ist und in dem sich eine diachrone Erfahrungssynthese offenbart, die allerdings in ihrer identitäts- und kontinuierkeitsstiftenden Funktion letztlich eine Illusion bleibt.

⁸ Vgl. insbesondere die Analyse des Interviews mit Karl Himmel, S. 194ff.

II. Lebensgeschichtliche Erinnerungs- interviews mit Überlebenden der Konzentrations- und Vernichtungslager

1. Vorbemerkungen

Entstehungszusammenhang des Materials

Fünfzig Jahre nach Kriegsende weist die Geschichtsschreibung über die nationalsozialistischen Konzentrationslager noch immer große Lücken auf. Allgemein ist dies durch den Mangel an überlieferten Quellen bedingt. Das hängt nicht zuletzt auch damit zusammen, daß die SS in nahezu allen Konzentrationslagern kurz vor deren Räumung oder Befreiung die Akten der Kommandanturen, umfangreiches Karteien- und Listenmaterial, vernichten ließ, um die Spuren der verübten Verbrechen zu verwischen. Deshalb verfügt die Forschung für eine große Anzahl nationalsozialistischer Lager und Haftstätten nur über einen begrenzten Fundus von Dokumenten. Diese defizitäre Quellenlage wird darüber hinaus noch durch die Tendenz der Archivalien verschärft. In die überlieferten Dokumente sind zahlreiche Ereignisse gar nicht oder nur verfälscht eingeflossen.

Aus diesen Überlegungen heraus entstand Mitte der achtziger Jahre in der KZ-Gedenkstätte Neuengamme der Plan, in einem wissenschaftlichen Interviewprojekt ehemalige Häftlinge des Konzentrationslagers Hamburg-Neuengamme und seiner Außenlager lebensgeschichtlich zu befragen.¹ Die Erinnerungen der Subjekte als eine Basis zur Rekonstruktion der historischen Ereignisse festzuhalten, war zunächst erklärtes Ziel des Vorhabens und angesichts des Alters der Zeitzeugen längst überrückig. Viele der Überlebenden sind mittlerweile verstorben, ihre Erinnerungen damit – soweit sie nicht festgehalten wurden – unwiederbringlich verloren.

Zwischen 1991 und 1994 wurden im Rahmen dieses Oral History-Projektes insgesamt mehr als 120 Überlebende der Konzentrations- und Vernichtungslager in sechzehn verschiedenen Ländern interviewt. Daß eine Befragung einzelner Zeitzeugen keinen – für die Geschichte der Konzentrationslager – repräsentativen Charakter haben kann, war bereits im Vorfeld offensichtlich. Die Gesprächspartner sind nur ein kleiner Teil derjenigen, die zur Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft verschleppt und deportiert wurden, sie sind auch nur ein kleiner Teil derjenigen, die diese Haft überlebten. Trotzdem sollte die Auswahl der Zeitzeugen keine willkürliche sein.

Da die Befragungen im Auftrag der KZ-Gedenkstätte Neuengamme durch-

1 Die Organisation und Struktur dieses Projektes sind in mehreren Veröffentlichungen bereits breiter dokumentiert worden und sollen daher an dieser Stelle nur noch in dem Umfang skizziert werden, wie es für die vorliegende Untersuchung notwendig ist. Weiterführende Informationen vgl. Jureit/Orth, *Überlebengeschichten* (1994); KZ-Gedenkstätte Neuengamme, *Lebensläufe* (1994).

geführt wurden, orientierte sich die Auswahl der Gesprächspartner zunächst daran, welche Fragen zur Geschichte des Konzentrationslagers Neuengamme und seiner Außenlager offen waren. Als ein wesentliches Kriterium die Nationalität der Interviewpartner zu berücksichtigen, hängt mit der nationalen Zusammensetzung der im Hamburger Konzentrationslager inhaftierten Menschen zusammen. Die zwischen 1938 und 1945 ständig gestiegene Zahl der Einweisungen umfaßte 1944 mehr als neunzig Prozent ausländische Gefangene. Jeweils größere nationale Gruppen bildeten die Russen mit 18.850 Gefangenen (18,7 %), die Polen (16.900/16,7 %), die Franzosen (11.500/11,4 %) und die Ukrainer (10.500/10,4 %). Es folgten die Niederländer (6.950/6,9 %), die Belgier und Dänen (je 4.800/4,8 %), die Letten (4.150/4,1 %), die Ungarn (2.600/2,6 %), die Norweger (2.200/2,2%), die Tschechen (1.380/1,4 %), die Griechen (1.250/1,2 %) sowie Angehörige aus vierzehn weiteren Nationen. Die ausländischen Häftlinge waren in der Regel mit dem roten Winkel der ›Politischen‹ gekennzeichnet, wobei die Nationalität durch eine entsprechende Abkürzung im Winkel hervorgehoben wurde.²

Vor diesem Hintergrund setzte sich das Projekt das Ziel, möglichst viele Überlebende der einzelnen nationalen Gruppen zu befragen. Entsprechend wurden insgesamt 21 Befragungsreisen in sechzehn verschiedene Länder des europäischen Auslands sowie nach Israel, Kanada und in die Vereinigten Staaten unternommen.³ Da keinem der Zeitzeugen zugemutet werden sollte, Deutsch sprechen zu müssen, wenn sie es denn überhaupt konnten, arbeitete das Projekt mit insgesamt siebzehn Übersetzern und Übersetzerinnen zusammen, die während der Interviews konsekutiv oder simultan übersetzten. Die anschließenden Transkriptionen der Interviews erfolgten dann sowohl in der jeweiligen Sprache, in der der Zeitzeuge oder die Zeitzeugin berichtet hatte, als auch in einer deutschen Übersetzung. Trotz des Angebots, eine Übersetzungsmöglichkeit zur Verfügung zu stellen, erklärten sich allerdings mehr als ein Drittel der Zeitzeugen von sich aus bereit, das Gespräch in deutscher Sprache zu führen.

Zu den weiteren Aufgaben des Projektes zählte es, eine größere Gruppe weiblicher Überlebender zu interviewen, waren ihre Erinnerungen doch bisher sehr viel seltener als die der Männer festgehalten worden. Dreißig der Gesprächspartner waren daher Frauen. Im KZ Neuengamme wurden, bei einer Häftlingszahl von insgesamt schätzungsweise 110.000 Menschen, etwa 13.500 Frauen festgehalten, die alle – außer denjenigen, die im Hauptlager Neuengamme im Bordell arbeiten mußten – in 25 Außenlagern inhaftiert waren. Einen Großteil von ihnen hatte die SS wegen ihrer jüdischen Herkunft in die Konzentrations- und Vernichtungslager verschleppt. Der Anteil jüdischer Häftlinge im Konzentrationslager Neuengamme und seiner Außenlager war ein sehr viel geringerer als in anderen Lagern. Allerdings liegen bis heute kaum gesicherte Zahlen vor; auch mußten dafür einzelne Phasen innerhalb der

2 Vgl. Garbe, *Das KZ-Neuengamme*, in: Jureit/Orth, *Überlebensgeschichten* (1994), S. 24. Zum KZ Neuengamme vgl.: Kaienburg, *Vernichtung durch Arbeit* (1990); Bauche, *Arbeit und Vernichtung* (1991); Kaienburg, *Neuengamme* (1997).

3 Zur genauen Verteilung der Interviews in den einzelnen Ländern vgl. Jureit/Orth, *Überlebensgeschichten* (1994), S. 44-54.

Geschichte des KZ Neuengamme unterschieden werden.⁴ Man kann von mehreren tausend jüdischen Häftlingen, davon ein erheblicher Anteil Frauen, ausgehen.⁵

Für die vorliegende Untersuchung ist der skizzierte Entstehungszusammenhang des Interviewmaterials nicht unbedeutend, läßt sich doch vermuten, daß in einem Befragungsprojekt, das im Auftrag der KZ-Gedenkstätte Neuengamme durchgeführt wurde, ausschließlich Erinnerungen zur Haftzeit in eben diesem Konzentrationslager gesammelt werden sollten. Eine solche Eingrenzung bestand allerdings nicht, denn das Projekt war lebensgeschichtlich angelegt. Die Gesprächspartner wurden um einen Lebensrückblick gebeten, der sowohl ihre gesamte Verfolgungsgeschichte umfassen, also auch ihre Erfahrungen in anderen Lagern und Haftstätten des nationalsozialistischen Terrors sowie die Zeit vor und nach der Inhaftierung mit einbeziehen sollte. Mit dieser lebensgeschichtlichen Ausrichtung bietet das erhobene Material nicht nur Aussagen über das Konzentrationslager Neuengamme und seine Außenlager, sondern auch über zahlreiche Ghettos, Gestapo-Haftstätten sowie andere Vernichtungs- und Konzentrationslager. Trotzdem haben einige Zeitzeugen unser Anliegen aber doch eher dahingehend verstanden, daß ihre Erfahrungen im KZ Neuengamme von besonderem Interesse seien. Daher läßt es sich nicht ausschließen, daß die Schwerpunktsetzungen innerhalb einiger Interviews durch diese Vorannahme geprägt sind, also andere Phasen der Verfolgung in den Hintergrund treten. Ähnlich unterschiedlich verhielten sich die Zeitzeugen auch zu unserer Frage nach der Zeit vor und nach ihrer Verfolgung. Einige mochten sich darauf nur sehr begrenzt einlassen, anderen war es selbst ein Bedürfnis, ihre gesamte Lebensgeschichte zu erzählen.

Für die nachfolgende Untersuchung wurden fünfzig Erinnerungsinterviews, die ich im Rahmen des Projekts durchgeführt habe, ausgewertet. Aufgrund der besonderen Situation, daß mündliche Geschichtsquellen erst durch eine biographische Kommunikation entstehen, ist es sinnvoll, die auszuwertenden Interviews auf diejenigen zu begrenzen, an denen ich selbst als Interviewerin beteiligt war. Lebensrückblicke, die von anderen Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen erhoben wurden, sollen nur in Ausnahmefällen ergänzend hinzugezogen werden. Darüber hinaus hat eine solche Beschränkung auch arbeitsökonomische Gründe. Die Erinnerungsinterviews dauerten durchschnittlich etwa drei bis vier Stunden, einzelne sehr viel länger. Allein die Transkriptionen stellen quellenkritisch ein kaum zu bearbeitendes Material dar. Außerdem erstreckt sich die vorliegende Interpretation keineswegs auf das Konzentrationslager Neuengamme. Vielmehr wird versucht, dem lebensgeschichtlichen Charakter der Erinnerungsinterviews Rechnung zu tragen und den Zeitzeugen in ihrem Erinnerungsprozeß zu folgen.

4 Vgl. Garbe/Homann, *Jüdische Gefangene* (1991), S. 545-559. Da auch der Forschungsstand zur Gruppe der jüdischen Häftlinge im KZ Neuengamme und seiner Außenlager immer noch als lückenhaft bezeichnet werden muß, wurden im Interviewprojekt mehr als dreißig Personen, die von den Nationalsozialisten dieser Häftlingsgruppe zugerechnet worden waren, befragt.

5 Weitere statistische Angaben zu dem befragten Personenkreis, beispielsweise zur Altersstruktur, zu den einzelnen Verfolgungshintergründen, zu den verschiedenen Außenlagern und Arbeitskommandos oder zum Einlieferungszeitpunkt, sind nachzulesen bei: *KZ Gedenkstätte Neuengamme, Lebensläufe*, S. 1-16.

Trauma und Geschichte

Eine Befragung ehemaliger Häftlinge der Konzentrations- und Vernichtungslager stellt sich in mehrfacher Hinsicht anders dar als diejenigen Interviewprojekte, die in alltagsgeschichtlichen Erkenntniszusammenhängen durchgeführt werden. Für diese Gruppe gilt es, die spezifischen sozialen und psychischen Folgen der erlebten Verfolgung mitzubedenken. Der Begriff ›Trauma‹ ist dabei von zentraler Bedeutung. Im »Vokabular der Psychoanalyse« verstehen Laplanche und Pontalis unter einem Trauma »ein Ereignis im Leben eines Subjekts, das definiert wird durch seine Intensität, die Unfähigkeit des Subjekts, adäquat darauf zu antworten, die Erschütterung und die dauerhaften pathogenen Wirkungen, die es in der psychischen Organisation hervorruft«. ⁶ Eine solche Auffassung ist aber – wie noch zu zeigen sein wird – nicht unumstritten. Allgemein lassen sich Traumata als seelische Verwundungen auffassen, die infolge eines oder mehrerer Ereignisse auftreten, welches außerhalb der durchschnittlichen menschlichen Erfahrung liegen und daher jeden Menschen stark belasten würden. Für die Betroffenen scheint sich das Geschehen noch Jahre und Jahrzehnte später zu wiederholen, indem sie davon träumen oder sich Bilder immer wieder aufdrängen. Ebenso kann sich ein plötzliches Fühlen und Handeln einstellen, als kehre das traumatische Ereignis wieder. ⁷

Psychoanalytisch wird der Begriff ›Trauma‹ bis heute kontrovers diskutiert. Bereits in den frühen Arbeiten Freuds steckt im Kern eine Vorstellung von dem, was ein Trauma sei. Freuds Auffassung, »der Hysteriker leide an Reminiszenzen«, beruht auf der Annahme, sexuelle Traumata seien als Ursachen für den Krankheitsverlauf anzusehen. ⁸ Später erfuhr der Traumabegriff bei Freud, auch durch die infolge des Ersten Weltkrieges auftretenden »Kriegsneurosen«, eine nachhaltige Veränderung und Korrektur. ⁹ Allerdings betonen Freud und andere Analytiker weiterhin die Rolle der prädisponierenden Faktoren, indem sie Traumata stets mit frühkindlichen Erlebnissen verknüpfen. ¹⁰

Erste Studien und Berichte über sogenannte Spätfolgen von KZ-Überlebenden standen in Deutschland in engem Zusammenhang mit Begutachtungen, die im Rahmen von Entschädigungs-, Rentenversorgungs- und »Wiedergutmachungsverfahren« gefordert wurden. Grundlegend dafür waren die eingrenzenden Bestimmungen des Bundesentschädigungsgesetzes, nach denen Ansprüche nur anzuerkennen sind, wenn ein direkter Zusammenhang zwischen Gesundheitsschädigung und Verfolgung wahrscheinlich und die Schädigung darüber hinaus als erheblich und anhaltend anzusehen sei. Häufig kehrte sich dieses Vorgehen gegen die Betroffenen selbst, indem von ihnen der Beweis abgefordert wurde, nicht selbst die Erkrankung verursacht zu

6 Laplanche/Pontalis, *Das Vokabular der Psychoanalyse* (1992), S. 513.

7 Vgl. Merkmalsbeschreibung des Post-Traumatic-Stress-Disorder (PTSD) der American Psychiatric Association, abgedruckt bei: Becker, *Ohne Haß keine Versöhnung* (1992), S. 133f.

8 Vgl. Freud/Breuer, *Studien über Hysterie* (1975).

9 Vgl. Bergmann, *Trauma-Konzeption* (1996), S. 12-22.

10 Vgl. Freud, *Abriß der Psychoanalyse* (1971).

haben. Diese Belastung in den Entschädigungsverfahren war für viele der Überlebenden eine grausame Tortur, trafen sie nicht selten auf Gutachter und Sachbearbeiter, die ihren Erlebnissen wenig Glauben schenkten.¹¹

Zum anderen sahen sich Therapeuten und Gutachter mit psychischen Beschwerden der Überlebenden konfrontiert, wie sie zuvor in solchem Ausmaß kaum beobachtet worden waren. Die unter Fachleuten herrschende Annahme, ein Ereignis erhalte erst durch seine Verknüpfung mit der psychischen Realität des Betroffenen seinen traumatischen Charakter, war einseitig ausgelegt worden, indem man davon ausging, dauerhafte psychische Schäden ursächlich nicht allein auf exogene Faktoren zurückführen zu können. Entschädigungsanträge wurden kurzerhand mit der Begründung abgelehnt, der Terror der SS habe nur aufgrund der persönlichen Disposition des Überlebenden traumatisierend wirken können. Jan Philipp Reemtsma hat eine solche Haltung dahingehend zutreffend kommentiert, der »nationalsozialistische Terror (sei) als eine Art Belastungstest für den modernen Menschen« hingestellt worden.¹²

In den fünfziger Jahren begannen in den Vereinigten Staaten erste psychoanalytische Untersuchungen, die sich der psychischen Situation der KZ-Überlebenden ausführlicher zuwandten. Häufig waren es Betroffene, die sich dieses Themas annahmen.¹³ Der späte Zeitpunkt wissenschaftlicher Reflexion hängt aber nicht nur mit fachspezifischen Traditionen zusammen. Viele Überlebende waren nach 1945 mit der Bewältigung ihres überaus schwierigen Alltags beschäftigt. Die an sie gestellte Anforderung, einen gänzlich neuen Lebenszusammenhang aufzubauen, ermöglichte nur selten eine bewußte Auseinandersetzung mit den traumatischen Erlebnissen. Erst Jahre oder Jahrzehnte später ließ dieser Verdrängungsdruck nach, und die Erinnerungen brachen – häufig von schwerwiegenden Symptomen begleitet – durch.

Eissler brachte mit dem Titel seines Aufsatzes: »Die Ermordung von wie vielen seiner Kinder muß ein Mensch symptomfrei ertragen können, um eine normale Konstitution zu haben?« das Grundproblem damaliger Begutachtungspraxis auf den Punkt.¹⁴ Richtungsweisend für die nachfolgende Forschung wurde der 1967 durch Niederland eingeführte Begriff »Überlebenden-Syndrom« (»survivor syndrome«). Darunter ist ein Symptomkomplex zu verstehen, zu dessen Hauptmerkmalen schwere, oft plötzlich einsetzende Erregungs- und Angstzustände gehören, ebenso ein an-

11 Vgl. zu diesem Thema: Niederland, *Folgen der Verfolgung* (1980); Pross, *Wiedergutmachung* (1988); Fischer-Hübner, *Die Kehrseite der »Wiedergutmachung«* (1990); Brainin u.a., *Vom Gedanken zur Tat* (1994,) insbesondere S. 67-84.

12 Reemtsma, *Trauma* (1993), S. 42.

13 Vgl. zur ersten Phase der Beschäftigung mit Spätfolgen bei KZ-Überlebenden: Michel, *Gesundheitsschäden durch Verfolgung* (1955); Eissler, *Ermordung* (1963), S. 241-291; Ders., *Weitere Bemerkungen zum Problem der KZ-Psychologie* (1963), S. 452-463; Bacyer, *Psychiatrie der Verfolgten* (1964); Paul/Herberg, *Psychische Spätschäden* (1967); Matussek, *Die Konzentrationslagerhaft und ihre Folgen* (1971); Niederland, *Folgen der Verfolgung* (1980). Auch in Dänemark und Norwegen gab es bereits in den fünfziger Jahren erste Forschungen, vgl. dazu: Thygesen, *Allgemeines über Spätfolgen*, S. 21-29; Eitinger, *KZ-Haft und psychische Traumatisierung* (1990), S. 118-132; Ders., *Die Jahre danach* (1992), S. 3-17.

14 Vgl. Eissler, *Ermordung* (1963), S. 241-291.

haltendes Gefühl des Anders-Seins, chronisch depressive Zustände, Störungen des Identitätsgefühls und stark variierende, häufig schwerwiegende psychosomatische Begleiterscheinungen. Die Symptome werden als Erschöpfungszustände, allgemeiner Konzentrations- und Leistungsmangel, Schwindelgefühl, Kopf-, Rücken- und Magenschmerzen, Schlafstörungen und Angstträumen, Affektstörungen bis zu anhaltender Ruhelosigkeit und Reizbarkeit beschrieben. Darüber hinaus betont das Konzept des KZ-Syndroms die Bedeutung der sogenannten Überlebensschuld für die psychische Befindlichkeit der Betroffenen.¹⁵

Auch wenn dieses Modell spätestens seit den achtziger Jahren – wie ich meine zu Recht – zunehmend in die Kritik geraten ist, so bleibt doch zu betonen, daß es ein Umdenken in der Beurteilung psychischer Folgen nach einer Traumatisierung unterstützt hat. Es verdeutlicht, daß nach Abklingen der traumatisierenden Faktoren keineswegs von einem Rückgang oder Verschwinden der Symptome auszugehen ist, es sich vielmehr um dauerhafte, in ihrer Tiefen- und Langzeitwirkung vorher weitgehend verkannte Störungen handelt, unter denen die Überlebenden leiden können. Darüber hinaus wird offensichtlich, daß prätraumatische Persönlichkeitskonstitutionen der Betroffenen nicht die Ursache für die späteren Symptombildungen darstellen, sondern die soziale Wirklichkeit, in der sie leben mußten.

Trotz dieser wichtigen Erkenntnisse ist das Modell des Überlebenden-Syndroms problematisch. Da die damalige Begutachtungspraxis zur Pathologisierung der ehemals Verfolgten neigte, transportiert dieses Konzept eine solche in einer Universalität, die heute kaum noch vertretbar erscheint. Die Vielfältigkeit der Verfolgungserfahrungen sowie der individuelle Umgang damit bleiben weitgehend ausgegrenzt. Darüber hinaus legt dieses Konzept einen Schwerpunkt auf die Beschreibung der Symptome, vernachlässigt damit aber das individuelle Erleben sowie den historischen Kontext, in den die Ereignisse eingebettet waren. Isidor Kaminer stellt daher überzeugend fest, daß eine Offenlegung der psychopathologischen Zerstörung die Opfer der Verfolgung wiederum zu Objekten mache. Die Symptome der Überlebenden seien nur »die Spitze eines Eisbergs«, sie seien Botschaften eines Zustandes und zeigten den Versuch, »unerträglich Tödliches in sich in Schach zu halten«. Die erlebte Entmenschlichung – so der Autor – sei das eigentliche Gift gewesen, das in den Überlebenden bis heute weiterwirke.¹⁶

Es zählt zu den grundlegenden Verdiensten von Hans Keilson, zwischen dem traumatischen Ereignis, dem Traumaerleben und der individuellen Traumareaktion differenziert und gleichzeitig alle drei Aspekte in einen engen Zusammenhang gestellt zu haben.¹⁷ Damit gelang es dem Autor, die Traumatisierung in ihrem gesellschaftlichen und historischen Kontext zu verankern, gleichzeitig das individuelle Erleben des einzelnen dazu in Beziehung zu setzen und die Traumareaktion in ihrer Abhängigkeit

15 Vgl. zu den Symptomen ausführlicher: Kepinski, *Das sogenannte KZ-Syndrom* (1970), S. 7-13; Matussek, *Konzentrationslagerhaft*, insbesondere S. 98-119; Klodzinski, *Der spezifische Krankheitszustand* (1972), S. 61-67; Ryn, *Die Dynamik der psychischen Störungen* (1980), S. 69-74.

16 Kaminer, *Spätfolgen bei jüdischen KZ-Überlebenden* (1991), S. 24.

17 Vgl. Keilson, *Sequentielle Traumatisierung* (1979).

vom historischen Kontext und von individuellen Dispositionen zu beschreiben. Nach Keilson ist es notwendig, das traumatische Geschehen nicht als punktuell Ereignis aufzufassen, sondern als länger anhaltende Belastungssituation zu begreifen. Es müsse von einer sequentiellen Traumatisierung ausgegangen werden.

Die erste traumatische Sequenz beschreibt Keilson als die Anfangsphase der Verfolgung. Sie sei von einer generellen Verunsicherung und Ängstigung gekennzeichnet gewesen, die insbesondere mit einer zunehmend unsicheren Rechtsstellung zusammenhänge. Gleichzeitig stellten die ersten Verhaftungen und Razzien einen Angriff auf die Würde und Integrität der Familien dar. Darüber hinaus habe sich die wirtschaftliche Situation vieler Verfolgter verschärft, da die Zerstörung ihrer Existenz erklärtes Ziel der Regierung gewesen sei. Es habe sich eine Atmosphäre höchster Anspannung und Angst entwickelt; für viele der jüdischen Verfolgten habe dies auch geheißen, sich der angeordneten Ghettoisierung unterwerfen zu müssen.¹⁸

Sicherlich stellte sich diese erste Phase der Verfolgung in Deutschland anders dar als in den später von Deutschen besetzten Ländern. Keilsons Arbeit bezieht sich ausschließlich auf die Situation in den Niederlanden, hat er doch jüdische Kriegswaisen untersucht, die in Verstecken überleben konnten oder die selbst in Konzentrationslagern gewesen waren. Trotzdem ist seine Beschreibung sicherlich für einen Großteil der Verfolgten zutreffend. Die zweite Verfolgungssequenz beginne – so Keilson – mit der Deportation in ein Konzentrations- oder Vernichtungslager, mit dem Leben in einem Versteck oder unter anderer Identität. Die beiden letzten Aspekte sollen hier in den Hintergrund treten, da sie für die interviewte Gruppe nicht zutreffen. Die nachfolgende Beschreibung dessen, was das Erleben von Konzentrationslagerhaft ausmacht, kann nur versuchen, allgemeine Belastungsmomente, die als traumatogene Faktoren anzusehen sind, herauszustellen.¹⁹

Mit der Einlieferung ins Lager waren die Betroffenen im Zustand völliger Wehrlosigkeit einer für sie zeitlich nicht absehbaren Inhaftierung ausgesetzt. Die Lagerhaft beinhaltete eine lebensbedrohende Gesamtlage mit erschöpfender Zwangsarbeit und kaum vorhersehbaren Strafen für nicht zufriedenstellende Leistungen. Die Häftlinge litten unter chronischem Hunger und Durst bis zum Eintritt körperlichen Verfalls. Sie waren willkürlichen Mißhandlungen, systematischer Folter und/oder sogenannten medizinischen Experimenten ausgesetzt. Jeder einzelne erfuhr individuelle Demütigungen und Degradierungen sowie systematische Beeinträchtigungen der persönlichen Identität und des Selbstwertgefühls. Es kam zum Verlust individueller und kollektiver Normen. Im Lager ereigneten sich wiederkehrende Terror- und Schreckenserlebnisse, wie zum beispielsweise Selektionen, ohne jede Möglichkeit der Flucht. Die Häftlinge erlebten die Ermordung oder den Tod von nahen Angehörigen, Verwandten und Freunden oder waren über deren Schicksal im ungewissen. Der einzelne erfuhr seine eigene Hoffnungslosigkeit und Ohnmacht angesichts systemati-

18 Vgl. ebd., S. 56f.

19 Für die folgende Beschreibung vgl. auch: Freyberger, Posttraumatischer Verfolgungsdruck (1990), S. 157-177.

scher Vernichtung. Die Menschen fühlten sich in vielerlei Hinsicht bedroht, ihnen wurden existenzielle Bedürfnisbefriedigungen verweigert, und ihre Recht- und Schutzlosigkeit lieferte sie der Willkür ihrer Bewacher aus.

Keilson beschreibt noch eine dritte Sequenz, die mit der Befreiung aus den Lagern und der beginnenden Wiedereingliederung in die jeweilige Nachkriegsgesellschaft skizziert wird.²⁰ Diese Rückkehr, die Keilson für die Situation der Kriegswaisen in den Niederlanden konkretisiert, brachte für die Überlebenden allgemein eine Konfrontation mit dem Ausmaß der Verfolgung und Vernichtung mit sich. Erst jetzt erfuhren viele von dem Tod ihrer nahen Angehörigen, erst jetzt realisierten sie, daß häufig auch ihr gesamtes soziales Umfeld, ihre kulturelle Heimat zerstört worden war. Die Überlebenden gerieten in eine neue kritische Lebenssituation, die viele als äußerst schmerzlich und bedrückend erlebten. Ihnen wurde nicht nur abverlangt, mit schweren körperlichen Erkrankungen, häufig mit bleibenden Schäden, weiterzuleben, sondern vielen fehlte jegliche Lebensgrundlage, als sie in ihre vom Krieg völlig zerstörten Heimatländer zurückkehrten. Die unmittelbaren Folgen der KZ-Haft bedingten eine zeitweilige oder vollständige Arbeitsunfähigkeit, was die Gefahr des sozialen Abstiegs erhöhte. Abgebrochene Schul- oder Berufsausbildungen konnten nicht immer fortgesetzt werden, oder vorherige Berufe waren aufgrund von Invalidität nicht mehr ausübbar. Ein Teil der ehemals Verfolgten konnte sich ein Leben in Europa nicht mehr vorstellen und bemühte sich um eine Auswanderung beispielsweise nach Israel, in die Vereinigten Staaten oder nach Kanada. Ein solcher Schritt brachte neue Probleme sozialer und kultureller Art mit sich.

Für viele Überlebende gehört es aber auch zu den entscheidenden Erfahrungen, wie ihr Umfeld auf das reagierte, was sie von der Lagerhaft zu berichten wußten. Das Grauen, das diese Menschen durchlitten hatten, war für viele derjenigen, die diese Erfahrungen nicht teilten, schlichtweg unglaublich. Den ehemaligen Häftlingen begegnete man mit Distanz, Mißtrauen oder sogar offener Feindschaft. Aus sicherlich unterschiedlichen Gründen wollte man in Deutschland und anderen Ländern mit dem, wofür Auschwitz heute steht, nicht konfrontiert werden. Als Reaktion erlebten die Betroffenen aber auch die Vorhaltung, sie hätten sich gegen die Maßnahmen des nationalsozialistischen Staates nicht zur Wehr gesetzt, hätten sich »wie Schafe zur Schlachtbank führen lassen«. Insbesondere Menschen, die nach Kriegsende in osteuropäische Länder zurückkehrten, sahen sich darüber hinaus dem direkten oder indirekten Vorwurf ausgesetzt, sie hätten nur überlebt, da sie sich zu Handlangern der SS degradieren ließen.

In Abgrenzung und Weiterentwicklung zum Konzept des »Überlebenden-Syndroms« werden heute die Reaktionsweisen und der Umgang der Überlebenden mit ihren traumatischen Erfahrungen allgemein als Abwehr-, Schutz- und/oder Anpassungsleistungen aufgefaßt, die ihnen ein Weiterleben überhaupt erst ermöglichen.²¹

20 Vgl. Keilson, *Sequentielle Traumatisierung* (1979), S. 58.

21 Vgl. Freyberger, *Posttraumatischer Verfolgungsdruck* (1990), S. 157-177; Saigh, *Posttraumatische Belastungsstörungen* (1995).

Forschungen greifen heute verstärkt auf Theorien zurück, die Traumata mit der psychosomatischen Streß-Pathologie in Zusammenhang stellen, demzufolge zwischen auftretenden Symptomen, die als posttraumatische Belastungsstörungen definiert sind, und andauernden Persönlichkeitsveränderungen nach Extrembelastung unterscheiden. Der Begriff »psychischer Streß« umfasse dabei die Gesamtheit jener Faktoren, die als äußere Extrembelastungen auf den Menschen einwirken. Anpassungs- und Verarbeitungsmechanismen, mit denen die Betroffenen auf das Erleben dieser traumatischen Ereignisse reagieren, werden als Coping-Strategien aufgefaßt, die nicht unabhängig von individuellen Dispositionen zu betrachten seien.²²

Allerdings ist auch das Modell der Post-Traumatic-Stress-Disorder nicht unumstritten. Becker führt überzeugend aus, daß zwar eine Reihe von Symptomen damit zu beschreiben seien, allerdings handle es sich um ein Diagnosekonzept, das sich auf die Folgen der Traumatisierung konzentriere und dabei die traumatische Situation und ihr individuelles Erleben aus dem Blick verliere. Es entkleide das Traumakonzept von seiner ursprünglichen Konnotation von Diskontinuität und verkenne, daß die zentrale Traumaerfahrung Zusammenbruch und Entstrukturierung bedeute.²³ Der Autor führt weiter aus, daß es erst in einem zweiten Schritt darum gehen könne, die Symptombildungen zu beschreiben, da es zunächst notwendig sei, die Traumatisierung selbst zu verstehen. Dabei sei das Verhältnis von »Innen« und »Außen« von zentraler Bedeutung. Becker resümiert, daß es in der Natur eines traumatischen Ereignisses liege, daß es sich als anhaltende Bedrohung im Subjekt installiere.²⁴

Zahlreiche Überlebende berichten davon, daß sie sich unmittelbar nach Einlieferung ins Konzentrationslager in einer Art Schockzustand befunden hätten. Daher seien ihre allerersten Eindrücke vom Lager entweder verschwommen oder überhaupt nicht erinnerbar. Im Schockzustand konnten sie kaum realisieren, wo sie sich befanden und was um sie herum vor sich ging. Eine solche Reaktion ist als ein Schutzmechanismus anzusehen, der auch aus anderen Situationen akuter Lebensbedrohung, beispielsweise bei schweren Unfällen, bekannt ist.²⁵

Die Realität des Lagers war für die Betroffenen sozusagen bei vollem Bewußtsein nicht zu ertragen. Sie waren nur fähig, ihre Umwelt insofern wahrzunehmen, wie es für das Funktionieren im Sinne ihrer Verfolger notwendig war. Die Regression, das Sich-Zurück-Ziehen aus der Realität, schützte vor der Überforderung, die die Lagerrealität auch psychisch bedeutete. Dieses nicht von Emotionen begleitete, gleichsam routinierte Handeln konnte sich aber auch als umfassende Anpassungsleistung manifestieren. Ilse Grubrich-Simitis beschreibt diesen Vorgang als eine Automatisierung

22 Vgl. Freyberger, Posttraumatischer Verfolgungsdruck (1990), S. 160.

23 Vgl. Becker, Ohne Haß keine Versöhnung (1992), S. 133-143.

24 Vgl. ebd., S. 141.

25 Grundsätzlich müssen aber die Unterschiede zu anderen Extremtraumatisierungen betont werden, die besonders darin liegen, daß es sich um eine staatlich gewollte, bürokratisch geplante und industriell durchgeführte Massenverfolgung handelte, die eine lange, oft über mehrere Jahre anhaltende Belastungssituation verursachte. Sie kann weder als zufällig noch als unglücklich bezeichnet werden, sondern sie zeichnete sich dadurch aus, daß das erlebte Grauen durch andere Menschen bewußt gewollt war und den Opfern vorsätzlich und absichtlich zugefügt wurde.

des Ichs. Eine solche Veränderung könne »wie die Ad-hoc-Entwicklung eines ›falschen Selbst‹« aufgefaßt werden, allerdings mit einer ganz anderen Genese als sie die Psychoanalyse ansonsten für diesen Mechanismus beschreibe. Es handle sich vielmehr um die »Bildung einer Schale automatisierter Ich-Funktionen«, die die Autorin als »Armieren des Ichs« charakterisiert.²⁶

Dieser emotionale Rückzug gleicht einer inneren Erstarrung, die den Menschen vor einer Überflutung mit lebensbedrohenden Eindrücken schützt. Wenn Angst und Schmerz zu groß werden, reagiert der Mensch mit Auslöschen seiner Gefühle. Das Vernichtungssystem zielte auf die Zerstörung von Individualität und Identität, eben auf Entstrukturierung ab. In der inzwischen umfangreichen Literatur psychoanalytischer Provenienz zu dieser Thematik scheint man sich weitgehend darüber einig zu sein, daß die erzwungene Regression als zentrales Moment individueller Anpassungsleistungen anzusehen ist.²⁷

Der Rückzug aus der Lagerrealität konnte aber auch dazu führen, daß Häftlinge zu sogenannten Muselmännern wurden.²⁸ Als Muselmänner wurden im Lager diejenigen bezeichnet, von denen die Überlebenden sagen, sie hätten die Schwelle des Todes schon zu Lebzeiten überschritten. Obwohl dieses Phänomen nicht nur als Hungererkrankung angesehen werden kann, war der Nahrungsmangel eine wesentliche Ursache. Die körperliche Erschöpfung, die Auswirkungen des anhaltenden Hungerns und Durstens manifestierten sich, jegliche psychische Gegenwehr verschwand. Die Muselmänner wirkten apathisch, abgestumpft und verlangsamt. Die Beschaffung von Nahrung wurde zum einzigen Ziel ihres Strebens, und die Betroffenen näherten sich dem Stadium der Agonie. Ohne entscheidende Änderung der Situation führte dieser Zerfall zum Tod.

Vielleicht gerade um eine solche Entwicklung abzuwenden, paßten sich andere Häftlingen unbewußt und bewußt an die Lagersituation an, die mit einer umfangreichen Affektkontrolle, mit Abspaltung, Unterdrückung, Verdrängung und/oder Verleugnung der auf sie einwirkenden traumatischen Momente verbunden war. Die permanente Konfrontation mit dem Tod, verbunden mit immer wiederkehrenden und uneinschätzbaren Terror- und Schreckenserlebnissen, hätte nach Meinung von Experten eigentlich einen Zustand ständiger Panik und Angst auslösen müssen. Dieses Angstgefühl durfte aber weder wahrgenommen noch verarbeitet werden, mußte jeder doch, wenn es denn überhaupt eine Chance des Überlebens geben sollte, in dem von den Verfolgern verlangten Maße ›handlungsfähig‹ bleiben.²⁹ Die Befehle und Arbeitsanweisungen waren zu befolgen, drohte doch ansonsten der unmittelbare Tod durch Prügel, Schikanen oder Bestrafungen.

Neben dieser Angstabwehr erzwang die Lagerrealität es auch, daß Haß, Wut

26 Grubrich-Simitis, *Extremtraumatisierung* (1979), S. 217.

27 Neuere Arbeiten zu diesem Thema: Gampel u.a., *Holocaust Survivors* (1990), S. 1-14; Kaminer, *Spätfolgen* (1991); Laub/Auerhahn, *Zentrale Erfahrung* (1991), S. 254-276; Laub, *Der zweite Holocaust* (1995), S. 18-40.

28 Vgl. Ryn/Klodzinski, *An der Grenze zwischen Leben und Tod* (1983), S. 89-154.

29 Vgl. Grubrich-Simitis, *Extremtraumatisierung* (1979), S. 217.

und Aggressionen gegenüber den Verfolgern nicht gezeigt und ausgelebt werden konnten. Die Häftlinge standen unter Höchstanspannung, was ihre körperlichen und psychischen Kräfte vollständig in Anspruch nahm. In einer solchen traumatischen Situation konnte auch nicht über den Verlust naher Angehöriger getrauert werden. Im Zustand körperlicher Erschöpfung reduzierten sich alle psychischen Reaktionen auf ein Minimum.³⁰

In der psychoanalytischen Forschungsliteratur wird dem Zusammenhang zwischen schockartigen Verlusterfahrungen, nicht zugelassenen Aggressionen und ausbleibenden Trauerreaktionen eine entscheidende Bedeutung für das psychische Erleben der KZ-Haft zugemessen. Grubrich-Simitis stellt fest, daß »die mit dem gewaltvollen Objektverlust verknüpften schweren aggressiven Impulse der Verfolgten gegen die Verfolger keine Abfuhr (fanden), und die mühsame Ablösung der Besetzung von den Verlorenen meist unterbunden« blieb.³¹ Daher stehe im Zentrum der psychischen Folgen eine Aggressionsproblematik, die auch die nachträglichen Versuche der Trauer in Depression verkehren könne.³²

Sicherlich können hier nur einige Gesichtspunkte, die in der Literatur als Anpassungsleistungen an die Lagerrealität zur Diskussion stehen, benannt werden. Es handelt sich generell um Abwehr- und Anpassungsmechanismen, mit denen sich der einzelne vor der psychischen Zerstörung zu bewahren versuchte. In Fachkreisen scheint man weitgehend darin übereinzustimmen, daß die im Lager erzwungene Affektverdrängung anhaltend sei. Die äußere Kontrolle habe sich somit nach innen verlagert und dort manifestiert, so daß Trauer, Angst und Aggressionen bis heute nur unkontrolliert, diffus oder zumindest beeinträchtigt zugelassen werden können. Die Überlebenden begleite das Gefühl, diese Emotionen seien für sie lebensbedrohlich, weil sie unweigerlich mit dem Tod zusammenhängen. Die Aufrechterhaltung der Ich-Kontrolle werde zur unerträglichen Last, jeder Anlaß, der einen Kontrollverlust bedeuten könne, zur existentiellen Bedrohung. Durch die anhaltende innere Anspannung sei ihr Lebensgefühl stark beeinträchtigt.

Überlebende der Konzentrations- und Vernichtungslager können mit zunehmendem Alter in erneute Krisen geraten.³⁴ Wenn sich die eigenen Kinder trennen, sie selbst nicht mehr arbeiten dürfen oder können, dann gerät ihr mühsam aufrechterhaltenes Gleichgewicht ins Wanken.³⁵ Aber nicht nur die soziale Isolation wird problematisch, sondern die Betroffenen sind erneut mit dem Tod anderer und mit ihrem eigenen Sterben konfrontiert. Da sie wohl im Innern alle ein Stück weit im Lager

30 Vgl. ebd.

31 Ebd., S. 219.

32 Vgl. ebd.

33 Vgl. ebd., S. 218ff.

34 Vgl. Schmitt/Stoffels, *Die Wiederkehr des Verfolgungstraumas* (1991), S. 71-85.

35 In den letzten Jahren entstanden umfangreiche Forschungen zu den psychischen Auswirkungen der Verfolgungserfahrungen auf die zweite und dritte Generation. Dieses Thema muß hier ausgegrenzt bleiben, daher nur einige Literaturhinweise: Ahlheim, »Bis ins dritte und vierte Glied.« (1985), S. 330-354; Grünberg, *Folgen nationalsozialistischer Verfolgung* (1987), S. 492-507; Sigal/Weinfeld, *Trauma and Rebirth* (1989); Kogan, *Die zweite Haut* (1993), S. 44-59; Kestenberg u.a., *Kinder der Opfer – Kinder der Täter* (1995); Bar-On, *Furcht und Hoffnung* (1997).

weiterleben, bedrohen Alterungsprozesse sie in erheblichem Ausmaß. Krankheit und Altern bedeuteten im Lager immer den Tod. Mit zunehmendem Alter wird die Angst vor dem Tod wieder aktuell, die eigene Todesnähe ist unmittelbar mit der Todesbedrohung während der Verfolgung verknüpft. Der Zustand körperlicher Gebrechlichkeit kann Züge einer Retraumatisierung annehmen.

In der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit psychischen Folgen von KZ-Haft kreisen viele Diskussionen um den Begriff »Überlebensschuld«, der zunehmend kritisiert wird.³⁶ Tatsache ist, daß die Überlebenden die Ermordung ihrer Familienangehörigen, Freunde und Mitgefangenen erfahren haben, selbst aber das Lager überstanden. Insbesondere Personen, die aufgrund ihrer jüdischen Herkunft in den Konzentrations- und Vernichtungslagern inhaftiert waren, müssen ohne ihre Familien und Freunde weiterleben. Die quälende Frage, die viele Überlebende äußern oder andeuten, warum sie und nicht die anderen noch leben, kennzeichnet einen inneren Konflikt, der die eigene Lebensgrundlage ständig infragestellt.

Nun ist der Begriff »Überlebensschuld«, der im Konzept »Überlebenden-Syndrom« als ausschlaggebend für die späteren Symptome angesehen wird, nicht nur problematisch, sondern auch mißverständlich. Er suggeriert in gewisser Weise, es gebe eine reale Schuld derjenigen, die die Lagerhaft überlebten. Es geht hier aber weder um moralische noch um juristische Schuldvorwürfe, sondern um ein auf psychischer Ebene entstehendes Schuldgefühl, das sich bei den Betroffenen aus der Diskrepanz des selbst empfundenen Überlebenswunsches und der Unmöglichkeit, nahestehenden Personen zu helfen, speist. Das eigene Überleben ist ohne den Tod der anderen nicht zu denken. Die Betroffenen empfinden eine tiefe Scham, ihrem eigenen Überlebenswunsch gefolgt zu sein und gleichzeitig individuellen und kollektiven Wert- und Normvorstellungen nicht entsprochen haben zu können. Im Lager herrschten andere Gesetze, die nicht sie, sondern ihre Verfolger bestimmten. Der persönliche Konflikt, der die Überlebenden bis heute bewußt oder unbewußt quält, ist somit Ausdruck einer Lagerrealität, in der es die SS und ihre Handlanger zu bestimmen hatten, wem überhaupt eine Chance zum Überleben zugestanden wurde.

Betrachtet man also das System, das in den Konzentrations- und Vernichtungslagern herrschte, so klafft eine Lücke zwischen den bis dahin bekannten und als verbindlich vorausgesetzten Handlungs- und Orientierungssystemen und einer Lagerrealität, in der die Häftlinge erfahren mußten, daß fundamentale Regeln menschlichen Zusammenlebens ihre Gültigkeit partiell oder vollständig verlieren können. Für die Opfer bleibt ihr Trauma an die Versagung von Mitmenschlichkeit gebunden.³⁷ Dan Diner hat diese Erfahrung als »Zivilisationsbruch«, als Ausdruck einer in den Lagern herrschenden »Gegenrationalität« beschrieben, die nicht mehr den bis dahin traditionellen Formen von Mißhandlung, Folter, Gefangenschaft und Zwangsarbeit gefolgt sei, sondern aufgrund ihrer völligen Willkürlichkeit und um-

36 Vgl. zu dieser Thematik: Diner, *Negative Symbiose* (1987), S. 185-197; Brainin, *Vom Gedanken zur Tat* (1994), S. 67ff.; Quindeau, *Trauma und Geschichte* (1995), S. 66ff.

37 Vgl. Laub, *Zentrale Erfahrung* (1991), S. 254.

fassenden Tötungsabsicht die Fundamente menschlichen Zusammenlebens zerstört habe.³⁸

Die Häftlinge nahmen in nachvollziehbarer Unkenntnis der realen Gegebenheiten, die in diesem Sinne neu und unbegreiflich waren, jedoch an, sie seien mit Handlungsformen ihrer Verfolger konfrontiert, die den traditionellen Formen von Unterdrückung und Gewalt entsprächen. Dazu gehöre – so der Autor – ein grenzenloser materieller Egoismus und eine schrankenlose Triebbefriedigung. Die Verfolgten reagierten also rational, indem sie davon ausgingen, wenn nur diesen Bedürfnissen entsprochen werden könne, wäre ein Überleben grundsätzlich möglich. Doch das Handeln der SS war nicht oder zumindest nicht nur von einer solchen Zweckrationalität geprägt, es ist daher im Sinne Diners als »gegenrational« zu bezeichnen.³⁹

Ausgehend von Diners Analyse folgert Quindeau überzeugend, daß das Gefühl der Betroffenen, an ihrem Überleben schuld zu sein, als Ausdruck dieser im Lager erfahrenen Gegenrationalität aufzufassen sei. Angesichts der geplanten und bürokratisch durchgeführten Massenvernichtung erscheine jedes individuelle Überleben erklärungsbedürftig.⁴⁰ Da es das Ziel gewesen sei, alle diejenigen, die zu Feinden des Nationalsozialismus erklärt worden waren, zu ermorden, setze sich die Gegenrationalität auch darin fort, daß nicht die Sinnlosigkeit dieser Tat, sondern das zufällige Überleben des einzelnen eine Rechtfertigung verlange.

Auf die Gegenrationalität der Verfolgungssituation gab es kein normgerechtes Antworten, da in den Regeln des menschlichen Zusammenlebens eine Negation ihrer selbst nicht vorgesehen war. Es konnte keine »handlungsrelevante Vorstellung vom Umvorstellbaren geben«.⁴¹ Die KZ-Überlebenden sahen und sehen sich bis heute daher Rechtfertigungsansprüchen einer Gesellschaft gegenübergestellt, die entsprechend ihrer »freien« Normen argumentiert, ohne die fundamentale Negation, die die Massenvernichtung bedeutete, wahrzunehmen.

Wenn hier nun einige Aspekte der psychischen Langzeitauswirkungen von Verfolgung und Deportation thematisiert wurden, so stellt sich doch auch die Frage, inwiefern es durch eine Traumatisierung zwangsläufig zu anhaltenden Belastungsstörungen und Persönlichkeitsveränderungen kommen muß. Dies läßt sich nicht pauschal beantworten, sind doch dafür auch andere Faktoren von Bedeutung. Es gibt Traumata, an denen jede psychische Struktur zerbricht, im Einzelfall bleibt aber zu untersuchen, zu welchem Zeitpunkt und unter welchen Bedingungen die Verfolgung einsetzte, welche individuellen Erlebnisse traumatisierend wirkten und in welchem Ausmaß die Person dem Verfolgungsgeschehen ausgesetzt war. Konkret ist also zu fragen nach der Dauer der Lagerhaft und der Gesamtverfolgung, der Massivität der Bedrohung, nach individuellen Schreckenserlebnissen, nach der jeweiligen Arbeits- und Haftsituation sowie nach dem tatsächlichen oder vermeintlichen

38 Diner, *Perspektivenwahl und Geschichtserfahrung* (1990), S. 112.

39 Vgl. ebd.

40 Vgl. Quindeau, *Trauma und Geschichte* (1995), S. 67.

41 Diner, *Negative Symbiose* (1987), S. 186.

Verfolgungsgrund. Außerdem wird zu unterscheiden sein, in welchen Lagern die Betroffenen inhaftiert waren.

Darüber hinaus erweist es sich für die Verarbeitung von Verfolgungserfahrungen als bedeutsam, in welchem Zustand und in welcher Phase des eigenen Lebenszyklus sich die jeweilige Person befand, als sie den traumatischen Ereignissen ausgeliefert war. Keilson hat sich in seiner Untersuchung ausführlich mit altersspezifischen Aspekten der Verfolgung beschäftigt.⁴² Er entwickelt anhand seines Materials dazu zwei zentrale Thesen. Zum einen bestehe ein Zusammenhang zwischen dem Alter, in dem die Traumatisierung einsetzt, und der Art der späteren Persönlichkeitsstörung. Zum anderen korrespondiere der Ernst der Traumatisierung mit dem Schweregrad der Störung.⁴³

Daß eine Traumatisierung durch Verfolgung und Deportation für Kinder und Jugendliche besondere Folgen verursacht, ist unmittelbar einsichtig. Altersspezifische Aspekte liegen in den besonderen Thematiken der jeweiligen Entwicklungsstufen begründet. Die Verletzbarkeit einer Entwicklungsphase muß »auf die Versagung eines nur zu diesem Zeitpunkt fundamental notwendigen, entwicklungsmäßigen Bedürfnisses bezogen« werden.⁴⁴

Diese altersspezifischen Aspekte sollen hier für die Alterstufe der 10-18jährigen konkretisiert werden, befand sich doch ein erheblicher Teil der Gesprächspartner bei einsetzender Verfolgung in genau dieser Entwicklungsphase.

Die präpubertäre Alterstufe, die etwa zwischen dem zehnten und dem dreizehnten Lebensjahr liegt, äußert sich als kritische Phase zwischen Latenz und Pubertät. Der Jugendliche ist mit den psychischen Vorböten der biologischen Reifung konfrontiert, wodurch sein bisheriges Gleichgewicht gestört wird. Das heranwachsende Kind fühlt sich hinsichtlich seiner sozialen Bezüge und der neuen Triebimpulse verunsichert. Nach Keilson seien daher als zentrale Konfliktpunkte ein Gefühl der Schwäche, allgemeine Unsicherheit und Angst zu konstatieren.⁴⁵

Auf diese psychische Struktur wirkt das traumatische Geschehen während der Verfolgung unmittelbar ein und verstärkt ihre konflikthafter Implikationen. Das ambivalente Bedürfnis nach Einsamkeit und Gruppenzugehörigkeit wird durch die Verfolgungssituation nachhaltig erschwert oder unmöglich gemacht, der altersspezifische Wunsch nach sozialer Orientierung außerhalb der Familie entweder behindert oder insofern gestört, als daß eine Trennung von den Eltern und Geschwistern von außen gewaltsam erzwungen wird.

Keilson kommt in seiner Untersuchung daher zu dem Ergebnis, daß bei denjenigen Betroffenen, deren Verfolgung in der Präpubertät einsetzte, später ein erhöhtes

42 Vgl. Keilson, *Sequentielle Traumatisierung* (1979), S. 79-270; ebenso: Lempp, *Extrembelastung* (1979); Ders., *Langzeitwirkung psychischer Traumen* (1991), S. 89-97; Becker, *Ohne Haß keine Versöhnung* (1992), S. 128-201; Kestenberg, *Spätfolgen bei verfolgten Kindern* (1993), S. 730-742; Gässler, *Wunden, die nicht vergehen* (1995), S. 41-68.

43 Vgl. Keilson, *Sequentielle Traumatisierung* (1979), S. 313-324.

44 Ebd., S. 60.

45 Vgl. ebd., S. 222.

Maß an Schuldproblematik vorliege, wenn ein oder beide Elternteile die Verfolgung nicht überlebt haben. Neben dem Gefühl, von der eigenen Familie im Stich gelassen worden zu sein, stehe die angstbesetzte Annahme, selbst derjenige gewesen zu sein, der die anderen im Stich gelassen habe. Die entwicklungspezifische Schwäche führe – so Keilson – zu einem Versagen der Abwehr und werde im nachhinein als Verschulden empfunden. Die traumatische Virulenz habe sich in dieser Altersgruppe in besonderem Maße als irreversibel erwiesen.⁴⁶

Die Adoleszenz, die etwa für das dreizehnte bis achtzehnte Lebensjahr anzusetzen ist, läßt sich durch den Prozeß der psycho-sexuellen Reifung und Individuation charakterisieren. Der Jugendliche beginnt, sich mit seiner eigenen Geschichte auseinanderzusetzen, und entwirft eine Konzeption seiner zukünftigen Existenz. Damit verbunden sind Verhaltensweisen, die hier bereits für die präpubertäre Phase beschrieben wurden, also soziale Umorientierung, Regulierung und Integration von Triebimpulsen sowie Identitätsfindung. Da es sich in dieser Phase um einen so umfassenden Wandlungsprozeß handelt, würden die Verfolgungserfahrungen – so Keilson – alle Elemente der sich entwickelnden psycho-sozialen Identität in Frage stellen.⁴⁷

Der Adoleszente benötigt, da er sich selbst als konfus erlebt, eigentlich eine stabile Umgebung, die aber durch die Verfolgungssituation nicht gewährleistet werden kann. Gleichzeitig empfinden junge Menschen eine umfassende Ausgrenzung und Stigmatisierung als besonders schmerzhaft, orientieren sie sich doch in dieser Phase verstärkt an außerfamiliären Wertmaßstäben. Die altersspezifische Ausrichtung an der Gruppe der Gleichaltrigen ist damit massiv beeinträchtigt. Darüber hinaus beinhaltet die entwicklungsbedingte Ablösungstendenz generell eine ambivalente Gefühls-einstellung gegenüber den Eltern, im Falle von Verfolgung und massiver Bedrohung ist aber eine solche Trennung weder angst- noch schuldgefühlfrei erlebbar.

Könne man einerseits – so Keilson resümierend – bei Überlebenden, die im präpubertären Alter verfolgt worden seien, einen erhöhten Anteil an angstneurotischen Störungen beobachten, so würden andererseits bei der Adoleszentengruppe chronisch-reaktive Depressionen überwiegen.

Allgemein bleibt daher festzuhalten, daß die Verfolgung bei heranwachsenden Kindern und Jugendlichen eine körperliche, emotionale und geistige Entwicklungsphase fundamental störte. Sie waren während der Lagerhaft in der Regel den gleichen Bedingungen wie Erwachsene ausgesetzt, hatten trotz unausgereifter körperlicher und psychischer Entwicklung schwere Arbeiten zu verrichten, erlebten Terror und Gewalt und waren mit ständiger Todesbedrohung konfrontiert, ohne selbst erwachsen zu sein. Diese Erfahrungen störten den aktuellen Entwicklungsprozeß nachhaltig, denn diesen Jugendlichen wurden damit grundlegende Voraussetzungen einer positiven Lebensbewältigung verwehrt.⁴⁸

46 Ebd., S. 227.

47 Ebd., S. 246.

48 Vgl. Lempp, *Extrembelastung* (1979), S. 150.

Fragestellungen der Untersuchung

Zur Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrations- und Vernichtungslager existiert inzwischen eine Flut von wissenschaftlichen Untersuchungen und Veröffentlichungen, die in ihrer Gesamtheit heute kaum mehr zu überblicken ist. Ein nicht unwesentlicher Teil hat sich dabei den Opfern der Verfolgung und Massenvernichtung zugewandt.

Zum einen werden diejenigen, die aus politischen, religiösen oder rassistischen Gründen im Nationalsozialismus verfolgt wurden, oft als anonyme Masse gezeigt, die allein die unfassbare Anzahl der zu beklagenden Opfer verdeutlicht. In einer solchen Darstellung bleibt der einzelne oft nicht nur namenlos, sondern die Verfolgten erscheinen auch als homogene Gruppe, die sie nicht waren. Ein Opferbegriff, der keine Differenzierungen kennt, ist zwar in einigen Kontexten hilfreich, er bleibt aber fragwürdig, da er eine gewisse Verharmlosung transportieren kann. Kira Kosnick hat eindrücklich deutlich machen können, daß ein Denken, welches die subjektive Dimension der Verfolgungserfahrung ausblende, wie ein Schutzschild wirken könne, um uns vor der Realität des Grauens zu bewahren.⁴⁹

Auf der einen Seite wird also ein Bild der Verfolgten entworfen, das sie letztlich in ihrem Objektstatus beläßt, zum anderen liegen aber inzwischen auch zahlreiche Untersuchungen vor, die sich mit individuellen Lebensgeschichten von ehemals Verfolgten beschäftigen.⁵⁰ Das Bemühen, Einzelpersonen aus der anonymen Masse herauszugreifen und sie als Subjekte und Individuen zu zeigen, ist von dem Bedürfnis getragen, das Leiden derjenigen, denen man ihren Namen, ihre Rechte und Identität genommen hat, nachträglich zu würdigen. Diese Intention trifft bei einigen Betroffenen auf den persönlichen Wunsch, ihre Erlebnisse zu schildern und Zeugnis vom erlebten Terror, von Gewalt und Vernichtung abzulegen.

Ohne den dadurch entstandenen Forschungszusammenhang abwerten zu wollen, läßt sich beobachten, daß eine solche Konstellation dazu führen kann, daß einzelne Opfer der Verfolgung zu ›Helden‹ stilisiert werden, ihr Widerstand oder ihre solidarische Haltung gegenüber anderen besondere Betonung findet. Damit entsteht ein Bild, das doch nur einen Bruchteil dessen, was individuelle Verfolgungserfahrungen ausmacht, zu zeigen vermag. Erinnerungen an Folter, Unterdrückung und Lagerhaft sind in ihrem Kern keine Heldengeschichten, sondern zeugen von menschlicher Erniedrigung, Entwürdigung und Zerstörung, führen uns auf grausamste Art und Weise vor Augen, was Menschen anderen Menschen antun können.

Wir haben es also innerhalb der Forschung häufig mit einem Opferbegriff zu tun, der keine Verschiedenheit zuläßt und der die Betroffenen ausschließlich als Teil des Grauens verewigt, ohne nach dem individuellen Erleben der Verfolgung, der jeweili-

49 Vgl. Kosnick, *Opfer und Überleben* (1992), S. 87-98.

50 Vgl. beispielsweise: Szepansky, *Frauen leisten Widerstand* (1983); Jacobeit, Elsa Fugger, *Das Leben einer Widerstandskämpferin* (1987), S. 205-220; Herzberg, *Überleben heißt Erinnern* (1990); Strobl, *Vergessene Heldinnen* (1994,) S. 45-63; Wickert, *Frauen zwischen Dissens und Widerstand* (1994), S. 141-159.

gen traumatischen Ereignisse und deren Bedeutung für das spätere Leben zu fragen. Die vorliegende Untersuchung möchte dazu beitragen, ein solches Verständnis, das die Menschen pauschal als Opfer sieht, aufzubrechen, indem anhand von mündlich erfragten Lebensrückblicken die individuelle Vielfalt der Verfolgungserfahrungen und der jeweilige Umgang der Betroffenen während und nach der Haftzeit untersucht werden soll. In diesem Zusammenhang sind neuere Forschungen relevant, die sich mit sogenannten Überlebensstrategien von KZ-Überlebenden auseinandersetzen. Eine solche Analyse ermöglicht einen differenzierten Blick auf die individuellen Verfolgungserfahrungen, so daß sich die bestehende Vielfalt des Erlebens verdeutlichen läßt. Die nationalsozialistische Verfolgung setzt sich aus einer Unzahl von Einzelereignissen zusammen, »die wir zu einem analytischen Knoten gebündelt haben, damit wir leichter und mit einzelnen Atemzügen darüber sprechen können.«⁵¹ Es sind aber individuelle Erfahrungen, die nicht von jedem in gleicher Weise erlebt wurden.

Zu den überzeugenden Arbeiten in diesem Forschungsbereich zählt die Untersuchung von Ilka Quinseau.⁵² Aus psychoanalytischer Sicht gelingt es der Autorin sowohl theoretisch als auch anhand von Interviewbeispielen den doch sehr klinischen Begriff »Copingstrategien« inhaltlich zu füllen. Ihre ausführlichen Interpretationsskizzen zu drei autobiographischen Erzählungen führen dem Leser vor Augen, wie unterschiedlich der individuelle Umgang mit Verfolgung und Deportation sein kann. Die Autorin arbeitet anhand ihres Materials drei Integrationsmomente heraus, die mit den Stichworten Arbeit, Aktivität und Sinngebung hier nur unzureichend wiedergegeben werden können. Quinseau beschreibt aber damit sicherlich nicht nur Einzelfälle. Für viele Überlebende scheint ein Weiterleben mit den traumatischen Erfahrungen nur durch ein immenses Arbeitspensum, das sie oft bis ins hohe Alter absolvieren, möglich zu sein. Ihre Arbeit wird für sie zum zentralen Bestandteil eines Lebens nach dem Überleben. Gleichzeitig steht Arbeit aber auch für Leistungsfähigkeit und Produktivität und damit für Eigenschaften, die während der Verfolgung von ihnen gefordert waren und die ein Überleben überhaupt erst zu ermöglichen schienen. Auch in der Aktivität, die Quinseau als zweites Integrationsmoment herausarbeitet, steckt das Motiv der persönlichen Stärke. Damit wird der Verfolgungserfahrung, die die Menschen extrem ohnmächtig, abhängig und hilflos gemacht hatte, eine individuelle Handlungskompetenz entgegengesetzt, die sich häufig in der Fürsorge für andere ausdrückt. Das Bedürfnis, das eigene Leben aktiv zu gestalten, korrespondiert auch mit dem Wunsch, sein Leben mit Sinn zu erfüllen und damit letztlich das eigene Leben der nationalsozialistischen Massenvernichtung zu entreißen.

Quinseau stellt damit drei, wie sie es unglücklicherweise nennt, »Legitimationsmuster des Überlebens« vor, die den individuellen Umgang der jeweiligen Interviewpartnerin widerspiegeln und die der »Plausibilisierung des letztlich unerklärlichen ei-

51 Ringelheim, *Why Women* (1984), S. 24.

52 Vgl. Quinseau, *Trauma und Geschichte* (1995), insbesondere S. 45-49 und S. 156-259. Zu dieser Thematik vgl. auch: Ringelheim, *Why Women* (1984); Milton, *Deutsche und deutsch-jüdische Frauen* (1987), S. 3-20.

genen Überlebens angesichts millionenfachen Mordes« dienen.⁵³ Andere Autoren haben weitere Formen des individuellen Umgangs mit Verfolgungserfahrungen deutlich gemacht, allerdings ohne sie im Detail und anhand konkreter Lebensläufe auszuführen. Kaminer beispielsweise betont, daß die Gründung einer eigenen Familie für Überlebende der Konzentrations- und Vernichtungslager von ganz besonderer Bedeutung sei. Die Lebendigkeit der Kinder ermögliche die Wiederbelebung der durch die Verfolgung erstarrten Persönlichkeitsanteile. Gleichzeitig sei dies der Versuch, sich wieder in eine menschliche Gemeinschaft einzubinden, die Trauer überhaupt erst möglich mache.⁵⁴

Die skizzierten Gesichtspunkte verweisen darauf, daß für die Analyse von autobiographischen Erzählungen, die sich mit Verfolgung und Konzentrationslagerhaft beschäftigen, das individuelle Erleben der traumatischen Erfahrungen von enormer Bedeutung ist. Dieser Interpretationsansatz steht daher auch als inhaltlich-thematische Fragestellung im Zentrum der vorliegenden Arbeit. Anhand von sechs Einzelinterviews soll die Vielfalt der sogenannten Überlebensstrategien herausgearbeitet und verdeutlicht werden. Dabei stehen die Einzelfalldarstellungen nicht nur für sich allein, sondern ihre Auswahl beruht auf einer vorangegangenen Analyse, die insgesamt fünfzig Gespräche umfaßte und die zu dem Ergebnis führte, daß sich an eben diesen Interviews typische, zueinander heterogene Muster des Umgangs mit Verfolgungserfahrungen aufzeigen lassen. Das vorliegende Sample zeigt somit verschiedene Antworten auf Lebenserfahrungen, wie sie die Überlebenden der Konzentrations- und Vernichtungslager machen mußten.⁵⁵

Wenn hier bisher von sogenannten Copingstrategien die Rede war, dann spiegelt dies die in der Forschungsliteratur benutzte Terminologie wider. Sie ist allerdings nicht gerade glücklich gewählt. Man mag sich zum einen an ihrer klinischen Kälte stören, entscheidender aber ist, daß sich mit ihnen auch problematische Inhalte transportieren. Der Begriff »Strategie« unterstellt zum einen ein mehr oder weniger bewußtes Handeln, zum anderen die grundsätzliche Möglichkeit, auf unterschiedliche Lebenssituationen überhaupt einwirken zu können, sie zu formen und zu gestalten. Der Strategiebegriff setzt somit individuelle Handlungsspielräume voraus. Der einzelne hat zu entscheiden, welche Reaktion ihm in dieser Situation als adäquat erscheint. Seine Verhaltensweise ist damit nicht nur mit seinen Fähigkeiten, schwierige Lebenssituationen zu bewältigen, verbunden, sondern impliziert gleichzeitig auch, diese zu verantworten. Es ist Kira Kosnick uneingeschränkt zuzustimmen, wenn sie konstatiert, daß die Entscheidungsfreiheit dem Menschen aber nicht »naturgegeben« innewohne, sondern immer kontextgebunden sei. »Können wir aus der Perspektive eines soziokulturellen Zusammenhangs, der die Befähigung zum autonomen Handeln als gegeben unterstellt, eine Situation verstehen, in der ›Entscheidung‹ nicht mehr möglich ist?«⁵⁶

53 Quinseau, Trauma und Geschichte (1995), S. 188.

54 Vgl. Kaminer, Spätfolgen (1991), S. 26ff.

55 Vgl. die Typisierung der Interviews, S. 381ff.

56 Kosnick, Opfer und Überleben (1992), S. 94.

Die Schwierigkeiten, die mit dem Begriff der »Überlebensstrategie« einhergehen, sind bei weitem nicht nur ästhetischer Natur. Sie spiegeln das grundsätzliche Problem wider, durch kontextabhängige Erklärungsmodelle wissenschaftlicher Provenienz eine Lebenserfahrung einzufangen, die in einem gänzlich anderen, nämlich in einem unfreien und von Gewalt und Terror geprägten Zusammenhang steht. Mit dem Begriff »Strategie« wird dem individuellen Umgang mit traumatischen Verfolgungserfahrungen oft auch eine Kategorie übergestülpt, die einer ›freien‹ Gesellschaft entspringt. Deren Werte und Prämissen sind aber gerade an einem Ort wie Auschwitz fundamental erschüttert worden.

Aus diesen Gründen möchte ich hier einen anderen Begriff verwenden, der gleichzeitig mit weiteren Fragestellungen meiner Untersuchung zusammenhängt. Wendet man sich den autobiographischen Erzählungen der KZ-Überlebenden zu, dann stellt sich auch die Frage, welcher Zusammenhang zwischen dem unmittelbaren Erleben der traumatischen Situation und dem individuellen Umgang nach Kriegsende besteht. Mit anderen Worten: Setzt sich der Weg, auf dem der einzelne während seiner Lagerhaft ging oder gehen mußte, auch nach der Befreiung fort? Wurde die unmittelbare Reaktion auf die Lagerrealität zum grundsätzlichen Mechanismus, das eigene Leben zu bewältigen? Konnte dabei überhaupt noch auf Lebenserfahrungen, die vor der Verfolgung gemacht wurden, zurückgegriffen werden? Welche Kontinuitäten und Brüche weisen die lebensgeschichtlichen Erinnerungen auf?

Die autobiographischen Erzählungen der Überlebenden erlauben keine authentische Rekonstruktion ihrer traumatischen Erlebnisse, noch bilden sie die historische Wirklichkeit, in der diese sich ereigneten, ab. Es sind biographische Konstrukte, die den schwierigen Versuch verdeutlichen, das eigene Leben als ein Kontinuum zu entwerfen. In den Interviews offenbart sich die Widersprüchlichkeit, die traumatischen Erlebnisse in das eigene Leben integrieren zu müssen, während diese sich aber einer solchen zu entziehen scheinen. Die Erzählung selbst stellt eine Form des Umgangs mit dem Trauma dar, sie zeigt den Weg, den der einzelne für sich finden mußte, um mit den traumatischen Erlebnissen überhaupt umgehen und weiterleben zu können. Anstatt von »Überlebensstrategien« zu sprechen, möchte ich diesen Umgang der Betroffenen mit ihren traumatischen Erfahrungen eher als ihre individuellen Wege, ihre Erinnerungen entsprechend als Wegbeschreibungen verstanden wissen.

Der Begriff ›Wegbeschreibung‹ hat gegenüber den bisher gebräuchlichen Bezeichnungen den Vorteil, daß er sowohl passive als auch aktive Momente einzubeziehen vermag und zudem die nachträgliche Perspektive auf das Geschehen nicht unberücksichtigt läßt. Gleichzeitig zeigt er eine Distanz zu klinischen Fachbegriffen, die hier nicht im Mittelpunkt stehen sollen und mit denen oftmals eine Pathologisierung der individuellen Verhaltensweisen einhergeht, die hier nicht zu diskutieren ist. Darüber hinaus stellt der Begriff ›Wegbeschreibung‹ durch seine Metaphorik einen lebensnahen Bezug her, der mir für die Auseinandersetzung mit autobiographischen Erinnerungen angemessen erscheint.

Nun können die autobiographischen Erzählungen nicht kontextunabhängig untersucht werden. Es gilt also, den Spannungsbogen zwischen individuellen Disposi-

tionen, dem eigentlichen Erleben von Ereignissen und den historischen, sozialen und gesellschaftlichen Kontexten, in denen diese standen, nachzuzeichnen, also die erzählte Lebensgeschichte in ihrer Komplexität von Innen und Außen zu analysieren. Dafür möchte ich vier Zeiträume unterscheiden: zum einen die Phase vor der Verfolgung, zum zweiten den Zeitraum der einsetzenden Verfolgung bis zur Verhaftung oder Deportation, als drittes die Haftzeit in den Konzentrations- und Vernichtungslagern selbst sowie die Zeit nach 1945. Erst wenn alle vier Phasen einbezogen werden, können Kontinuitäten und Brüche innerhalb der Wegbeschreibungen herausgearbeitet werden. Eine Annäherung an den individuellen Umgang mit Verfolgungserfahrungen kann allein durch eine lebensgeschichtlich orientierte Analyse erfolgen.

Ein zweiter Fragenkomplex, der an die ausgewählten Interviews herangetragen werden soll, umfaßt theoretisch-methodische Probleme, wie sie hier im ersten Teil der Arbeit bereits auf allgemeiner Ebene diskutiert wurden. Daher wird sich jede Einzelfalldarstellung mit spezifischen, gerade für dieses Interview relevanten Methodenproblemen auseinandersetzen, indem zum einen eine praktische Anwendung einzelner Konzepte aufgezeigt werden soll, zum anderen vor dem Hintergrund dieser Konkretisierung zu fragen ist, inwiefern die verschiedenen Ansätze für den Erkenntnisprozeß gewinnbringend genutzt werden können. Mit anderen Worten: Welche methodischen Herangehensweisen können für die Interpretation von lebensgeschichtlichen Erinnerungsinterviews als besonders relevant gelten? Wie effizient gestaltet sich ihre konkrete Anwendung? Eignen sich einige Konzepte nur für spezifische Fragestellungen? Mit welchen Schwierigkeiten ist der Interpretierende konfrontiert, wenn er mit disziplinübergreifender Methodik arbeitet?

Aus den genannten Fragestellungen ergibt sich für jede Einzelfalldarstellung ein dreigliedriger Aufbau. In einem ersten Abschnitt gilt es jeweils, die im Interview erzählte Lebensgeschichte als konstruierte Erfahrungssynthese herauszuarbeiten. Um sie als ein individuelles und als ein von historischen, sozialen und gesellschaftlichen Kontexten abhängiges Konstrukt greifbar machen zu können, wird der Interviewtext quellenkritisch zu analysieren sein. Eine solche Bearbeitung bezieht sich zum einen auf den Interviewtext selbst, zum anderen werden andere personen- und themenrelevante Quellen hinzugezogen, um durch die Konfrontation mit diesen Archivalien die jeweilige Erzählperspektive aufdecken und kritisch hinterfragen zu können.

Erst nach einer solchen Analyse, die lebensgeschichtlich ausgerichtet ist, kann die Frage, welchen Weg der einzelne für sich im Umgang mit den traumatischen Erfahrungen gefunden hat, gestellt werden. Dabei wird die jeweilige Gestalt und Struktur der Wegbeschreibungen ausschlaggebend für die Wahl der anzuwendenden Methodik sein. Durch die enorme Variationsbreite, die autobiographische Erzählungen aufweisen können, ist ein solches Verfahren nicht nur angemessen, sondern auch erforderlich, muß sich doch die methodische Vorgehensweise immer auch nach der Beschaffenheit der Quelle richten, um zu relevanten Ergebnissen zu führen. Abschließend wird jeweils in einem dritten Schritt die konkrete Anwendung der methodischen Verfahren reflektiert.

2. Ritual und Sprache

Einer von wenigen.

*Quellenkritische Betrachtung der Lebenserinnerungen
von Hans Wassermann*

Das Interview mit Hans Wassermann dient im Rahmen dieser Untersuchung dazu, den im ersten Hauptteil theoretisch skizzierten Prozeß der Erfahrungsaufschichtung sowie den der nachträglichen Umarbeitung individueller Verfolgungserfahrungen nachzuzeichnen. Gleichzeitig weist dieses Interview eine über weite Strecken ritualisierte Erzählung auf, die einerseits auf überindividuelle Muster der Lebenslaufdarstellung aufmerksam macht, die andererseits aber auch einen rationalisierten Umgang mit erlebten Verfolgungserfahrungen erkennen läßt.

Hans Wassermann lebt seit 1949 in New York.¹ Bereits in einigen Briefen, die unserem Treffen vorangegangen sind, hat er seine Bereitschaft zu einem lebensgeschichtlichen Interview deutlich gemacht: »Selbstverständlich bin ich bereit, ein Interview auf Video tape zu geben, und ich gebe gern meine Erlaubnis, es der ganzen Welt zu zeigen. Nur durch das Wissen der Vergangenheit – so schrecklich sie war – können wir eine bessere Welt bilden ohne Haß, Mord, Krieg und ohne einen neuen Holocaust.«²

Den Briefkontakt nutzt Hans Wassermann noch, um mich auf seine 1992 in deutscher Sprache veröffentlichten Lebenserinnerungen aufmerksam zu machen, die mir zu diesem Zeitpunkt schon bekannt sind.³ Die Entschiedenheit, mit der mein Gesprächspartner seine Zustimmung zu dem Interview bereits im Vorfeld bekundet hatte, bestätigt sich, als wir ihn zum Interview treffen. Ohne lange Vorrede beginnt der Zeitzeuge seinen Lebensbericht in schon fast klassischer Form.

»Mein Name ist Hans Wassermann. Ich bin am 15. September 1921 in Göttingen geboren. Mein Vater hatte eine große Leinweberei mit seinen zwei Brüdern. Wir waren eine sehr alte, eingesessene jüdische Familie. Ich kann, konnte nachforschen, daß wir bis auf 1600 zurückgehen in Göttingen. Ich hab jetzt ein Stammbaum ge-

1 Der Name wurde geändert, um eine gewisse Anonymität des Befragten zu bewahren. Allerdings sind die genannten Ortsnamen authentisch, da ansonsten eine sozialhistorische Analyse kaum möglich wäre. Das Interview, das ich gemeinsam mit Sybille Baumbach führte, fand am 17. September 1993 im Haus von Hans Wassermann in New York statt. Vgl. AGN, OH. Herr Wassermann spricht während des Interviews deutsch, allerdings benutzt er hin und wieder englische Ausdrücke, die in den nachfolgenden Zitaten nicht übersetzt werden.

2 Brief von Hans Wassermann an die Verfasserin vom 18.2.1993, AGN, OH, Korrespondenz.

3 Die Veröffentlichung kann an dieser Stelle nicht zitiert werden, da ansonsten eine Anonymität aufgegeben werden müßte. Bei Hans Wassermann wäre es aus verschiedenen Gründen sinnvoll gewesen, die Anonymisierung aufzuheben, leider konnte eine solche Vereinbarung mit dem Interviewten nicht mehr getroffen werden. Hans Wassermann starb 1997.

macht, der ungefähr zurückgehen konnte auf 1780. Dann hört es auf, weil viele Papiere sind in der Nazizeit verbrannt, verschwunden. Ich bin in Göttingen aufgewachsen, ich hatte einen Bruder und eine Schwester. Und wir hatten ein sehr schönes Zuhause, und ich ging dort erst zur einfachen Schule – ich vergesse den Namen ...« – Int.: »Volksschule.« – »Volksschule vier Jahre und kam dann in die Oberrealschule. Und das war gerade 1933, als Hitler zur Macht kam. Und das erste, was, da Göttingen die Hochburg vom Nazismus war, hat die Stadt Göttingen als erstes die Göttinger, die Fabrik S & A Wassermann konfisziert und eh, mein Vater und seine beiden Brüder herausgesetzt.«⁴

Hans Wassermann wird 1921 als drittes Kind der Familie in Göttingen geboren. Bereits seit mehreren Generationen leben die Wassermanns in der niedersächsischen Universitätsstadt, wo sie eine mittelständische Leinenweberei betreiben. Der Vater, der 1881 in Dransfeld geborene Fritz Wassermann, ist seit 1913, gemeinsam mit seinen beiden Brüdern, Inhaber des Familienbetriebes. Die Mutter Else, 1892 als Tochter der Familie Herz in Hamburg geboren, heiratet 1913 den Fabrikanten aus Göttingen, der zu diesem Zeitpunkt 32 Jahre alt ist. Das Ehepaar bekommt 1915 seinen ersten Sohn Kurt Egon und ein Jahr später die Tochter Irmgard.⁵

Die Familie lebt in den zwanziger Jahren in guten wirtschaftlichen Verhältnissen, allerdings berichtet Hans Wassermann über die Zeit vor 1933 nicht ausführlich. Sein Vater sei Frontkämpfer im Ersten Weltkrieg gewesen und dafür ausgezeichnet worden. Er sei »hundredfuffzig Prozent Deutscher« gewesen, der ihn nicht religiös erzogen habe, aber »bewußt, daß wir Juden sind.«⁶ Ordnung, Pünktlichkeit und Genauigkeit seien im Hause Wassermann verbindliche Tugenden gewesen. »So diese alten trends, genau sein, auch zeitig sein, die Charakteristik sind heute noch bei mir. Also wenn ich sage elf, ist elf.«⁷

Die Wassermanns lassen sich als typische Vertreter assimilierter jüdischer Familien bezeichnen, die zwar Brauchtum und kulturelle Traditionen pflegen, sich aber nicht mehr als gläubige Juden verstehen. Hans Wassermann erinnert seine schulische Erziehung als eine typisch deutsche. Den Ersten Weltkrieg – so hat er gelernt – habe man nur durch amerikanische und jüdische Intervention verloren, und bei Ausflügen singen die Kinder: »Deutschland, Deutschland über alles.«⁸ Wenn Hans Wassermann seinen Vater als hundertfünfzigprozentigen Deutschen beschreibt, so kennzeichnet er damit das Maß an Identifikation, das ihn und seine Familie mit Deutschland verband.

Das Jahr 1933 markiert im Lebensrückblick von Hans Wassermann einen Bruch. In seiner Erinnerung beginnt unmittelbar nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten die Verfolgung seiner Familie. Hans Wassermann ist zu diesem Zeitpunkt zwölf Jahre alt.

4 Interview mit Hans Wassermann am 17.9.1993 in New York, AGN, OH, S. 1 (im folgenden zitiert als: Interviewtranskript). Zu den Transkriptionszeichen vgl. die im Anhang beigefügte Liste.

5 Vgl. Schäfer-Richter/Klein, *Die jüdischen Bürger im Kreis Göttingen* (1992), S. 217-227.

6 Interviewtranskript, S. 9f.

7 Ebd., S. 10.

8 Vgl. ebd., S. 6.

Im Interviewverlauf beginnt die Verfolgung also bereits innerhalb der ersten Erzählsequenz. Die Zeit vor 1933 bleibt relativ undeutlich, indifferent verklart als »schönes Zuhause«. ⁹ 1933 allerdings verändert sich das Leben für die Wassermanns radikal, und dieses Ereignis scheint mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten unmittelbar verknüpft zu sein. Als erschütternde und zentrale Erfahrung nennt Hans Wassermann dafür die Tatsache, daß der Familienbetrieb nicht gehalten werden kann. Die Stadt Göttingen habe die Firma »konfisziert« und die jüdischen Inhaber »herausgesetzt«. ¹⁰

Bisherige Forschungen zur Enteignung jüdischen Besitzes in den dreißiger Jahren zeigen, daß der frühe Zeitpunkt, den Hans Wassermann für den Verlust der wirtschaftlichen Existenz erinnert, zumindest ungewöhnlich ist. Außerdem bezeichnet er diesen Vorgang nicht als »Arisierung«, wie ansonsten üblich, sondern macht deutlich, die Stadt Göttingen habe den Besitz »konfisziert«, also beschlagnahmt. Die Irritation, die bei genauerer Betrachtung durch seine Darstellung aufkommt, besteht zum einen darin, daß nach bisherigen Erkenntnissen nicht davon auszugehen ist, daß es bereits 1933 direkte staatliche oder kommunale Beschlagnahmungen jüdischer Wirtschaftsbetriebe gegeben hat, ¹¹ zum anderen mißt der Zeitzeuge diesem Ereignis aber eine zentrale Bedeutung bei, markiert es doch den Kontinuitätsbruch zwischen einer harmonischen Kindheit und der nun einsetzenden Verfolgung.

Diese Irritation ist Anlaß, anhand anderer Quellen den erlebten Verlust der wirtschaftlichen Existenz näher zu untersuchen, um damit die im Interview gewählte Darstellungsform aufzuschlüsseln. Ein kurzer Rückgriff auf die Firmengeschichte von »S & A Wassermann« soll dabei die Entwicklung bis in die dreißiger Jahre nachzeichnen. ¹²

Die Firmengründung geht auf das Jahr 1872 zurück, als der Großvater Albert und sein Bruder Siegmund von Dransfeld nach Göttingen kommen und eine kleine Weberei eröffnen, die als offene Handelsgesellschaft geführt wird. Rasch kann der Betrieb gute Umsätze verbuchen, so daß bereits nach wenigen Jahren an eine Vergrößerung gedacht wird. 1896 verlegen die Brüder Wassermann ihre Weberei auf das Gelände der Stegmühle an der südlichen Stadtgrenze. Das Grundstück pachten sie

⁹ Ebd., S.1.

¹⁰ Ebd.

¹¹ Vgl. dazu: Genschel, Verdrängung (1966); Barkai, Boykott (1987), insbesondere S. 65-111; Ludwig, Boykott – Enteignung – Mord (1992); Bajohr, »Arisierung« (1997).

Genschel bezeichnet die Zeit zwischen 1933 und 1937 als »schleichende Judenverfolgung«. 1933 seien jüdische Betriebe aufgrund der politischen Ereignisse zwar verkauft worden, um über finanzielle Mittel für eine Auswanderung zu verfügen, allerdings lassen sich aus Genschels Ausführungen keine Hinweise auf direkte staatliche oder kommunale Enteignungen entnehmen. Vgl. Genschel, Verdrängung (1966), S. 137ff. Barkai hingegen konstatiert für das Jahr 1933 den Beginn der »Arisierung«, macht allerdings deutlich, daß es sich um erpreßte »Übergaben« überwiegend in der Provinz gehandelt habe. Auch Barkai spricht für dieses frühe Stadium noch nicht von direkter staatlicher Intervention. Vgl. Barkai, Boykott (1987), S. 80ff.

¹² Die Firmengeschichte »S & A Wassermann« wird im folgenden anhand der Akten aus dem Rückerstattungsverfahren rekonstruiert. Vgl. Niedersächsisches Hauptstaatsarchiv (NHA), Nds. 110 W Acc. 60/94 Nr. 105 und 106; Staatsanwaltschaft Hannover (StH), WgA 54/49 sowie Grundbuchamt Geismar Bd. XV, 594 und Handelsregister des Amtsgerichts Göttingen, HRA 113.

von der Stadt Göttingen und errichten eine neue Weberei. Durch die wachsende Nachfrage nach Leinenstoffen florieren die Geschäfte, und die Firmeninhaber errichten bereits 1910/11 ein weiteres Fabrikationsgebäude.

In diesem Zeitraum vollzieht sich auch ein Generationenwechsel in dem Familienbetrieb. 1909 scheidet Siegmund Wassermann aus der Firmenleitung aus. Sein Bruder Albert hat aus der Ehe mit Anna Wassermann, geborene Abt, insgesamt fünf Kinder, von denen drei Söhne zwischen 1909 und 1916 in die Geschäftsführung eintreten. Als Albert Wassermann 1916 stirbt, ist seine Nachfolge bereits geregelt. Die Söhne Otto, Ernst und Fritz Wassermann führen das Unternehmen gemeinsam, wobei Otto Wassermann überwiegend für die Verwaltung zuständig ist, Ernst den technischen Bereich betreut und Fritz – der Vater von Hans Wassermann – sich als Reisender um lukrative Absatzmöglichkeiten bei Schifffahrtslinien und öffentlichen Auftraggebern bemüht.¹³

Mitte der zwanziger Jahre erwerben die Firmeninhaber ein Grundstück von der Stadt Göttingen. Es handelt sich dabei um ein 12.000 m² großes Betriebsgelände, das die Verkäuferin aufgrund ihrer desolaten Finanzlage abtritt. Die Brüder Wassermann gehen in dem Kaufvertrag eine Klausel ein, durch die sie verpflichtet werden, eine Weberei zu errichten, in der zweihundert Arbeitsplätze geschaffen werden sollen. Anhaltend gute Umsatzzahlen lassen die Eigentümer annehmen, eine solche Auflage gewinnbringend realisieren zu können. 1928 ist der Neubau fertiggestellt, der mehr als doppelt so groß ist wie die alte Fabrikationsstätte. Außerdem wird ein Kontorhaus gepachtet, und mit der Stadt kommt man überein, daß diese die vorhandene Wasserkraftanlage übernimmt, als Gegenleistung aber die Firma ›S & A Wassermann‹ mit Strom versorgt.¹⁴

Sowohl für den Neubau als auch für den Erwerb des entsprechenden Maschinenparks müssen die Brüder Wassermann Bank- und Lieferantenkredite aufnehmen. Der gute Ruf der Firma ermöglicht dies problemlos, schließlich ist die Leinenweberei Lieferant für die großen Schifffahrtslinien Hapag, Norddeutscher Lloyd und Hamburg-Südamerika-Linie sowie für zahlreiche staatliche Institutionen wie Krankenhäuser, Post und Reichsbahn. Die Fremdfinanzierung bedeutet eine erhebliche Zinslast, die aber bei gleichbleibender Konjunktur durchaus tragbar gewesen wäre. Zu diesem Zeitpunkt ist es noch nicht absehbar, daß bereits im Herbst 1929 die Weltwirtschaftskrise erhebliche Einbrüche in den Umsatzzahlen auslösen wird. Die Abhängigkeit von öffentlichen Auftraggebern führt daraufhin bei der Göttinger Firma zu massiven Schwierigkeiten. Bereits 1930 kann sie ihren Verpflichtungen nicht mehr nachkommen und muß mit ihren Gläubigern ein Moratorium herbeiführen. Aufgrund rückläufiger Einnahmen scheitert aber auch dieses, so daß am 10. Juni 1932 vor dem Amtsgericht Göttingen ein Vergleichsverfahren eröffnet wird.¹⁵

13 Alex Bruns-Wüstefeld hat eine umfassende Untersuchung zu »Arisierungen« in Göttingen erarbeitet. Der Autor stellte mir freundlicherweise Auszüge des Manuskripts vorab zur Verfügung. Vgl. zur folgenden Firmengeschichte daher auch: Bruns-Wüstefeld, *Lohnende Geschäfte* (1997), S. 193-198.

14 Vgl. Gutachten des Wirtschaftsprüfers Hodemacher, Hannover, o. Datum (1952), in: StH, WgA 54/49.

15 Vgl. Gerichtsakten des Amtsgerichts Göttingen über das Vergleichsverfahren 1932, in: StH, WgA 54/49.

In einem Gutachten, das in den fünfziger Jahren im Rahmen des Rückerstattungsverfahrens erstellt wird, macht der berufene Wirtschaftsprüfer insbesondere drei Gründe für den Niedergang der Leinenweberei verantwortlich. Zum einen seien die hohe Zinsen für den Kredit eine enorme Belastung gewesen, zum zweiten habe sich die Weltwirtschaftskrise in der Textilindustrie erheblich ausgewirkt, und zum dritten sei die Situation durch die hohen Privatentnahmen der Besitzer noch zusätzlich verschärft worden.¹⁶

Die vorliegenden Quellen bestätigen den Eindruck, daß die drei genannten Faktoren für den Niedergang der Firma verantwortlich sind. Die in den Jahren zuvor getätigten Investitionen allein hätten bei anhaltend guter Auftragslage nicht zum Konkurs geführt. Die überraschend einsetzende Wirtschaftskrise ist als eine wesentliche Ursache für den Niedergang anzusehen, allerdings haben wohl auch die Privatentnahmen der Eigentümer ihren Beitrag geleistet. Die Brüder Wassermann scheinen ihr kaufmännisches Vorgehen nicht auf die veränderte Situation nach den Kreditaufnahmen und den einbrechenden Umsatzzahlen eingestellt zu haben.

Im Vergleichsverfahren 1932 zeigt sich die Leinenweberei als schwer angeschlagener Betrieb. Allerdings kommt es trotz erheblicher Bedenken der beteiligten Gläubiger und der Industrie- und Handelskammer im November 1932 zum Abschluß eines Vergleichs, nach dem allein Otto Wassermann in der Geschäftsführung verbleibt und fortan gemeinsam mit einem branchenkundigen Treuhänder die Firma leitet. Die Brüder Ernst und Fritz Wassermann scheiden aus der Firmenleitung aus und sind als Reisende für die Firma tätig, Ernst im Raum Frankfurt und Fritz in Hamburg. Sie sind nicht mehr befugt, Kapital zu entnehmen, sondern erhalten eine Vergütung auf Provisionsbasis.¹⁷

Als die Nationalsozialisten 1933 die Macht übernehmen, befindet sich die Firma ›S & A Wassermann‹ also in einer schwierigen wirtschaftlichen Lage. In den nächsten Jahren wirkt sich die jüdische Herkunft ihrer Besitzer zusätzlich negativ aus, obwohl es Otto Wassermann 1934 gelingt, die Umsatzzahlen wieder zu steigern und damit den Betrieb etwas zu stabilisieren. Es ist weniger der antijüdische Boykott, der die weitere Geschäftsentwicklung prägt, als vielmehr das Bestreben der Industrie- und Handelskammer, der Parteistellen sowie der Stadt Göttingen, die jüdischen Besitzer auszuschalten. In einem Schreiben der Industrie- und Handelskammer vom 19.7.1933 an den Regierungspräsidenten Hildesheim wird »das schwerste Hemmnis für den Fortbestand der Firma« in den »Personen der gegenwärtigen Firmeninhaber« gesehen.¹⁸ Gleichzeitig möchte aber die Stadt Göttingen nicht das Risiko eingehen, die etwa 200 bestehenden Arbeitsplätze der Firma durch endgültigen Konkurs zu verlieren. Allerdings werden im Frühsommer 1933 die Vertreterverträge mit Ernst und Fritz Wassermann gekündigt.

16 Vgl. Gutachten Hodemacher, in: StH, WgA 54/49.

17 Vgl. Gerichtsakten des Amtsgerichts Göttingen über das Vergleichsverfahren 1932, in: StH, WgA 54/49.

18 Vgl. Schreiben der Industrie- und Handelskammer vom 19.7.1933, in: NHA, Nds. 110 W Acc. 60/94 Nr. 106.

Der Wunsch nach schneller »Arisierung« des Unternehmens zieht sich noch über zwei Jahre hin, denn vor dem Verkauf muß der Betrieb saniert werden. Die Commerz- und Privatbank stellt 1934 dafür Kapital zur Verfügung, gleichzeitig wird die Unternehmensleitung auf die Firma Reise & Co aus Mühlhausen/Thüringen übertragen. Otto Wassermann scheidet im Juli 1934 aus der Geschäftsführung aus. Der Betriebsleiter Fremdling, langjähriger Mitarbeiter der Firma, sowie der von der Gauleitung bestimmte Geschäftsführer Pfeiffer führen nun das Unternehmen im Sinne von Partei und Regierungspräsident. Die Schulden werden weiter abgebaut, die Gesundung des Unternehmens schreitet voran. Ende 1935 kündigt die Commerz- und Privatbank sämtliche Kredite, um die jüdischen Inhaber zum Verkauf zu zwingen. Diese müssen sich den Forderungen ihrer Gläubiger beugen und verkaufen am 10. Januar 1936 ihre Firma an die Göttinger Leinenweberei GmbH.¹⁹

Hinter dieser Firma, die eigens für die Transaktion gegründet wurde, verbergen sich als Gesellschafter der Kaufmann Emil Reise sowie Rudolph Pfeiffer, beide bereits während des Vergleichsverfahrens als Unternehmensleitung beziehungsweise Geschäftsführer tätig. Die Käufer übernehmen sämtliche aus der dem Vertrag beigelegten Bilanz von 1935 ersichtlichen Passiva, die 35.695 Reichsmark betragen haben sollen. Eine weitere Zahlung an die Brüder Wassermann erfolgt nicht.

Mit dem Verkauf der Leinenweberei ist die Ausschaltung der jüdischen Firmenbesitzer endgültig vollzogen. Die Göttinger Leinenweberei GmbH erwirbt den Betrieb ohne jegliche Zahlung, denn die in der Bilanz aufgeführte Verschuldung ist als solche nur aus steuerlichen Gründen ausgewiesen. In dem bereits genannten Gutachten von 1952 kommt der Wirtschaftsprüfer zu dem Ergebnis, »daß der am 10.1.36 vereinbarte Kaufpreis – Nr. 4 U R 1936 des Notars Dr. Emil Beyer in Göttingen – kein angemessener im Sinne 3 Absatz 2 des REG gewesen ist. Ein angemessener Kaufpreis hätte vorgelegen, wenn an den Antragsteller eine Summe von 282.000,- gezahlt worden wäre als Äquivalent für das von ihm übergebene Unternehmen.«²⁰

Zusammenfassend kann festgehalten werden, daß für das Vergleichsverfahren im Herbst 1932 die Zinsbelastung, die Weltwirtschaftskrise sowie die hohen Privatentnahmen der Inhaber verantwortlich sind. Dieser Niedergang der Leinenweberei erfolgt relativ unabhängig von den politischen Veränderungen, die mit dem Machtzuwachs der NSDAP einhergehen. Es ist daher nicht zutreffend, daß die Firma »S & A Wassermann« bereits 1933 durch die Stadt Göttingen »konfisziert« wird, wie Hans Wassermann es erinnert. Vielmehr scheidet sein Vater Fritz bereits 1932 aus der Leitung aus, als die Firma beim Amtsgericht Göttingen Vergleich anmelden muß. Andererseits ist es zweifelsohne richtig, daß seit 1933 auf den in der Geschäftsführung verbleibenden Onkel von Hans Wassermann erheblicher Druck ausgeübt wird, um das Unternehmen seinen jüdischen Besitzern zu entziehen. Es ist nicht davon auszugehen, daß die Brüder Wassermann ohne den Regierungswechsel 1933 zu einem Verkauf oder zum Konkurs gezwungen gewesen wären, zumal sich die wirtschaftliche Situation bereits 1934 bessert.

19 Vgl. Kaufvertrag vom 10.1.1936, in: StH, WgA 54/49.

20 Vgl. Gutachten Hodemacher, in: StH, WgA 54/49.

In den Erinnerungen von Hans Wassermann erscheinen diese Zusammenhänge als konstruierte Synthese, indem die Ereignisse von 1932 mit denen der »Arisierung« in den folgenden Jahren bis Januar 1936 zu einem einzigen Punkt verschmelzen. Das spätere Wissen, daß mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten 1933 die Verfolgung ihren Anfang nahm, wird dazu beigetragen haben, daß der Zeitzeuge die Enteignung des Familienbetriebs in diesem Jahr ansiedelt. Aber noch ein weiterer Aspekt ist von Bedeutung. Hans Wassermann berichtet, daß er mit seinen Eltern und den beiden Geschwistern 1934 nach Hamburg zur Familie der Mutter gezogen sei, da sie in Göttingen durch SA-Posten massiv bedroht worden seien. Man habe sie zu der sofortigen Räumung ihrer Wohnung in der Schillerstraße zwingen wollen. Er erinnert sich, wie ein SA-Mann seinen Vater mit einer Pistole bedroht habe.²¹

Durch diese antijüdischen Gewaltaktionen aus den Reihen örtlicher NS-Verbände fühlen sich die Wassermanns massiv unter Druck gesetzt. Die Situation der jüdischen Bevölkerung in Hamburg, wo der Vater ja bereits seit 1932 als Vertreter seiner Firma tätig ist und wohin zudem familiäre Beziehungen bestehen, stellt sich ihnen günstiger dar als das eher provinzielle Umfeld in Südniedersachsen. Zusätzlich mag es den Wassermanns als vorteilhaft erschienen sein, an dem Arbeitsort des Vaters zu wohnen.

Aufgrund verschiedener anderer Quellen läßt sich nun zeigen, daß dieser Umzug nach Hamburg bereits im April 1933 erfolgt und nicht, wie Hans Wassermann sich erinnert, ein Jahr später.²² Da der Wohnungswechsel nach Hamburg für den inzwischen Zwölfjährigen sehr viel bedeutsamer gewesen sein wird als die für ihn vermutlich undurchsichtigen, wirtschaftlichen Probleme seiner Eltern, erklärt es sich, warum das Jahr 1933 im Interview einen solch tiefen Einschnitt darstellt. Die Familie erfährt unmittelbar nach der Machtübernahme erste massive Angriffe von seiten der neuen Machthaber und entschließt sich daraufhin zum sofortigen Ortswechsel nach Hamburg, wo der Vater bereits seit mehreren Jahren – ab Sommer 1932 als Vertreter seiner eigenen Firma – arbeitet.

Das Ehepaar Wassermann bezieht mit ihren drei Kindern eine 5-Zimmer-Wohnung in der HansasträÙe, die im Stadtteil Rotherbaum liegt. Zunächst wird sich die Hoffnung der Familie, in Hamburg vor antisemitischen Angriffen geschützter zu sein, bestätigt haben. Die Anonymität der Großstadt bietet zu dieser Zeit, zumal für assimilierte Juden, noch die Möglichkeit, nicht in dem Maße zur Angriffsfläche der neuen Machthaber zu werden wie es die Göttinger Familie bereits in der Provinz er-

21 Vgl. Interviewtranskript, S. 2.

22 Vgl. dazu: Hamburger Adreßbuch II (1934). In dem Adreßbuch von 1934, das durch einen frühen Redaktionsschluß immer nur den Stand des Vorjahres wiedergeben kann, ist die Familie Wassermann bereits in der HansasträÙe gemeldet. Diese Zeitangabe bestätigt sich auch in den Akten der Oberrealschule Eimsbüttel, die Hans Wassermann nach dem Umzug nach Hamburg besucht. Bereits für das Schuljahr zwischen Ostern und Dezember 1933 liegt sein Klassenspiegel der Klasse V vor. Vgl. Staatsarchiv Hamburg (StaHH), Oberrealschule Eimsbüttel, Sign. F 1 d, Bd. 5. Zudem läßt sich aus der Abgangsliste der Schule entnehmen, daß Hans Wassermann bereits Ostern 1933 auf die Oberrealschule Eimsbüttel kommt. Vgl. StaHH, Oberrealschule Eimsbüttel, Sign. F 1 e, Abgangslisten.

leben mußte. Außerdem hat Hamburg eine große jüdische Gemeinde, die 1926 mehr als 20.000 Mitglieder zählt.²³ Die Wassermanns wohnen in einem Stadtteil, in dem der Anteil der jüdischen Bevölkerung mit über 15 % für Hamburg am höchsten liegt. Gemeinsam mit den umliegenden Stadtteilen Harvestehude und Eppendorf leben westlich der Alster etwa 63 % aller Hamburger Juden.²⁴ Auch die mütterliche Verwandtschaft, der Großvater Ludwig Herz sowie Bruder Philipp und Schwester Meta, wohnen in unmittelbarer Nähe, so daß die Hinzugezogenen von dieser Seite Unterstützung erhalten. In dem Mietshaus in der Hansastrasse gibt es 1933 insgesamt acht Mietparteien, fünf »christliche«, wie Hans Wassermann sie nennt, und drei jüdische Familien.²⁵ Die Hausgemeinschaft beschreibt er für diese Phase noch als positiv; man habe zu einzelnen Nachbarn ein durchaus freundschaftliches Verhältnis gepflegt.²⁶

»Und ich ging dann zu einer Oberrealschule in Hamburg. Und mein Bruder und meine Schwester fingen gleich an zu arbeiten. Mein Bruder fing an bei Gebrüder Robinsohn, ein großes Kleidergeschäft, und meine Schwester bei Gebrüder Hirschfeld, because Juden konnten nicht mehr bei arischen Geschäften arbeiten. Und ich ging zur Schule. [...] Aber leider wurden wir immer weniger jüdische Schüler, weil viele dann auswanderten und viele gingen dann in die ... , umgeschult in die jüdische Schule. Und im Jahre 1936 mußte ich die Schule verlassen. Da war ich eh, 15 Jahre alt, wurd' ich rausgeworfen, weil die höheren Schulen durften keine jüdischen Studenten mehr haben oder Kinder mehr haben.«²⁷

Hans Wassermann besucht seit Ostern 1933 die Oberrealschule in Eimsbüttel. Die 1892 in der Weidenallee 65 eröffnete Schule trägt zunächst den Namen »Realschule in Eimsbüttel«. Nachdem ihr 1904 Oberstufenklassen angegliedert werden, wird sie zur Oberrealschule. Mit dem Umzug 1912 an das Kaiser-Friedrich-Ufer zieht sie in Gebäude, die sie auch 1933 noch nutzt.²⁸ Bereits wenige Wochen nach der Machtübernahme erläßt die Regierung erste Maßnahmen zur Ausgrenzung und Absonderung jüdischer Schülerinnen und Schüler. Am 25.4.1933 legt das »Gesetz gegen die Überfüllung deutscher Schulen und Hochschulen« fest, daß bei Neuaufnahmen darauf zu achten sei, daß Reichsdeutsche »nicht arischer Abstammung [...] unter der Gesamtheit der Besucher der Schule (und jeder Fakultät, Anm.i.O.) den Anteil der Nichtarier an der reichsdeutschen Bevölkerung nicht übersteigt«.²⁹ In einer Durchführungsverordnung wird der Anteilssatz auf 1,5 % festgeschrieben, wo-

23 Nach Lorenz muß allerdings für das Jahr 1933 wohl von weniger als 20.000 Gemeindemitgliedern ausgegangen werden. Die amtliche Volkszählung in diesem Jahr ergab 16.885 als »Glaubensjuden« geltende Personen. Vgl. Lorenz, *Die jüdische Gemeinde Hamburg* (1991), S. 94.

24 Diese Zahlenangabe bezieht sich auf das Jahr 1925. Zu dieser Zeit lebten im Stadtteil Rotherbaum 4.681 Juden. Vgl. Wamser/Weinke, *Ehemals in Hamburg zu Hause* (1991), S. 11-17.

25 Vgl. Vieth, *Von der Hallerstraße 6/8* (1991), S. 63.

26 Vgl. Interviewtranskript, S. 8.

27 Ebd., S. 2f.

28 Zur Geschichte der Oberrealschule Eimsbüttel vgl.: StaHH, *Oberrealschule Eimsbüttel*; ferner: Oberschulbehörde II, *Höheres Schulwesen A 9 Nr. 1*; Oberschulbehörde VI, Sign. F I a 11, 602; Oberschulbehörde VI, Sign. F I 21, Bd. III, 353.

29 »Gesetz gegen die Überfüllung deutscher Schulen und Hochschulen« vom 25.4.33 (§4), in: Walk, *Sonderrecht* (1981), S. 17f.

bei insgesamt nicht mehr als 5 % jüdische Schüler geduldet werden. Ausgenommen von dieser Regelung sind Juden, deren Väter Kriegsteilnehmer waren sowie diejenigen, die im Sinne der nationalsozialistischen Rassenideologie als »Halbjuden« angesehen werden.³⁰ Da dieser Erlaß unmittelbar vor Schulbeginn 1933 erfolgt, wendet sich das Reichsministerium des Innern bereits am 11.4.33 an die Unterrichtsverwaltungen der Länder und ordnet an, den Schulbeginn auf den 2. Mai 1933 zu verschieben, um eine ordnungsgemäße Durchführung des Gesetzes zu ermöglichen.³¹ In Hamburg werden im Frühjahr 1933 die gesetzlichen Maßnahmen wortgetreu vollzogen, so daß es in verschiedenen Schulen, überwiegend in den Stadtteilen, in denen der Anteil jüdischer Bevölkerung hoch ist, zu ersten Abschlüssen kommt, da die Anteilssätze, wie sie das Gesetz vorschreibt, auch innerhalb der einzelnen Schulen einzuhalten sind. Von dieser Maßnahme ist Hans Wassermann allerdings nicht betroffen. Zum einen liegt die Oberrealschule Eimsbüttel unterhalb der vorgeschriebenen Prozentzahl, zum anderen fällt Hans Wassermann unter die »Schutzbestimmungen«, da sein Vater Frontkämpfer war.³² Ansonsten scheint sich aber die Schule bereits 1933 auf nationalsozialistischem Kurs zu befinden, denn im September beantragt der Schulleiter bei der Landesunterrichtsbehörde – allerdings erfolglos – die Umbenennung der Schule in »Friedrich Ludwig Jahn – Oberrealschule«, wodurch er Jahn als Vater des »Wehrturnens« eine besondere Ehrung erweisen wolle.³³

Hans Wassermann ist nach den Klassenspiegeln der Schule ein durchschnittlicher bis schwacher Schüler. 1935/36 sind seine Leistungen insgesamt kaum noch ausreichend, so daß seine Versetzung gefährdet ist. Über das Klima an der Oberrealschule berichtet er selbst nichts, den Klassenspiegeln ist aber zu entnehmen, daß zahlreiche seiner Mitschüler inzwischen als Rotten- und Kameradschaftsführer in den NS-Jugendorganisationen aktiv mitwirken.³⁴ Für die wenigen jüdischen Jungen wird dies vermutlich Ausgrenzung, Diskriminierung und Anfeindungen bedeutet haben.³⁵

Den Akten der Schulbehörde zufolge verläßt Hans Wassermann im Frühjahr 1937 die Schule. Daß er selbst meint, bereits 1936 abgeschult worden zu sein, mag ein an sich unbedeutender Fehler im Detail sein, denn er erinnert sich tatsächlich richtig, daß er zu diesem Zeitpunkt fünfzehn Jahre alt ist. Im Abgangszeugnis vom 15. März 1937 heißt es über den Schüler Hans, er sei willig und rege dem Unterricht gefolgt und habe durchweg genügende, teilweise gute Leistungen erzielt. Sein Haus-

30 Vgl. ebd., S. 18.

31 Vgl. Schreiben des Reichsministers des Innern vom 11.4.1933 an die Unterrichtsverwaltungen der Länder, in: StaHH, Oberschulbehörde VI, Sign. F I a 11, 602.

32 Vgl. Verzeichnis der Schulen in Hamburg über die Durchführung des Gesetzes bei den Neuaufnahmen (1933), in: StaHH, Oberschulbehörde VI, Sign. F I a 11, 602.

33 Vgl. Schreiben des Schulleiters der Oberrealschule Eimsbüttel vom 20.9.33, in: StaHH, Oberschulbehörde II, Höheres Schulwesen A 9 Nr. 1.

34 Vgl. Klassenspiegel der Oberrealschule Eimsbüttel 1933-1937, in: StaHH, Oberrealschule Eimsbüttel, Sign. F 1 d, Bd. 5 und 6.

35 Zur Situation jüdischer Schüler in Hamburg vgl.: Randt, Carolinenstraße 35 (1984); Hochmuth/Lorent, Hamburg: Schule unterm Hakenkreuz (1985); Lehberger/Lorent, »Die Fahne hoch.« (1986); Lehberger, Entrechtet – vertrieben – ermordet – vergessen (1988); Randt, Zur Geschichte des jüdischen Schulwesens (1991), S. 113-129.

fleiß und sein Betragen hätten zu Klagen nie Anlaß gegeben.³⁶ Nach vier Jahren Schulbesuch in Eimsbüttel wird Hans Wassermann, obwohl er laut Zeugnis das Klassenziel erreicht hat, aus der Klasse III b 1 (Untertertia) entlassen, um – so die Eintragung – einen Beruf zu ergreifen.³⁷ Nach den Akten soll es sich also um eine reguläre Schulentlassung handeln, nach der ein Schüler am Ende seiner neunjährigen Pflichtschulzeit abgeht, um eine Lehre zu beginnen. Herr Wassermann allerdings erinnert sich, er sei »rausgeworfen« worden, da es jüdischen Schülern verboten worden sei, höhere Schulen zu besuchen.³⁸

1937 gibt es noch keine Verordnung, die den Besuch öffentlicher Schulen für Juden verbietet. Eine solche wird erst am 15. November 1938 erlassen, allerdings stellt sich die Praxis auch in Hamburg zuvor bereits anders dar.³⁹ Zahlreiche jüdische Kinder und Jugendliche wechseln auf die Talmud-Tora-Oberrealschule beziehungsweise auf die Mädchen-Realschule in der Carolinenstraße, weil sie das antisemitische Klima und die täglichen Diskriminierungen von Lehrern und Mitschülern nicht mehr ertragen können, andere müssen aus Kostengründen die Schulen verlassen.⁴⁰

Letztlich können anhand der Quellen die Gründe, die zur Schulentlassung von Hans Wassermann führen, nicht eindeutig geklärt werden. Ein »Rauswurf« ist in den Akten möglicherweise als reguläre Schulentlassung getarnt worden. Auch andere Zusammenhänge mögen eine Rolle spielen: Wenn es Anfang 1937 auch keine gesetzliche Grundlage für die Abschlusung aus »rassischen« Gründen gibt, so mag Hans Wassermann es als unmöglich angesehen haben, sich weiterhin dem zunehmenden Druck auszusetzen. Darüber hinaus kann es von Bedeutung gewesen sein, daß die wirtschaftliche Situation der Familie Wassermann – wie die vieler anderer jüdischer Familien – Mitte der dreißiger Jahre zunehmend schwieriger wird. Der Vater verfügt seit Jahren nicht mehr über Einnahmen aus dem Familienbetrieb, ihm wird bereits Mitte 1933 sein Vertretervertrag gekündigt. Welcher Beschäftigung er anschließend nachgeht, bleibt unklar, allerdings deutet Hans Wassermann im Interview an, daß seine Eltern bereits ab 1933 regelmäßig Wertgegenstände verkaufen müssen. »Man mußte ja wovon leben.«⁴¹

Im Interview macht der Zeitzeuge seine Erzählperspektive deutlich, in die die persönliche Bedeutung der geschilderten Ereignisse einfließt. Ein Jugendlicher zwischen zwölf und fünfzehn Jahren empfindet die Ausgrenzung, durch die er als »minderwertig« abgestempelt wird, als besonders verletzend, orientiert er sich doch gerade in dieser Altersphase an außerfamiliären Wertmaßstäben. Das Klima der dreißiger Jahre in Hamburg ist für Hans Wassermann mit Ausgrenzungs- und Diskriminierungserfahrungen verbunden, durch die er nicht nur sozial isoliert wird, sondern durch die er be-

36 Vgl. Kopie des Abgangszeugnisses der Oberrealschule in Eimsbüttel vom 15.3.1937, in: Wiedergutmachungsamt Hamburg (WAHH), Akte Wassermann, Wg 150921, Bl. 102.

37 Vgl. StaHH, Oberrealschule Eimsbüttel, Sign. F 1 e, Abgangslisten.

38 Vgl. Interviewtranskript, S. 3.

39 Vgl. Walk, Sonderrecht (1981), S. 256.

40 Vgl. Louven, Jüdische Schüler und Schülerinnen (1993), S. 26-33.

41 Interviewtranskript, S. 5.

reits als Jugendlicher eine Entwertung seiner eigenen Person erfahren muß. Wenn man ihn vielleicht auch nicht direkt aus der Schule wirft, so doch auf jeden Fall aus einer Gesellschaft, zu der er sich bisher zugehörig fühlte, die sich aber nun als »Volksgemeinschaft« versteht. Es ist daher kein Zufall, daß Herr Wassermann im Interview ausführlicher von den umfangreichen gesetzlichen Maßnahmen berichtet, durch die der NS-Staat die Aussonderung der jüdischen Bevölkerung vorantreibt.⁴² Herr Wassermann drückt dieses Gefühl in dem Bild aus, es sei so gewesen, als wenn man jemanden aufhänge und die Schnur langsam, aber stetig zuziehe.⁴³

Nach der Schulentlassung im Frühjahr 1937 beginnt Hans Wassermann eine Lehre als Im- und Exportkaufmann bei der Firma Arndt & Cohn in Hamburg. Der Traditionsbetrieb zählt zu einer der größten Handelsfirmen mit Südafrika. Der Lehrling Wassermann erhält eine kaufmännische Ausbildung. In einem 1946 ausgestellten Zeugnis der Firmenleitung wird Hans Wassermann als fleißig und arbeitswillig charakterisiert, er habe immer eine gute Auffassungsgabe und einwandfreies Verhalten bewiesen.⁴⁴ Das Unternehmen, das 1937 noch in jüdischem Besitz ist, wird ein Jahr später »arisiert« und führt danach den Namen »Arcona«. Hans Wassermann beendet dort trotz des Besitzerwechsels am 1. April 1940 seine dreijährige Lehre.

In diese Zeit fällt die Pogromnacht am 9. November 1938. Ausgelöst durch das Attentat des 17jährigen Herschel Grünschan auf den deutschen Legationssekretär Ernst vom Rath in Paris, der am 9. November an den Folgen stirbt, ergreifen die Nationalsozialisten diese Gelegenheit, um ihren antisemitischen Feldzug in eine weitere Dimension der Vertreibung und Zerstörung zu führen. Auch in Hamburg werden Synagogen und Geschäfte zerstört, und es kommt zu massenhaften Verhaftungen von Hamburger Juden. In einem Artikel des Hamburger Fremdenblattes vom 10.11.1938 heißt es in propagandistischer Verzerrung unter der Schlagzeile »Spontane antijüdische Kundgebungen«:

»In den gestrigen Nachmittagsstunden verbreitete sich auch in Hamburg die Meldung, daß der deutsche Gesandtschaftsrat vom Rath den schweren Verletzungen erlegen ist, die er durch die Schüsse des jüdischen Mordbubens erhalten hatte, wie ein Lauffeuer. [...] In der Nacht kam es daraufhin zu spontanen Kundgebungen der Bevölkerung. In ihrer Empörung fanden sich Gruppen zusammen, die vor einige große jüdische Geschäfte der Innenstadt zogen und deren Fensterscheiben zertrümmerten. Wie sich von selbst versteht, wurde nirgendwo auch nur die geringste Plünderung vorgenommen. Von persönlichen Ausschreitungen gegen Juden ist nichts bekannt. Kundgebungen spielten sich ab [...] bei den Damenkonfektionsgeschäften Hirschfeld und Robinsohn am Neuenwall.«⁴⁵

Diese verharmlosende Darstellung entspricht bei weitem nicht den Realitäten.

42 Es ist unmöglich, hier alle antijüdischen Gesetze des NS-Staates aufzuführen. Daher hier nur der Hinweis auf Walk, Sonderrecht (1981).

43 Vgl. Interviewtranskript, S. 3.

44 Vgl. Zeugnis der Firma Arcona vom 12.12.1946, in: WAHH, Akte Wassermann Wg 150921, Bl. 61.

45 Artikel im Hamburger Fremdenblatt vom 10.11.38, in: Archiv der Forschungsstelle für Zeitgeschichte (AdF), Judenverfolgung 1933-1945, Ordner 6263.

Sowohl in der Innenstadt als auch in den Stadtgebieten westlich der Alster herrscht in diesen Novembertagen Gewalt, Zerstörung und Verwüstung. Wolfgang Benz nennt den Pogrom von 1938 einen »Rückfall in die Barbarei«. Die bestehende Judenfeindschaft, wie sie sich seit der Machtübernahme in antijüdischen Gesetzen und Boykottaktionen gezeigt habe, sei damit umgeschlagen in die primitiven Formen physischer Verfolgung. Die »Reichskristallnacht« bilde daher den Scheitelpunkt des Wegs zur Endlösung.⁴⁶

Die Familie Wassermann bekommt diese Radikalisierung antisemitischer Hetze und Verfolgung persönlich zu spüren.

»Mein Bruder kam damals in das Konzentrationslager nach Sachsenhausen. Die hat man von Robinsohn, alle jüdischen Männer abgeholt. Und mein Vater sollte auch abgeholt werden, aber als er zur, eh, zum Polizei kam, zum Polizeirevier, um sich nach meinem Bruder zu erkundigen, da sagte der eine Offizier zu ihm: ›Wassermann, komm' mal zu mir rein.‹ Mein Vater kannte ihn nicht näher und sagte: ›Was ist denn los?‹ – Sagt er: ›Du kennst mich nicht mehr? Wir ham doch im Ersten Weltkrieg, in Verdun zusammengefight. Verschwinde! Geh' hinten raus, damit ich nicht weiß, daß Du hier warst.‹ Dadurch hat mein Vater sich verstecken können. Und er ist also nicht ins KZ gekommen. Und mich hat man auch nicht abgeholt, weil ich bei Arndt & Cohn, das war damals schon arisiert, gearbeitet habe. So, mein Bruder kam dann im, glaube im März, kam zurück und eh, war in der Lage, nach England zu gehen.«⁴⁷

Hans Wassermann berichtet im Interview sehr sachlich, wie sich die mit dem Novemberpogrom einsetzende Verschärfung der Judenverfolgung für ihn darstellt. Sein Bruder Kurt Egon, zu dieser Zeit 23 Jahre alt und als kaufmännischer Angestellter im Konfektionshaus Robinsohn beschäftigt, gerät in die Verhaftungswelle und wird ins Konzentrationslager Sachsenhausen verschleppt.⁴⁸ Dorthin kommen in den Wochen nach der Reichspogromnacht 6.000-10.000 Juden aus dem gesamten Reichsgebiet.⁴⁹ Sie werden einige Wochen festgehalten, unter menschenunwürdigen Bedingungen in Baracken gefeuchtet und terrorisiert. Mehrere Hundert Juden werden kurz nach ihrer Einlieferung umgebracht. Nach vorliegenden Entlassungslisten des KZ Sachsenhausen wird Kurt Egon Wassermann am 11. Januar 1939 wieder auf freien Fuß gesetzt.⁵⁰ Unmittelbar nach seiner Rückkehr nach Hamburg beschleunigt er – gemäß der Entlassungsaufgaben – seine bisherigen Vorbereitungen für die Auswanderung, denn bereits für Ende Januar liegt ein Schriftwechsel mit der Devisenstelle des Oberfinanzpräsidenten als eine der zuständigen Behörden für die Emigrati-

46 Vgl. Benz, *Die Juden in Deutschland 1933-1945* (1988), S. 499. Vgl. auch: Focke/Rautenberger, *Als die Synagogen brannten* (1979); Pehle, *Der Judenpogrom 1938* (1988); speziell zu Hamburg vgl.: Sielemann, *Fragen und Antworten* (1997), S. 237-263.

47 Interviewtranskript, S. 3f.

48 Vgl. zu den Modegeschäften Robinsohn und Hirschfeld: Ludwig, *Boycott-Enteignung-Mord* (1992), S. 213-225; Robinsohn, *Ein Versuch, sich zu behaupten* (1958), S. 197-206; zu den Einlieferungen nach Sachsenhausen vgl. Sielemann, *Fragen und Antworten* (1997), insbes. S. 257ff.

49 Vgl. Herbert, *Best* (1996), S. 222.

50 Liste der politischen Abteilung des KZ Sachsenhausen von den zu entlassenden Häftlingen am 11. Januar 1939, In: *Archiv der KZ Gedenkstätte Sachsenhausen*, Sign. R 204 M 11, S. 209.

on vor.⁵¹ Nach diesen Unterlagen wandert der ledige Kurt Egon Wassermann Anfang März 1939 aus. Als Reiseziel seiner Schiffspassage wird Shanghai angegeben, wofür man zu dieser Zeit kein Einreisevisum benötigt. Aus Hamburg sollen etwa 300 Juden von dieser Fluchtmöglichkeit Gebrauch gemacht haben.⁵² Es ist zu vermuten, daß Kurt Egon Wassermann von Shanghai aus nach England eingewandert ist, wo er bis zu seinem Tod 1975 lebte.

In der Erinnerung von Hans Wassermann hat es sich während der Verhaftungsaktionen im November 1938 wiederum vorteilhaft ausgewirkt, daß sein Vater Teilnehmer des Ersten Weltkrieges war. Die im Interview erzählte Szene auf dem Polizeirevier kennt er selber nur über Dritte, allerdings verdeutlicht er damit, daß sein Vater zu diesem Zeitpunkt allein durch die Hilfe eines anderen verschont bleibt. Nicht mehr der Staat ist die Instanz, die den ehemaligen Weltkriegsteilnehmern einen gewissen Schutz bietet, sondern allein private Kontakte retten den Vater vor der Verhaftung. Hans Wassermann berichtet weiterhin, sein Vater habe immer zu ihm gesagt: »Hör mal zu mein Junge, die meinen ja uns nicht, die meinen erstmal die polnischen Juden. Ich bin doch ein Front-, Frei eh, Frontkämpfer von 14/18. Uns werden sie nichts machen. Das kommt und das geht.«⁵³

Eine solche Einschätzung der Situation ist in den dreißiger Jahren unter den deutschen Juden durchaus verbreitet. Allerdings wandelt sich diese Einstellung auch bei den Wassermanns nach dem Novemberpogrom. Durch die Verhaftung des Bruders wird der Familie auf erschreckende Weise deutlich, daß es langfristig auch für sie keinen Schutz vor willkürlichen Verhaftungen geben wird. Die Wassermanns bemühen sich ab 1938 daher um eine Möglichkeit, ins Ausland zu fliehen. Allerdings sind dafür Bürgschaftserklärungen, Einreisevisa und ein gewisses Barvermögen notwendig, die sich nicht ohne weiteres beschaffen lassen. Außerdem berichtet Hans Wassermann, daß die Aufnahmeländer zu dieser Zeit nur sehr begrenzt bereit gewesen seien, Flüchtlinge ohne Vermögen aufzunehmen. Seine Familie habe selbst wenig Kontakte ins Ausland gehabt, die beiden Brüder des Vaters Otto und Ernst Wassermann seien zu dieser Zeit mittellos nach England beziehungsweise Irland emigriert.

Die nach dem Novemberpogrom 1938 einsetzende Fluchtwelle vollzieht sich unter gänzlich anderen Bedingungen als die Emigrationen in den Jahren zuvor. Die Politik des NS-Staates gleicht nun einer Ausplünderung, durch die die Betroffenen, selbst wenn sie noch in Deutschland über Vermögen verfügen, kaum etwas von ihrem Besitz ins Ausland retten können. »Reichsfluchtsteuer«, »Judenvermögensabgabe« und die sich immer wieder ändernden Bestimmungen der Devisengesetzgebung dienen faktisch als Mittel der Enteignung. Außerdem herrscht in den Aufnahmeländern zu dieser Zeit bereits eine starke Reglementierung der Einwanderung, auch wenn diese Vorschriften 1938 kurzfristig gelockert werden. Für viele Ausreisewillige besteht aber das Problem,

51 Vgl. StaHH, Oberfinanzpräsident, Sign. FVg 3610.

52 Vgl. AdF, Hans Schwarz Nachlaß, Ordner: NS-Herrschaft, Judenverfolgung, Emigration, Sign. 13-3-0-3.

53 Interviewtranskript, S. 10.

durch die jahrelange Verarmung nicht mehr über die notwendigen finanziellen Mittel für fällige Abgaben, Reise- und Transportkosten zu verfügen. Bis zum Verbot der legalen Auswanderung im Oktober 1941 verlassen etwa 8.000-10.000 Juden die Hansestadt, allein über 4.000 sollen in den Monaten nach der Pogromnacht emigriert sein.⁵⁴ Den Wassermanns gelingt eine Flucht nicht. Mit dem Kriegsbeginn im September 1939 verschärft sich die Situation nochmals. Weitere antijüdische Gesetze bewirken eine zunehmende Isolierung und Erniedrigung der Betroffenen.⁵⁵ Abendliche Ausgangssperre, die Festlegung von bestimmten Einkaufszeiten in speziellen Geschäften, die mögliche Konzentration in sogenannten »Judenhäusern«, das Tragen des Judensterns sollen hier nur als einige wenige Beispiele genannt sein. Außerdem werden ab 1938 arbeits- und mittellose Juden zur Zwangsarbeit verpflichtet.⁵⁶ Nach dem Ende seiner Lehre im April 1940 ist auch Hans Wassermann von dieser Maßnahme betroffen.

»Das war nicht ein richtiges Konzentrationslager, es war ein SS-Mann da, und wir waren ungefähr 50 Juden. Und wir mußten ein Quantum eh, ausgraben. Und wer das geschafft hat, der konnte am Sonntag nach Hause fahren, das war near Buxtehude. Und wer nicht, wer's nicht geschafft hat, der mußte dableiben. Und natürlich war ich jung und stark, ich hab's immer geschafft. Aber das waren auch polnische Gefangene, ehemalige Soldaten und Frauen-Soldaten, die waren in der Nebenbaracke. Und die hat man noch viel mehr schlechter behandelt. Und eh, von unser, ich bin dagewesen bis ungefähr September, weil ich sehr schwer krank geworden bin, mit'm Magen und dann hat man mich nach Hause geschickt. Ich konnte effektiv nicht weiter.«⁵⁷

Zwischen 1938 und 1943 entstehen nicht nur im Hamburger Umland, sondern reichsweit Arbeitslager, in denen Juden zu äußerst kräftezehrenden Umgrabungs- oder Bauarbeiten verpflichtet werden.⁵⁸ Betroffen von der Zwangsrekrutierung sind überwiegend arbeits- und mittellose Juden, deren Zahl Ende der dreißiger Jahre aufgrund der antijüdischen Gesetzgebung des NS-Staates stetig anwächst. Auf Initiative der Arbeitsämter erfolgt daher deren Zwangsvermittlung an staatliche oder private Bauvorhaben. In Hamburg gehen diese Initiativen auf den Herbst 1937 zurück. In einem Brief des Arbeitsamtes Bassum an die Arbeitsfürsorge Hamburg wird anscheinend erstmals die Errichtung eines solchen Lagers erwogen. Die Anmerkung, daß es sich um schwere Erdarbeiten handele, wird mit dem Hinweis verbunden, daß daher »nur Nichtarier in Frage kommen«.⁵⁹ Mit Kriegsbeginn hat diese Rekrutierung aber auch arbeitsmarktpolitische Gründe, denn durch die Wehrmachtseinberufungen klaffen nun Lücken.

54 Vgl. Wetzel, Auswanderung aus Deutschland (1988), S. 413-498; Zürn, Forcierte Auswanderung (1991), S. 487-497.

55 Vgl. Walk, Sonderrecht (1981), Abschnitt III, IV.

56 Vgl. Erlaß zum Arbeitseinsatz arbeitsloser Juden vom 20.12.1938, in: ebd., S. 270.

57 Interviewtranskript, S. 7.

58 Vgl. Gruner, Terra incognita (1992), S. 131-159; Ders., Der geschlossene Arbeitseinsatz (1996).

59 Brief des Arbeitsamtes Bassum vom 8.9.1937 an die Hamburger Arbeitsfürsorge, in: StaHH, Sozialbehörde I, AW 40.30. Weitere Arbeitseinsätze gibt es 1937/38 in Harsfeld, ab Juni 1938 dann auch in Wöhlerst bei Buxtehude. Vgl. dazu auch: »Erlaß zum Arbeitseinsatz arbeitsloser Juden vom 20.12.1938«, in: Walk, Sonderrecht (1981), S. 270.

Die Juden aus den Großstädten werden ab 1938 häufig an Arbeitsplätze geschafft, die außerhalb ihrer Wohnorte liegen, wie es auch bei Hans Wassermann der Fall ist. Er wird in der Nähe von Buxtehude eingesetzt. Aufgrund der Entfernung von mehr als zwanzig Kilometern ist es für die Zwangsverpflichteten nicht möglich, bei ihren Familien zu wohnen, denn sie dürfen die öffentlichen Verkehrsmittel nicht benutzen. Eine erste Konzentration von jüdischen Arbeitskräften in Barackenlagern oder anderen Gebäuden wird somit von staatlicher Seite bewußt forciert. Mit diesem Schritt ist eine weitere Stufe der Verfolgung erreicht.

Hans Wassermann wird in Wohlerst in der Nähe von Buxtehude zu Drainagearbeiten herangezogen.⁶⁰ In einem Besichtigungsbericht des Arbeitsamtes, allerdings von 1938, heißt es über dieses Lager: »Es sind hier Drainagearbeiten zu verrichten, deren Ausführung dem Unternehmer Schmidt – Harsfeld – übertragen ist. In dieser Massnahme waren am Besichtigungstag 36 Juden tätig, die in einer Holzbaracke untergebracht sind. Die Baracke enthält alle Einrichtungen wie Küche, Aufenthaltsräume, Schlafräume, Trockenräume usw.; sie befindet sich im allgemeinen in einem ordentlichen Zustand.«⁶¹ Verräterischer ist da der anschließende Hinweis, daß die dort untergebrachten Juden einen Stundenlohn von RM -, 50 erhalten und daher um Versetzung in ein anderes Lager bitten, in dem RM -, 62 gezahlt werden würden. Die Anträge werden abgelehnt.⁶²

Wenn sich auch die Zustände zwischen 1938 und 1940 geändert haben mögen, so wird zumindest aus dem Bericht von Hans Wassermann deutlich, daß es sich um äußerst anstrengende und kräftezehrende Arbeiten handelt, die selbst ein junger Mensch wie er nicht zu bewerkstelligen vermag. Nach sechs Monaten Zwangsarbeit wird der 19jährige aus dem Lager entlassen, da er aufgrund einer schweren Magen-erkrankung den täglichen Anforderungen nicht mehr gewachsen ist. Mit der Rekrutierung zur Zwangsarbeit ist damit nicht nur durch die Konzentration in »Judenlagern« eine weitere Dimension der Verfolgung erreicht, sondern auch die physische Ausbeutung der Arbeitskraft wird über die Grenze der körperlichen Unversehrtheit hinaus vollzogen.

Hans Wassermann werden anschließend durch den im Arbeitsamt Hamburg für den »Judeneinsatz« zuständigen Beamten Schallert weitere Beschäftigungen zugewiesen. Zwischen Herbst 1940 und Frühjahr 1941 arbeitet er als Packer bei der Firma Vitaborn in der Hallerstraße. Hans Wassermann berichtet, er habe diese Tätigkeit nur durch die Bestechung des zuständigen Beamten erhalten, da diese Firma keine Erlaubnis für die Beschäftigung von Juden gehabt habe.⁶³ Allerdings sei er nach etwa einem halben Jahr wieder entlassen worden, da die Zusammenarbeit eines Juden mit deutschen Arbeiterinnen nicht erlaubt gewesen sei. Anschließend habe

60 Vgl. Schreiben des Arbeitsamtes Hamburg vom 13.6.1938, in: StaHH, Sozialbehörde I, AW 40.30.

61 Besichtigungsbericht des Arbeitsamtes Hamburg 1938, in: StaHH, Sozialbehörde I, AW 40.30.

62 Vgl. ebd.

63 Bestechungen des Beamten Schallert im Arbeitsamt erwähnt auch Dr. Max Plaut, Vorsitzender der jüdischen Gemeinde ab 1938, in einem Gespräch am 11.7.1953, in: AdF, Judenverfolgung 1933-1945, Ordner 6262, Berichte.

Schallert ihn einer »Judenkolonne« zugewiesen, die in einer namentlich nicht bekannten Hamburger Schuhfirma bestanden habe.⁶⁴

Hans Wassermann resümiert im Interview rückblickend, er habe trotz allem eine »sehr gute Jugend« gehabt, da er immer verliebt gewesen sei. Für ihn sei die Liebe viel wichtiger gewesen als alles andere.⁶⁵ Allerdings blieb auch dieser Erfahrungsbereich für ihn nicht ohne Gefahr. Seine ersten intimen Erlebnisse standen unter dem Verbot sexueller Beziehungen zwischen Juden und »Ariern«.

»Ich hatte mich mit einer Dame befreundet, eine Christin, die über uns wohnte, den Namen will ich nicht nennen, ist inzwischen auch gestorben. Und wir waren sehr, sehr intim, und sie war etwas älter als ich. Und wir ham, ihr Verlobter war eh, in Frankreich, war Jude und war verhaftet. Und eh, eh, ich bin da oft raufgeschlichen, und eines Tages hat mich der eh, wie nennt man, Haus-« – Int.: »Block-, Hauswart?« – »... rauskommen gesehen. Und da hat er gesagt: ›Wenn ich dich noch mal rauskommen seh', schick' ich dich und die Frau Soundso ins Konzentrationslager.‹ Sagt sie: ›Was wollen Sie? Ich hab' den Mann raufgerufen, weil er mir was raufheben sollte. Ich kann das nicht, wollen sie's machen? Sie sind auch schon 70 Jahre alt.‹ Also ist nichts passiert.«⁶⁶

Für Hans Wassermann wird dies ein angstbesetztes Erlebnis gewesen sein. Bereits seinen Onkel hatte man zu dieser Zeit unter dem Verdacht der »Rassenschande« verhaftet und zu einer Gefängnisstrafe verurteilt. Für einen Jugendlichen, der überhaupt seine ersten sexuellen Erfahrungen macht, ist es von prägender Bedeutung, ob diese unter einem Verbot stehen, das ihn mit Verhaftung bedroht. Auch wenn Hans Wassermann im Interview wenig von seinen Verletzungen zeigt, die ihm zugefügt wurden, so spricht die Tatsache, daß er auch fünfzig Jahre später den Namen der Frau nicht nennen mag, für sich. Die Beziehung zu ihr wird nicht aufrechterhalten. Hans Wassermann lernt vermutlich Ende 1940 Erika Hirschhorn kennen, in die er sich verliebt. Erika Hirschhorn ist Jüdin und stammt aus Rumänien. Ihre geplante Ausreise nach Übersee läßt sich in Hamburg nicht fortsetzen, und sie findet zunächst bei einer Gastfamilie Aufnahme.

Das Ziel, alle Juden so schnell wie möglich aus dem sogenannten Altreich zu schaffen, bildet den Hintergrund für die im Herbst 1941 einsetzenden Deportationen nach Osten. Inwieweit bereits zu diesem Zeitpunkt von einem Entschluß zur systematischen Ermordung der zu Deportierenden ausgegangen werden kann, ist in der Forschung strittig.⁶⁷ Tatsache ist, daß im Herbst 1941 erste Transporte die im Osten liegenden Ghettos erreichen. In dieser Zeit verlassen auch vier Transporte mit mehr als 3.000 Juden die Hansestadt Hamburg. Am 25. Oktober werden etwa eintausend

64 Vgl. Interviewtranskript, S. 7f.

65 Vgl. ebd., S. 10.

66 Ebd., S. 8f.

67 Vgl. Jäckel/Rohwer, *Der Mord an den Juden im Zweiten Weltkrieg* (1985); Krausnick, *Hitler und die Befehle* (1985), S. 88-106. Einen guten Forschungsüberblick gibt: Kwiet, *Judenverfolgung* (1987), S. 237-264. Neuere Forschungen: Pohl, *Nationalsozialistische Judenverfolgung* (1996); Sandkühler, *Endlösung* (1996); Gerlach, *Wannsee-Konferenz* (1997).

Menschen ins Ghetto nach Lodz («Litzmannstadt») verschleppt, am 8. November 1941 folgt der nächste Transport mit etwa der gleichen Anzahl von Menschen ins Ghetto Minsk.⁶⁸ Auch die Familie Wassermann erhält einen Deportationsbefehl.

»Das war Oktober 1941, kam der erste Transport mit 1000 Leuten nach Lodz. Und am 8. November,⁶⁹ als ich bei der Arbeit bin, geht plötzlich, kommt mein Vorarbeiter, sagt: ›Hans Wassermann, du mußt sofort nach Hause gehen.‹ Sag ich: ›Was passiert?‹ Ich hatte wirklich keine Ahnung. Ich dachte, vielleicht mein Vater krank. ›Ich kann's dir nicht sagen. Deine Mutter sagt, ihr müßt weg.‹ Und da wußte ich, was los ist. Meine Mutter war da und hat furchtbar geweint, ihre schönen Möbel und ihr schöne Linnen, weil wir 'ne Leinweberei hatten, und die schönen Sachen alle hierzulassen. Wir hatten gar nicht mehr so viel schöne Sachen. Aber für sie war's immer noch ... schöne Sachen. So, wir durften ein Koffer mitnehmen von 50 Pfund,⁷⁰ zehn Mark und meine damalige eh, Freundin Erika, die kam denn zu uns am Mor-, am Tage, sagte: ›Du, Hans. Meine Pflegeeltern sind auch mit auf der Liste. Und ich weiß nicht, was ich machen soll. Ich liebe dich, ich will nicht ohne dich allein hier in Hamburg bleiben. Nach Rumänien kann ich nicht zurück. Ich gehe freiwillig mit dir mit.‹ – ›Erika, tu mir ein Gefallen. Bleib lieber hier.‹ Sagt sie: ›Nein. Ich liebe dich. Und du bist mein...‹ – ›Okay, sag' ich. [...] So, wir ham 50 Pfund jeder eingepackt zum ... Vier Koffer, drei Koffer, mein, vier Koffer, mein Vater, meine Mutter, meine Schwester und ich. [...] Und ich muß sagen, als wir da ankamen, da hab ich so viele Freunde gesehen: ›Hallo Max, wie geht's dir?‹ – ›Hallo, ach, du bist auch dabei.‹ Daß die Stimmung war gar nicht so schlecht auf einmal. Da ging man, da war'n sechs Tische, erst mußte man nur seine Kennkarte abgeben. Dann mußte man sein Portemonnaie abgeben. Hat man zehn Mark zurückbekommen. Dann mußte man seine eh, erst wurde die Liste aufgenommen. Sechs Tische, ich kann nicht mehr genau sagen was. Noch Gold und Silber abgeben. War kein Gold und Silber mehr da, das war schon 1938 abgegeben worden. Und dann mußte man unterzeichnen, daß ich, Hans, der Jude, Hans Ludwig Israel, man hat ja 'n Namen Israel bekommen, Wassermann als Staatsfeind meine deutsche wa-, weggenommen, weil ich St-, enemy from, ein Staatsfeind bin, und da ham sie's als staatenlos erklärt (?). Das mußte ich unterschreiben. Wer 's nicht unterschrieben hat, der wurde gleich pffft, ab. So, und ich hab's unterschrieben. Und da kamen wir rein, da wurden nochmal die Koffer untersucht. Und was die SS gerne haben wollte, pffft, ging gleich raus, nicht wahr. Wenn sie was gesch'n hatte, was ihnen gefallen hat, kam gleich weg. Und da kamen wir rein und da

68 Weitere Transporte gehen am 18. November wiederum nach Minsk und am 6. Dezember 1941 nach Riga. Vgl. Staatsarchiv Hamburg, Hamburger jüdische Opfer (1995), S. XIX. Da das überarbeitete Gedenkbuch nicht mehr nach Transporten unterscheidet, vgl. dazu auch: Staatsarchiv Hamburg, Opfer (1982).

69 Der Zeitpunkt, an dem die Wassermanns den Bescheid zur Deportation erhalten, wird wohl ein oder zwei Tage zuvor gewesen sein, denn der Transport verläßt bereits am 8. November die Hansestadt.

70 In anderen Berichten ist von 50 Kilogramm Gepäck die Rede. Vgl. Bericht von Dr. Max Plaut über die Deportationsmaßnahmen der Geheimen Staatspolizei Hamburg, in: Staatsarchiv Hamburg, Opfer (1982), S. XI-XIII.

war Dr. Plaut, der Leiter von der Jüdischen Gemeinde, hat ein paar Strohsachen dahingemacht und die 1000 Menschen war'n da und dann hörten wir, daß 23 Leute ham Selbstmord gemacht. Und die müßten nun ersetzt werden mit 23 Leuten und dadurch konnte Erika mitkommen.«⁷¹

Hans Wassermann schildert die Tage vor dem 8. November 1941 besonders detailliert. Mit der Zustellung des »Evakuierungsbefehls« wird den Betroffenen mitgeteilt, daß sie ihre Wohnung zu räumen und sich am nächsten Morgen im Gebäude der »Provinzialloge für Niedersachsen« in der Moorweidenstraße einzufinden haben. Das Schreiben enthält genaueste Anweisungen über die Mitnahme von Reisegepäck und Proviant. Wie sich aus anderen Unterlagen ergibt, wird den Transportteilnehmern außerdem ein Vermögensverzeichnis zugeschickt, das sie ausgefüllt zusammen mit ihrem Bargeld am Sammelplatz abgeben müssen. Zuvor sind die Wohnungsschlüssel im Polizeirevier zu hinterlegen.⁷²

Der Deportationsbefehl trifft die Familie Wassermann nicht völlig unvorbereitet. Bereits wenige Wochen zuvor war ein erster Transport nach Lodz gegangen, und daher vermuten auch die Wassermanns im November 1941, daß sie zum Arbeitseinsatz nach »Litzmannstadt« gebracht werden. Diese Annahme – so Herr Wassermann im Interview – sei durch die Angaben der Jüdischen Gemeinde bestätigt worden, die ebenfalls vom Arbeitseinsatz im Osten gesprochen habe.⁷³ Gleichzeitig mag es auch eine gewisse Erleichterung gewesen sein, nun scheinbar endlich zu wissen, was mit ihnen passieren wird. Vor diesem Hintergrund erklärt es sich, daß Hans Wassermann die Stimmung unter den Transportteilnehmern als gar nicht so schlecht erinnert. Man habe sich gegenseitig Mut gemacht, denn in Lodz werde man Bekannte aus dem ersten Transport wiedertreffen, und der Krieg sei ohnehin bald aus, und dann könne man nach Hause zurückkehren. Es werde schon nicht so schlimm sein.⁷⁴

Nach einer Übernachtung im Sammelager in der Moorweidenstraße werden die Menschen auf Lastwagen verladen und zum Hannöverschen Güterbahnhof gebracht. Dort wartet bereits ein mit alten Personenwagen bestückter Zug, in dem die

71 Interviewtranskript, S. 12f. Die Transkription weicht in diesem Abschnitt geringfügig von der Tonbandaufzeichnung ab. Es wird hier daher eine am Originalband überarbeitete Transkriptionsfassung zitiert.

72 Vgl. Bericht von Dr. Max Plaut über die Deportationsmaßnahmen der Geheimen Staatspolizei Hamburg, in: Staatsarchiv Hamburg, Opfer (1982), S. XI-XIII. Mit der Deportation der Juden wird automatisch ihr Restvermögen beschlagnahmt. Die Wohnung der Wassermanns in der Hansastraße wird zunächst versiegelt, am 15. Januar 1942, zwei Monate nach dem Transport, erteilt die Oberfinanzbehörde einem Gerichtsvollzieher den Auftrag, die Wohnungseinrichtung zu versteigern. In dem Schreiben wird zynischerweise von einer »freiwilligen Versteigerung« gesprochen. Wenige Tage später räumt die Möbeltransportfirma Truh die Wohnung leer und schafft die Gegenstände in das Versteigerungshaus des Gerichtsvollziehers an der Drehbahn 36. Durch Anzeigen in den Hamburger Tageszeitungen wird die Versteigerung für den 12. Februar 1942 angekündigt. In einem Versteigerungsprotokoll des Gerichtsvollziehers Gerlach heißt es dann, daß alle Gegenstände aus der Wohnung Wassermann verkauft werden konnten, so daß – nach Abzug der Unkosten für Transport und Arbeitslohn – ein Reinerlös von 3.115,85 RM auf das Konto der Oberfinanzkasse Hamburg überwiesen wird. Vgl. zu diesem Vorgang: StaHH, Gerichtsvollzieherwesen, Sign. 588. Ebenso: Landgericht Hamburg (LGH), Rückerstattungsverfahren der Brüder Wassermann, 2 WiK 964/51.

73 Interviewtranskript, S. 14.

74 Vgl. ebd.

knapp eintausend Menschen, in Begleitung von Hamburger Schutzpolizisten, nach Osten deportiert werden.⁷⁵ Wieviele Tage der Transport gedauert hat, vermag Hans Wassermann nicht mehr genau zu sagen. Seine Schätzung beläuft sich auf drei Tage. Andere Quellen verweisen darauf, daß die aus Hamburg deportierten Juden nicht vor dem 10. November ihren Bestimmungsort erreichen.⁷⁶ Die Transportbedingungen schildert Hans Wassermann als nicht unerträglich, obwohl es sehr eng gewesen sei und einige Menschen medizinische Hilfe benötigt hätten. Gegen Ende der Fahrt seien dann auch die Vorräte verbraucht gewesen, so daß man nichts mehr zu trinken oder zu essen gehabt habe. Während des Transports wird auch den Wassermanns klar, daß sie nicht nach Lodz gebracht werden, sondern ihr Ziel sehr viel weiter im Osten liegt. Als der Zug endgültig stoppt, wird ihnen mitgeteilt, sie seien in Minsk und würden am nächsten Morgen im dortigen Ghetto untergebracht werden.

Bereits einige Monate vor dem Überfall auf die Sowjetunion im Juni 1941 überträgt Hitler dem Reichsführer-SS und Chef der Deutschen Polizei Himmler Sondervollmachten. Das Oberkommando des Heeres und Himmler regeln daraufhin die Aufgaben der Einsatzgruppen, die im rückwärtigen Heeresgebiet für Exekutionsmaßnahmen gegenüber der Zivilbevölkerung zuständig werden.⁷⁷ Durch den schnellen Vormarsch der deutschen Truppen sind der gesamte baltische Raum, Weißrußland (»Weißruthenien«) und die Ukraine bereits im Sommer 1941 besetzt und werden nach kurzer Zeit für befriedet erklärt. Damit wird auch »Weißruthenien« der deutschen Zivilverwaltung übergeben. Die Spitze der Zivilverwaltung bildet das »Reichsministerium für die besetzten Ostgebiete« in Berlin mit dem Minister Alfred Rosenberg, ihm unterstellt ist der »Reichskommissar für das Ostland« Hinrich Lohse mit Dienstsitz in Riga. Das »Reichskommissariat Ostland« wiederum besteht aus vier Generalbezirken, von denen eines »Weißruthenien« bildet. Sitz des zuständigen Generalkommissars Erich Kube ist Minsk. Ihm wird ein SS- und Polizeiführer zur Seite gestellt, der den Einsatz der Sicherheitspolizei und des SD koordiniert. Bis Juli 1942 übt Carl Zenner diese Tätigkeit aus.

Für das Gebiet Minsk ist zunächst die Einsatzgruppe B, ab Herbst 1941 die Einsatzgruppe A zuständig.⁷⁸ Die einzelnen Einsatzkommandos beginnen unmittelbar nach dem Einmarsch der deutschen Truppen mit der Ermordung der jüdischen Be-

75 Vgl. StaHH, Jüdische Gemeinde, Sign. 992 c, Bd. 2 (Deportationslisten). Vgl. auch: Leo Lipmann, »... daß ich wie ein guter Deutscher empfinde und handele«: zur Geschichte der Deutsch-Israelitischen Gemeinde in Hamburg in der Zeit von Herbst 1935 bis zum Ende 1942: zwei Berichte, hg. von der Finanzbehörde Hamburg, Hamburg 1993. Bei der Polizeieinheit handelt es sich um Ordnungspolizei des sogenannten Reserve-Polizeibataillons 101. Vgl. Browning, *Ganz normale Männer* (1993), S. 64.

76 In einem Schreiben des Befehlshabers der Sicherheitspolizei und des SD Stahlecker in Riga an den Reichskommissar für das Ostland Lohse wird die Ankunft des Transports aus Hamburg für den 10.11.41 angekündigt. Vgl. Urteil des Landgerichts Koblenz vom 12.6.1961 gegen Hans-Hermann Remmers und Carl Zenner, 9 Ks 1/61, in: Justiz und NS-Verbrechen, Bd. XVII, S. 501-553.

77 Vgl. Krausnick/Wilhelm, *Die Truppe des Weltanschauungskrieges* (1981).

78 Neben dem Aufbau der deutschen Zivilverwaltung vollzieht sich im Herbst 1941 auch die Errichtung der »Kommandantur der Sicherheitspolizei und des SD« (KdS). Aus dem Sonderkommando 1b und dem Einsatzkommando 8 wird unter Hinzuziehung anderer Einheiten die Dienststelle des »Kommandeurs der Sicherheitspolizei und des SD Weißruthenien« gebildet.

völkerung in »Weißruthenien«, die zu diesem Zeitpunkt mehrere Hunderttausend Menschen zählt. Am 15. Oktober 1941 wird eine erste Bilanz gezogen: Für das gesamte Gebiet der Heeresgruppe Nord meldet der Bericht 118.430 exekutierte Juden, für »Weißruthenien« allein 7.620 Tote.⁷⁹ Wenige Wochen später heißt es in einem weiteren Bericht: »Die endgültige und grundlegende Beseitigung der nach dem Einmarsch der Deutschen im weißruthenischen Raum verbliebenen Juden stösst auf gewisse Schwierigkeiten. Das Judentum bildet gerade hier einen ausserordentlich hohen Prozentsatz der Facharbeiter, die mangels anderweitiger Reserven im dortigen Gebiet unentbehrlich sind. Ferner hat die Einsatzgruppe A das Gebiet erst nach Eintritt des starken Frostes übernommen, die Massenexekutionen stark erschwerten. Eine weitere Schwierigkeit besteht darin, dass die Juden über das ganze Land weit verstreut wohnen. Bei den grossen Entfernungen, den schwierigen Wegeverhältnissen, dem Mangel an Kraftfahrzeugen und Benzin und den geringen Kräften der Sicherheitspolizei und des SD, sind die Erschiessungen auf dem Lande nur unter Anspannung aller Kräfte möglich. Trotzdem wurden bisher 41.000 Juden erschossen.«⁸⁰

Die in dem Bericht erwähnten Juden, die man zu Arbeitseinsätzen benötigt, werden in einzelnen Ghettos des Bezirkes zusammengepfertcht. Neben Minsk entstehen in Glebokoie, Lida, Nowogrodek, Slonim, Sluzk, Tscherven und Baranowitsche derartige von der Außenwelt abgetrennte Stadtviertel.⁸¹

Als deutsche Truppen am 28. Juni 1941 in Minsk einmarschieren, finden sie eine von Bomben zerstörte Stadt vor, in der sich noch etwa 80.000 Juden aufhalten. Die Soldaten beginnen sofort mit der Terrorisierung und Ausplünderung der jüdischen Bevölkerung, die ersten Gruppen werden erschossen. Die Juden müssen sich registrieren lassen, werden mit gelben Flecken gekennzeichnet, und bereits am 19. Juli erfolgt die Anordnung, ins abgezaunte Ghetto im Westen der Stadt überzusiedeln.⁸² Es handelt sich um ein etwa zwei Quadratkilometer großes, mit Stacheldraht umzäuntes Gelände, in dem überwiegend Holzhäuser sowie zwei größere Steingebäude stehen. Das Viertel umfaßt knapp 40 Straßen, am Rande liegt der jüdische Friedhof. Über die Anzahl der russischen Juden im Ghetto Minsk im Herbst 1941 lassen sich keine genauen Angaben machen, es müssen allerdings an die einhunderttausend Menschen gewesen sein.⁸³

79 Vgl. sogenannten Stahlecker-Bericht vom 15. Oktober 1941, in: Der Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof Nürnberg (IMT), Bd. 37, Nürnberg 1949, Dok. 180-L, S. 670-703.

80 Undatiertes Bericht der Einsatzgruppe A, vermutlich von Januar 1942, in: IMT, Bd. 30, Dok. 2273-PS, S. 76f.

81 Für 1926 liegt der jüdische Bevölkerungsanteil in Minsk mit über 53.000 Menschen bei etwa 40 %, allerdings ist für das Jahr 1941 von einer höheren absoluten Zahl auszugehen, da zahlreiche Juden aus dem Umland in die Stadt fliehen. Vgl. Hilberg, *Vernichtung* (1994), S. 305.

82 Vgl. Anordnung der Feldkommandantur vom 19.7.1941 zur Errichtung des Ghettos Minsk, abgedruckt in: Kohl, *Sowjetische Augenzeugen* (1990), S. 218f. (Original im Staatlichen Zentralarchiv der Oktoberrevolution in Minsk, Belorußland); vgl. auch: Organisationsvorschriften für die Zivilverwaltung in den besetzten Ostgebieten vom 3.9.41, in: Zentrale Stelle der Landesjustizverwaltungen Ludwigsburg (ZSL), Ermittlungen gegen Wilhelm Janetzke, II 202 AR-Z 184/67, Sonderband: Dokumente.

83 Vgl. Jäckel, *Enzyklopädie* (1993), S. 950-953.

Bereits vor November 1941 verüben das Einsatzkommando 8 und andere beteiligte Polizeiverbände in Minsk zahlreiche Massenerschießungen. Dabei werden immer wieder auch größere Gruppen von Juden aus dem Ghetto herausgeholt und an ausgehobenen Gruben in der Umgebung erschossen.⁸⁴ Innerhalb des Ghettos wird fortwährend geraubt, geplündert, geprügelt und gemordet.⁸⁵

Am 8. November 1941 beginnen die Transporte deutscher Juden ins »Ostland«. Das Reichssicherheitshauptamt plant zu dieser Zeit, insgesamt 50.000 Juden aus Deutschland und dem »Protektorat« dorthin zu verschleppen, wobei jeweils die Hälfte der Menschen nach »Weißruthenien« und nach Riga geschafft werden soll.⁸⁶ Der Hamburger Transport, zu dem auch Hans Wassermann mit seinen Eltern, seiner Schwester Irmgard und seiner Freundin Erika gehört, erreicht als erster die Stadt Minsk.

»Und dann kamen wir ins Ghetto. Und da war'n ein großes rotes Haus und ein großes weißes Haus und eh, da standen wir. Und da sagt der SS: ›Leute, also hier, ihr seid jetzt in Minsk. Und hier ist die Ruhe – wie heißt das? – die Ordnung, wenn einer wegläuft, werden hundert gleich umgebracht. Eh, ihr habt alle, kriegt Nummern. Und eh, ihr habt keine Rechte hier. Und eh, die Koffer, ich brauch' zwanzig Leute, um die Koffer von der Bahn abzuholen. Und ihr müßt erstmal die säu-, eh, die Häuser saubermachen. Und dann könnt' ihr heute nacht da schlafen und dann sehen wir ...«, ungefähr. Nichts zum Essen, nichts. Dr. Franck und wir gingen dann, ham die Leute erstmal draußen gelassen, ins rote Haus.⁸⁷ Und kamen, mach' die erste Tür auf, das war'n ehemalige Schulgebäude, wo die russischen Juden gewohnt hatten. Wir kommen rein, das erste Zimmer: Tote. Erschossen. Zweite Zimmer dasselbe. Die SS hat die Leute so umgebracht, wie sie da gesessen und gestanden haben.«⁸⁸

Unmittelbar vor Ankunft des Hamburger Transports verüben deutsche Einheiten im Ghetto Minsk ein Massaker, dem vermutlich mehr als 6.000 russische Juden zum Opfer fallen.⁸⁹ Da das Ghetto sonst über keinerlei Platz für die Deportierten aus dem Westen verfügt, wird ihre Ermordung angeordnet. Am Morgen des 7. November 1941 dringen Ordnungspolizei und SD-Leute, Angehörige des Sonderkommandos 1b, in den abgesperrten Stadtteil ein und verschleppen auf brutale Art und Weise einige tausend Menschen. Zahlreiche werden sofort an Ort und Stelle getötet. Der

84 Vgl. Urteil des Landgerichts Freiburg vom 12.7.1963, I AK 1/63, in: Justiz und NS-Verbrechen, Bd. XIX, S. 410-470; ebenso: Urteil des Landgerichts Kiel vom 8.4.1964, 2 Ks 1/64, in: Justiz und NS-Verbrechen, Bd. XIX, S. 774-813.

85 Vgl. Kohl, Sowjetische Augenzeugen (1990), insbesondere S. 65-103; Grossmann/Ehrenburg, Das Schwarzbuch (1994), S. 227-277.

86 Vgl. Schreiben des Befehlshabers der Sicherheitspolizei und des SD Stahlecker in Riga an den Reichskommissar für das Ostland Lohse vom 8.11.41, in: Urteil des Landgerichts Koblenz 9 Ks 1/61, in: Justiz und NS-Verbrechen, Bd. XVII, S. 501-553.

87 Dr. Edgar Franck ist der von der Jüdischen Gemeinde Hamburg bestimmte Leiter des Hamburger Transports. Er gehört auch in den ersten Wochen der jüdischen Lagerleitung im Sonderghetto Minsk an. Er wird wie die anderen Mitglieder der Lagerleitung 1942 ermordet. Vgl. StaHH, Jüdische Gemeinde, Sign. 992 e, Bd. 2.

88 Interviewtranskript, S. 18.

89 Vgl. Ereignismeldung UdSSR des Chefs der Sicherheitspolizei und des SD vom 1.12.1941 (Nr. 140), Bundesarchiv Koblenz, R 58/214. Andere Untersuchungen geben Zahlen bis 12.000 Opfer an. Vgl. Jäckel, Enzyklopädie (1993), S. 951; Kohl, Sowjetische Augenzeugen (1990), S. 72.

überwiegende Teil allerdings wird zunächst in einer Baracke einer Möbelfabrik getrieben, von dort mit Lastwagen zur Exekutionsstätte gefahren.

Im Urteil gegen einen Beteiligten der Erschießungsaktion heißt es: »Dort waren zwei Gruben von ca. 30 m Länge, 4 m Breite und einigen Metern Tiefe ausgehoben. An einer der Gruben war ein Erschießungskommando von etwa 10 bis 15 fremdvölkischen Schützen postiert.⁹⁰ [...] Die Juden wurden nach dem Ausladen durch eine doppelte Postenkette hindurch bis etwa 10 m an die Gruben herangetrieben zu einer Stelle, an der sie sich alle, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht, völlig entkleiden mussten. Wer zögerte oder sich weigerte, dem wurde – nach den Worten Remmers – ›in grober Weise nachgeholfen‹.⁹¹ [...] Von hier aus trieb man mit lautem Gebrüll die Juden, vollkommen nackt, in Gruppen von etwa 10 Personen, die letzten Schritte bis zur Grube. [...] Sie wurden so durch Salvenfeuer auf Kommando erschossen.«⁹²

Die Leichen, die von Hans Wassermann und den anderen Hamburger Deportierten im Ghetto entdeckt werden, zeugen von dem blutigen Massaker, das in den Tagen zuvor verübt wurde. Heute weiß Herr Wassermann von diesen Zusammenhängen, damals erfuhr er nur gerücheweise von dem Ausmaß der Massenexekutionen.

Das Ghetto Minsk teilt sich ab November 1941 in zwei Teile. In einem Bereich verbleiben weiterhin russische Juden, in dem anderen, durch einen Zaun abgetrennten Teil wird ein sogenanntes Sonderghetto für deutsche Juden errichtet. In den nächsten Wochen treffen weitere Transporte aus Düsseldorf (10.11.), Frankfurt am Main (11.11.), Berlin (14.11.), Brünn (16.11.), Hamburg (18.11.), Bremen (18.11.) und Wien (28.11.) ein.⁹³ Etwa 7.000 Juden befinden sich somit Ende 1941 im Sonderghetto Minsk.⁹⁴

Die vorliegenden Dokumente der deutschen Behörden in Minsk geben kaum Auskunft über die Existenzbedingungen im Ghetto. Die Menschen leben in unhygienischen, engen Verhältnissen, mehrere Familien müssen sich in den kleinen Holzhäusern notdürftige Unterkünfte einrichten. Es mangelt an warmer Kleidung, medizinischer Versorgung, Heizmaterial und Nahrung.

»Und wir wurden, wohnten im Haus Nummer 13. Und wir waren drei Familien,

90 Es handelt sich dabei um eine ukrainische Einheit von »Hilfswilligen«, die dem Kommando der Schutzpolizei untersteht.

91 Hans-Hermann Remmers ist einer der Hauptangeklagten in dem Prozeß vor dem Landgericht Koblenz 1961. Als Angehöriger des SD im Rang eines SS-Obersturmbannführers wird ihm die Beteiligung an den Massenerschießungen im November 1941 zur Last gelegt. Er wird zu einer Zuchthausstrafe von acht Jahren verurteilt.

92 Urteil des Landgerichts Koblenz 9 Ks 1/61, in: Justiz und NS-Verbrechen, Bd. XVII, S. 512f.

93 Bei den Daten handelt es sich um die Abfahrtstage aus den jeweiligen Städten. Es ist davon auszugehen, daß sie in gleicher Reihenfolge jedoch mindestens zwei bis drei Tage später in Minsk eintreffen. Vgl. ZSL, Ermittlungsverfahren gegen Georg Heuser u.a., 202 AR-Z 282/59.

94 Die Zahlen für das Sonderghetto ergeben sich aus den einzelnen Transporten sowie aus den nachfolgenden Schreiben der deutschen Verwaltung. Vgl. Schreiben des Stadtkommissars Minsk an den Reichsminister für die besetzten Ostgebiete vom 5.1.1942; ebenso: Schreiben des Reichsministers für die besetzten Ostgebiete an den Reichskommissar für das Ostland vom 16.1.1942, in: Urteil des Landgerichts Koblenz gegen Georg Heuser u.a. vom 21.5.1963, 9 Ks 2/62, in: Justiz und NS-Verbrechen, Bd. XIX, S. 189f.

jeder, eine Familie hat so'n ganz kleines Zimmer gehabt. haben die Betten übereinander gebaut und so weiter. Stand ein ganz kleiner Ofen drin. Holz hatten wir nicht, Wasser hatten wir nicht, Toiletten hatten wir nicht. Das war alles früher aus Haus, also eh,...« – Int.: »Außerhalb des Hauses.« – »Wir hatten keine, fließendes Wasser.« – Int.: »Ja.« – »Und die Kälte wurde immer schlimmer und die Leute, die Menschen sind erfroren, auch wenn sie gestanden ham. Die ham keine Kleidung gehabt, keine Mäntel, weil alle Pelzmäntel abgenommen, alle großen Schuhe abgenommen. [...] Und leider, leider war'n die eh, Zustelle, Zustände in Minsk, eh, eine der schlimmsten, was ich je in meinem Leben gesehen habe. Also die Krankheiten, die Seuchen, die Krankheit, der Hunger, die Kälte.«⁹⁵

Hans Wassermann berichtet, er habe zunächst für kurze Zeit in der Lagerleitung mitgearbeitet, sei dann aber aus dieser ausgeschieden, da er sich geweigert habe, die Lebensmittel des Ende November ankommenden Wiener Transports zu konfiszieren.⁹⁶ Damit rettet er sein Leben, denn die Lagerleitung wird wenige Wochen später durch die SS liquidiert.⁹⁷

Hans Wassermann verrichtet danach Arbeiten im Ghetto und wird anschließend als Heizer in einem Wehrmachtslazarett eingesetzt.⁹⁸ Er erinnert sich, es habe sich um das deutsche Lazarett Nr. 3/64 oder Nr. 4/64 gehandelt, in dem er mit einem anderen Ghettoinsassen die Heizung mit Torf bedient habe. Es sei ihnen dort besser ergangen als im Ghetto, da die Versorgung ausreichend und die Unterkunft hygienischer gewesen sei. Auch seine Schwester und seine Freundin hätten dort zeitweise arbeiten können, und sie seien jeweils sonntags ins Ghetto gekommen, um den anderen Lebensmittel zu bringen. Später, der genaue Zeitpunkt bleibt unklar, sei das Lazarett verlegt worden, so daß nun die Gebäude als Soldatenheim genutzt wurden. Auch dort habe er an der Heizung gearbeitet. Es sei zwar eine schwere Arbeit gewesen, aber man habe ihn nicht geschlagen.⁹⁹

Der Arbeitsplatz von Hans Wassermann im Lazarett und später im Soldatenheim muß sicherlich zu den privilegierten im Ghetto Minsk gezählt werden. Nur ein geringer Prozentsatz der Betroffenen hat die Möglichkeit, anderen Familienmitgliedern Lebensmittel abgeben zu können. Else Wassermann hingegen, die Mutter von Hans, muß beispielsweise im Ghetto arbeiten. Zum einen ist sie zum Sortieren von Kleidung verpflichtet, zum anderen muß sie nachts bei minus 40 Grad Gleise säubern. Von diesem etwa fünfzig Frauen umfassenden Kommando seien morgens immer nur dreißig wiedergekommen, berichtet Herr Wassermann.

95 Interviewtranskript, S. 19f.

96 Vgl. ebd., S. 21.

97 Diese Angabe von Hans Wassermann deckt sich mit der Zeugenaussage von Gerhard Hoffmann, der in dem Ermittlungsverfahren gegen Georg Heuser u.a. ausführt, daß Anfang 1942 die Mitglieder des Judenrates, die überwiegend aus Hamburg gekommen seien, erschossen wurden. Vgl. ZSL, 202 AR-Z 282/59. Hinweise dazu auch bei: Loewenstein, Minsk (1961), S. 31.

98 Zu diesem Arbeitskommando gibt es auch weitere Hinweise in den Prozeßaussagen. Es soll sich um eines der begehrten Kommandos im Ghetto Minsk gehandelt haben, da die Verpflegung wesentlich besser als im Ghetto selbst gewesen sein soll. Vgl. beispielsweise Zeugenaussage von Hans Menkel vom 26.1.49, in: Generallandesarchiv Karlsruhe (GLK), Strafakten gegen Adolf Rube, Sign. 3 a Ks 2/49.

99 Vgl. Interviewtranskript, S. 23ff.

Es läßt sich also eine deutliche Unterscheidung bezüglich des Arbeitseinsatzes ausmachen. Die Masse der Ghettobewohner wird mit kräftezehrenden, unmenschlichen Arbeiten gequält, durch die sie körperlich rasch abbauen. Ihr Einsatz bezieht sich überwiegend auf Tätigkeiten innerhalb des Ghettos oder auf völlig sinnlose Arbeiten, so daß vermutet werden kann, sie dienen eher der Terrorisierung als ökonomischen Zwecken. Die Arbeitsfähigkeit der Menschen ist in den ersten Monaten des Ghettos zwar ein wichtiger, aber nicht der allein entscheidende Aspekt für die Verfolger. Daß es im Ghetto Minsk nicht wie in einigen polnischen Ghettos zur systematischen Ansiedlung ghettoeigener Wirtschaftsbetriebe kommt, spricht für die unterschiedlichen Intentionen und Rahmenbedingungen. Allein die Ansprüche der Wehrmacht, die in Minsk Arbeitskräfte reklamiert, ermöglichen es einigen Ghettobewohnern, unter besseren Arbeits- und Unterbringungsbedingungen zu überleben. Die Masse der Betroffenen steht unter dem Diktat ihrer Verfolger, die sie in möglichst kurzer Zeit vernichten wollen. Als Reichskommissar Lohse am 15.11.1941 im Ministerium anfragt, ob tatsächlich alle Juden im »Ostland« ohne Rücksicht auf wirtschaftliche Interessen liquidiert werden sollen, erhält er vier Wochen später zur Antwort, daß wirtschaftliche Belange bei »der Regelung des Problems grundsätzlich unberücksichtigt bleiben«. ¹⁰⁰

Im russischen Teil des Ghettos werden zwischen Herbst 1941 und Frühjahr 1942 zahlreiche Tötungsaktionen durchgeführt, denen mehrere Tausend Menschen zum Opfer fallen. ¹⁰¹ Im Sonderghetto hingegen gibt es bis dahin vermutlich keine organisierten Aktionen, obwohl auch hier immer wieder deutsche Truppen ins Ghetto kommen, um zu plündern, zu vergewaltigen und zu töten. Die Annahme, daß es sich bei den Insassen des Sonderghettos um überwiegend deutsche Juden handelt, läßt sich aber, zumindest ab 1942, nicht aufrechterhalten. Als Heydrich im April 1942 nach Minsk kommt, teilt er den Zuständigen vor Ort mit, daß nunmehr auch die deutschen und anderen europäischen Juden ermordet werden sollen. ¹⁰² Nachdem im Winter 1941/42 die Transporte aus dem Westen zunächst unterbrochen worden waren, werden sie zwischen Mai und Oktober 1942 wieder aufgenommen. Sechzehn Züge aus Wien, Theresienstadt, Königsberg und Köln mit insgesamt 15.000 Menschen erreichen in diesem Zeitraum die Stadt Minsk. ¹⁰³ Höchstens 1.500 Personen werden am Bahnhof zur Arbeit herausgesucht, mindestens 13.500

100 Vgl. Brief von Hinrich Lohse an das Reichsministerium für die besetzten Ostgebiete in Berlin am 15.11.1941, in: IMT, Bd. 32, S. 436, Dok 3663-PS; Antwortschreiben von Bräutigam für das Reichsministerium vom 18.12.1941, in: IMT, Bd. 32, S. 437, Dok. 3666-PS.

101 Die zahlreichen Aktionen können hier nicht im einzelnen genannt werden. Ende November 1941 sollen dabei 5.000 Menschen umgekommen sein, mindestens 3.000 Tote sind Anfang März 1942 zu beklagen. Vgl. Urteil des Landgerichts Koblenz gegen Georg Heuser u.a., 9 Ks 2/62, in: Justiz und NS-Verbrechen, Bd. XIX, S. 160-316, hier S. 190-192; ferner: Grossmann, Schwarzbuch (1994), S. 249-256.

102 Diese Anordnung ist im Zusammenhang mit der »Wannseekonferenz« im Januar 1942 zu sehen. Vgl. dazu: Pätzold/Schwarz, Tagesordnung: Judenmord (1992). Zur Grundsatzentscheidung Hitlers vgl. Gerlach, Wannsee-Konferenz (1997).

103 Es handelt sich dabei um Transporte aus Wien (9), Königsberg (1), Theresienstadt (5) und Köln (1).

Frauen, Männer und Kinder jeglichen Alters werden sofort nach Trostinez geschafft und dort ermordet.¹⁰⁴

Die Bewohner des Ghettos erfahren schon bald von den Exekutionen in Trostinez, da das zurückbleibende Gepäck der Ermordeten von ihnen sortiert werden muß. Einige entdecken in den Sachen Fotos von Angehörigen, man beginnt das Ausmaß der Vernichtungen zu erahnen. Neben den Vernichtungsaktionen in Trostinez setzt sich aber auch die Ermordung der Bewohner im Ghetto weiter fort. Immer wieder sind auch die Juden im Sonderghetto dem willkürlichen Terror ihrer Verfolger ausgesetzt. Dabei gehen die Einheiten äußerst brutal und sadistisch vor.

»Ich erinnere mich an eine Sache, wo die Gaswagen kam rein und alle jüdischen Kinder mußten in die Gaswagen. Da war eine Frau Bieber von Hamburg, die hatte drei kleine Kinder.¹⁰⁵ Und da hat der eh, hat: ›Bitte, laß mich ein meiner Kinder behalten.‹ Hat er: ›Judenschwein. Wenn du nicht aufhörst, dann werfen wir dich gleich mit rein, nicht wahr. Sie mußte alle ihre Kinder in den Gaswagen werfen. [...] Die Zustände in Minsk wurden immer schlimmer. Es war, es war das schlimmste, was man sich vorstellen kann. Die Leute sind verhungert. An Krankheiten, es war keine Medizin da, es war keine ... Die ukrainische SS hat die Frauen, wenn sie Empfängnis waren, die Bäuche mit einem Bajonett lebend aufgeschnitten.«¹⁰⁶

Hans Wassermann berichtet über zahlreiche Grausamkeiten und Sadismen, durch die SS und ausländische »Hilfswillige« einzelne Ghettoinsassen nicht nur ermorden, sondern ihre Brutalität auf grausamste Art ausleben. Teilweise hat er solche Szenen selbst gesehen, anderes kennt er durch Erzählungen ihm bekannter Zeugen. Im Interview schildert Hans Wassermann diese Ereignisse in sachlicher und fast schon nüchterner Form. Man mag nur erahnen, was er in den zwei Jahren Ghettoaufenthalt in Minsk alles mitansehen mußte.

Im Juli 1942 ist das gesamte Ghetto Minsk von einer Vernichtungsaktion betroffen, die sich gegen diejenigen Ghettobewohner richtet, die als nicht mehr arbeitsfähig angesehen werden. Dazu zählen alte Menschen, Frauen und Kinder. Am Morgen des 28. Juli dringen SS-Truppen, unterstützt von Polizei, Eisenbahnern und Angehörigen der Organisation Todt, in das Ghetto ein, nachdem die Arbeitskolonnen das Gelände bereits verlassen haben. Etwa 3.000 Menschen aus dem Sonderghetto

Vgl. Reichsbahnakten der Haupteisenbahndirektion Mitte in Minsk, zitiert in: Urteil des Landgerichts Koblenz, 9 Ks 2/62, in: Justiz und NS-Verbrechen, Bd. XIX, S. 195 (Die Originalunterlagen befinden sich in Minsk).

104 Die Exekutionsstätte liegt etwa 15 Kilometer südöstlich von Minsk in der Nähe des Gutes Trostinez in einem kleinen Wäldchen, das von außen nur schwer einsehbar ist. Der Ort ist bewußt ausgewählt, hat sich die SS doch eingehend mit der Planung und Organisation dieser Massenerschießungen beschäftigt. Dazu gehört es auch, daß zur Entlastung der Erschießungskommandos Gaswagen eingesetzt werden, in denen die Menschen durch das Einleiten der Abgase getötet werden. Vgl. ebd. Zu den Erschießungen vgl. auch die Aussage des Angeklagten Georg Heuser, ZSL, Ermittlungsverfahren gegen Heuser u.a., 202 AR-Z 282/59.

105 Es handelt sich um Florentine Bieber mit ihren Kindern Denny, Ilse und Ruth, die am 18. November 1941 von Hamburg nach Minsk deportiert worden waren. Vgl. Staatsarchiv Hamburg, Opfer (1982), S. 36.

106 Interviewtranskript, S. 20.

und circa 6.500 russische Juden werden in den drei nachfolgenden Tagen in Gaswagen ermordet oder in Trostinez erschossen. Die Ermordung der nicht mehr als arbeitsfähig erachteten Juden steht im Zusammenhang mit der »Aktion Reinhard«, die in den Lagern und Ghettos der besetzten Ostgebiete Hunderttausenden das Leben kostet.

Für Minsk läßt sich anhand der Quellen zeigen, daß der Vernichtungswille hier niemals hinter ökonomischen Gesichtspunkten zurücksteht. Die wenigen, die man nach den großen Mordaktionen leben läßt, erfüllen allein örtliche Versorgungsaufgaben, sie sind ökonomisch für die deutsche Besatzung von keinem großen Interesse. Wilhelm Kube, Generalkommissar in »Weißruthenien«, berichtet am 31. Juli 1942 nach Riga über die Vernichtungsaktion: »In Minsk-Stadt sind am 28. und 29. Juli rund 10.000 Juden liquidiert worden, davon 6.500 russische Juden – überwiegend Alte, Frauen und Kinder – der Rest bestand aus nichteinsatzfähigen Juden, die überwiegend aus Wien, Brünn, Bremen und Berlin im November des v.J. nach Minsk auf Befehl des Führers geschickt worden sind [...] In Minsk-Stadt sind 2.600 Juden aus Deutschland übrig geblieben. Außerdem sind noch sämtliche 6.000 russische Juden und Jüdinnen am Leben, die als Arbeitseinsatz während der Aktion bei den sie beschäftigenden Einheiten verblieben sind.«¹⁰⁷

Auch der überwiegende Teil der vom Sonderghetto überlebenden Juden hält sich während der Aktion nicht im Ghetto, sondern auf den auswärtigen Arbeitsstellen auf. Hans Wassermann kennt daher die Vorgänge während der Aktion nur durch Dritte. Er selbst kehrt erst nach drei Tagen ins Ghetto zurück.

»Und nach der großen Aktion im Juli 1942, wo 30.000 Menschen umgebracht sind, alle Wiener Juden, die Frankfurter, ich glaub' die Düsseldorfer auch.¹⁰⁸ Ich kann nicht genau sagen, welche von den drei deutschen Transporten. Die Wiener weiß ich, die Tschechen sind umgebracht, entweder die Frankfurter oder die Düsseldorfer. 3.000 deutsche Juden umgebracht. Eh, die paar, die zurückgekommen sind, denn von der Arbeit, als wir nach drei Tagen, wir durften nicht drei Tage ins Ghetto, reinkamen, als die dann in ihre Teile gingen, und, und, die sind verrückt geworden, die Menschen sind vollkommen... . Es ist ja ganz klar, man, man eh, man, man... . Ich kann Ihnen nur sagen, wenn ich heute zurückdenke, ich kann, manchmal glaub' ich selbst nicht, daß ich das alles mitgemacht habe.«¹⁰⁹

Das Ausmaß von Gewalt und Vernichtungswillen, das sich in diesen Verbrechen offenbart, ist auch für Hans Wassermann bis heute nicht zu begreifen. Obwohl er selbst Zeuge einiger dieser Geschehnisse ist, erscheinen ihm seine Erlebnisse in gewisser Weise als unwirklich. Dabei vermischt sich sein Wissen von heute, nachdem er ausführlich über das Ghetto Minsk gelesen hat, mit seinem persönlichen Erleben der damaligen Si-

107 Schreiben von Wilhelm Kube an den Reichskommissar für das Ostland Hinrich Lohse vom 31.7.42, in: IMT, Bd. 32, Dok. 3428-PS, S. 280-282 (280f.). Ferner: Urteil des Landgerichts Koblenz, 9 Ks 2/62, in: Justiz und NS-Verbrechen, Bd. XIX, S. 197/198. Zur Person Kubes und seinem umfangreichen Schriftwechsel mit dem Ministerium vgl. Hilberg, Vernichtung (1994), S. 369ff.

108 Herr Wassermann meint hier 3.000 Opfer.

109 Interviewtranskript, S. 29.

tuation. Hans Wassermann nennt immer wieder Opferzahlen, die während der zahlreichen Vernichtungsaktionen ermordet wurden.¹¹⁰ Obwohl er im Ghetto von den zahlreichen Massentötungen wußte, wird ihm aber das Ausmaß der Vernichtung möglicherweise erst im nachhinein deutlich geworden sein. Von den insgesamt etwa 130.000 Juden, die seit 1941 im Ghetto Minsk festgehalten oder dorthin deportiert worden waren, leben im Sommer 1942 noch 8.600.¹¹¹ Diejenigen, die für diesen Massenmord verantwortlich sind, erscheinen in dem Bericht von Hans Wassermann nicht nur als anonyme Masse. Er nennt unter anderem die beiden Leiter des Ghettos Schmiedel und Rube sowie einen Feldwebel Breymeier, der im Soldatenheim für die jüdischen Arbeitskräfte zuständig gewesen sein soll.¹¹² Dieser sei immer freundlich zu ihm gewesen, habe sich auch mit ihm unterhalten und dafür gesorgt, daß er ausreichend gepflegt werde. In einem Gespräch habe Breymeier ihm versichert, daß er »gar nicht so« sei, da ein »Judenarzt« einmal seine Frau gerettet habe. Er, Hans Wassermann, sei diesem Mann gegenüber mißtrauisch geblieben, denn in der nächsten Situation habe Breymeier andere Juden dafür erschossen, weil man bei ihnen zwei Kartoffeln gefunden habe.¹¹³

Hans Wassermann drückt mit dieser Erzählung die Ambivalenz des Kontaktes zwischen Ghettobewohnern und deutschen Verantwortlichen aus. Selbst wenn einzelne freundlich wirken, so kann niemand sich ihres Wohlwollens sicher sein. Ihre Herrschaft ist von Willkürlichkeit und Unberechenbarkeit bestimmt. Es bestehen zwar Vorschriften, nach denen sich die Ghettobewohner richten müssen, aber selbst deren strikte Einhaltung bewahrt die Betroffenen nicht vor Gewalt und Mord. Daher leben die Menschen in ständiger Todesbedrohung, sie erfahren von ihren Verfolgern, daß ihr Leben auch von Zufälligkeiten und individuellen Stimmungen der SS-Leute, der zuständigen Wehrmachts- und der Polizeiangehörigen abhängt.

Adolf Rube, seit Herbst 1942 Leiter des Ghettos Minsk, hat sich in dieser Hinsicht besonders hervorgetan. Als er 1949 in Karlsruhe vor Gericht gestellt wird, zeugen die Aussagen der wenigen Überlebenden des Ghettos und die erhalten gebliebenen Dokumente von seinem mörderischen Werk. Neben der Beteiligung an Massentötungen werden ihm zahlreiche Tötungsdelikte aus eigenem Entschluß nachgewiesen. Dabei scheint sich der Angeklagte besonders Kinder und junge Frauen herausgesucht zu haben, die er auf den am Ghetto angrenzenden Friedhof führt und dort eigenhändig erschießt oder durch Untergebene erschießen läßt.¹¹⁴

110 Eine Überprüfung der Zahlen ist hier anhand anderer Quellen erfolgt, jedoch läßt sich auch durch sie eine genaue Anzahl der Opfer nicht ermitteln.

111 Die Zahl ist dem oben zitierten Brief von Wilhelm Kube entnommen. Inwiefern diese Angabe zuverlässig ist, läßt sich heute schwer einschätzen. Andererseits gibt es keinen ersichtlichen Grund, an ihrer Richtigkeit zu zweifeln. Zumindestens offenbart sich in ihr die Größenordnung der verübten Verbrechen.

112 Die Identität dieser Person ist durch andere Quellen nicht belegt. In einer schriftlichen Zeugenaussage während der Ermittlungen gegen den Leiter des Ghettos 1947 erinnert sich Hans Wassermann ebenfalls an diesen Namen. Vgl. GLK, Entnazifizierungsakte Rube, Sign. 465a/51/5/460.

113 Vgl. Interviewtranskript, S. 25f.

114 Vgl. GLK, Entnazifizierungsakte Adolf Rube 1946, Sign. 465a/51/5/460; ebenso: GLK, Strafakten gegen Adolf Rube, Sign. 3 a Ks 2/49. Die Urteile gegen Rube sind auch abgedruckt in: Justiz und NS-Verbrechen, Bd. IX, S. 2-57.

Im Herbst 1943 leben vermutlich noch 6.500 Menschen im Ghetto, davon circa 2.000 im Sonderghetto. Mehrere Hundert Männer werden Ende August 1943 in ein nahegelegenes Arbeitslager gebracht. Zu dieser Gruppe gehört auch Hans Wassermann. Ihnen sei von Rübe – so erinnert er sich – versprochen worden, daß ihre Ehefrauen nachgeschickt werden würden. Hans Wassermann sei daher davon ausgegangen, daß er Erika Hirschhorn, die er inzwischen im Ghetto geheiratet hatte, wiedersehen werde. Nach etwa vierzehn Tagen habe man die zur Arbeit ausgewählten Männer dann in ein Lager im besetzten Polen verschleppt. Dieser Transport habe einen Tag vor seinem Geburtstag Minsk verlassen.¹¹⁵

»Und soweit ich weiß, das war am 14. September, als wir da noch beim, im Ghetto vorbeigefahren sind, das Auto, da ham wir noch einige Leute winken... . Da, da haben einige Ghettoinsassen noch gelebt. Eh, dem einen Buch nach, von dem Kohl, ist das Ghetto an dem Tag umgebracht worden, von dem andern, von einem russischen Juden am 23. Oktober. Spielt gar keine Rolle, ob die paar Leutchen nun also noch vier Wochen mehr eh, eh lebten. Meine Eltern und Schwester und Erika sind alle damals umgebracht worden. Und wir waren dann zwei Tage unterwegs von eh, Minsk in einem eiskalten Güterwagen eingepfercht. Ich glaube, bestimmt 100, 100 bis 150 Menschen in einem Wagen. Man konnte kaum sitzen. Und gingen dann in das eh, Todeslager, Vernichtungslager von Treblinka.«¹¹⁶

In den vorliegenden Prozeßunterlagen und wissenschaftlichen Studien gibt es zur Auflösung des Ghettos Minsk widersprüchliche Darstellungen. Nicht immer läßt sich dabei nachvollziehen, auf welche Quellen sich die Angaben beziehen.¹¹⁷ Diesen Ungenauigkeiten soll hier nicht weiter nachgegangen werden. Für das Schicksal der Familie Wassermann ist es eher zweitrangig, wann wieviele Menschen dem Tod entkommen können. Die Eltern Fritz und Else, die Schwester Irmgard sowie Erika Hirschhorn überleben das Ghetto Minsk nicht. Es kann als sicher gelten, daß sie zwischen Mitte September und Ende Oktober 1943 in der Nähe des Gutes Trostinez erschossen werden.

Im Interview berichtet Hans Wassermann von dem Tod seiner Angehörigen kurz

115 Vgl. Interviewtranskript, S. 23.

116 Ebd., S. 23.

117 Kohl geht beispielsweise davon aus, daß bereits im Mai 1943 das Sonderghetto aufgelöst wird und etwa 2.000 deutsche Juden in ein polnisches Lager geschafft werden. Kohls Angaben können aber insoweit nicht zutreffen, müßten dann doch nahezu alle noch lebenden Juden des Sonderghettos abtransportiert worden sein. Es ist vielmehr wahrscheinlich, daß es tatsächlich eine Art Selektion gibt, bei der die SS einige hundert Männer zur Arbeit auswählt, hingegen die im Ghetto verbleibenden Menschen, bis auf einige wenige, die in örtlichen Institutionen bis zur Befreiung arbeiten, in der Nähe des Gutes Trostinez exekutiert werden. Vgl. Kohl, *Sowjetische Augenzeugen* (1990), S. 74. Die Darstellung in den vorliegenden Prozeßunterlagen stimmt bezüglich des Zeitpunktes mit den Erinnerungen von Hans Wassermann überein. Demnach werden die Männer am 1. September 1943 in das SS-Lager in Minsk transportiert und von dort 14 Tage später nach Polen verschleppt. Herr Wassermann datiert den Abtransport ebenso auf den 14. September. Auch der Umstand, daß Hans Wassermann einen Tag später Geburtstag hat und er sich daher besonders gut erinnern kann, spricht für die Zuverlässigkeit dieser Angaben. Andererseits meint Herr Wassermann zu wissen, es seien nur 250 Männer gewesen, die nach Polen geschickt werden. In den Prozeßunterlagen ist hingegen von etwa 2.000 russischen und deutschen Juden die Rede. Vgl. Urteil des Landgerichts Koblenz 9 Ks 2/62, in: *Justiz und NS-Verbrechen*, Bd. XIX, S. 202-204.

und sachlich. Während des Erzählens zeigt er keine Gefühle von Verlust, Trauer oder Wut. Es scheint, es handle sich für ihn um eine Tatsache, über die er ebenso wie über andere Erlebnisse während seiner Verfolgung Bericht erstattet. Die persönliche Bedeutung dieses Erlebnisses bleibt verborgen. Er geht ohne Pause oder Verzögerung dazu über, von seinem weiteren Leidensweg, der ihn noch durch insgesamt elf Konzentrationslager führt, zu erzählen.

Nach dem Abtransport aus Minsk im September 1943 – so der Interviewte – sei er in das Vernichtungslager Treblinka gebracht worden. Dort habe die SS wiederum eine Selektion durchgeführt, bei der – neben ihm selbst – etwa 150 Männer ausgewählt worden seien. Er und andere ihm aus dem Ghetto Minsk bekannte Männer seien dann noch am gleichen Tag ins Lager Budzyn überstellt worden. Er erinnere sich, daß ein Kapo in Treblinka ihnen gesagt habe, sie seien der erste Transport, der das Lager auch wieder verlasse.¹¹⁸

In Treblinka, im nordöstlichen Teil des Generalgouvernements gelegen, errichtet die SS im Frühjahr 1942 ein Vernichtungslager, das dort bis Herbst 1943 existiert. In diesem Zeitraum werden dort mindestens 750.000 Menschen vergast oder erschossen. Treblinka gehört neben Sobibor, Chelmno und Belzec zu denjenigen Vernichtungslagern, in denen die Menschen unmittelbar nach ihrer Ankunft ermordet werden. Nur wenige der Ankommenen sucht die SS heraus, um sie für ihr mörderisches Werk zu benutzen. In unregelmäßigen Abständen werden auch diese Kommandos getötet, damit keinerlei Zeugen für die verübten Verbrechen am Leben bleiben. Nachdem einigen Häftlingen während eines Aufstandes Anfang August 1943 die Flucht gelingt, erreichen nur noch wenige Transporte das Vernichtungslager. Bisherigen Quellen zufolge werden am 19. August 1943 letztmalig Menschen, in diesem Fall aus Bialystok, nach Treblinka deportiert und dort ermordet. In den nachfolgenden Wochen macht die SS das ohnehin durch den Aufstand zerstörte Lager dem Erdboden gleich und vernichtet alle Hinweise, die von den grausamen Verbrechen zeugen.¹¹⁹

Es ist daher anzunehmen, daß Hans Wassermann sich irrt, wenn er berichtet, Ende September 1943 in Treblinka gewesen zu sein. Vielmehr spricht sein Weitertransport nach Budzyn dafür, daß er zunächst ins Lager Majdanek gebracht wird, um von dort dem nahegelegenen Budzyn zugewiesen zu werden.¹²⁰

In Budzyn, fünf Kilometer nordwestlich von Krasnik im Distrikt Lublin gelegen, besteht seit September 1942 ein Zwangsarbeitslager, in dem Mitte 1943 bereits 3.000 Männer, Frauen und Kinder untergebracht sind, die unter anderem im Rü-

118 Vgl. Interviewtranskript, S. 30f.

119 Vgl. zum Vernichtungslager Treblinka: Urteil des Landgerichts Düsseldorf vom 3.9.1965 gegen Kurt Hubert Franz u.a. 8 I Ks 2/64, in: Justiz und NS-Verbrechen, Bd. XXII, S. 2-238; Rückerl, Nationalsozialistische Vernichtungslager (1978); Sereny, Gespräche mit dem Henker (1995), besonders S. 280-298; Glazar, Die Falle mit dem grünen Zaun (1992); Hilberg, Vernichtung (1994), S. 927-1057.

120 Da es 1943/44 ohnehin über dreißig Transporte aus Belorußland nach Lublin gegeben hat, ist es durchaus möglich, daß auch die deutschen Juden über Lublin nach Budzyn gebracht wurden. Vgl. Marszalek, Majdanek (1984), S. 63f. Zum KZ Majdanek vgl. auch: Müller-Münch, Die Frauen von Majdanek (1982).

stungsbetrieb der Firma Heinkel arbeiten. Zunächst ist das Lager dem SS- und Polizeiführer von Lublin, Odilo Globocnik, unterstellt, jedoch ordnet das Wirtschaftsverwaltungshauptamt am 22. Oktober 1943 an, Budzyn als Außenlager dem KZ Majdanek zuzuweisen. Auch wenn die tatsächliche Übernahme erst im Februar 1944 erfolgt,¹²¹ so ist es wahrscheinlich, daß bereits im Herbst 1943 ein Transport aus Minsk über Lublin ins Lager Budzyn gekommen ist.¹²²

Zwischen September 1943 und Ende Oktober 1944 wird Hans Wassermann in insgesamt neun Konzentrationslager transportiert. Für diese Phase der Verfolgung verschwimmen seine Erinnerungen an die einzelnen Lager. Vermutlich bleibt er zunächst bis Frühjahr 1944 im Lager Budzyn und wird dort zur Arbeit in den Heinkel-Werken verpflichtet. Er kann sich im Interview nicht mehr erinnern, welche Aufgabe er dort zu verrichten hat. Aufgrund näher rückender Fronten wird im Februar 1944 die Produktion bei der Firma Heinkel eingestellt, und im Mai und Juni werden die Häftlinge in andere Lager überstellt.¹²⁴ Es ist daher anzunehmen, daß auch Hans Wassermann im Frühsommer 1944 ins Lager Rzeszow transportiert wird. Über dieses Lager berichtet Hans Wassermann lediglich, daß er dort nur wenige Wochen festgehalten wurde.

Nach dem Einmarsch deutscher Truppen in »Reichshof« umbenannt, errichten die Besatzer in Rzeszow 1941 ein Ghetto, in dem zunächst 12.500, später mehr als 23.000 Juden interniert werden. Durch ständige Terroraktionen und Deportationen in die Vernichtungslager verringert sich die Häftlingszahl bis Ende 1942 um etwa 20.000 Menschen. Das Ghetto wird nun in zwei Lager aufgeteilt, wobei das eine als »Jüdisches Zwangsarbeitslager« (Lager A) bezeichnet wird, in dem anderen Teil die Familien dieser Zwangsarbeiter untergebracht sind (Lager B). Der größte Teil dieser Menschen wird im Herbst 1943 nach Auschwitz deportiert und dort ermordet. Im Frühsommer 1944 leben schätzungsweise nur noch 600 Häftlinge im Lager A. Nach bisherigen Untersuchungen werden auch sie nach Auschwitz deportiert, einigen wenigen soll die Flucht gelungen sein.¹²⁵ Man kann diese Angaben insofern ergänzen, als daß sich durch Aussagen von Überlebenden vermuten läßt,¹²⁶ daß im Juli 1944 eine unbestimmte Anzahl von Häftlingen aus Rzeszow ins KZ Plaszow geschafft wird.¹²⁷ Zu dieser Gruppe gehört auch Hans Wassermann. Da er dort nur kurze Zeit

121 Überlebenden des Lagers Budzyn zufolge, ist Budzyn bereits im September 1943 in ein Konzentrationslager umgewandelt worden. Vgl. Zeugenaussagen von Szulim Kloda und Israel Edelstein im Bergen-Belsen Prozeß, Public Record Office (PRO), WO 309/1698, Materialsammlung, Exhibit 208 und 209.

122 Vgl. Wroblewski, *Oboz w Budzyniu* (1971), S. 179-189. Die Gedenkstätte Majdanek stellte mir freundlicherweise eine Zusammenfassung dieses Aufsatzes in deutscher Sprache zur Verfügung. Zu Budzyn vgl. auch: Jäckel, *Enzyklopädie* (1993), S. 254f.

123 Vgl. Jäckel, *Enzyklopädie* (1993), S. 254f.

124 Andere Zeugenaussagen bestätigen, daß es im Frühsommer 1944 Transporte von Budzyn nach Rzeszow gab. Vgl. Zeugenaussagen von Szulim Kloda, Israel Edelstein, Marek Mandelkort im Bergen-Belsen Prozeß, PRO, WO 309/1698, Materialsammlung, Exhibit 207-209.

125 Vgl. Jäckel, *Enzyklopädie* (1993), S.1263-1265.

126 Vgl. beispielsweise Zeugenaussage von Chaim Wajnsztrorf im Bergen-Belsen Prozeß, PRO, WO 309/1698, Materialsammlung, Exhibit 206. Vgl. auch: Weinmann, *CCP* (1990), S. 679.

127 In Plaszow, nahe Krakow gelegen, wird im Herbst 1942 ein sogenanntes Zwangsarbeitslager für

verbleibt, erwähnt er im Interview kaum mehr als den Namen des Lagers, um dann fortzufahren, daß er mit zweitägiger Zwischenstation in Wieliczka ins KZ Flossenbürg transportiert worden sei.¹²⁸ Nach einer vorliegenden Untersuchung soll dieser Transport von Plaszow nach Flossenbürg 2.699 Juden umfaßt haben.¹²⁹

In Flossenbürg – so Hans Wassermann – seien sie geduscht und neu eingekleidet worden. Außerdem habe man sie erneut registriert, er selbst sei überrascht gewesen, daß sich die SS nach Namen und Herkunft der Angekommenen erkundigt habe.¹³⁰

Hans Wassermann erhält bei dieser Registrierung – so kann anderen Quellen entnommen werden – die Häftlingsnummer 15910.¹³¹ Aber der Arbeitseinsatz läßt auf sich warten. Vielmehr werden 465 Männer der aus Plaszow überstellten Häftlingsgruppe nach etwa zwei Wochen erneut auf Transport geschickt und erreichen am 25. August 1944 ein Außenlager des KZ Natzweiler in Colmar. Hans Wassermann wird dort unter der neuen Häftlingsnummer 33322 aufgenommen.¹³²

Im Interview erinnert sich Herr Wassermann, daß sie in Colmar nicht von der SS, sondern von Wehrmachtssoldaten bewacht worden seien, die zu ihnen »sehr nett waren«. Die Häftlinge hätten dann – gemeinsam mit italienischen Internierten – Grabungsarbeiten in einem Tunnel verrichten müssen. Diese Arbeit sei am Eingang des Tunnels eher harmlos vonstatten gegangen, allerdings habe sich dies geändert je weiter man in das Innere des Tunnels vorgedrungen sei. Da die Luft sich dort zuneh-

Männer und Frauen errichtet, das dem örtlichen SS- und Polizeiführer unterstellt ist und bis 1944 stetig ausgebaut wird. Durch die Vergrößerungen schwankt die Zahl der Insassen zwischen 2.000 und 25.000 Menschen. Das Lager weist eine Unterteilung in verschiedene Sektionen auf, unter anderem werden polnische und jüdische Gefangene getrennt untergebracht. Bereits vor Januar 1944, als das Lager Plaszow in ein Konzentrationslager umgewandelt wird und damit dem Wirtschaftsverwaltungshauptamt untersteht, erfolgen Deportationen und Massenerschießungen, sterben Menschen an den Folgen mörderischer Arbeits- und Lebensbedingungen. Mit Näherrücken der Roten Armee beginnt die SS im Sommer 1944 mit der Räumung des Lagers, indem sie die verbliebenen Häftlinge in andere Konzentrationslager oder zur Vernichtung nach Auschwitz transportiert. In dieser Auflösungsphase erreicht Hans Wassermann das KZ Plaszow und wird von dort am 4. August 1944 über Wieliczka nach Flossenbürg überstellt. Das genaue Datum des Abtransports ergibt sich aus einer Haftbestätigung des Internationalen Roten Kreuzes vom 5.5.1958. Dort scheinen die Zugangslisten des KZ Flossenbürg vorgelegen zu haben. Das Archiv in Arolsen ist zur Zeit leider für wissenschaftliche Recherchen nicht geöffnet. Vgl. WAHH, Akte Wassermann Wg 150921, Bl. 75.

Zum Lager Plaszow gibt es bisher keine deutschsprachige Untersuchung. Vgl. daher: Schwarz, Die nationalsozialistischen Lager (1990), S. 170f; Jäckel, Enzyklopädie (1993), S. 118f.

128 Es handelt sich dabei um ein Außenlager des KZ Plaszow, das, zuvor als sogenanntes Zwangsarbeitslager, zwischen Frühjahr und Herbst 1944 etwa 6.000 jüdische Häftlinge zählt, die für Industriebetriebe arbeiten. Vgl. CCP (1990), S. 346.

129 Vgl. Heigl, KZ Flossenbürg (1989), S. 13. Die Größe des Transports wird dort leider ohne genaue Quellenangabe genannt.

130 Vgl. Interviewtranskript, S. 35.

131 Vgl. Haftbescheinigung des Internationalen Roten Kreuzes vom 5.5.1958, in: WAHH, Akte Wassermann Wg 150921, Bl. 75. Aufgrund dieser Häftlingsnummer läßt sich nachweisen, daß Hans Wassermann im August 1944 im KZ Flossenbürg registriert wird. Vgl. Comité International de la Croix-Rouge, Häftlingsnummernzuteilung, AdF, Sign. 13-1-20. Zum KZ Flossenbürg vgl.: Siegert, Das Konzentrationslager Flossenbürg (1980), S. 429-492.

132 Das genaue Datum der Ankunft in Colmar und die Häftlingsnummer ergeben sich wiederum aus der bereits genannten Haftbescheinigung, die sich auf Zugangslisten des KZ Natzweiler stützt. Vgl. WAHH, Akte Wassermann Wg 150921, Bl. 75; ebenso: Comité International de la Croix-Rouge, Häftlingsnummernzuteilung, AdF, Sign. 13-1-20; ebenso: CCP, S. 395.

mend verschlechtert habe und die Häftlinge über keinerlei Schutzmasken verfügt hätten, seien einige der Häftlinge ernsthaft erkrankt.¹³³

In anderen Quellen finden sich nur spärliche Hinweise zum Lager Colmar, das auch den Namen »Urbis« führt. Das hängt mit der ohnehin lückenhaften Erforschung des Konzentrationslagers Natzweiler/Struthof zusammen, dem Colmar verwaltungstechnisch untersteht.¹³⁴ Es läßt sich zu diesem Außenlager in den Vogesen nur so viel sagen, daß es vermutlich seit März 1944 existiert und circa 500 Häftlinge zählt, die zu Befestigungsarbeiten eingesetzt werden. Es wird im Herbst 1944 aufgrund näher rückender Fronten ebenso aufgelöst wie das Hauptlager Natzweiler.¹³⁵ Aus anderen Dokumenten geht hervor, daß Hans Wassermann nach etwa sechswöchigem Aufenthalt in Colmar am 12. Oktober 1944 in das KZ Sachsenhausen transportiert wird.¹³⁶

Dort habe er – so Hans Wassermann – für kurze Zeit in einem Kommando gearbeitet, das in Berlin Aufräumarbeiten zu verrichten hatte.¹³⁷ Insgesamt sei er aber wohl nicht länger als maximal zwei Wochen in Sachsenhausen gewesen, da er dann nach Bremen deportiert worden sei.¹³⁸

Im Interview stellt sich der hier rekonstruierte Verfolgungsweg zwischen September 1943 und Ende Oktober 1944 als eine Auflistung von uneindeutigen Daten und Ortsnamen dar, die sich nur aufgrund anderer Quellen zu einem größeren Zusammenhang verdichten lassen. Die ständigen Ortswechsel und Transporte erlauben es Herrn Wassermann im Rückblick auf dieses Jahr kaum mehr, Einzelereignisse zu konkretisieren oder solche einzuordnen. Inwieweit die Form des Berichts auch auf das Erleben dieser Verfolgungsphase verweist, läßt sich nur vermuten. Anzunehmen ist, daß Hans Wassermann nach seinem Abtransport aus Minsk zu ahnen beginnt, daß er seine dort zurückgebliebenen Angehörigen nicht mehr wiederssehen wird. Dieser Verlust wird mit einer starken Verunsicherung einhergehen, wobei die täglichen Anforderungen bei Arbeit und Transport kaum Raum lassen, Trauer und Angst wahrzunehmen. Allein der Überlebenskampf bindet die Kräfte der Betroffenen. Daher ist es auch nicht verwunderlich, daß sich der Befragte kaum an konkrete Erlebnisse während dieser Verfolgungsphase erinnert. Den immer neuen Situationen, denen er ausgesetzt wird, muß er mit aller Aufmerksamkeit und Wachsamkeit begegnen, um überhaupt den nächsten Tag überstehen zu können. Die relativ kurzen Aufenthalte in den verschiedenen Lagern erlauben es zudem kaum, einen Bezug zu der Umgebung, zu den örtlichen Bedingungen und Gegebenheiten aufzubauen.

Erst mit dem Transport nach Bremen, der vermutlich Ende Oktober 1944 erfolgt, beginnt Hans Wassermann wieder ausführlicher zu erzählen. Diese Verände-

133 Vgl. Interviewtranskript, S. 37.

134 Vgl. Vorländer, Nationalsozialistische Konzentrationslager (1978).

135 So die Angabe im CCP (1990), S. 65 und S. 623. Bei Schwarz fehlt Colmar in der Liste der Außenlager des KZ Natzweiler. Vgl. Schwarz, Die nationalsozialistischen Lager (1990), S. 179-181.

136 Vgl. Haftbescheinigung, in: WAHH, Akte Wassermann Wg 150921, Bl. 75. Nach Auskunft der Archivarin der Gedenkstätte Sachsenhausen sind dort keine Einlieferungslisten für diesen Zeitraum vorhanden.

137 Aufgrund dieser Angaben läßt sich ein konkretes Arbeitskommando nicht identifizieren.

138 Vgl. Interviewtranskript, S. 38.

rung mag auch damit zusammenhängen, daß der Befragte annimmt, ich sei besonders an den Geschehnissen in Bremen interessiert, handelt es sich doch bei diesen beiden Lagern um Außenstellen des Konzentrationslagers Neuengamme. Daher ist wohl sein nun detailreicherer Bericht auch darauf zurückzuführen, daß das Interview im Auftrag der Gedenkstätte Neuengamme erhoben wird. Aber diese Äußerlichkeit ist nicht allein ausschlaggebend. Es kommt hinzu, daß Hans Wassermann fast ein halbes Jahr in Bremen verbleibt und damit erst nach längerer Zeit wieder einen näheren Bezug zu seinem Umfeld aufbauen kann.

In dem hier mit Hilfe anderer Quellen rekonstruierten Verfolgungsweg zwischen September 1943 und Oktober 1944 spiegeln sich aber auch allgemeine politische und kriegswirtschaftliche Zusammenhänge und Prozesse wider. Wenn auch in den besetzten Gebieten der Sowjetunion die Vernichtung der jüdischen Bevölkerung vorrangiges Ziel bleibt, so wandelt sich der Umgang mit jüdischen KZ-Häftlingen aufgrund des im Kriegsverlauf gravierend anwachsenden Arbeitskräftemangels. Bereits im Herbst 1943 ist absehbar, daß die erforderlichen Kapazitäten nicht mehr allein durch ausländische Zivilarbeiter und Kriegsgefangene befriedigt werden können, so daß Hitler im Februar 1944 sogar dem Einsatz jüdischer KZ-Häftlinge, die 1942 aus dem Reich deportiert werden mußten, zustimmt. Im letzten Kriegsjahr transportiert die SS wiederum jüdische Häftlinge, die in den Vernichtungslagern zur Arbeit ausgesucht oder direkt aus Ungarn verschleppt werden, nach Deutschland, während sie ihr Vernichtungswerk im Osten weiter fortsetzt. Die zum Arbeitseinsatz bestimmten Gefangenen werden überwiegend an Privatfirmen ausgeliehen, die häufig unmittelbar auf dem Firmengelände Außenlager zur Unterbringung ihrer Arbeitskräfte errichten. Die Belegstärke der Konzentrationslager steigt somit 1944 rapide an. Auch wenn das Wirtschaftsverwaltungshauptamt eine Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen in den Konzentrationslagern anstrebt, so steht dieses Ziel im krassen Widerspruch zu den örtlichen Bedingungen. Aufgrund der zahlreichen Masseneinlieferungen sind die Lager überfüllt, nur wenigen Facharbeitern kommen die vorgesehenen Vergünstigungen zugute, durch die die Arbeitskraft in den Lagern gesteigert werden soll. Die SS setzt in der Praxis doch eher auf den unerschöpflichen Nachschub als auf den »Erhalt« der vorhandenen Häftlinge.¹³⁹

Neben der auf höchster Ebene getroffenen Entscheidung, daß ab Frühsommer 1944 Juden wiederum zum Arbeitseinsatz ins Reich kommen, zeichnen sich in dem Verfolgungsweg von Hans Wassermann zum anderen auch die chaotischen Zustände ab, die zu dieser Zeit bereits im Osten herrschen. Sein ständiger Weitertransport nach Südwesten geht mit dem Rückzug der deutschen Truppen an der Ostfront einher. Schließlich rücken auch die alliierten Truppen von Westen näher, so daß die in Colmar inhaftierten Gefangenen ins Reich geschafft werden. Durch diese auch durch den Kriegsverlauf verursachte Konzentration der Häftlinge verschärft sich ihre Lage nochmals, da in den Konzentrationslagern die eingehenden Massentransporte orga-

¹³⁹ Vgl. zu diesem Komplex: Herbert, *Arbeit und Vernichtung* (1987) S. 216ff; Naasner, *Neue Machtzentren* (1994).

nisatorisch nicht bewältigt werden können. Drangvolle Enge, völlig unzureichende Verpflegung und Bekleidung sowie die Verweigerung jeglicher medizinischer Versorgung sind neben der harten körperlichen Arbeit die Hauptgründe für die hohen Todesraten, die die Verantwortlichen teilweise bewußt forcieren, gegen die sie aber aufgrund von Inkompetenz, Machtgerangel und Überforderung auch keine geeigneten Maßnahmen ergreifen.

Der Einsatz von KZ-Häftlingen in kriegswichtigen Betrieben führt dazu, daß ab Sommer 1944 mit der Einrichtung eines Außenlagers des KZ Neuengamme in Bremen-Blumenthal begonnen wird.¹⁴⁰ Mehr als eintausend Häftlinge erreichen im Herbst des Jahres entweder aus dem Hamburger Hauptlager oder direkt aus anderen Konzentrationslagern das Blumenthaler Lager, um dort für die »Deutsche Schiffs- und Maschinenbau Aktiengesellschaft« (Deschimag) Werftarbeiten zu verrichten.¹⁴¹ Neben polnischen, russischen, französischen und belgischen Gefangenen befindet sich auch eine unbestimmte Anzahl jüdischer Häftlinge im Lager Blumenthal, das im Volksmund »Bahrspalte« genannt wird und direkt an der Weser gelegen ist.¹⁴²

»Der Transport von Sachsenhausen nach Bremen also, glaub' ich, hat ungefähr auch eine Woche gedauert. Weil die Transporte, das war ungefähr damals schon so Oktober, eh, 44 da waren Bombenangriffe und, und eh. Die fuhr ein bißchen die Eisenbahn, dann hielt sie wieder, dann fuhr sie ein bißchen. Nichts zu essen gehabt. Eingesperrt. Wir waren nur zwei Waggons. Das war furchtbar. Die Leute sind gestorben und man hat doch kein Wasser gehabt, keine Toiletten, keene, nichts, nicht wahr.«¹⁴³

140 Ab 1942/43 richten nahezu alle Konzentrationslager Außenstellen ein, die dann häufig in unmittelbarer Nähe der Arbeitseinsätze liegen. Diese Entwicklung verstärkt sich 1944 nochmals, so daß beispielsweise für das KZ Neuengamme bis Kriegsende 85 Außenlager im gesamten norddeutschen Raum gezählt werden können. Vgl. zum KZ Neuengamme: Kaienburg, Vernichtung durch Arbeit (1990); Bauche, Arbeit und Vernichtung (1991). Über die Außenlager des KZ Neuengamme gibt es bisher zahlreiche Einzelstudien, allerdings noch keine Gesamtdarstellung. Die hier genannte Zahl von 85 Außenlagern beruht auf neueren Forschungen, die ich im Zuge einer Neugestaltung der ständigen Ausstellung in der Gedenkstätte Neuengamme durchführte.

141 Die »Deschimag« war ein Werftenverbund, zu dem die Hauptwerft AG Weser in Bremen sowie neben zahlreichen kleinen Werften - die Seebeck-Werft in Bremerhaven und die Vulkan-Werft in Hamburg gehörten. Anfang der dreißiger Jahre noch in Konkursgefahr, stabilisierte sich die AG Weser in den folgenden Jahren durch zunehmende Rüstungsaufträge. Neben der Herstellung von Großkalibermunition bildete der Schiffsbau den Hauptanteil der Produktion. Ab 1941 war die AG Weser ausschließlic im Kriegsschiffbau tätig. Vgl. Schwarzwälder, Geschichte der Freien Hansestadt Bremen (1985); Marßolek/Ott, Bremen im 3. Reich (1986).

142 Zum Lager Bremen-Blumenthal sind nach Auskunft des Staatsarchivs Bremen sowie der Handelskammer Bremen keinerlei aussagekräftigen Dokumente erhalten geblieben. Bisher liegt daher auch keine ausführliche Einzelstudie vor. Da sich in Bremen der Arbeitseinsatz von Zwangsarbeitern, Kriegsgefangenen, KZ-Häftlingen und anderen ausländischen Arbeitskräften stark konzentrierte, ist es besonders schwierig, zwischen den einzelnen Lagern zu differenzieren. Aus den wenigen Kurzdarstellungen, die zu den Bremer Außenlagern des KZ Neuengamme existieren, lassen sich daher teilweise widersprüchliche und oftmals diffuse Angaben ermitteln. Vgl. daher eher die wenigen Dokumente im Archiv der Gedenkstätte Neuengamme: AGN, KZ Neuengamme und seine Außenlager, Sign. 6.4.13 und 6.4.14. Außerdem führte die Staatsanwaltschaft Bremen Ende der sechziger Jahre im Zusammenhang mit dem Lager Bremen-Blumenthal ein Ermittlungsverfahren gegen Unbekannt durch, das 1976 eingestellt wurde. Vgl. Staatsanwaltschaft Bremen (StB), Sign. 29 Js 202/74. Dazu auch die Vorermittlungen in: ZSL, Sign. 404 AR-Z 129/74.

143 Interviewtranskript, S. 38.

Unmittelbar nach der Ankunft habe der Lagerkommandant die jüdischen Häftlinge einer gesonderten Baracke zugewiesen und ihn, Hans Wassermann, zum Stubenältesten ernannt. Martin Stock, mit dem er seit Minsk zusammengewesen ist, sei Blockältester geworden. Später habe man Stock abgesetzt, und er selbst habe dessen Posten erhalten. Gemeinsam mit anderen Häftlingen seien die – so schätzt Herr Wassermann – circa 190 Juden jeden Morgen weit vor Sonnenaufgang mit einer Schute zum Arbeitseinsatz gebracht worden, wo sie bis sechs Uhr abends zu arbeiten hatten.

»Und außerdem eh, war es auch sehr schlecht, weil wir keine, es war sehr kalt auf 'm Transport vom, von dem Lager zur Werft in dem Wasser, sehr kalt. Es war already eh, war schon November, glaub' ich. Es war eiskalt. Und die Werft war kalt und eh, es waren ewige Flugzeugangriffe und es war... . Es war schon sehr bald das Ende des Krieges. November eh, '45.¹⁴⁴ Und die Arbeit war sehr schwer. Und es, es war, man durfte nicht aufgucken, man eh, konnte sich nicht weg, man, wenn man zur Toilette mal mußte, mußte man sich melden und wurde gezählt, wieviel man macht und eh. Wenn man abends hinkam die Bestrafungen. Ich erinnere mich, die Bestrafungen waren entweder eh, kriegte man 25 auf'n Hintern und was schlimmer war, dann eh, eh, hat man die, manchmal, zwei Leute sind aufgehängt worden wegen eh, sogenannter Sabotage und andere Leute wurden abends in eh, in'ne Tonne Wasser gestellt.¹⁴⁵ Und morgens waren sie tot, weil sie erfroren waren. Oder sie wurden in die Luft geworfen. Das war ein grausames Lager.«¹⁴⁶

Nicht ohne Grund erinnert sich Hans Wassermann besonders an die harten Strafen, die im Lager Blumenthal für geringste ›Vergehen‹ verhängt werden. Als die SS eines Tages ein Messer im sogenannten Judenblock findet, seien die Stubenältesten und er als Blockältester mit Peitschenhieben dafür bestraft worden. Die anderen »Jungen« – wie Herr Wassermann seine jüdischen Mithäftlinge nennt – hätten sich dann um ihn gekümmert, da er durch die Wunden stark mitgenommen gewesen sei.¹⁴⁷

Obwohl alle Häftlinge im Lager Blumenthal unter dem Regiment des Lagerkommandanten Johann vom Endt zu leiden haben, verweist der Bericht von Hans Wassermann darauf, daß die jüdischen Gefangenen besonders schlecht behandelt werden. Sie seien zum einen den antisemitischen Anfeindungen ihrer Mithäftlinge

144 Herr Wassermann meint 1944.

145 Die Hinrichtung zweier polnischer Häftlinge wegen angeblicher Sabotage ist auch Gegenstand des Ermittlungsverfahrens der Bremer Staatsanwaltschaft. Ihren Nachforschungen zufolge sollen ein oder zwei Polen Treibriemen entwendet haben, um daraus Schuhsohlen zu fertigen. Sie seien dafür in Anwesenheit der anderen Häftlinge im Lager erhängt worden. Außerdem sollen nach Zeugenaussagen ebenfalls Bremer Bürger bei der Hinrichtung anwesend gewesen sein. Hinsichtlich des Datums sind die Aussagen allerdings widersprüchlich. Vgl. StB, Sign. 29 Js 202/74. Ein Hinweis in den Unterlagen des Hans Schwarz Archivs nennt als Datum den 29. Oktober 1944. An diesem Tag soll in Bremen-Blumenthal der polnische Häftling Jan Wojtczak exekutiert worden sein. Vgl. AdF, Hans Schwarz Nachlaß, Ordner: KL Neuengamme, Außenlager A-B, Sign. 13-7-5-1. Wenn es sich dabei um die Hinrichtung handelt, die auch Hans Wassermann erwähnt, dann ist außerdem davon auszugehen, daß der Transport aus Sachsenhausen, mit dem Herr Wassermann nach Bremen gebracht wurde, bereits Ende Oktober 1944 in Blumenthal angekommen sein muß.

146 Interviewtranskript, S. 40.

147 Vgl. ebd., S. 43.

ausgesetzt gewesen, zum anderen habe sich der Lagerkommandant besonders die Juden als Mißhandlungsoffer ausgesucht.

»Aber dann hat er uns an dem Weihnachtstag, wo es furchtbarer Schnee war, mußten wir, da hat er gesagt: ›Und jetzt als Strafe, weil ich nicht Weihnachten feiern kann, werdet ihr den ganzen Tag hier auf'm Appellplatz rumlaufen. Im Schnee.‹ Das war die Weihnachtsfeier. Die Polen und Russen, die durften feiern, und wir, die Juden mußten rumlaufen, weil wir ja, eh, die schlechten Menschen war'n. Und bei dem Rumlaufen sind leider, ham sehr viele Leute zusammengeklappt und, und konnten nicht. Because ist nicht einfach, im Kalten rumzulaufen. Und um 6 Uhr abends Kniebeuge und auf und das und das, um 6 Uhr abends kam er dann und sagte: 'Nun könnt ihr in eure Baracken gehen und morgen werd' ihr umgesiedelt auf das neue Lager.'¹⁴⁸

Ende Dezember 1944 verlegt die SS einen Teil der Häftlinge aus Bremen-Blumenthal nach Bremen-Schützenhof. Das dortige Barackenlager liegt in unmittelbarer Nähe zum Arbeitseinsatz, so daß sich der durch die ständigen Bombardierungen ohnehin schwierige Anfahrtsweg wesentlich verkürzt. Im Lager Schützenhof sind im März 1945 582 Männer inhaftiert, die ebenfalls für die »Deschimag« arbeiten.¹⁴⁹ Diese Zahlenangabe, die in einem Lagebericht des Neuengammer Standortarztes Trzebinski genannt wird, ist aber irreführend. In einem erhalten gebliebenen Bestandsbuch des Lagers Schützenhof sind insgesamt mehr als 1.100 Häftlinge registriert.¹⁵⁰ Die größte Gruppe stellen die russischen Gefangenen, es sind aber auch etwa 400 deutsche, ungarische, polnische und tschechische Juden aufgeführt, unter ihnen auch Hans Wassermann mit der Häftlingsnummer 63232. Obwohl also von einer weitaus höheren Belegungsstärke, als sie oben genannt wurde, ausgegangen werden kann, verweist das Bestandsbuch aber auch darauf, daß die Todesrate in Schützenhof enorm hoch ist. Mehr als 250 Namen, davon etwa die Hälfte Juden, sind mit einem roten Stift ausgestrichen, und ein angefügtes Sterbedatum dokumentiert ihr Schicksal. Es ist also davon auszugehen, daß es einen ständigen Häftlingsaustausch mit dem Hauptlager Neuengamme gibt, so daß die SS immer wieder die verstorbenen oder nicht mehr arbeitsfähigen Häftlinge durch andere ersetzen läßt. Zu den tatsächlichen Häftlingszahlen lassen sich daher – nicht nur für Bremen-Schützenhof – nur schwer konkrete Angaben machen.

Die hohe Todesrate unter den jüdischen Gefangenen verweist auf ihre unterste Position in der von der SS entwickelten Häftlingshierarchie. Wenn SS-Leute ein Objekt für ihre Schikanen suchen, dann trifft es häufig die jüdischen Häftlinge, sieht man in ihnen doch »minderwertige« und »volksschädigende Elemente«. Aber ihre besondere Behandlung bezieht sich nicht nur auf den spezifischen Terror der SS. Die Juden werden in der Regel – anders als die meisten anderen Häftlingsgruppen in den Konzentrationslagern – nicht nur gekennzeichnet, sondern auch separiert, wie es

148 Ebd., S. 42.

149 Vgl. Schreiben des SS-Standortarztes Alfred Trzebinski an das Wirtschaftsverwaltungshauptamt vom 29.3.1945, in: AdF, Hans Schwarz Nachlaß, Sign. 13-7-2-1.

150 Vgl. AGN, KZ Neuengamme und seine Außenlager, Sign. 3.4.1. Ebenso die erhalten gebliebenen 65 Sterbeurkunden für das Lager Schützenhof, in: AGN, o. Sign.

auch Hans Wassermann für das Lager in Bremen erinnert. Die Einrichtung von »Judenbaracken« setzt sich in der Bildung spezieller »Judenkolonnen« fort, denen bei den Arbeitseinsätzen zumeist die schwersten Aufgaben zugemutet werden. Darüber hinaus erhalten sie die minderwertigste Nahrung, was angesichts der ohnehin kargen Rationen in den Lagern zur schnellen Erschöpfung führen muß.¹⁵¹ Die Privilegien, die wenigen anderen Gefangenen zugute kommen, sind für Juden prinzipiell nicht vorgesehen. Vor diesem Hintergrund verwundert es wenig, daß die relativen Todesraten unter den jüdischen Häftlingen – wie auch in Bremen – über denjenigen der anderen Häftlingsgruppen liegen.¹⁵²

In der Forschung über die nationalsozialistischen Konzentrationslager, hier im Vergleich zu den Vernichtungslagern im Osten, ist diese spezifische Stellung der jüdischen Häftlinge innerhalb der Häftlingsgesellschaft bisher wenig beachtet worden. Dieses Defizit zeigt sich auch am Beispiel der Lager in Bremen-Blumenthal und Bremen-Schützenhof und ihrer Räumung. Aufgrund der Bombardierungen findet auf der Werft bereits im Februar 1945 keine geregelte Arbeit mehr statt.¹⁵³ Wenige Wochen später läßt die SS die Lager räumen, um die Häftlinge nicht den näher rückenden alliierten Streitkräften übergeben zu müssen. Nach bisherigen Erkenntnissen, die überwiegend auf Zeugenaussagen beruhen, werden die Gefangenen des Lagers Bremen-Schützenhof über Blumenthal nach Bremen-Farge geschafft, wo ein weiteres Außenlager des KZ Neuengamme existiert. Von Farge aus soll ein Teil der Häftlinge nach Sandbostel gekommen sein, eine andere Gruppe über Neuengamme an die Lübecker Bucht, um dort auf die dann Anfang Mai von britischen Flugzeugen bombardierten Schiffe verschleppt zu werden.¹⁵⁴

Dieser Darstellung beruht – wie gesagt – auf Aussagen von überwiegend belgischen, französischen und russischen Überlebenden. Bisher unbekannt scheint zu sein, daß zumindest die jüdischen Häftlinge, die im Lager Schützenhof inhaftiert sind, einen anderen »Evakuierungsmarsch« antreten müssen. Transportlisten zeigen, daß Anfang April 1945 dreihundert Gefangene aus Schützenhof das Häftlingslager Bergen-Belsen erreichen.¹⁵⁵

»Diesmal war'n es offene eh, Güterwagen, also oben mit Stacheldraht überspannt. Und wir war'n ungefähr wieder, von Bremen nach Bergen-Belsen. Das ist nur eine

151 Vgl. Hilberg, *Vernichtung* (1994), S. 973.

152 Vgl. Garbe, *Absonderung* (1992), S. 173-204; Garbe/Homann, *Jüdische Gefangene* ((1991), S. 545-559.

153 Die AG Weser gehört zu einem der Hauptziele amerikanischer und britischer Bombenangriffe. Zwischen Oktober 1943 und März 1945 treffen unzählige Bomben die Werft. Bei den Angriffen im Februar/März 1945 werden nicht nur Gebäude, sondern auch U-Boote, Trocken- und Schwimmdocks zerstört, so daß die Produktion kaum mehr aufrechterhalten werden kann. Vgl. Schwarzwälder, *Geschichte der Freien Hansestadt Bremen* (1985), S. 482-484.

154 Vgl. AGN, *KZ Neuengamme und seine Außenlager*, Sign. 8.2.1.; ebenso: *Häftlingsberichte* beispielsweise von Victor Malbecq, Henri Desirotte, Paul Nowak (jeweils o. Datum), in: AGN, *Häftlingsberichte*, Sign. 2.8. Zum Lager Sandbostel vgl.: Borgsen/Volland, *Stalag X B Sandbostel* (1991).

155 Vgl. AGN, *KZ Neuengamme und seine Außenlager*, Sign. 3.2.4.8.; ebenso: *Haftbescheinigung*, WAHH, Akte Wassermann, Wg 150921.

Strecke von nicht mal, normalerweise mit dem Auto, vielleicht vier Stunden. Wir war'n acht Tage unterwegs. Der Zug, jedesmal wenn Bäume war'n oder irgendwie, hat er sich versteckt, wenn die Anflüge kamen und so weiter. Aber wir, irgendwie, ich kann's nicht sagen warum, wir sind angekommen. Und als wir in Bergen-Belsen ankamen, konnten wir schon durch den, wir konnten ein bißchen durchgucken, da sah'n wir lauter Tote auf dem großen... liegen. Sag' ich: ›Du, Martin, du, guck' dir mal an.‹ Sagt er: ›Du, wenn die uns umbringen wollten, da hätten sie uns in, in eh, Bremen umbringen können. Die wollen, daß wir leben.‹ Martin Stock war ein großer Optimist. Und dann eh, ja, ausgeladen in Bergen-Belsen. Da kamen wir ins Lager und da, da ham wir gesehen, was los ist. Da war'n 30.000 Tote über der Erde, nicht begraben.¹⁵⁶ Hunger, Typhus. Die Leute ham ausgesehen, also ich hab' vieles gesehen, aber was ich in Bergen-Belsen gesehen habe, das ist kaum zu beschreiben. Es war das Inferno vom Inferno. Und eh, wir haben auf Toten geschlafen, eh, auf Toten gegessen und eh, nur die Leute, die gearbeitet haben, und unsere Arbeit bestand daraus, die Toten, die halbes Jahr in diesen Kammern gelegen haben, an die Massengräber zu schleppen. Weil die SS wollte gern das Lager noch säubern. Aber wenn man die eh, geschleppt hat, dann kam entweder ein Bein raus oder ein Arm raus. Die war'n ja schon so wie composed, da war nichts mehr da. Aber wir ham das gemacht. Kurt Spitzkopf und der Martin und, und alle wir, die wir noch einigermaßen gehen konnten. Und nachts sind wir in die Baracken reingehauen worden und geschlafen und geschlagen und auf Toten geschlafen. Und ich kann nur eine Sache erzählen von dem Kurt Spitzkopf, mit dem ich nun vier Jahre war, auch ein Hamburger. Wir gehen da mit einem Toten und auf einmal sagt er zu mir, ein, von einer Sekunde auf die andere sagt er, und wir wußten, daß, wenn man aus der line rausgeht, ist es aus. Sagt er: ›Hans, guck mal meine Mutter kommt da. Ich muß zu meiner Mutter hin.‹ Sag ich: ›Kurt, deine Mutter ist in Minsk vor zwei Jahren schon eh, gestorben.‹ – ›Nein, da kommt sie. Guck mal, da kommt sie.‹, geht aus der line raus, brrrt! Aus. Der Mensch kann in einer second, in einer Minute verrückt werden.«¹⁵⁷

In den letzten Kriegsmonaten wird Bergen-Belsen zu einem der zentralen Auffanglager in Norddeutschland, in das die SS Zehntausende von Häftlinge »evakuiert«.¹⁵⁸ Viele sterben bereits während der tage- und wochenlangen Transporte,

156 Nach bisherigen Erkenntnissen haben circa 10.000 Leichen unbegraben auf dem Lagergelände gelegen, allerdings entspricht die Größenordnung, die Herr Wassermann angibt, tatsächlich den absoluten Todeszahlen für Bergen-Belsen. Zwischen Januar und dem 15. April 1945, dem Tag der Befreiung, werden mehr als 35.000 Tote gezählt. Vgl. Schekahn, Briten und Belsen (1995), S. 57-64.

157 Interviewtranskript, S. 44f. Die Transkription weicht in diesem Abschnitt geringfügig von der Tonbandaufzeichnung ab. Es wird hier daher eine am Originalband überarbeitete Transkriptionsfassung zitiert.

158 Die meisten Informationen über Bergen-Belsen stammen von Berichten der britischen Einheiten, die das Lager am 15. April 1945 befreien, sowie aus dem Bergen-Belsen Prozeß, der im Herbst 1945 in Lüneburg eröffnet wird. Vgl. daher: Report by the Colonel Commanding 102 Control Section, 2nd Army (22 pp.), Imperial War Museum (IWM), Department of Documents, Sammlung: Miscellaneous Collection, Miscellaneous 1650; Reports by General Sir Evelyn Barker (25 pp.) and Major H. St. C. Stewart (3 pp.), IWM, Sammlung: British Private Papers; Schreiben von Josef Kramer an das Wirtschaftsverwaltungshauptamt (WVHA) vom 1.3.45 (4 pp.) sowie das Protokoll seiner Aussage vom 13.5.45 (34 pp.), in: Bergen-Belsen Prozeß, PRO, WO 309/17, ebenso: Sington, Die Tore öffnen sich (1948).

auf denen die Häftlinge nicht selten weite Strecken zu Fuß zurücklegen müssen. Im Lager angekommen, erwartet sie ein langsames und qualvolles Massensterben. Die zwischen Januar und Mitte April 1945 etwa 35.000 Menschen, die in Bergen-Belsen ums Leben kommen, sterben weniger durch die Schikanen der SS oder durch systematische Erschießungen als vielmehr an Hunger, Durst, Krankheiten und Erschöpfung. Als Josef Kramer am 2. Dezember 1944 die Lagerführung übernimmt, befinden sich rund 15.000 Häftlinge in Bergen-Belsen. Am 1. März 1945 hat sich die Belegungsstärke schon beinahe verdreifacht. Kramer teilt dem Wirtschaftsverwaltungshauptamt an diesem Tag mit: »Zu dieser Überbelegung kommt nun eine Fleckfieber- und Typhusepidemie, die ständig im Steigen begriffen ist. Die Sterblichkeitsziffer, die Anfang Februar täglich noch 60-70 betrug, ist inzwischen auf einen Tagesdurchschnitt von 250-300 angestiegen und wird sich bei den derzeitigen Verhältnissen noch weiter erhöhen.«¹⁵⁹

Allein im März 1945 sterben mehr als 18.000 Menschen in Bergen-Belsen. Bis zum Tag der Befreiung am 15. April erhöht sich die Häftlingszahl nochmals auf 60.000 Gefangene, wobei davon ausgegangen werden kann, daß zu diesem Zeitpunkt bereits mehr als 35.000 Tote den Unterbringungs- und Verpflegungsbedingungen zum Opfer gefallen sind.¹⁶⁰ Die Häftlinge erhalten in den letzten Wochen nur noch unregelmäßig, zum Schluß überhaupt keine Verpflegung mehr, die Wasserversorgung bricht zunächst in einigen Lagerteilen, in den letzten Tagen schließlich völlig zusammen, so daß die Häftlinge neben dem qualvollen Hunger auch verdursten. Durch die völlige Überbelegung der Baracken quält die Gefangenen nicht nur eine drangvolle Enge, sondern Seuchen und Krankheiten können sich bei den völlig unhygienischen Verhältnissen ungehindert ausbreiten. Neben anderen Epidemien grassiert Flecktyphus im Lager und fordert unter den ohnehin entkräfteten Insassen zahllose Opfer. Die Leichenbeseitigung wird für die SS zum Problem. Das Krematorium kann die Massen nicht mehr verbrennen, so daß sich ab März 1945 im ganzen Lager Leichenberge auftürmen. Zunächst versuchen die Verantwortlichen, die Toten zu verbrennen, doch dieses Verfahren muß wegen Beschwerden aus den nahegelegenen Wehrmachtskasernen aufgegeben werden. Tausende von Leichen liegen nun sowohl in den Baracken als auch auf dem Lagergelände. Zwischen dem 11. und dem 14. April werden alle noch irgendwie gehfähigen Häftlinge dazu eingesetzt, die teilweise bereits verwesenden Leichen an ausgehobene Massengräber am Rande des Lagergeländes zu schleppen. Zu den etwa 2.000 Häftlingen, die zu dieser Arbeit herangezogen werden, gehört auch Hans Wassermann. Selbst bereits typhuskrank und körperlich völlig entkräftet, schleppen er und seine Mithäftlinge, von Kapos und SS angetrieben, die Leichen durch das Lager und erhalten dafür eine karge Suppe. Häftlingskapellen müssen dieses grauenhafte Schauspiel mit Tanzmusik begleiten.¹⁶¹

159 Schreiben Kramers an das WVHA vom 1.3.45, Bergen-Belsen Prozeß, PRO, WO 309/17, S. 1.

160 Vgl. Imperial War Museum, *The Relief of Belsen April 1945* (1991); Niedersächsische Landeszentrale für politische Bildung Hannover, *Bergen-Belsen* (1990); Kolb, *Bergen-Belsen* (1991); Füllberg-Stollberg, *Frauen in Konzentrationslagern* (1994).

161 Vgl. Kolb, *Bergen-Belsen* (1991), S. 48.

Im Interview sucht Hans Wassermann nach Worten, um auszudrücken, was Bergen-Belsen für die, die es überlebt haben, bedeutet. Kein Superlativ scheint das Ausmaß an Grauen und Entwürdigung wiedergeben zu können. Er habe im Ghetto Minsk und in den anderen Konzentrationslagern viel erlebt, aber »was ich in Bergen-Belsen gesehen habe, das ist kaum zu beschreiben«. Dabei kann er die Zustände, die in Bergen-Belsen herrschen, durchaus benennen. Es geht vielmehr um sein persönliches Erleben, das er als »Inferno vom Inferno« umschreibt.

Das Massensterben in Bergen-Belsen macht die Grausamkeit der Verfolgung für jeden sichtbar. Hans Wassermann sagt nicht ohne Grund, es gehe darum, was er in Bergen-Belsen nicht nur als Faktum erfahren, sondern was er tatsächlich auch gesehen habe. Hier sterben die Menschen nicht abseits an versteckten Gruben, an denen die SS sie erschießt, hier werden sie nicht in ein anderes Lager zur Vernichtung abgeschoben, wenn sie den Arbeitsanforderungen ihrer Verfolger nicht mehr genügen. Die Menschen in Bergen-Belsen sterben zu Tausenden langsam und qualvoll, der Ort ihres Todes zeugt von der Menschenverachtung, die in den nationalsozialistischen Konzentrations- und Vernichtungslagern ihren mörderischen Charakter offenbart.

Bergen-Belsen erscheint in dem Bericht von Hans Wassermann als Höhepunkt eines Vernichtungsprozesses, dem bis dahin bereits Millionen von Menschen zum Opfer gefallen sind. Allerdings ist ihre Vernichtung an Orten wie Treblinka, Sobibor oder auch Auschwitz für diejenigen Häftlinge, die nicht direkt an den Gaskammern und in den Krematorien arbeiten müssen, weniger sinnlich erfahrbar gewesen als in Bergen-Belsen. Erst dort wird das massenhafte Sterben von Menschen sichtbar. Nicht das Wissen um ihre Ermordung steht im Vordergrund, sondern persönlich zu erleben, wie Menschen an Hunger, Seuchen und Erschöpfung langsam zugrunde gehen. In Bergen-Belsen können die Verantwortlichen ihr mörderisches Werk nicht mehr vertuschen, es herrschen Zustände, an denen ein Mensch zerbricht, wie es Herr Wassermann für seinen Freund Kurt Spitzkopf beschreibt. Diese Extremerfahrung bezieht sich nicht nur auf die Leichenberge, die im Lager aufgestapelt sind, sie bezieht sich nicht nur darauf, selbst zu erkranken und zum Skelett abzumagern, es ist auch die Erfahrung, wie Menschen sich verhalten, wenn der Kampf um das eigene Leben eine solche Dimension erreicht hat. Hans Wassermann erinnert sich, daß es zahlreiche Fälle von »Kannibalismus« in Bergen-Belsen gegeben habe. Das habe er in keinem anderen Lager gesehen.¹⁶²

Als das Lager am 15. April 1945 im Rahmen eines lokalen Waffenstillstandes an die britischen Truppen übergeben wird, sind die Befreier auf eine solche Situation, wie sie sich in Bergen-Belsen zugespitzt hat, nicht vorbereitet. Man weiß zwar von der Existenz dieses Lagers, und man weiß auch, daß dort Typhus herrscht, aber von dem realen Ausmaß der Katastrophe hat niemand auch nur eine Ahnung. Die Berichte von britischen Offizieren und Soldaten, die in den ersten Tagen in das Lager kommen, zeugen daher von dem völligen Entsetzen und der erlebten Ohnmacht an-

¹⁶² Vgl. Interviewtranskript, S. 46. Dazu auch der Bericht von Dr. Fritz Leo vom 20.4.45 (5 pp.), Bergen-Belsen Prozeß, PRO, WO 309/17.

gesichts der dort herrschenden Zustände. Oberstleutnant Gonin, Commanding Officer of the 11 Light Field Ambulance RAMC, erinnert sich an seine Ankunft.

»Am morgen nach jener ersten Konferenz ging ich mit meinem Stellvertreter ins Schreckenslager, um einen Überblick über die Probleme zu bekommen, die bei der Evakuierung der Häftlinge entstehen würden. Ich kann keine angemessene Beschreibung des Schreckenslagers geben, in dem meine Männer und ich den nächsten Monat unseres Lebens verbringen würden. Es war eine dürre Wildnis, so nackt und ohne Vegetation wie ein Hühnerhof. Überall lagen Leichen, einige in riesigen Haufen – so wie sie von anderen Häftlingen hingeworfen worden waren –, andere allein oder in Paaren, dort wo sie tot umfielen, als sie die schmutzigen Wege entlang schlurften. Die an Seuchen starben, starben gewöhnlich in den Baracken, wer verhungerte, starb im Freien. Es ist ein Zeichen des Verhungerns, daß die Opfer gezwungen sind, herumzulaufen, bis sie umfallen und sterben. Wenn sie hingefallen sind, sterben sie sofort. Wir brauchten einige Zeit, bis wir uns daran gewöhnten, Männer, Frauen und Kinder neben uns zusammenbrechen zu sehen und uns zurückzuhalten: wir konnten ihnen nicht helfen.«¹⁶³

Obwohl die britischen Truppen sofort mit Rettungsmaßnahmen beginnen, kann den Häftlingen in den ersten Tagen nur wenig geholfen werden. Die Essensrationen der Truppen, die zunächst an die Betroffenen ausgegeben werden, sind für die ausgehungerten Körper nicht zu verkraften, so daß viele der Ausgehungerten daran sterben. Eine sofortige Hilfe gestaltet sich angesichts der enormen Probleme, mit denen die britischen Einheiten konfrontiert sind, schwierig. Nahezu alle 60.000 befreiten Häftlinge bedürfen intensiver medizinischer Hilfe, sie müssen ernährt und untergebracht werden, außerdem gilt es, die Leichen so schnell wie möglich zu begraben, um eine weitere Ausbreitung der Seuchen und eine drohende Cholera abzuwenden. Notdürftig werden im Lager noch eine Wasserversorgung aufgebaut und Latrinen gereinigt. Gleichzeitig entsteht im angrenzenden Kasernenkomplex ein riesiges Lazarett, in das die Kranken nach eingehender Desinfizierung überführt werden sollen. Die Rettungsaktion vollzieht sich unter Hochdruck, denn an jedem weiteren Tag setzt sich das Massensterben fort.

Mehr als 13.000 Menschen sterben noch in den zwei Monaten nach der Befreiung. Hans Wassermann wird wie viele andere, bei denen eine Chance zum Überleben angenommen wird, in die nahegelegenen Kasernen überführt und dort medizinisch versorgt. Mit weniger als vierzig Kilogramm Körpergewicht, schwerem Typhus und einer Tromboseerkrankung in den Beinen kämpft er um sein Leben. Nur langsam stabilisiert sich sein Gesundheitszustand, und die Ärzte entscheiden Ende Juni 1945, ihn zur weiteren Erholung nach Schweden zu schicken. Schweden nimmt in den Monaten vor und nach Kriegsende Tausende von befreiten KZ-Häftlingen auf, um ihnen eine Rekonvaleszenz zu ermöglichen. Herr Wassermann empfindet bis heute tiefe Dankbarkeit für diese Hilfe.¹⁶⁴

¹⁶³ Bericht von Oberstleutnant Gonin (18 Seiten), Kommandierender Offizier der 11. Leichten Sanitätseinheit in Bergen-Belsen, ohne Datum (vermutlich Sommer 1945), Archiv der Gedenkstätte Bergen-Belsen (ABB), o. Sign., übersetzt von J. H. Krizsan, S. 8.

¹⁶⁴ Vgl. Interviewtranskript, S. 55.

Neben der lebensrettenden Zuwendung drückt diese Fürsorge aber auch eine menschliche Geste aus, die viele Überlebende die positive Erfahrung machen läßt, nach jahrelanger Demütigung und Entwürdigung wieder wie ein Mensch behandelt und geachtet zu werden.

»Und in Schweden, als ich angekommen, auf dem Transport war ich immer noch halb besinnungslos und halb so...« – Int.: »Mh.« – »... und als ich angekommen bin, in Schweden ausgeladen auf der Bahre und da sah ich die schwedischen blonden Engel und da hab ich gedacht: Das muß der Himmel sein. Because die sind alle blond und alle weiße Kleidung an und die sprechen alle nur Schwedisch: (einige schwedische Worte), das heißt: ›Guck den kleinen Jungen an. Ist das nicht traurig?‹ Wir haben da alle nackt auf den Bahren gelegen. Da wurden wir gewaschen und gepudert und so weiter. Die Frauen gucken mich ja an. Hab ich mal runtergeguckt. Um Gottes Willen! War sowieso nichts da. Bei 75 Pfund hat man sowieso nichts. Und da hab' ich gesagt: Das muß der Eingang zum Himmel sein. Ich konnte mir gar nicht vorstellen, daß das Normale waren. [...] Aber es war nicht der Himmel, es war der Anfang eines neuen Lebens.«¹⁶⁵

Die Evakuierung nach Schweden bedeutet für Hans Wassermann einen tiefen Einschnitt in seinem Leben, eine Art Wiedergeburt und ein zweiter Lebensanfang, nachdem er mehr tot als lebendig in Bergen-Belsen befreit worden war. Mit dem Bild der »blonden Engel«, die ihn aufnehmen und pflegen, symbolisiert er die ihm fast übermenschlich erscheinende Geste der Mitmenschlichkeit und damit den Beginn eines neuen Lebens, das er zunächst bis 1949 in Schweden verbringt.

Er habe dort insgesamt mehr als ein Jahr im Krankenhaus und im Sanatorium bleiben müssen und anschließend für die Jüdische Gemeinde in Stockholm gearbeitet, erzählt Herr Wassermann im Interview. Dort habe er seine zweite Ehefrau Annemarie kennengelernt, die ebenfalls KZ-Überlebende gewesen sei. Gemeinsam seien sie dann 1949 in die USA ausgewandert, wo der Aufbau einer neuen Existenz ihre ganze Kraft gebunden habe. 1953 und 1955 werden ein Sohn und eine Tochter geboren. Hans Wassermann versucht, als Dekorateur und Polsterer wirtschaftlich Fuß zu fassen. Es seien schwere Jahre gewesen, da sie viel hätten arbeiten müssen, um überhaupt über die Runden zu kommen.¹⁶⁶

Die Erzählung von Hans Wassermann dokumentiert seinen Lebensweg nach 1945 nur noch in groben Zügen, und häufig gibt er nun eher aufgrund von Nachfragen als aus eigenem Antrieb Auskunft. Sein ›zweites‹ Leben, das er unter anderem Namen in den USA beginnt, bleibt eher schematisch. Diese Erzählperspektive markiert eine deutliche Unterscheidung zwischen dem Verfolgungsweg, der – aus der Sicht von Herrn Wassermann – von öffentlichem Interesse sein darf, und seinem ›privaten‹ Leben, das er sich seit der Befreiung 1945 aufgebaut hat. Ihren symbolischen Ausdruck findet dies in seiner Namensänderung, auch wenn die Erzählung durchaus Zusammenhänge zwischen der Zeit vor 1933, der Verfolgung selbst und dem Leben nach 1945 ausweist.

165 Ebd.

166 Ebd., S. 56ff.

Trotzdem ist das Ungleichgewicht in dem Lebensrückblick auffällig, gerade weil dieses Moment für viele lebensgeschichtliche Interviews mit KZ Überlebenden charakteristisch ist. Es läßt sich vermuten, daß durch eine solche Trennung die Schrecken der Verfolgung aus dem heutigen Leben herausgehalten werden können, da sie einem anderen ›Leben‹ zugeordnet sind.

Aufgrund der Wiedergutmachungsunterlagen kann nachvollzogen werden, daß Hans Wassermann zunächst im Hospital Soedervaen in Malmö, dann im Nothospital Beredskapssjulkhuset in Borås Aufnahme findet. Ende November 1945 scheint sich sein Gesundheitszustand dann insofern stabilisiert zu haben, daß er in das Sanatorium Osterkorsberga überwiesen wird, wo er bis Dezember 1946 verbleibt. Danach findet er eine Anstellung in der Jüdischen Gemeinde in Stockholm, bei der er bis zu seiner Auswanderung in die USA beschäftigt bleibt.¹⁶⁷ Seine 1918 in Berlin geborene zweite Ehefrau Annemarie, die aus einer unter nationalsozialistischer Herrschaft als »Mischche« klassifizierten Familie stammt, ist Überlebende des KZ Ravensbrück. Gemeinsam wandert das Ehepaar im März 1949 in die USA aus. Zunächst leben sie in der Bronx, New York, und Hans Wassermann beginnt verschiedene Umschulungskurse, um als Polsterer und Dekorateur eine Anstellung zu finden. Die ersten Jahre in New York sind von wirtschaftlichen Schwierigkeiten gekennzeichnet.¹⁶⁸ Hans Wassermann leidet noch immer an den Folgen seiner Haft und kann seinen Beruf nicht voll ausüben. Die Minderung seiner Erwerbsfähigkeit wird später auf 35 % festgelegt.¹⁶⁹ Nach der Geburt des Sohnes Barry Michael 1953 und der Tochter Carol Ann 1955 hat die Familie Mühe, ihren monatlichen Verpflichtungen nachzukommen. Zu dieser Zeit beginnt Hans Wassermann auch, sich um eine Entschädigung für die erlebte Verfolgung zu bemühen. Seine Anträge umfassen zum einen Rückerstattungsansprüche wegen des verlorenen Vermögens, zum anderen stellt er einen Antrag auf Haftentschädigung.¹⁷⁰ Darüber hinaus geht es in dem Entschädigungsverfahren auch um den ihm zugefügten Schaden im beruflichen und wirtschaftlichen Fortkommen.¹⁷¹

Die Entscheidungsinstanzen der Wiedergutmachungskammer des Landgerichts Hamburg arbeiten langsam. Der Antrag auf Haftentschädigung wird 1951 zunächst mit der Begründung abgelehnt, Hans Wassermann habe zu dem gesetzlich vorgesehenen Stichtag am 1.1.1949 keinen Wohnsitz in Hamburg gehabt und sich auch von Schweden aus nicht um sein Eigentum gekümmert.¹⁷² Erst nach langjährigem Schrift-

167 Vgl. Schreiben der Jüdischen Gemeinde Stockholm vom 20.2.1951, in: WAHH, Akte Wassermann Wg 150921, Bl. 7.

168 Vgl. Bedürftigkeitsbescheinigung des deutschen Generalkonsulats in New York vom 6.7.1954, in: WAHH, Akte Wassermann Wg 150921, Bl. 39.

169 Vgl. diverse ärztliche Gutachten aus den fünfziger Jahren, in: WAHH, Akte Wassermann Wg 150921.

170 Die Rückerstattungsverfahren sind formal von den Anträgen beim Wiedergutmachungsamt Hamburg getrennt. Vgl. daher: LGH, Rückerstattungsverfahren der Brüder Wassermann 2 WiK 964/51 und 1 WiK 384/63; ebenso: NHA, Nds. 110 W Acc. 60/94 Nr. 105 und 106 und StH, WgA 54/49.

171 Vgl. WAHH, Akte Wassermann Wg 150921.

172 Vgl. Einspruch der Finanzbehörde der Hansestadt Hamburg gegen den Beschluß über Haftentschädigung des Wiedergutmachungsamtes Hamburg vom 25.6.1951, in: WAHH, Akte Wassermann Wg 150921, Bl. 16 u. 25.

wechsel wird ihm am 16.3.1955 – inzwischen ist das Bundesentschädigungsgesetz von 1953 in Kraft – eine Haftentschädigung für 41 Monate zugesprochen. Bei einem Tagessatz von 5,- DM ergibt sich daraus eine einmalige Zahlung von 6.150,- DM.¹⁷³ Darüber hinaus erhält Hans Wassermann für das Tragen des Judensterns 150,- DM sowie – allerdings erst acht Jahre später – eine einmalige Kapitalentschädigung für den erlittenen Schaden im beruflichen Fortkommen über 7.517,- DM und eine Entschädigung des Ausbildungsschadens von 5.000,- DM.¹⁷⁴ Gleichzeitig bewilligt die Wiedergutmachungsbehörde eine monatliche Rente wegen Schaden an Körper und Gesundheit von 119,- DM, die allerdings einkommensabhängig ist und daher in den nachfolgenden Jahren immer wieder Kürzungen unterliegt.

Die Vermögensrückerstattung gestaltet sich noch erheblich schwieriger. Hans Wassermann und sein Bruder Kurt Egon, der 1938 emigriert war, erhalten für den Verlust der beschlagnahmten und bereits 1942 versteigerten Wohnungseinrichtung in Hamburg sowie für die erzwungene Abgabe von Gold- und Schmucksachen eine Gesamtentschädigung von 27.650,- DM.¹⁷⁵ Damit bleibt das Gericht deutlich unter den Forderungen der Antragsteller. Gleichzeitig läuft vor der Wiedergutmachungskammer des Landgerichts Hannover ein Rückerstattungsverfahren bezüglich der Göttinger Leinenweberei. Die Antragsteller, es handelt sich dabei um Otto Wassermann, der in Leeds lebt, um die Witwe des inzwischen verstorbenen zweiten Firmeninhabers Ernst Wassermann sowie um die Brüder Hans und Kurt Egon als Erben von Fritz Wassermann, schließen 1955 einen Vergleich über insgesamt 100.000,- DM, obwohl das Gericht zu bedenken gibt, daß die Angelegenheit aufgrund komplizierter Begutachtungsvorgänge eigentlich noch nicht entscheidungsreif sei. Da aber das Unternehmen inzwischen in Konkurs sei und sein Wert zunehmend verfallende, sei ein rascher Abschluß des Verfahrens geboten. Außerdem lebe der Antragsteller Otto Wassermann zu dieser Zeit von Sozialunterstützung, so daß eine sofortige Entscheidung herbeigeführt werden müsse.¹⁷⁶ Die Wassermanns treten mit diesem Vergleichsabschluß ihre Rückerstattungsansprüche an die in das Verfahren involvierte Frankfurter Bank ab.

Auf den ersten Blick erhält Hans Wassermann also eine nicht ganz unerhebliche finanzielle Entschädigung, besonders wenn man sie mit den ansonsten üblichen Zahlungen an andere ehemals Verfolgte vergleicht. Vergegenwärtigt man sich jedoch, welchen Schaden und welche Verluste der Befragte hinnehmen muß, sei es die erlittene Haft, die sozialen Folgen der Verfolgung oder der Verlust des Erbes, dann zeigt sich, daß auch hier eine angemessene »Wiedergutmachung« nicht erreicht wird.

173 Vgl. Bescheid des Wiedergutmachungsamtes vom 16.3.1955, in: WAHH, Akte Wassermann Wg 150921, Bl. 49.

174 Vgl. Schreiben des Wiedergutmachungsamtes Hamburg vom 3.10.1956 und vom 23.9.1963, in: WAHH, Akte Wassermann Wg 150921, Bl. 55, Bl. 120 u. 122.

175 Vgl. Beschluß des Landgerichts Hamburg vom 15.1.1952, in: LGH, 2 WiK 964/51; Vergleichsabschluß vor der Wiedergutmachungskammer Hamburg vom 11.4.1963, in: LGH, 1 WiK 384/63.

176 Vgl. Beschluß der Wiedergutmachungskammer II beim Landgericht Hannover vom 18.3.1955, in: NHA, Nds. 110 W Acc.60/94 Nr. 106. Vgl. speziell zu den Rückerstattungsverfahren: Goschler, Die Auseinandersetzung um die Rückerstattung (1992), S. 339-356; Spannuth, Die Rückerstattung jüdischen Eigentums (1994).

Im Interview erwähnt Hans Wassermann die Entschädigungszahlungen mit keinem Wort. Es ist ihm vielmehr ein Anliegen darauf hinzuweisen, was der deutsche Staat seiner Meinung nach versäumt habe. Er habe bis heute noch keinen Brief erhalten, in dem die Deutschen ihr Bedauern ausdrücken würden, was ihm und seiner Familie angetan worden sei. Alle würden sich immer nur aus dieser Verantwortung herausstehlen und so tun, als wenn es die Nazi-Zeit gar nicht gegeben habe.¹⁷⁷

Die soziale Situation der Wassermanns beginnt sich erst in den sechziger Jahren zu stabilisieren. Seit 1951 arbeitet Hans Wassermann in verschiedenen Einrichtungen als Polsterer mit einem wöchentlichen Einkommen von knapp 200 \$.¹⁷⁸ Seine Frau ist wegen der beiden minderjährigen Kinder nicht erwerbstätig, sondern versorgt zusätzlich noch ihre Mutter, die zu ihnen gezogen ist. Nur mühsam läßt sich eine neue Existenz aufbauen, Mitte der sechziger Jahre erwirbt das Ehepaar außerhalb von New York ein eigenes Haus. Doch die erlittene KZ-Haft bleibt für Herrn und Frau Wassermann in den weiteren Jahren nicht folgenlos. Anfang der achtziger Jahren verschlechtert sich der Gesundheitszustand von Hans Wassermann in einem Maße, daß er wegen Erwerbsunfähigkeit vorzeitig in Rente geht.¹⁷⁹ Ein Jahr später muß er sich einer Herzoperation unterziehen und mehrere Monate im Krankenhaus bleiben. Seine Frau stirbt 1985 an einem Herzinfarkt. Hans Wassermann heiratet in dritter Ehe eine wesentlich jüngere Frau, mit der er bis zu seinem Tod 1997 in New York lebt.

Rationalisierung als Schutz vor Zerstörung

Das Interview mit Hans Wassermann ist durch eine ausgesprochen geordnete und strukturierte Erzählung gekennzeichnet. Über weite Strecken erzählt er aus eigenem Antrieb, ohne Anstöße der Interviewerin für die Fortsetzung des Berichts zu benötigen. Wenn Fragen ihn auf einen anderen Erzählpfad geführt haben, kehrt er von sich aus zu der Stelle zurück, an der die Unterbrechung erfolgte.

Ein wesentliches Orientierungsmuster der Erzählung ist das der Chronologie.¹⁸⁰ Hans Wassermann nennt zu Beginn des Interviews seinen Namen und sein Geburtsdatum, um dann in knapper Form auf seine Kindheit vor 1933 einzugehen. Die deutliche Ausrichtung an ritualisierten Formen der Lebenslaufdarstellung umfaßt eine kurze Vorstellung der eigenen Person sowie der familiären Herkunft. Doch bereits innerhalb der ersten Erzählsequenz wird die etwas idealisiert wirkende Kindheitserinnerung durchbrochen. Das Jahr der Machtübernahme markiert einen deutlichen Bruch im Lebensrückblick, mit dem die Phase der unbeschwert wirkenden Kindheit von der nun einsetzenden Verfolgung abgelöst wird. In der Erinnerung verschwinden die ersten zwölf Lebensjahre zwar nicht völlig, aber sie verbleiben im

177 Vgl. Interviewtranskript, S. 60.

178 Vgl. Diverse Gehaltsnachweise aus den fünfziger und sechziger Jahren, in: WAHH, Akte Wassermann Wg 150921.

179 Vgl. Rentenbescheid vom 1.4.1982, in: WAHH, Akte Wassermann Wg 150921, Bl. 320.

180 Vgl. zu den erzähltheoretischen Einordnungen relevanter Sprachfiguren, S. 86ff.

Hintergrund und erscheinen eher als Auftakt der eigentlichen Erzählung, die die persönlich erlebte Verfolgung umfaßt.

Während Hans Wassermann von seinen Erlebnissen unter nationalsozialistischer Herrschaft berichtet, gelingt es ihm, eine strenge Chronologie aufrechtzuerhalten. Nur ganz selten folgt er assoziativen Gedankensprüngen, um sich dann rasch wieder in den bisherigen Erzählfluß einzufinden. Erst nachdem die Erzählung bei der Befreiung im Lager Bergen-Belsen angekommen ist, greift der Zeitzeuge einzelne Aspekte auf, die sich aus assoziativen Zusammenhängen ergeben, um anhand dieser Impulse nochmals einzelne Erinnerungen auszuführen. Im Grunde erweckt die Erzählung aber den Eindruck, daß sie nach der berichteten Befreiung 1945 und einem abschließenden Resümee beendet ist und nur aufgrund weiterer Nachfragen durch die Interviewerin eine Fortsetzung findet. Dieses eigentliche Ende der Erzählung drückt Hans Wassermann auch sprachlich aus:

»Die Menschheit muß lernen, und das habe ich schon lange gelernt, seitdem ich befreit bin, und ich hab' gesagt, ich werde alles tun in meiner Macht, mit allen Menschen immer gut auszukommen. Man soll nicht sagen, daß ein anderer Mensch ist schlechter, weil er Araber ist oder woanders herkommt. Denn in meiner Lebenszeit, ich hab' so viele Tote gesehen und hab' soviel Leiden gesehen, und wenn zwei Leute sich in Finger schneiden, das Blut fällt auf den Fußboden, das ist dasselbe Blut. Und die Toten, die ich gesehen habe, das müssen Tausende von Toten gewesen sein, ich kann gar nicht sagen, wie viel das, die sahen alle gleich aus. Die ham alle nichts mehr gesagt. Die ham alle da gelegen. Und die war'n alle gleich. Und so ist das im Leben: Wir sind alle gleich geboren, und wir sterben alle gleich. Und wir sollten versuchen, während der Zeit, wo wir auf dieser Welt sind, auch nett zueinander zu sein und nicht nur zu hassen. Damit das, was in Deutschland passiert ist unter der Nazi-Zeit, nie wieder passieren kann. Thank you.«¹⁸¹

Hans Wassermann macht am Ende seiner eigentlichen Erzählung deutlich, welche Lehren er aus seinen Erfahrungen gezogen hat. Dahinter steht die Hoffnung, mit dem Interview dazu beizutragen, daß sich ein Holocaust nicht wiederholt. Dieser Wunsch hat den Befragten auch motiviert, sich überhaupt – und vor allem sehr entschlossen – für ein lebensgeschichtliches Interview zur Verfügung zu stellen.¹⁸²

Das Zitat verdeutlicht, daß die Erzählung durch den Dank, den Hans Wassermann am Ende ausspricht, einen (vorläufigen) Abschluß erfährt. Dabei entspricht die Gestalt der Erzählung in gewisser Weise der einer öffentlichen Rede, in der der Redner zum Schluß nochmals resümierend zurückblickt, um sich dann bei den Zuhörern für ihre Aufmerksamkeit zu bedanken. Wir haben es also mit einer ritualisierten Form der Darstellung zu tun. Erst im Anschluß daran läßt sich Hans Wassermann auf eine offene Kommunikationsform ein. Außerdem berichtet er nun nur noch in groben Zügen und wenig detailreich über sein Leben nach 1945. Ebenso wie

181 Interviewtranskript, S. 54f.

182 Obwohl Hans Wassermann einige Erinnerungsberichte verfaßt hat, scheint unser Gespräch das erste lebensgeschichtliche Interview für den Zeitzeugen gewesen zu sein. Andere Tonbandaufzeichnungen konnten nicht aufgefunden werden.

zu Beginn der Erzählung läßt sich zum Schluß ein zweiter Bruch feststellen, der das Leben nach dem Überleben deutlich von den zwölf Jahren unter nationalsozialistischer Herrschaft abgrenzt.

Insgesamt zeigt sich die lebensgeschichtliche Selbstpräsentation also dreigeteilt, wobei die erste und dritte Phase von erheblich geringerem Umfang sind als die Zeit zwischen 1933 und 1945. Diese Schwerpunktsetzung vermag im Grunde auch nicht verwundern. Hans Wassermann kommt damit einer realen Erwartung entgegen, findet das Interview doch gerade wegen der von ihm erlebten Verfolgung statt. Damit fokussiert der vorherrschende Diskurs, der als Thema bereits durch die Kontaktaufnahme vorgegeben ist, das im Interview Gesagte und bestimmt somit zu weiten Teilen die Erzählung.

Gleichzeitig spiegelt sich darin aber auch ein Selbstverständnis des Befragten. Für ihn – wie für die meisten anderen Überlebenden – bildet die Zeit der Verfolgung die zentrale Erfahrung, durch die sich das Leben nachhaltig verändert hat. Für Hans Wassermann findet dieser Einschnitt zu einem Zeitpunkt statt, als er selbst noch in einem jugendlichen Alter ist. Die seit seinem 12. Lebensjahr auf ihn einwirkende Diskriminierung und Ausgrenzung sowie die sich daran anschließende massive Verfolgung stellen sich als eine so mächtige Erfahrung dar, daß ein Bezug zu der Zeit vorher nur in Ansätzen aufrechterhalten werden kann. Gerade weil sich der Beginn der Verfolgung mit dem Eintritt in die Pubertät vollzieht, bleibt diese Prägung nachhaltig und für das gesamte weitere Leben nicht nur entscheidend, sondern als Formung präsent. Ein Anknüpfen an die Zeit vor 1933 ist für Hans Wassermann kaum möglich, erlebt er doch gerade seine persönliche Reifung und Selbstfindung in unmittelbarem Zusammenhang mit der nationalsozialistischen Judenverfolgung. Sie wirkt auf eine Persönlichkeitsstruktur ein, die sich ihr nicht als gefestigt entgegenstellen kann, sondern die sich erst auszubilden beginnt und während ihrer Neuorientierung Entwertung, Bedrohung und Gewalt erleben muß. Ein aggressiver Antisemitismus stigmatisiert ihn als »minderwertig«, gleichzeitig muß er auf grausame Weise erfahren, wie er aus einem Kollektiv, zu dem er sich zugehörig fühlt, brutal ausgestoßen wird.

Damit gehört die erlebte Ausgrenzung, die im Rückblick mit Mißhandlung und Verschleppung verbunden bleibt, zu den zentralen Lebenserfahrungen. Eine Identitätsfindung im jugendlichen Alter ist unter den Sozialisationsbedingungen, wie sie sich für Hans Wassermann in den dreißiger Jahren darstellen, äußerst problematisch. Sich mit einer Gesellschaft zu identifizieren, die ihn bewußt diskriminiert und demütigt, erweist sich zumindest als ambivalent. Hans Wassermann stellt im Interview fest, daß er, wenn es den Nationalsozialismus nicht gegeben hätte, »der beste Deutsche gewesen (wäre), den es nur gegeben hätte«. ¹⁸³ Gleichzeitig ist ihm seine jüdische Herkunft als Jugendlicher zwar bewußt, aber sie bindet nicht kollektiv, so daß die erlebte Assimilation zu einem zentralen Konfliktbereich innerhalb des Selbstfindungsprozesses wird. Das subjektive Zugehörigkeitsgefühl bleibt ambivalent. Ei-

183 Interviewtranskript, S. 67.

ne Rückkehr nach Deutschland wäre für ihn undenkbar gewesen, so Herr Wassermann im Interview. »Also die hätten, von mir aus hätten sie alle Deutschen damals umbringen können, hätte mich nicht gestört. Der Haß damals war auch so groß, nachdem die alle umgebracht haben, was ich mitgemacht habe, ist ganz normal.«¹⁸⁴

Die Auswanderung in die USA bietet ihm die Möglichkeit, diesem Teil der Geschichte zunächst den Rücken zu kehren und damit Raum zu gewinnen, um ein »neues Leben« aufbauen zu können. Auch wenn Hans Wassermann einen anderen, amerikanisch klingenden Namen annimmt, bleibt seine deutsche Herkunft sowie seine Verfolgungserfahrungen zentral. Im Hause Wassermann wird weiterhin Deutsch gesprochen, die Kinder lernen Deutschland durch häufige Besuche und Studienaufenthalte intensiv kennen. Für Hans Wassermann selbst bleiben seine ambivalenten Gefühle zu Deutschland vorherrschend. In zahlreichen Besuchen kehrt er an die Orte seiner Kindheit und Jugend zurück, scheut nicht die Konfrontation mit dem, was ihm und seiner Familie genommen wurde. Allerdings erscheint ihm dieses Land zu tiefst von der Verharmlosung und Verdrängung der nationalsozialistischen Vergangenheit geprägt zu sein. Damit macht er deutlich, daß sich seine fundamentale Ausgrenzungs- und Leidenserfahrung auf dieser Ebene erneut wiederholt.

Im Rückblick verleiht die Verfolgungserfahrung seinem Leben aber auch eine gewisse Bedeutung. Vermutlich würde sich kaum jemand für den Lebensweg von Hans Wassermann interessieren, wäre er nicht Opfer der NS-Verfolgung geworden. Die damit verbundene Aufwertung mögen einzelne durchaus positiv erleben. Hans Wassermann zeigt sich im Interview als routinierter Selbstdarsteller, der seinen Lebensrückblick geschickt zu präsentieren weiß. Die sprachliche Gestaltung seiner Erinnerungen wirkt in sich zusammenhängend und konsistent, allein die für ihn inzwischen etwas ungewohnte deutsche Sprache läßt ihn hin und wieder nach einzelnen Ausdrücken suchen.

Insgesamt gelingt es ihm aber, seinen Bericht flüssig zu formulieren. An keiner Stelle muß er die Erzählung abbrechen, weil ihn die Erinnerungen an die zahllosen schrecklichen Ereignisse überwältigen oder auflebende Gefühle von Trauer, Schmerz oder Wut die Stimme versagen lassen. Gestik und Mimik zeugen von einer konzentrierten und etwas monotonen Gesprächshaltung. Das Interview kann daher in weitestem Sinne eher als sachlicher Bericht denn als lebendige Erzählung umschrieben werden.

Dieser Gesamteindruck, der sich sowohl in der Interviewsituation als auch in der Textanalyse einstellt, korrespondiert mit Aussagen, die Hans Wassermann bezüglich seines eigenen Umgangs mit der erlebten Verfolgung macht. Es gebe ihm – so bemerkt er im Interview – eine gewisse Stärke über seine Erfahrungen zu reden, denn wenn keiner darüber erzähle, dann werde die Menschheit nie lernen, wie grausam ein Mensch gegen den anderen sein könne.¹⁸⁵

Dieses Gefühl der Stärke transportiert sich auch in der Interaktion. Der Zeitzeuge wirkt während des Gesprächs psychisch und physisch stabil. Sein Bericht zeugt von einer inneren Kraft, die er aufzubringen in der Lage ist, um von seinen erlebten

184 Ebd., S. 56.

185 Vgl. ebd., S. 54.

Verfolgungserfahrungen zu sprechen. Für den Zuhörer gestaltet sich das Gespräch auf dieser Ebene daher vergleichsweise problemlos, wirkt doch das Gegenüber der Befragungssituation vollkommen gewachsen. Seine Fähigkeit, auch grausamste Ereignisse zu benennen, führt dem Interviewten selbst vor Augen, daß er sich in diesem Punkt von anderen KZ-Überlebenden unterscheidet.

»Für mich, mich hat das nie gestört, über die Zeit zu sprechen. Aber es gibt viele Leute, die wollen davon nichts hören. Auch Leute, die, ich treffe oft Leute, die eigene Familien verloren haben.« Und an anderer Stelle sagt er: »Ich kenne KZ-Kameraden, die ihren eigenen Familien noch nicht mal gesagt haben, was sie mitgemacht haben. Ich kenn' Leute, die, die werden vollkommen hysterisch, wenn sie davon sprechen. Ich kenn' Leute, die können weder schreiben noch eh, darüber denken. Weil die Grausamkeiten sind so enorm.«¹⁸⁶

Hans Wassermann nimmt die Diskrepanz zwischen seinem Umgang mit der Vergangenheit und dem anderer Überlebender durchaus wahr. Es erscheint ihm unverstündlich, warum selbst Überlebende zu dem Schweigen über die verübten Verbrechen beitragen. Er selbst hat einen anderen Weg gewählt, denn er hat sich für das Sprechen entschieden. Seine entschlossene Zustimmung zu dem Interview, in der er betont hatte, das Band könne ruhig der ganzen Welt gezeigt werden, drückte diese Motivation bereits aus. Insofern ist seine Erzählung selbst Teil und Ausdruck seiner individuellen »Überlebensstrategie«.¹⁸⁷ Doch es bleibt zu fragen, warum es Hans Wassermann im Vergleich zu anderen Betroffenen anscheinend eher gelingt, seine Erlebnisse auch in Worte zu kleiden.

Der Interviewte merkt an, daß andere Überlebende, die er kenne, »hysterisch« werden würden, wenn sie sich an ihre persönlichen Verfolgungserfahrungen erinnern. Für sie ist es emotional nicht zu ertragen, sich ihren belastenden Erlebnissen erneut anzunähern, ja diese in gewisser Weise erneut zu durchleben. Die tief sitzenden Gefühle von Angst, Schmerz, Verlust sowie die erlebte Erniedrigung und Demütigung drohen sie zu überwältigen und erweisen sich auch fünfzig Jahre später noch als derart zerstörerisch, daß sie die Betroffenen erneut existentiell bedrohen. Hans Wassermann hingegen gelingt es, diese äußerst bedrohlichen und zerstörerischen Gefühle fernzuhalten. Für seinen Lebensrückblick ist es charakteristisch, daß er die emotionale Seite des Erlebens außen vor läßt.

In der Interaktion im Interview präsentiert Hans Wassermann seine ›Geschichte‹ in versachlichter Form, indem er auch schmerzhafteste Erlebnisse zu rationalisieren vermag. Die Ermordung der Eltern, der Schwester sowie der Ehefrau Erika stellt er in ähnlich nüchterner Form fest wie er auch andere Erlebnisse wiedergibt. Hans Wassermann nimmt wahr, daß er einen emotionalen Bezug zu seinen traumatischen Erfahrungen kaum zu zeigen vermag. Es sei nicht zu beschreiben, so der Interviewte, wie man sich fühle.¹⁸⁸

186 Ebd., S. 30, 59.

187 Hier nur der Rückverweis auf die kritischen Hinweise zu diesem Begriff, S. 130.

188 Vgl. Interviewtranskript, S. 47.

Seinen von anderen abweichenden Umgang stellt er auch heraus, als er von seiner ersten Begegnung mit seinem Bruder berichtet, der ja noch vor Kriegsbeginn emigriert war und den er erst bei dessen Besuch in Schweden wiedertrifft. Dieser habe während des Krieges in England nicht gewußt, was mit seiner Familie geschehen sei. In Schweden habe er – Hans Wassermann – seine Erinnerungen schriftlich festgehalten und sie seinem Bruder gezeigt. Dieser sei daraufhin völlig zusammengebrochen und habe kaum glauben können, auf welche grausame Art und Weise seine Eltern und seine Schwester ermordet worden sind.

Hans Wassermann deutet diese heftige Reaktion seines Bruders dahingehend, daß dieser eben nicht die gleiche Konstitution und nicht die gleichen Kräfte gehabt habe wie er.¹⁸⁹ Für ihn liegt die Ursache dafür, daß er heute in dieser Form über die von ihm durchlebte Verfolgung berichten kann, in seiner persönlichen Stärke und in seiner kräftigen Konstitution begründet. Für Hans Wassermann korrespondiert seine Deutung mit seinen generellen Überlegungen, weswegen er als einer von ganz wenigen das Ghetto Minsk und die zahlreichen anderen Konzentrationslager überlebt hat:

»Es ist wirklich Schicksal, daß ich durchgekommen bin. Es hat nichts damit zu tun, ob ich stark oder schwach war, ob ich groß oder klein war, ob ich alt oder jung war. Es war ausgesprochen Schicksal. Natürlich hatte man eine bessere Chance, wenn man gesund war und stark war und eh, und wenn man also arbeiten konnte. Und wenn man sogenannter Facharbeiter war, hatte man natürlich mehr, eh, Chancen, nicht wahr. Ich meine, nu war ich immer schon als Kind schon, sehr handicare, was heißt handicare?« – Int.: »Geschickt.« – »Geschickt, nicht wahr. Und ich war sehr eh, schnell. Ich bin sehr gewandt, und ich kann sehr vieles selbst machen, immer schon.« – Int.: »Sie meinen handwerklich?« – »Handwerklich, mit den Händen, nicht wahr. Und das ist sehr zum Vorteil gekommen. Und ich bin sehr stark, bin heute nichts, was ich früher gewesen bin. Ich war wie ein Bulle. You see, und das hat geholfen.«¹⁹⁰

Das eigene Überleben zu reflektieren ist angesichts millionenfachen Mordes naheliegend. Gerade weil Hans Wassermann heute weiß, daß er zu den wenigen Menschen gehört, die das Ghetto Minsk überlebt haben, stellt sich die Frage nach den dafür ausschlaggebenden Gründen gleichsam automatisch. Dabei nimmt er wahr, daß die Arbeitsfähigkeit der Häftlinge im Verfolgungssystem der SS zumindest ab 1942 von Relevanz war. In dieser Hinsicht wirkte sich seine handwerkliche Geschicklichkeit sowie seine körperlich kräftige Konstitution positiv aus. Doch Hans Wassermann weiß heute auch, daß die individuelle Arbeitsfähigkeit bei weitem nicht garantierte, die KZ-Haft zu überstehen. Die ökonomischen Interessen der Verfolger waren nicht derart bestimmend, als daß sie zum Hauptmotiv ihrer Handlungen wurden. In den Vernichtungszentren im Osten ermordete die SS nicht nur alte Menschen, Kranke und Kinder, sondern auch durchaus arbeitsfähige Frauen und Männer, denen jegliche Daseinsberechtigung aberkannt wurde.

Der ideologisch motivierte Vernichtungswille auf der einen und der kriegswirt-

189 Ebd., S. 57.

190 Ebd., S. 72.

schaftlich notwendig gewordene Arbeitseinsatz von KZ-Häftlingen auf der anderen Seite wirkten als zusammenhängende und gleichzeitig konkurrierende Kräfte. Durch sie war die reale Situation in den Lagern nachhaltig bestimmt, daher spiegelt sich dieses Kräftesystem auch in den individuellen Überlegungen über das eigene Überleben, wie Hans Wassermann sie anstellt, wider. Damit fließen in den Bericht aber auch scheinbare Widersprüche ein. So spricht Hans Wassermann einerseits von »Schicksal«, andererseits betont er seine kräftige Konstitution, die ihm ein Überleben ermöglicht habe. Im Spannungsfeld zwischen Arbeit und Vernichtung suchen die Betroffenen eine Antwort auf die drängende Frage, warum gerade sie und nicht die anderen die Verfolgung überlebt haben.

Indem Hans Wassermann im Interview seine persönliche Stärke betont, macht er aber auch deutlich, daß nicht nur körperliche Kräfte entscheidend sind, um eine solche extreme Belastungssituation auszuhalten. Vielmehr verlangt die permanente und akute Lebensbedrohung eigene Impulse von Aggression, Trauer und Verzweiflung zu verdrängen, um den Anforderungen des täglichen Überlebenskampfes überhaupt gegenüberzutreten zu können.¹⁹¹ Die Rationalisierung dieser traumatischen Erlebnisse ermöglicht es ihm, sich den eigenen Erfahrungen zuzuwenden, ohne an ihrer Destruktivität zu zerbrechen. Für Hans Wassermann bedeutet dieser Umgang mit seiner ›Geschichte‹ aber auch, sich als von anderen abweichend zu erleben. »Manchmal glaub' ich wirklich, daß ich, (lacht kurz), selbst nicht mehr ganz eh, eh, normal bin oder so noch, so reden kann oder so in Ruhe darüber reden kann.«¹⁹² Er frage sich daher öfters, ob er unglücklich oder glücklich darüber sei, überlebt zu haben.¹⁹³

Der Zeitzeuge macht damit deutlich, daß eine Rationalisierung der Ereignisse es ihm zwar ermöglicht, mit seinen Erinnerungen weiterzuleben, allerdings fordert diese Form des Umgangs seinen Preis. Als Hans Wassermann 1983 wegen einer Herzoperation längere Zeit im Krankenhaus verbringen muß, beschäftigt er sich zum ersten Mal wieder intensiver mit seinen Erlebnissen während des »Dritten Reiches«. Er beschließt, die Aufzeichnungen, die er nach der Befreiung in Schweden angefertigt hatte, erneut zu überarbeiten, um sie für eine Veröffentlichung aufzubereiten.

Krankheit, Gebrechlichkeit und Altern bedeuteten im Lager immer den Tod. Durch die schwere Erkrankung, mit der Hans Wassermann in den achtziger Jahren konfrontiert ist, wird die Angst vor dem eigenen Tod wieder aktuell. Der Zustand körperlicher Gebrechlichkeit kann dann Züge einer Retraumatisierung annehmen. Es ist daher nicht zufällig, daß sich Herr Wassermann in dieser Situation mit seiner Vergangenheit erneut zu beschäftigen beginnt. Gerade weil seine persönliche Stärke und Kraft für ihn zum ›Werkzeug‹ geworden sind, um den zerstörerischen Anteilen der Erinnerungen nicht zu begegnen, bedrohen Krankheit und Alterung ihn erheblich. Außerdem ist zu vermuten, daß gerade die emotionalen Anteile in dieser durch Instabilität und Entkräftung geprägten Situation aufleben.

191 Vgl. dazu das Kapitel »Trauma und Geschichte«, insbes. S. 116ff.

192 Interviewtranskript, S. 52.

193 Vgl. ebd., S. 30.

Hans Wassermann versucht dieser akuten Bedrohung dadurch zu begegnen, daß er sich seinen Aufzeichnungen erneut zuwendet und sie in eine Form zu bringen versucht, um sie einem Verlag zur Veröffentlichung anzubieten. Sein Weg läßt sich also wiederum als ein Schritt in die Öffentlichkeit beschreiben, da er sich erneut dazu entschließt, über seine Verfolgungserfahrungen zu sprechen beziehungsweise zu schreiben. Dabei umfaßt dieser Versuch der Auseinandersetzung im wesentlichen, das vor fast vierzig Jahren Notierte in sprachlich flüssige und präzise Formulierungen zu transponieren. Dahinter läßt sich der Wunsch erkennen, durch die sprachliche Verfestigung der Erzählung die diffusen und bedrohlichen Anteile seiner ›Geschichte‹ zu strukturieren und damit kontrollierbar zu machen. Die Ausbildung fester Erzählmuster unterstützt das Bedürfnis, zum einen weiterhin über die traumatischen Erfahrungen sprechen zu können, zum anderen ermöglicht sie mit deren Bedrohlichkeit umzugehen.

Sowohl für die Quellenkritik als auch für die Interpretation ist bisher allein das von mir mit Herrn Wassermann geführte Interview grundlegend gewesen. Um den Prozeß der Ritualisierung, durch den sein Lebensrückblick weitgehend geprägt ist, nachzeichnen zu können, möchte ich nun auf einige andere Zeugnisse des Zeitzeugen zurückgreifen, die er zu unterschiedlichen Zeitpunkten verfaßt hat. Zum einen existiert ein Erinnerungsbericht, der leider ohne konkretes Abfassungsdatum archiviert ist.¹⁹⁴ Anhand des Wohnortes von Hans Wassermann läßt sich aber zumindest nachvollziehen, daß dieser vermutlich in den fünfziger Jahren niedergeschrieben wurde. Weiterhin liegt das englische Originalmanuskript seiner Veröffentlichung vor, an dem er in den achtziger Jahren gearbeitet hat.¹⁹⁵ Da dieses Manuskript in den USA keinen Verleger fand, hat Hans Wassermann sich erfolgreich um eine Veröffentlichungsmöglichkeit in Deutschland bemüht. Dieses Buch ist 1992 in deutscher Sprache erschienen, wobei es sich nicht ausschließlich um eine Übersetzung des Originalmanuskripts handelt, sondern dieses nochmals von dem Autor sowie von einer Herausgeberin überarbeitet wurde.¹⁹⁶ Wenn man also das 1993 geführte Interview einbezieht, dann liegen vier verschiedene Versionen vor, die zu unterschiedlichen Zeiten verfaßt wurden.

Nun ließen sich die in der Quellenkritik ausgeführten Details zur Lebensgeschichte von Hans Wassermann natürlich anhand des zusätzlichen Materials noch ergänzen. Die Fragestellungen, die ich an die verschiedenen Erinnerungsberichte herantragen möchte, beziehen sich aber auf eine andere Thematik. Lassen sich anhand der vorliegenden autobiographischen Zeugnisse ritualisierte Formen des Erzählens aufzeigen? Welche Umarbeitungen der wiedergegebenen Ereignisse werden ersichtlich? Wodurch sind diese Abweichungen entstanden, und was sagen sie über den Verarbeitungsprozeß der traumatischen Erfahrungen aus?

194 Vgl. AdF, Judenverfolgung 1933-1945, Ordner: 6262, Berichte. Der Bericht von Herrn Wassermann umfaßt 74 Seiten.

195 Vgl. Archiv des Leo Baeck Institute New York, Memoir Collection, o.Sign. Das Manuskript von Herrn Wassermann umfaßt 240 Seiten.

196 Die Veröffentlichung kann an dieser Stelle nicht zitiert werden, da sie die Anonymisierung aufheben würde.

Eine vergleichende Untersuchung der vier vorliegenden Texte kann an dieser Stelle nur anhand exemplarischer Auszüge erfolgen. Ich möchte daher sowohl ein Beispiel herausgreifen, an dem sich die Verfestigung von Erzählmustern verdeutlichen läßt, als auch eine Textstelle vorstellen, die in den jeweiligen Fassungen unterschiedlich gestaltet ist.

Es ist hier bereits an anderer Stelle zitiert worden, wie Hans Wassermann während des Interviews seine Ankunft in Schweden beschreibt. Um einen Vergleich anstellen zu können, sei diese Textpassage nochmals wiedergegeben.

»Und in Schweden, als ich angekommen, auf dem Transport war ich immer noch halb besinnungslos und halb so... – Int.: »Mh.« – «... und als ich angekommen bin, in Schweden ausgeladen auf der Bahre und da sah ich die schwedischen blonden Engel und da hab ich gedacht: Das muß der Himmel sein. Because die sind alle blond und alle weiße Kleidung an und die sprechen alle nur Schwedisch: (einige schwedische Worte), das heißt: ›Guck den kleinen Jungen an. Ist das nicht traurig?‹ Wir haben da alle nackt auf den Bahren gelegen. Da wurden wir gewaschen und gepudert und so weiter. Die Frauen gucken mich ja an. Hab ich mal runtergeguckt. Um Gottes Willen! War sowieso nichts da. Bei 75 Pfund hat man sowieso nichts. Und da hab' ich gesagt: Das muß der Eingang zum Himmel sein. Ich konnte mir gar nicht vorstellen, daß das Normale waren. Aber es war nicht der Himmel, es war der Anfang eines neuen Lebens.«¹⁹⁷

Hans Wassermann wählt zur Darstellung der emotionalen Anteile seines Erlebens eine Metapher. Die schwedischen Krankenschwestern erscheinen ihm wie »blonde Engel«, die ihn umsorgen und pflegen. Diese menschliche Zuwendung trägt etwas Paradiesisches in sich, steht sie doch im starken Kontrast zu der während der Verfolgung erfahrenen Demütigung und Mißhandlung. Durch die metaphorischen Sprachfiguren drückt er im Interview die immense Bedeutung aus, die diese Erfahrung für ihn hat. Eine emotionale Regung läßt sich in der aktuellen Gesprächssituation hingegen nicht ausmachen.

In dem bereits genannten Bericht aus den fünfziger Jahren fehlt diese Textpassage, da der Rückblick mit der Befreiung im KZ Bergen-Belsen endet. Jedoch in dem englischen Originalmanuskript aus den achtziger Jahren sowie in der deutschen Veröffentlichung knapp zehn Jahre später beendet Hans Wassermann seine Erzählung jeweils eben genau mit seiner Ankunft in Schweden.

»Wir verstanden die Sprache nicht. Wir wußten nicht mehr genau, was vorging. Wir waren aus der Hölle gekommen, und jetzt waren wir in einer anderen Welt, in der blonde Engel zueinander sagten: ›Titta pa den lilla poyken, ar det icke synd?‹ (Siehe diesen kleinen Jungen da an! Was für eine Schande!, Anm.i.O.) Ich hatte schlimme Schmerzen in meinen Beinen. es war alles zu viel gewesen: die Reise, die Bequemlichkeit, die Fürsorge. Es erschien so unglaublich. Ich hatte ein Gefühl, als sei ich doch gestorben und dies sei der Einlaß zum Himmel. Ich dachte: ›Wie schade!

197 Interviewtranskript, S. 55.

Nun habe ich es doch nicht geschafft! Aber ich hatte nicht recht. Es war nicht das Ende, sondern der Anfang. Der Anfang eines neuen Lebens in Freiheit und Würde.«¹⁹⁸

Der Vergleich beider Textpassagen macht die ritualisierte Erzählform sichtbar, die sich auch anhand zahlreicher anderer Passagen in gleicher oder ähnlicher Form nachzeichnen ließe. Da Hans Wassermann in seinen Berichten die emotionalen Anteile seiner Verfolgungsgeschichte nicht zeigt, nutzt er ritualisierte und verfestigte Erzählstrukturen, um emotional bedeutsame Ereignisse seines Lebensweges verbalisieren zu können. Die gesamte Erzählung erweckt den Eindruck, sie orientiere sich an einer zuvor bereits entworfenen Struktur, die mehr oder weniger identisch reproduziert wird. Der Erinnerungsprozeß bezieht sich im ersten Interviewteil also eher auf den vorgefertigten und bereits veröffentlichten Text. Die Ritualisierung unterstützt dabei das Bedürfnis, schreckliche und erschütternde Erlebnisse zu rationalisieren, damit die ihnen innewohnende Destruktivität nicht übermächtig und damit erneut lebensbedrohlich wird.

Die vorliegenden autobiographischen Texte verweisen aber nicht nur auf einen langjährigen Ritualisierungsprozeß, sondern sie offenbaren auch diverse Umarbeitungsphasen, in denen einzelne Episoden der Erzählung verändert werden. Ich möchte auch dies anhand eines Textbeispiels verdeutlichen.

Im Interview berichtet Hans Wassermann, daß er im Herbst 1943 von Minsk aus ins Vernichtungslager Treblinka gebracht worden sei.

»So Minsk kam zu Ende und wir kamen nach Treblinka, Treblinka. Als wir da ankamen, und das war eine furchtbare, furchtbare Nacht. Die Züge hin und her, hin und her. Rausgejagt mit Hunden und so weiter. Und dann kamen die Kapos, das war'n eh, jedes Lager hatte eine andere Nationalität oder Religion oder Gruppe, die die Führung hatten. Dort waren die holländischen Juden, war'n in, in... . Und die sagten uns denn: ›Na, ihr geht ins Himmelfahrtskommando.‹ Wir wußten nicht, was Himmelfahrtskommando ist. Wir hatten keine Ahnung, was das heißt. Wir ham nachher festgestellt, daß, da hat's so furchtbar süß gerochen in dem Lager. War ein süßer Geruch. Und wir wußten nicht, was das war. Der süße Geruch kam von dem Verbrennen der Leichen. [...] Wir standen da, drei, vier Stunden, durften nicht auf die Toiletten, hatten nichts zu trinken, nach drei Tagen (?). Und plötzlich kam dann ein hoher SS-Mann und Kapo und der sagte dann also: ›Achtung!‹ Wir waren 250 Menschen. Eh: ›Alle Schlosser nach links.‹ Nee, erst alle Gärtner nach links. Eh, Gärtner, alle (?). Da war'n ungefähr noch 150 Leute nach. ›So, jetzt möcht ich gerne alle Schlosser. Alle Elektriker.‹ Wir war'n doch verschiedene Berufe. ›Was bist du?‹ Sag ich: ›An der Heizung gearbeitet. Bin Schlosser. Schlosser.‹ Eh, da war der Menke 'n Schlosser, (?) 'n Elektriker Martin Stock, alle meine Freunde, die... .« – Int.: »Mh.« – »So, die 100, die als Gärtner gegangen sind, die ham wir nie wieder gesehen. Es gab keine Gärtnerei. Aber die 150, wir mußten dann uns ausziehen. Und uns wurde alles weggenommen, alles.«¹⁹⁹

198 Das Zitat ist der genannten Veröffentlichung entnommen.

199 Interviewtranskript, S. 30f. Das Zitat ist durch die Auslassung etwas auf die Textstellen fokussiert, auf die es für den Vergleich ankommt. Auch bei den nachfolgenden Parallelstellen wurde auf diese Weise gekürzt.

Zum Vergleich soll hier die entsprechende Textpassage aus der veröffentlichten Autobiographie zitiert werden, die der Darstellung im Interview ähnelt.

»Wir hörten Stimmen, Hundegebell, Schüsse und das Hin- und Herlaufen von Menschen. Nach einigen Minuten wurde die Tür unseres Waggons geöffnet. Kapos mit Gummiknüppeln stürmten in den Wagen, schlugen uns und schrien: ›Heraus mit euch, ihr dreckigen Schweine! Los, ihr verlaustes Pack!‹ Einige Männer konnten sich nicht mehr bewegen. Die Kapos warfen sie aus dem Wagen. Das versetzte uns in große Erregung. Wir blickten um uns und sahen ein riesiges Lager auf der anderen Seite der Gleise, mit zahllosen Wachtürmen und einem Eingang etwa 500 Meter entfernt. [...] Ich sah nach oben, als wir durchs Tor gingen und las den Namen ›Treb-linka‹. Er bedeutete mir nichts. Ich wußte nicht, wo wir waren. Sobald wir das Tor hinter uns hatten, mußten wir strammstehen. Wir wurden gezählt und erhielten keine Erlaubnis, Wasser zu holen oder zur Latrine zu gehen. Wir sahen Gefangene in gestreifter Häftlingskleidung. Wir sahen Waggons, die mit Kleidern, Schuhen und Mänteln beladen waren und von jeweils mehreren Gefangenen zu anderen Teilen des Lagers gezogen wurden. Es war ein eigentümlicher, süßlicher Geruch in der Luft. Die Kapos hatten unsere Gruppe umstellt und schrien uns an: ›Haltet euch gerade, ihr blöden Esel! Sonst geht ihr ins Himmelfahrtskomando!‹ Wir verstanden die Bedeutung dieser Worte nicht. [...] Als wir alle versammelt waren, forderte ein SS-Mann Leute an für folgende Arbeiten: Gärtner, Büroarbeiter, Handlanger. Unsere Männer dachten, dies würde leichte Arbeit sein und traten vor. Etwa 200 wurden abseits geführt. Dann verlangte der SS-Mann Elektriker, Installateure, Mechaniker, Schneider, Maler, Schuhmacher und andere handwerkliche Berufe. Hermann, Arthur und ich gingen zu den Mechanikern. Wir wollten gern zusammenbleiben.«²⁰⁰

Beide Textstellen weisen weitgehende Übereinstimmungen auf, auch wenn einige Einzelheiten ausführlicher, einige verkürzt wiedergegeben werden. Die entsprechende Erzählung in dem Häftlingsbericht aus den fünfziger Jahren enthält hingegen einige Abweichungen.

»Vor uns aber lag ein Lager und hunderte von SS-Männern standen auf dem Bahnsteig, bewaffnet mit MP's und Gummiknüppeln und Hunde und mit ihren ›lieblichen‹ Stimmen riefen und schrien sie: ›Heraus mit Euch Schweinen.‹ Da unser Zug aber auf einem hohen Damm stand, mussten wir beim Aussteigen in die Tiefe springen und da die SS schlug und schoss, sprang einer auf den anderen, so dass auch dort noch viele liegen blieben. Dann mußten wir Aufstellung nehmen, es wurde abgezählt und dieser Rest des Transportes wurde unter schwerer Bewachung in das neue Lager gebracht. Von aussen war es mit hohen Mauern und Draht umgeben, vielen Wachtürmen und SS-Kontrollen, so marschierten wir durstig, müde und matt in das neue Lager, es hieß K.L. Lublin. Sofort nach dem Einmarsch mussten wir uns aufstellen und mußten ungefähr eine Stunde stramm stehen. [...] Daraufhin erschien ein höherer SS-Mann und gab den Befehl: filzen. [...]»²⁰¹ Auf der anderen Seite der Ba-

200 Das Zitat ist der genannten Veröffentlichung entnommen.

201 Es folgt an dieser Stelle eine kurze Beschreibung der Durchsuchung, die in diesem Zusammenhang nicht weiter relevant ist.

racke mussten wir so lange warten, bis der ganze Transport durchsucht war, dann mussten wir im Laufschrift wieder auf den Appellplatz zurück, wo uns der SS-Major schon erwartete. Er hatte eine große Liste in der Hand und rief die folgenden Berufe aus: Schlosser, Elektriker, Schuster, Schneider, Tischler, Maler etc. etc. und bei jedem aufgerufenen Beruf traten Männer, deren Arbeit es war, heraus und wurden somit in kleine Gruppen eingeteilt. Hermann, Arthur und ich waren mit bei den Schlossern herausgetreten, da wir unbedingt zusammenbleiben wollten.«²⁰²

Anhand einer vergleichende Analyse der einzelnen Zitate läßt sich feststellen, daß dem Bericht aus den fünfziger Jahren einige Erzählelemente fehlen. Demnach scheint das Lager, in das Hans Wassermann im Herbst 1943 transportiert wird, nicht das Lager Treblinka, sondern das KZ Lublin/Majdanek zu sein. Entsprechend fehlen in dem frühen Bericht auch alle Darstellungen, die ein Vernichtungslager zu charakterisieren versuchen, obwohl hier betont werden muß, daß auch das Lager Lublin sowohl als Konzentrations- als auch als Vernichtungslager fungierte. In der Erzählung aus den fünfziger Jahren jedoch fehlt beispielsweise die Wahrnehmung eines »süßlichen Geruchs« sowie der Hinweis, Kapos hätten den Ankommenden mitgeteilt, sie kämen in ein »Himmelfahrtskommando«.

Ziel des Textvergleiches ist es nicht, dem Befragten eine fehlerhafte oder unehrliche Darstellung seiner Verfolgungserfahrungen nachzuweisen. Vielmehr hat die Veränderung der erzählten Szene zum einen eine symbolische Bedeutung, die überaus aussagekräftig ist, zum anderen dokumentiert sie einen Umarbeitungsprozeß, durch den sich die Erinnerung an das berichtete Ereignis nachhaltig verändert hat.²⁰³

Die Bedeutung dieser Verwechslung ist bereits in der Quellenkritik kurz skizziert worden. Vielen KZ-Überlebenden fällt es Jahrzehnte nach Kriegsende mehr als schwer, die einzelnen Stationen ihres Verfolgungsweges überhaupt nachzuzeichnen beziehungsweise diese konkreten Orten und Daten zuzuordnen. Außerdem besaßen sie zu den Ortsnamen, gerade wenn die Lager in abgelegenen Gegenden oder in fremden Ländern lagen, oft keinerlei persönlichen Bezug. Nach Ende des Krieges verspürten viele Betroffene – wie auch Hans Wassermann – das Bedürfnis, sich mit anderen Häftlingsberichten und historischen Untersuchungen zu den einzelnen Lagern auseinanderzusetzen. Dabei beeinflusst das durch Lektüre oder Gespräche angesammelte Wissen selbstverständlich den eigenen Erinnerungsprozeß und fließt in diesen ein.

Im Interview merkt Hans Wassermann eher beiläufig an, er habe sehr viel nachgeforscht und gebe daher teilweise auch Dinge wieder, die er erst im nachhinein gelesen habe. So habe er erfahren, daß den in Treblinka ankommenden Menschen erzählt worden sei, sie würden in den Gebäuden, in die sie geführt wurden, etwas zu trinken erhalten, so daß die vom Transport ausgelauchten Menschen zügig in die Gaskammern geströmt seien.²⁰⁴

202 Erinnerungsbericht, in: AdF, Judenverfolgung 1933-1945, Ordner 6262, Berichte, S. 43f.

203 Vgl. die methodischen Ausführungen zu Umarbeitungsprozessen und Erfahrungsaufschichtung, S. 93ff.

204 Vgl. Interviewtranskript, S. 29. Auch an anderen Stellen verweist der Interviewte darauf, daß er einige Zusammenhänge und Ereignisse erst durch seine späteren Nachforschungen erfahren habe.

Es ist überaus schwierig, aus dieser Anmerkung den definitiven Schluß zu ziehen, der Zeitzeuge habe sich intensiver mit dem Vernichtungslager Treblinka beschäftigt und daher bewußt oder unbewußt angenommen, er selbst sei im Herbst 1943 dorthin transportiert worden. Eine solch konstruierter Zusammenhang muß spekulativ bleiben. Andererseits zeigt der Textvergleich, daß sich zwischen dem frühen Bericht in den fünfziger Jahren, in dem vom KZ Lublin gesprochen wird, und der veröffentlichten Autobiographie, die als Transportziel das Lager Treblinka nennt, eine Veränderung der Erinnerung vollzogen hat. Welche Hintergründe lassen sich für diese nachträgliche Umarbeitung aufzeigen?

Es wurde hier bereits an anderer Stelle ausgeführt, daß die menschliche Erinnerung nicht ohne weiteres auf gespeichertes Wissen zurückzugreifen vermag, sondern sich das Individuum in unregelmäßigen Abständen immer wieder mit vergangenen Ereignissen auseinandersetzt. Nach Kriegsende befinden sich die meisten Überlebenden der nationalsozialistischen Vernichtungsmaschinerie zunächst in der Situation, die unmittelbaren Folgen der Haft überwinden oder mit diesen in irgendeiner Form umgehen zu müssen. Gleichzeitig stellt die Rückkehr in die jeweilige Nachkriegsgesellschaft hohe Anforderungen, durch die ein Verdrängungsdruck entsteht. Hans Wassermann ist, nachdem er unmittelbar nach der Befreiung das Erlebte tagebuchartig notiert hat, mit dem Aufbau einer neuen Existenz für sich und seine Familie in den USA vollständig ausgelastet. Für eine konfliktreiche Auseinandersetzung mit den eigenen Hafterfahrungen sei damals keine Zeit gewesen, merkt er im Interview an.²⁰⁵ Allein die langjährigen Verfahren um seine Wiedergutmachungs- und Rückerstattungsansprüche zwingen ihn, sich mit seiner Verfolgungsgeschichte zu befassen.

Darüber hinaus gibt es bis weit in die sechziger Jahre hinein weder in der Öffentlichkeit noch im Wissenschaftskontext eine ausführliche Beschäftigung mit der nationalsozialistischen Judenverfolgung. Erst die späteren Nachkriegsprozesse, genannt sei hier nur der Auschwitz-Prozeß in Frankfurt 1963-1965 sowie der Majdanek-Prozeß in Düsseldorf 1975-1981, haben dazu beigetragen, daß sich auch Historiker intensiver mit der Vernichtung der europäischen Juden während des Zweiten Weltkrieges befaßen. Erst in den letzten zwanzig Jahren sind das Ausmaß und die Bedeutung der verübten Verbrechen in das Bewußtsein einer breiteren Öffentlichkeit gelangt. Auschwitz, Treblinka und Sobibor symbolisieren seitdem den unter nationalsozialistischer Herrschaft industriell durchgeführten Massenmord an den europäischen Juden und anderen Verfolgten.²⁰⁶

Diese gesellschaftliche Auseinandersetzung, die sich in einzelnen Ländern sicherlich unterschiedlich gestaltet, bleibt auf die persönlichen Erinnerungen der Überlebenden nicht ohne Einfluß. Vielen von ihnen wird erst im nachhinein deutlich ge-

205 Vgl. Interviewtranskript, S. 76.

206 Für diesen öffentlichen Diskurs über das Vernichtungslager Treblinka war der in den achtziger Jahren entstandene Film »Shoah« von Claude Lanzmann sicherlich von besonderer Bedeutung. In Europa und besonders in den USA füllte er die Kinosäle und bewirkte eine nachhaltige Beschäftigung und Diskussion. Vgl. Lanzmann, Shoah (1986); Gantheret, Das Aussetzen der Erinnerung (1988), S. 242-257.

worden sein, in welche Kontexte ihre persönliche Verfolgungsgeschichte eingebunden ist und welches Ausmaß die nationalsozialistische Judenvernichtung erreicht hat. Dabei korrespondiert die gesellschaftliche Öffnung gegenüber diesen Themen mit einem nachlassenden Verdrängungsdruck bei den Betroffenen.

Hans Wassermann weiß heute, daß er zu den ganz wenigen Menschen gehört, die das Ghetto Minsk und zahlreiche andere Konzentrations- und Vernichtungslager überstanden haben. Indem er nun berichtet, er sei im Herbst 1943 in Treblinka und nicht im KZ Lublin/Majdanek zur Arbeit herausgesucht worden, verschmilzt seine eigene Erinnerung mit den aktuellen gesellschaftlichen Diskursen der achtziger Jahre.²⁰⁷ Diese Synthese bleibt aber insofern aussagekräftig, als daß Hans Wassermann damit szenisch verdichtet vermittelt, daß er etwas überlebt hat, was er zum einen nach dem Willen seiner Verfolger nicht überleben sollte und was zum anderen auch kaum zu überleben war. Ebenso wie die ganz wenigen Menschen, die aus Treblinka durch Flucht entkommen sind, hat Hans Wassermann das Ghetto Minsk überstanden. Wenn heute geschätzt wird, daß nicht einmal dreißig der mehr als zwanzigtausend westeuropäischen Juden, die nach Minsk deportiert wurden, bei Kriegsende noch am Leben waren, dann liegt die Parallelität in der Unwahrscheinlichkeit des individuellen Überlebens.

Lebensgeschichtliche Erinnerungen als kontextabhängige Quellen

Die Auswertung des Interviews mit Hans Wassermann soll abschließend unter methodischen Gesichtspunkten reflektiert werden. Da zu seiner Lebensgeschichte zahlreiche andere Quellen recherchiert werden konnten, erweist sich die Quellenkritik zum einen als ergiebig, zum anderen aber auch als arbeitsintensiv. Sie gestattet es, die im Interview berichteten Erfahrungen mit anderen Archivalien zu konfrontieren und zu deuten. Dadurch läßt sich eine Einordnung in historische Kontexte vollziehen, in der sich das von Hans Wassermann Erlebte nicht allein als individuelle Erfahrung offenbart, sondern auf kollektive Zusammenhänge verweist. Die nationalsozialistische Judenverfolgung wird als langjähriger Prozeß erkennbar, der verschiedene Stufen der Ausgrenzung, Diskriminierung, Entrechtung und schließlich Mißhandlung und Ermordung der Opfer durchläuft. Hans Wassermann hat diese unterschiedlichen Phasen der nationalsozialistischen Judenverfolgung erlitten, seine Erinnerungen ergänzen die allgemeinen Kenntnisse über die staatliche Judenpolitik mit einer individuellen Wirkungsgeschichte.

Indem das Interview in einen ganzen Komplex von relevanten Quellen eingebunden wird, läßt sich darüber hinaus sowohl die Erzählperspektive als auch der konstruierte Charakter des Lebensrückblicks kennzeichnen. Beispielfhaft sei an dieser Stelle an die Ausführungen zur »Arisierung« des Familienbetriebs »S & A Wassermann« erinnert.²⁰⁸ Im Rückblick erscheint es dem Zeitzeugen so, als wenn der Ver-

207 Vgl. zur diskursanalytischen Deutung von Interviews, S. 76ff.

208 Vgl. S. 135ff.

lust des väterlichen Besitzes in Göttingen im Jahr der Machtübernahme und als direkte Folge dieses politischen Richtungswechsels erfolgt. Die Quellenkritik zeigt vielmehr, daß das Unternehmen durch verschiedene Faktoren bereits vor 1933 in Konkurs gerät und damit ein Ausscheiden des Vaters aus der Geschäftsführung vollzogen werden muß. Gleichzeitig erweist es sich aber als zutreffend, daß der angeschlagene Familienbesitz aufgrund antijüdischer Maßnahmen schließlich 1936 »arisiert« wird und damit die jüdischen Besitzer ihres Eigentums beraubt werden.

In der Erinnerung von Hans Wassermann verschmelzen diese Ereignisse zwischen 1932 und 1936 zu einem einzigen Punkt, wodurch eine Darstellung gewählt wird, die auf der einen Seite den aus anderen Quellen ersichtlichen Umständen nicht entspricht, die auf der anderen Seite aber auszudrücken vermag, daß unmittelbar nach der nationalsozialistischen Machtübernahme die Verfolgung der Familie Wassermann ihren Anfang nimmt. Daher kann anhand dieses Beispiels die Erzählperspektive im Interview nachgezeichnet werden.²⁰⁹ Hans Wassermann berichtet heute aus dem Wissen heraus, daß mit dem politischen Machtwechsel in Deutschland sein Leben eine dramatische Wende erfuhr, durch die eine Kontinuität zu der Zeit vorher kaum aufrechterhalten werden kann. Im Rückblick ist die Zerstörung des persönlichen Kontinuitätserlebens fundamental, so daß anscheinend alle Lebensereignisse nur noch vor diesem Hintergrund erinnert werden können.²¹⁰

Die Erzählperspektive im Interview umfaßt bereits die Deutung der berichteten Ereignisse. Der Interviewtext läßt sich nicht in zwei voneinander unabhängige Teile aufspalten, in ein Faktengerüst einerseits und in die individuellen Bedeutungskonstruktionen andererseits.²¹¹ Beide Ebenen der Erzählung sind miteinander verschmolzen. Allein aufgrund anderer Archivalien, die sicherlich ebenso kritisch zu prüfen sind, läßt sich gegebenenfalls dieser Konstruktionscharakter aufschlüsseln beziehungsweise ein solcher überhaupt erkennen. Indem andere Quellen hinzugezogen werden, geht es also nicht nur darum, das Erzählte zu ergänzen oder möglicherweise zu korrigieren. Die Auswertung dient gleichzeitig dazu, den Lebensrückblick als eine an persönlichen Erlebnissen orientierte Erfahrungssynthese auszuweisen, die einen bestimmten Ausschnitt des eigenen Lebens fokussiert. Dabei bestimmen sowohl die individuellen Bedeutungskonstruktionen als auch die im Interview vorherrschenden Diskurse Form und Gestalt der Erzählung.

Erinnerungsinterviews gelten in der historischen Forschung dann nicht als besonders ergiebig, wenn Ereignisabläufe analysiert werden sollen. Das menschliche Gedächtnis ist nicht gerade die zuverlässigste Quelle, wenn es um räumliche und zeitliche Zuordnungen geht. Die bisherige Auswertung hat allerdings gezeigt, daß dafür nicht nur die zeitliche Distanz zum Geschehen verantwortlich ist, sondern daß Erinnerung immer Deutung hervorbringt. Der Erfahrungsbegriff impliziert eine Transformation, die als Deutungsprozeß zu verstehen ist.²¹²

209 Zum Gegenwartsbezug autobiographischer Erzählungen vgl. S. 43ff.

210 Vgl. Hadar, Zeiterfahrung und Kontinuitätserleben (1992), S. 115-130.

211 Hier in Abgrenzung zu Rosenthal vgl. S. 64.

212 Vgl. zum Erfahrungsbegriff S. 26ff.

Die Quellenkritik verweist somit auf wesentliche Schwierigkeiten, die mit den Quellen der mündlich erfragten Geschichte verbunden sind. Neben der zeitlichen Distanz zum Geschehen und der Verschmelzung von Erinnerung und Deutung wirkt sich auch die Verfolgungserfahrung dahingehend aus, daß einzelne Ereignisabläufe nur undeutlich oder fragmentarisch erinnert werden können. In dem hier analysierten Interviewtext zeigt sich insbesondere an einer Phase, wie schwierig es für die Betroffenen ist, Stationen ihres Verfolgungsweges zu rekonstruieren. Für den Zeitraum zwischen Herbst 1943 und Oktober 1944 kann Hans Wassermann nur in sehr groben Zügen von seinen Erfahrungen berichten, obwohl er eigentlich zu denjenigen Erzählern gehört, die durch einen langjährigen Ritualisierungsprozeß auf einen gedanklich bereits vorstrukturierten Bericht zurückgreifen können. Trotzdem scheinen Phasen der Verfolgung, die beispielsweise durch Umbrüche und häufige Ortswechsel geprägt sind, nur äußerst schwer greifbar zu sein. Durch die eingeschränkte Orientierungsmöglichkeit verwischen die Erinnerungen und entziehen sich damit einem kognitiven Zugang. Ebenso wie Hans Wassermann in diesem Jahr von einem Lager ins nächste verschleppt wird, erlebt der Zuhörer den Bericht an dieser Stelle als einen diffusen Schnelldurchlauf durch insgesamt zehn Konzentrationslager. Fünfzig Jahre später ist es für das Erleben von Hans Wassermann nicht mehr relevant, welches Detail sich zu welcher Zeit an welchem Ort ereignet hat. Zwar können weiterhin einzelne Ereignisse benannt werden, aber die Gesamterzählung abstrahiert in gewisser Weise von dem Geschehen, indem die Verfolgung und Inhaftierung in den Lagern auf ihre Bedeutung hin fokussiert werden. Damit verweist dieser Charakter autobiographischer Erzählungen erneut darauf, daß ihr Wert in der kritischen Analyse ihrer Bedeutungskonstruktionen liegt.

Darüber hinaus ist in der Interpretation deutlich geworden, daß der Lebensrückblick von Hans Wassermann, der hier stellvertretend für einen bestimmten Typus des individuellen Umgangs mit Verfolgungserfahrungen steht, sowohl persönlich erlebte Ereignisse als auch durch spätere Lektüre oder Gespräche erfahrene Inhalte umfaßt. Auch in dieser Hinsicht ist eine Unterscheidung beider Erzählebenen häufig schwierig, wenn der Befragte nicht explizit äußert, woher sein Wissen stammt oder Hinweise im Text von anderen Quellen zeugen. In die Verschmelzung von Erinnerung und Deutung greift also noch zusätzlich eine nachträgliche Umarbeitung der persönlichen Erfahrungen ein. Dieser Prozeß läßt sich methodisch am ehesten durch einen diskursanalytischen Ansatz fassen, mit dem deutlich zu machen ist, welche gruppenspezifischen und gesellschaftlichen Diskussionen für die persönliche Verarbeitung der traumatischen Erlebnisse relevant sind. Die Tiefe einer solchen diskursanalytischen Sichtweise ist wesentlich durch Anhaltspunkte im Text bestimmt.²¹³

Für das Interview mit Hans Wassermann konnte dies an einem herausgegriffenen Beispiel aufgezeigt werden. Die erst mehr als dreißig Jahre nach Kriegsende breitere öffentliche Diskussion über die nationalsozialistischen Massenverbrechen sowie

213 Vgl. zur Diskursaufschichtung S. 93ff.

der unter den Überlebenden geführte Austausch über verschiedene Lager haben seinen Bericht nachhaltig beeinflusst. Aufgrund des Umstands, daß hier anhand verschiedener autobiographischer Zeugnisse des Befragten ein Textvergleich durchgeführt werden konnte, wird eine Aufschichtung innerhalb der Erfahrungssynthese zumindestens punktuell transparent. Dabei zeigt sich, daß sich die autobiographische Präsentation sowohl durch ritualisierte Erzählmuster verfestigt als auch infolge persönlicher und gesellschaftlicher Auseinandersetzungen verändert hat. Indem Hans Wassermann wahrnimmt, wie unwahrscheinlich sein eigenes Überleben überhaupt war, transformiert er diese Erkenntnis in seinen Bericht, indem er nun annimmt, im Herbst 1943 nach Treblinka gekommen zu sein. Diese Veränderung hat für die gesamte Darstellung dieser Situation Folgen, denn nun werden der Erzählung weitere Elemente zugefügt, die der Interviewte assoziativ mit dem Vernichtungslager Treblinka verknüpft. Diese erzählerische Umformung macht aber im Gesamtkontext der Biographie, wie hier zu zeigen versucht wurde, seinen Sinn.

Neben textimmanenten Auswertungsverfahren konnte auch das interaktive Geschehen der Interviewsituation interpretativ genutzt werden. Bereits der Erzähltext weist durch seine strenge Chronologie und seine geordnete Struktur darauf hin, daß sich der Erzähler nicht nur an allgemeinen Formen der Lebenslaufdarstellung orientiert, sondern auf ein Reservoir an ritualisierten Erzählmustern zurückgreift. Die Frage, welche Funktion diese Ritualisierung erfüllt, korrespondiert mit der Beobachtung, daß Hans Wassermann zerstörerische und destruktive Gefühle, die mit seinen Erfahrungen unmittelbar zusammenhängen, in der Erzählung ausklammert. Gleichzeitig knüpft Herr Wassermann zwar einen persönlichen Kontakt im Interview, aber sein Bericht scheint sich nicht auf mich als Person zu beziehen, sondern wird als autonome und invariante Geschichte präsentiert.

Diese Wahrnehmung spiegelt nicht nur wesentliche Merkmale der autobiographischen Selbstdarstellung wider, sondern verweist auch auf den persönlichen Umgang, den Hans Wassermann mit seiner ›Geschichte‹ gefunden hat. Die Ritualisierung unterstützt die Notwendigkeit, seine Erlebnisse zu rationalisieren, um sie überhaupt mitteilen zu können.

3. Zerstörte Lebenswelten

Annäherungen.

Eine Begegnung mit Karl Himmel

Auf die briefliche Bitte um ein Interview meldet sich Karl Himmel erst einige Wochen später, da er über längere Zeit stationär im Krankenhaus gewesen sei.¹ In seinem Antwortschreiben berichtet er kurz, daß er ab 1944 als Häftling der Sonderabteilung Wehrmacht (S.A.W.) im KZ Neuengamme inhaftiert gewesen und im Frühjahr 1945 in Flensburg von britischen Truppen befreit worden sei. Wenn weiterhin Interesse an einem Gespräch mit ihm bestehe, sei er damit einverstanden.² Auf seinen Wunsch hin findet das Interview nicht in seiner Wohnung, sondern in der KZ-Gedenkstätte Neuengamme statt.

Das Interview mit Karl Himmel weist eine stark fragmentarisierte und zudem diffus wirkende Erzählung auf. Es dient im Rahmen dieser Untersuchung dazu, neben textanalytischen Verfahren insbesondere Übertragungs- und Gegenübertragungsphänomene in einem lebensgeschichtlichen Interview aufzuzeigen und zugleich die Möglichkeiten und Grenzen biographischer Befragungen zu diskutieren.

Als Karl Himmel am frühen Nachmittag des 8. Juli 1991 mit dem Bus nach Neuengamme kommt, ist es hochsommerlich heiß. Ich begrüße ihn an der Bushaltestelle. Herr Himmel ist von eher kleiner und unscheinbarer Statur, er ist einfach gekleidet und trägt in einer Plastiktüte einige Getränke mit sich, um sich bei der Hitze während der einstündigen Anreise in die Vier- und Marschlande erfrischen zu können, wie er sogleich erklärt. Auf dem kurzen Weg von der Bushaltestelle zur Gedenkstätte erzählt er, nachdem ich mich kurz vorgestellt habe, daß er während der Nazi-Zeit zwangssterilisiert worden sei. Da Karl Himmel sehr undeutlich spricht, bin ich mir zu diesem Zeitpunkt nicht ganz sicher, ob ich ihn richtig verstanden habe, denn dieser Teil seiner Biographie war mir bis dahin noch nicht bekannt.

Karl Himmel macht insgesamt einen gehetzten Eindruck, was sich während des gesamten Interviews in seinem Sprechverhalten niederschlägt. Er redet relativ schnell, benutzt zahlreiche, oft unverständliche Fülllaute, die es über seine undeutliche Artikulation hinaus enorm schwer machen, ihn überhaupt zu verstehen. Seine scheinbare Eile prägt von Beginn an unser Gespräch, denn wir haben noch nicht einmal Platz genommen, da beginnt er bereits mit seiner Erzählung. Ich muß

1 Der Name wurde geändert. Um Anonymität zu wahren, wurde in diesem Fall auch der Geburtsort verschlüsselt.

2 Brief von Karl Himmel vom 1.7.1991 an die Verfasserin, in: AGN, OH, Korrespondenz.

ihn dann unterbrechen, um zumindest die Frage der Tonbandaufnahme mit ihm zu besprechen. Er erklärt sich ohne weiteren Kommentar damit einverstanden und beginnt seine ›Geschichte‹ mit dem gleichen Eingangssatz wie zuvor.

»Dann fang' ich wieder von vorne an. Als uneheliches Kind wurde ich, Karl Himmel, im Jahr 1919 von der Haushilfe Johanna G. in A. geboren. Im Jahre 1922 heiratete meine Mutter den (?-)meister Himmel aus A., der mich adoptierte, 1922. Die Volksschule besuchte ich von 1925 bis 1933.« – »Int.:« »In A.?« – »Ja. Ich wurde dann aus der 8. Klasse entlassen. Nach der Schulentlassung sollte ich, wollte ich Anstreicher werden, aber auf Willen meines Vaters mußte ich als Metallschleifer in die Lehre.« – Int.: »Hatten Sie denn noch Geschwister?« – »Einen Stiefbruder. Und der hat gesagt, ich soll zu meinem richtigen Vater hingehen, weil ich habe mich immer mit ihm gestritten. Und zur gleichen Zeit war ich 1933 nach der Schulentlassung Mitglied der KAI.³ Und meine Mutter war im Rotfrontkämpferbund. Die war Oprettensängerin. Also das heißt, die war Sopransängerin. Sopran, ne. Im Rotfrontkämpferbund war sie dort.«⁴

Karl Himmel spult den ersten Satz im Interview, ebenso wie einige andere Formulierungen, die er immer im gleichen Wortlaut benutzt, in standardisierter Form ab. Der Zuhörer merkt sofort, daß er nach seinem Lebenslauf schon viele Male gefragt worden ist. In einem Antrag auf Haftentschädigung findet sich dieser Eingangssatz in fast wortwörtlicher Übereinstimmung.⁵ Im Interview deutet Karl Himmel bereits in der ersten Erzählsequenz seinen konflikthaftern familiären Hintergrund an. Als er am 20. September 1919 in einer von Textil- und Metallindustrie geprägten Kleinstadt in Westdeutschland geboren wird, ist seine ledige Mutter 23 Jahre alt und als Haushilfe beschäftigt. Der leibliche Vater bleibt konturlos, erst als Karl zehn Jahre alt ist, äußert dieser den Wunsch, das Kind zu sich zu nehmen, was aber von der Mutter abgelehnt wird. Herr Himmel hat an diese einzige Begegnung mit seinem Vater nur schemenhafte Erinnerungen.⁶

Nach damaligen Moralvorstellungen gilt ein uneheliches Kind als Schandfleck, wodurch den Betroffenen das Stigma der Asozialität anhaftet. Diese feindliche Haltung von außen führt möglicherweise bei der Mutter zu einer ambivalenten Haltung gegenüber ihrem ersten Kind, denn sie ist von der sozialen Ausgrenzung zunächst auf rein praktischer Ebene weit mehr betroffen als der Sprößling selbst. Für den kleinen Karl hingegen bedeuten diese ersten drei Lebensjahre, daß er zu seiner Mutter eine konkurrenzlose Beziehung aufbauen kann. Weder Ehemann noch andere Geschwister trüben die Mutter-Kind-Beziehung. Diese intensive Bindung schwingt in der Erzählung von Karl Himmel mit. Obwohl seine Mutter als einfache Haushaltshilfe arbeitet, avanciert sie in seiner Erinnerung zur Sopransängerin. Er löst mit dieser Cha-

3 KAI = Kommunistische Arbeiter-Internationale.

4 Interview mit Karl Himmel am 8.7.1991 (im folgenden: Interviewtranskript), in: AGN, OH, S. 1. Das Interview führte ich gemeinsam mit Karin Orth.

5 Vgl. Lebenslauf von Karl Himmel vom 3.9.1965, in: Wiedergutmachungsabteilung der Bezirksregierung Düsseldorf (WBD), Entschädigungsakte Himmel, 716 ZK 165674 AR, Bl. 8.

6 Vgl. Interviewtranskript, S. 2

rakterisierung das Phantasiebild einer schönen, gefühlvollen, musisch begabten jungen Frau aus. Die Idealisierung der Mutter bleibt in der Erzählung von Karl Himmel ein beständiges und in der Darstellung ungebrochenes Element. Eine solch enge und harmonische Beziehung wie zu ihr soll er niemals wieder auch nur in Ansätzen zu einem Menschen erleben.

Der Bruch in der autobiographischen Erzählung ist unmittelbar mit der Heirat der Mutter 1922 verbunden. Wie aus dem Zusammenhang später deutlich wird, erwartet sie zu diesem Zeitpunkt ihr zweites Kind, das ebenso wie dessen Vater den Namen Emil erhält. Mit der Heirat und der Geburt des jüngeren Halbbruders bricht für Karl Himmel eine Welt zusammen, auch wenn der Kaffeemühlenbesitzer Emil Himmel ihn adoptiert. Karl muß nun die Zuwendung der Mutter mit zwei anderen Personen teilen, die ihm darüber hinaus noch vorwerfen, er gehöre eigentlich gar nicht dazu, da er unehelich sei. Die Stigmatisierung der Mutter wendet sich nun gegen das voreheliche Kind, das mit Stiefvater und Halbbruder um die Liebe der Mutter konkurriert. Die Mutter kann oder will ihn nicht vor den Anfeindungen schützen, denen er innerhalb der Familie ausgesetzt ist. In der Erzählung lastet Karl Himmel diese schwierige Familienkonstellation nicht der Mutter, sondern allein dem Stiefvater und dem Bruder an. Die Aufspaltung in das klischeehafte Bild einer guten und fürsorglichen Mutter und dem bösen und ihm feindlich gestimmten Stiefvater verfestigt sich. Darüber hinaus wird die Konkurrenz zu dem ›legalen‹ Sohn Emil für Karl Himmel unerträglich. Im Interview erwähnt er heftige Auseinandersetzungen mit dem Halbbruder, den er bis heute hasse.⁷ In der Schule hat Karl Himmel erhebliche Schwierigkeiten und muß zweimal ein Schuljahr wiederholen. Gleichzeitig empfindet er die familiäre Situation als so belastend, daß er sich nicht anders zu helfen weiß, als immer wieder von zu Hause wegzulaufen.⁸

Den Bruch, den er als Folge der Heirat seiner Mutter erlebt, kann Karl Himmel seiner Erinnerung nach auch als Jugendlicher nicht überwinden. Er reagiert mit innerer und äußerer Unruhe, die ihn von zu Hause wegtreibt, um dem schmerzlichen Verlust und den anhaltenden Demütigungen zu entkommen. Wann genau diese ›Fluchten‹ beginnen, bleibt im Interview unklar. Anderen Quellen kann entnommen werden, daß am 16. April 1935 vermutlich erstmals die Unterbringung in einer Fürsorgeeinrichtung beantragt wird. Karl Himmel ist zu dieser Zeit fünfzehn Jahre alt und lernt in seiner Heimatstadt das Schleifhandwerk. In der Fürsorgeakte wird ausgeführt, er habe zuvor bereits öfters die Arbeitsstelle verlassen und »sich herumgetrieben«. So sei er in Dortmund, Wuppertal und in der Eifel mehrmals aufgegriffen worden.⁹ Mit Beschluß des örtlichen Amtsgerichts vom 4.5.1936 wird die Fürsorgeerziehung endgültig angeordnet. Karl Himmel durchläuft in den nächsten zweieinhalb

7 Vgl. ebd., S. 16.

8 Vgl. ebd., S. 2.

9 Die Fürsorgeakte von Karl Himmel ist im Original nicht erhalten. Allerdings enthalten spätere Prozeßunterlagen vor dem Marine-Kriegsgericht ausführliche Inhaltsangaben daraus, da die Akte beim Gericht vorgelegen hat. Vgl. daher: Bundesarchiv-Zentralschwerpunktstelle (BAZ), Sign. RM 123/W 2074.

Jahren mehrere Erziehungsheime, von denen der Buchenhof bei Schweicheln/Kreis Herford und das Erziehungsheim in Freistatt/Kreis Sulingen aktenkundig sind.¹⁰

Nicht erst seit der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten 1933 herrscht in der Fürsorgeerziehung und den entsprechenden Forschungsbereichen der Pädagogik, Medizin und Rechtswissenschaften eine breite Diskussion über die Ursachen, die zur Verwahrlosung und Delinquenz von Jugendlichen führen. Tendenziell läßt sich bereits Ende des 19. Jahrhunderts eine Hinwendung zu biologistischen Theorien feststellen, die soziale Probleme in biologisch determinierte Minderwertigkeit umdeuten. Richtungsweisend werden in diesem Zusammenhang die Werke von Walter Gruhle und Heinrich Többen, die bei ihren Untersuchungen von Fürsorgezöglingen zu dem Ergebnis kommen, daß bei mehr als 80 % der Probanden eine erbliche Ursache für die Verwahrlosung vorliege.¹¹ Ihre Studien sind nur zwei Beispiele unter vielen. In Deutschland ist bereits lange vor 1933 ein fachlicher Diskurs vorherrschend, der weitgehend übereinstimmend propagiert, Verwahrlosung und Delinquenz seien in den meisten Fällen erblich bedingt und daher allein medizinisch zu behandeln. Die nationalsozialistische Regierung kann daher in den dreißiger Jahren auf Forschungsmeinungen zurückgreifen, die sich mit einer völkisch-rassistisch orientierten Ideologie in Einklang bringen lassen. Auch wenn Verantwortliche der Fürsorgeeinrichtungen, besonders aus dem kirchlichen Bereich, sich gegen eine öffentliche Darstellung als »Minderwertigenfürsorge« zur Wehr setzen, bleiben die daraus entstehenden Konsequenzen für die Betroffenen eher kosmetischer Natur. Darüber hinaus ist man sich eigentlich auch grundsätzlich einig darüber, daß Erziehung von verwahrlosten Jugendlichen mit aller Strenge und Härte erfolgen müsse.

Der biologistischen Deutung der Fürsorgepraxis stehen die sozialen Ursachen, die in der Regel zu einer Heimeinweisung führen, gegenüber. In den dreißiger Jahren kommen 60 % aller Fürsorgezöglinge aus geschiedenen beziehungsweise getrennt lebenden Ehen oder sind Kinder von verwitweten oder ledigen Müttern. Nahezu alle Betroffenen stammen aus proletarischen Verhältnissen, die Eltern sind meistens Arbeiter, Arbeitslose oder Wohlfahrtsempfänger.¹² Ob ein Jugendlicher in die Fürsorge kommt, hängt im wesentlichen von den Gutachten der örtlichen Jugendämter ab, denen sich die Vormundschaftsgerichte in der Regel anschließen.

Indem Karl Himmel wiederholt von zu Hause wegläuft, wird er beim städtischen Jugendamt auffällig. Die dort Zuständigen werden daraufhin die Lebensverhältnisse der Familie Himmel geprüft haben. Rechtlich sind zu dieser Zeit zwei Gründe für die Heimeinweisung eines Minderjährigen ausschlaggebend.¹³ Zum einen kann das Jugendamt das Kind als »objektiv verwahrlost« ansehen, das heißt den Eltern wird ei-

10 Vgl. ebd.

11 Vgl. Gruhle, Die Ursachen der Jugendlichenverwahrlosung (1912); Többen, Die Jugendverwahrlosung (1927).

12 Vgl. zur Fürsorgeerziehung im »Dritten Reich« die gelungene Untersuchung von Kuhlmann, Erbkrank oder erziehbar? (1989); ebenso: Ramm, Das nationalsozialistische Familien- und Jugendrecht (1984); Peukert, Grenzen der Sozialdisziplinierung (1986); Baumann, Arbeitsfähig oder unbrauchbar? (1994).

13 Vgl. Kuhlmann, Erbkrank oder erziehbar? (1989), S. 78-131.

ne unzulängliche Erziehungs- und Versorgungsleistung nachgewiesen. Oder einschlägige Verhaltensauffälligkeiten des Kindes selbst führen zur Annahme einer »subjektiven Verwahrlosung«. Beispielsweise bei unregelmäßigem Schulbesuch, bei kleinkriminellen oder als unsittlich geltenden Handlungen werden die Ursachen für die Verwahrlosung in der Person des Kindes oder des Jugendlichen selbst gesehen. Auch das sogenannte »Herumtreiben« und jegliche Form der »Arbeitsverweigerung« fallen unter diese Kategorie. Richtschnur jugendamtlicher Entscheidung bilden bürgerliche Wertmaßstäbe wie Ordnung, Sauberkeit, Fleiß, sexuelle Enthaltsamkeit und politische Anpassung. Je nachdem, zu welchem Ergebnis die gutachterlichen Prüfung kommt, wird der Betroffene in unterschiedliche Anstalten eingewiesen. Für die Anordnung der Fürsorgeerziehung bei »subjektiver Verwahrlosung« ist die Zustimmung der Erziehungsberechtigten erforderlich.¹⁴

Sowohl beim Buchenhof in Schweicheln als auch bei den Moorerziehungsheimen in Freistatt/Kreis Sulingen, Teilanstalten der Bodelschwingschen Anstalten, handelt es sich um Einrichtungen der evangelischen Kirche, die für schulentlassene Jungen mit »subjektiver Verwahrlosung« vorgesehen sind.¹⁵ Herr Himmel berichtet im Interview nicht über die dortigen Bedingungen. Allein seine Bemerkung, er sei nach den Auseinandersetzungen zu Hause froh gewesen, erst einmal dort zu sein, deutet an, daß die Aufnahme im Jugendfürsorgeheim für ihn auch ein positives Moment mit sich bringt.¹⁶ Gleichzeitig überrascht diese Bemerkung insofern, als daß das Erziehungsheim in Freistatt einem Jugendstrafvollzug gleicht, in dem die Insassen mittels schwerer körperlicher Arbeit diszipliniert werden. Gemeinschaftsfähigkeit der Insassen will man überwiegend an ihrer Leistungsfähigkeit und ihrer Bereitschaft ablesen, sich der strengen Disziplin unterzuordnen. Daher ist der Alltag in den Anstalten durch das immense Arbeitspensum bestimmt, das den Heranwachsenden abverlangt wird. Gleichzeitig werden alle Handlungen der Jugendlichen, die gegen die in den Häusern geltenden Vorschriften verstoßen, als Zeichen ihrer charakterlichen Verwahrlosung interpretiert und mit Prügel und Arresten sanktioniert. Jede Alltagssituation wird zur Beobachtungssituation, auf deren Grundlage sich entscheidet, ob ein Betroffener überhaupt als erziehbar oder aber als »biologisch minderwertig« eingestuft wird. In Fachkreisen gelten die Moorerziehungsheime, in die Karl Himmel schließlich 1936 eingewiesen wird, als Einrichtungen für Jungen, die in anderen Anstalten als nicht mehr tragbar angesehen werden.¹⁷ Mit dieser Form der Heimunterbringung wird seine »Verwahrlosung« als erblich charakterisiert.

Die Aufnahme in die Fürsorgeerziehung bringt für Karl Himmel aber weitere schwerwiegende Folgen mit sich. Bereits am 14. Juli 1933 erläßt die nationalsozialistische Regierung das »Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses«, mit Hilfe

14 Es ist also davon auszugehen, daß die Eltern der Einweisung zugestimmt haben, allerdings muß diese Einwilligung vor dem Hintergrund gesehen werden, daß von seiten der Jugendämter auch Druck auf die Erziehungsberechtigten ausgeübt wurde.

15 Vgl. Staatsarchiv Münster (StAM), Regierung Münster Nr. 5717.

16 Vgl. Interviewtranskript, S. 2.

17 Telefonische Auskunft des Archivars der Bodelschwingschen Anstalten in Bethel vom 19.1.1996.

dessen durch Unfruchtbarmachung »eine allmähliche Reinigung des Volkskörpers und die Ausmerzung von krankhaften Erbanlagen« beabsichtigt wird.¹⁸ Das Gesetz sieht vor, daß nach ärztlicher Begutachtung und Richterspruch Betroffene ab dem 10. Lebensjahr zu sterilisieren sind, wenn eine erbliche Erkrankung festzustellen sei. Haben die Begutachteten das 14. Lebensjahr überschritten, kann dieser Eingriff auch unter polizeilichem Zwang durchgeführt werden. Zwischen 1934 und 1945 werden daraufhin mindestens 400.000 Menschen unfruchtbar gemacht.¹⁹

Das im Januar 1934 in Kraft getretene Gesetz zieht eine radikale Konsequenz aus der seit vielen Jahren in Fachkreisen geführten Debatte, inwieweit Sterilisation als Mittel zur Bekämpfung von Erbkrankheiten zulässig sei. Im Unterschied zu dem Entwurf eines Sterilisationsgesetzes von 1932 erlaubt die ein Jahr später gefaßte Regelung aber nun auch die Möglichkeit, den Betroffenen gegen seinen Willen unfruchtbar zu machen. Nicht nur der Gesetzestext, sondern auch der berüchtigte Kommentar sind von dem Arzt Arthur Gütt, dem Psychiater Ernst Rüdin sowie von dem Juristen Falk Ruttker verfaßt worden. An dem Autorenkollektiv zeigt sich bereits die enge Verschmelzung rechtlicher und medizinischer Aktivitäten, die im Falle der Sterilisationspolitik dazu führt, daß Ärzte und Richter gemeinsam über eine mögliche Unfruchtbarmachung der Angezeigten urteilen. Das dreiköpfige Gremium der »Erbgesundheitsgerichte«, das aus zwei Ärzten und einem Richter besteht, hebt eine, auch nach damaligen Forschungsergebnissen zweifelhafte, medizinische Diagnose in den Stand rechtskräftiger Urteile. Es ist daher festzuhalten, daß es sich bei den neu eingerichteten »Erbgesundheitsgerichten« um Sondergerichte handelt, die im Sinne rassistischer Ausnahme Gesetze wirken.²⁰ Sie sind damit Ausdruck eines Rechtsverständnisses, das ganz generell biologisch-rassistische Annahmen zu seinen zentralen, handlungsleitenden Prinzipien erklärt. Entsprechend heißt es im Gesetz: »Wer erbkrank ist, kann durch chirurgischen Eingriff unfruchtbar gemacht werden, wenn nach den Erfahrungen der ärztlichen Wissenschaft mit großer Wahrscheinlichkeit zu erwarten ist, daß seine Nachkommen an schweren körperlichen und geistigen Erbschäden leiden werden.«²¹

Die Formulierung des Gesetzes erweist sich als bewußt unpräzise gehalten, obwohl explizit neun Erbkrankheiten aufgezählt werden, bei deren Diagnose eine Zwangssterilisation geboten erscheint. Neben dem »angeborenen Schwachsinn«, der Schizophrenie, dem »manisch-depressivem Irresein«, der erblichen Fallsucht und

18 »Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses« vom 14.7.1933 (GVeN), in: Gütt, Gesetz (1936).

19 Die genauen Zahlen lassen sich besonders für die Kriegszeit nicht mehr ermitteln. Bock weist nach, daß bis Kriegsbeginn nach verfügbaren amtlichen Dokumenten mindestens 290.000 – 300.000 Menschen sterilisiert wurden. Bis 1945 kann davon ausgegangen werden, daß insgesamt etwa 400.000 Menschen betroffen waren. Vgl. Bock, Zwangssterilisation (1986), S. 230-246.

20 1936 gibt es in Deutschland 205 Sterilisationsgerichte und 18 Sterilisationsobergerichte. Letztere fällen bei Widerspruch gegen das Urteil einen endgültigen Beschluß. Vgl. zur Sterilisationspolitik im »Dritten Reich«: Schmacke, Zwangssterilisiert (1984); Pfäfflin, Zwangssterilisation (1984), S. 26-36; Bock, Zwangssterilisation (1986), insbesondere S. 178-298; Schmuhl, Rassenhygiene, Nationalsozialismus, Euthanasie (1987); Rothmaier, Sterilisationen (1991); Kaminsky, Zwangssterilisation und »Euthanasie« (1995).

21 § 1 Abs. 1 GVeN.

dem Veitstanz werden auch erbliche Blindheit und Taubheit sowie schwere körperliche Mißbildungen genannt. Allerdings sind auch zu damaliger Zeit beispielsweise Schizophrenie und »angeborener Schwachsinn« wissenschaftlich nicht eindeutig als erblich verursacht diagnostizierbar. Daß aber mehr als 80% der Urteile, die zu einer Zwangssterilisation führen, gerade mit diesen Krankheiten begründet werden, verweist auf ihre Zielsetzung. Diese Krankheitsbilder bieten aufgrund mangelhafter medizinischer Fachkenntnisse sowie aufgrund ihrer uneinheitlichen Erscheinungsbilder am ehesten die Möglichkeit, die gesetzlichen Vorschriften im Sinne einer konsequenten Biologisierung sozialer Phänomene auszulegen.²² Nicht zufällig stammen beispielsweise in Hamburg nur etwa 5 % der Zwangssterilisierten aus bürgerlichen Schichten.²³ Der Zusammenhang zwischen ärztlicher Diagnose und sozialem Status der Betroffenen ist in den Quellen offenkundig. Bei den Betroffenen handelt es sich um Menschen, die in irgendeiner Form »auffällig« sind und die dem Staat Kosten bereiten, also vor allem Fürsorgeempfänger, Alkoholiker, als sexuell auffällig Geltende, Behinderte, Hilfsschüler, Arbeitslose, Vorbestrafte, sogenannte kinderreiche Asoziale und Insassen von Heil- und Pflegeanstalten sowie Jugendliche, die in den Fürsorgeeinrichtungen leben. Aus Armut, Hilfsbedürftigkeit und sozialer Abweichung kreieren Mediziner und Rassenhygieniker eine Erbkrankheit mit Eigenverschulden, deren finanzielle Belastung für staatliche Haushalte langfristig minimiert werden soll. Im Gesetzeskommentar heißt es daher über den »angeborenen Schwachsinn«: »Wenn im Gesetz von »angeborenem« Schwachsinn gesprochen wird, so hat die Wahl des Wortes »angeboren« ihre Bedeutung darin, daß im Einzelfall nicht regelmäßig der Beweis der Erbllichkeit angetreten werden muß. [...] Mit größter Wahrscheinlichkeit liegt aber dann Schwachsinn vor, wenn der Betreffende nicht fähig ist, in einem geordneten Berufsleben seinen eigenen Unterhalt zu verdienen, noch sonst sich sozial einzufügen. Solche Schwachsinnigen fallen auf durch eine kümmerliche Entwicklung und Verbildung ihrer sittlichen Begriffswelt, durch Unfähigkeit, sich eine richtige Einsicht in die Ordnung der menschlichen Gesellschaft zu bilden.«²⁴

Einhergehend mit einer Reform der staatlichen Gesundheitsämter verfügt das »Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses«, daß neben dem Betroffenen selbst, was der Vorschrift den Schein der Freiwilligkeit geben soll, auch Anstaltsleiter und Amtsärzte die Unfruchtbarmachung bei den Erbgesundheitsgerichten anzeigen können beziehungsweise zur Meldung erbkranker Patienten oder Klienten verpflichtet werden.²⁵ Damit setzt unmittelbar nach Inkrafttreten des Gesetzes eine Flut von

22 Vgl. Roth/Aly, Die Diskussion über die Legalisierung (1984), S. 79-101. Zur Kritik an dem dort verwendeten Begriff »Endlösung der sozialen Frage« merkt Gisela Bock überzeugend an, daß sich mit ihm nicht eine Reduktion der nationalsozialistischen Rassenpolitik auf die »Klassenfrage« vollziehen sollte. Vgl. Bock, Krankenmord, Judenmord und Rassenpolitik (1991), S. 285-306.

23 Auch wenn in der Sterilisationspolitik von regionalen Unterschieden auszugehen ist, zeigt sich in diesem Größenverhältnis eine Tendenz, die auch reichsweit zutrifft. Vgl. Brücks, Zwangssterilisation (1988), S. 103-108.

24 Gütt, Gesetz (1936), S. 120 u. 125.

25 Vgl. »Gesetz zur Vereinheitlichung des Gesundheitswesens« vom 3. Juli 1934, in: RGBl.1934 I, S. 531f.

Anzeigen ein, von denen ein großer Teil aus Heil- und Pflegeanstalten sowie aus Jugendfürsorgeeinrichtungen stammt.²⁶

Aufgrund dieser Konstellation gerät auch Karl Himmel 1936 in die Fänge des Erbgesundheitsgerichts Verden, welches für das Erziehungsheim in Freistatt zuständig ist.²⁷ Nach der Anzeige des Anstaltsleiters wird das Sterilisationsverfahren gegen den Jugendlichen eröffnet, indem Karl Himmel dem Amtsarzt des Gesundheitsamtes in Diepholz zur Begutachtung vorgeführt wird. Der Intelligenzprüfungsbogen, anhand dessen die Untersuchung erfolgt, umfaßt etwa achtzig Standardfragen zu geographischem, historischem, politischem und mathematischem Wissen.²⁸ Daß Karl Himmel sich – wie er im Interview betont – weigert, politische Fragen zu beantworten,²⁹ wird dem Amtsarzt eine weitere Rechtfertigung gewesen sein, den 17-jährigen zu sterilisieren, zumal wenn dieser über einen sozialen Hintergrund verfügt, wie er den damals vorliegenden Akten des Jugendamtes und der Heimleitung entnommen werden konnte. Mit dem ärztlichen Gutachten geht auch der Antrag auf Sterilisation einher, über den das »Erbgesundheitsgericht«, das sich zu diesem Zweck im Erziehungsheim Freistatt einfindet,³⁰ positiv entscheidet.³¹ Unter Mitwirkung des Amts-

26 Nach einer Durchführungsverordnung vom 5.12.1933 galten auch Fürsorgeanstalten als Pflegeanstalten und wurden damit in die gesetzliche Verpflichtung, erbkrankte Insassen zu melden, einbezogen. Vgl. Artikel 3, Abs. 2 und 4 der Durchführungsverordnung vom 5.12.1933, RGBl. 1933 I, S. 1021.

27 Die Akte des zuständigen Erbgesundheitsgerichts (XIII 420/36) über die Zwangssterilisation von Karl Himmel ist nicht erhalten geblieben, da sämtliche Unterlagen des Gesundheitsamtes seines Geburtsortes, wohin die Akte abzugeben war, in den fünfziger und sechziger Jahren vernichtet wurden. Vgl. schriftliche Auskunft des Stadtarchivs in A. vom 3.4.1995 an die Verfasserin. Im Staatsarchiv Stade befindet sich allerdings von Teilen der Akte eine Abschrift. Vgl. Staatsarchiv Stade (StaSt), Rep. 172 E Verden Nr. 1017. Gleichzeitig findet sich in den Prozeßunterlagen des Marinekriegsgerichts, von dem Herr Himmel später verurteilt wurde, eine Abschrift des Beschlusses, der vom Erbgesundheitsgericht Verden am 1.10.1936 gefällt wurde. Außerdem werden darin Auszüge des ärztlichen Gutachtens wiedergegeben. Vgl. BAZ, RM 123/W 2074. Diese Angaben können insofern als zuverlässig angesehen werden, da zum einen die Originalakte damals noch existierte und vorlag, zum anderen es auch in dem Verfahren vor dem Kriegsgericht um die Feststellung der geistigen Zurechnungsfähigkeit des Angeklagten ging.

28 Auszüge solcher Fragebögen in: Baumann, Arbeitsfähig oder unbrauchbar? (1994), S. 136ff.

29 Vgl. Interviewtranskript, S. 3.

30 Daß die nichtöffentliche Verhandlung des Erbgesundheitsgerichts in den Anstalten der Fürsorgeerziehung stattfand, war nicht unüblich. In Freistatt standen 1936 insgesamt 33 Verfahren gegen Fürsorgeinsassen zur Aburteilung, so daß aus rein praktischen Erwägungen heraus eine solche Handhabung als gerechtfertigt galt. Vgl. StaSt, Rep. 172 E Verden Nr. 2859. In der Regel dauerten die Verhandlungen nur wenige Minuten, stand doch das Urteil bereits im Vorfeld fest. Seit 1936 verbot eine weitere Durchführungsverordnung, vom Sterilisationskandidaten beauftragte Gegengutachter hinzuzuziehen, ebenso konnte ein Rechtsbeistand vom Gericht bis 1935 zurückgewiesen werden. Später ließen die Erbgesundheitsgerichte Rechtsanwälte, wenn sie denn von den Betroffenen bezahlt werden konnten, zu, diese durften aber die »wissenschaftlichen« Grundlagen des Gesetzes nicht in Zweifel ziehen. Vgl. Bock, Zwangssterilisation (1996), S. 198f.

31 Ob Herr Himmel beziehungsweise sein erziehungsberechtigter Stiefvater von der seit 1935 auf zwei Wochen begrenzten Beschwerdefrist gegen das Urteil Gebrauch gemacht haben, läßt sich weder den Akten noch dem Interview entnehmen. Die Akten sprechen nur von einer Anhörung des Stiefvaters. Vgl. StaSt, Rep. 172 E Verden Nr. 1017. In den Prozessen hatten Väter, nicht aber Mütter der Sterilisierten das Recht, Widerspruch gegen den Sterilisationsbeschluß einzulegen. Das Urteil mußte dann von einem Erbgesundheitsobergericht bestätigt werden. War der Einspruch endgültig abgelehnt, gab es nur noch einen legalen Weg, sich der Zwangssterilisation zu entziehen, indem sich der Betroffene auf eigene Kosten in eine geschlossene Anstalt begab. Vgl. Durchführungsverordnung vom 5.12.1933, in: RGBl. 1933 I, S. 1021; vgl. auch: Bock, Zwangssterilisation (1986), S. 207f.

gerichtsrates Dr. Görge als Vorsitzendem und der Ärzte Dr. Zimmermann und Dr. Gärtner aus Verden beschließt das »Erbgesundheitsgericht« aufgrund der amtsärztlichen Diagnose, die auf »angeborenen Schwachsinn« lautet: »Wenn die Ausfälle auf intellektuellem Gebiet auch nicht so sehr erheblich sind, so ist doch ein Schwachsinn vorwiegend auf moralischem Gebiet als vorliegend anzusehen. Da auch äußere Ursachen für die Entstehung desselben fehlen, ist derselbe angeboren. Die Unfruchtbarmachung des Karl Himmel war daher zu beschließen.«³²

Damit stimmt das Gericht dem Gutachten des Amtsarztes uneingeschränkt zu. Dessen Argumentation ist in Inhalt und Form für die damalige Diagnostik kennzeichnend. Neben den Testergebnissen, bei denen Karl Himmel Ausfälle gezeigt haben soll, da er u.a. keine Sprichwörter erklären könne, stützt sich das ärztliche Urteil überwiegend auf die »Lebensbewährung«, derer sich der Jugendliche als unfähig erweise. Er sei nicht nur in der Schule sitzengeblieben, sondern habe auch das elterliche Haus »ohne erkennbaren Grund« immer wieder verlassen, da er unter »unbezwingbarem Wandertrieb« leide. Infolgedessen sei er auch zu regelmäßiger Arbeit nicht imstande und müsse allgemein als »infantiler Psychopath« gelten. Darüber hinaus soll sich Karl Himmel an einem »blöden Insassen« eines städtischen Hospitals unsittlich vergangen haben.³³ Die Anmerkung, auch die Mutter sei »leicht aufgeregt und geistig etwas beschränkt«, dient als einziger Beweis dafür, daß in diesem Fall von einem »angeborenen Schwachsinn« auszugehen sei.³⁴

Die ärztliche Diagnose führt damit zahlreiche Punkte auf, die nach dem Willen der Gesetzgeber eine Zwangssterilisation rechtfertigen. Aus schwachen Schulleistungen, angenommener Asozialität, sexueller Auffälligkeit sowie unzuverlässiger Arbeitshaltung aufgrund eines angeblichen »Wandertriebes« wird die Diagnose »Schwachsinn« konstruiert, dessen Erblichkeit mit dem willkürlichen Hinweis auf die Mutter und mit der gescheiterten »Lebensbewährung« des Jugendlichen begründet wird. Dieses entspricht in all seinen Facetten dem üblichen Verfahren, in dem sich die angeblich medizinischen Kriterien als überwiegend sozialnormativ definiert erweisen.

Karl Himmel ahnt zunächst nicht, welchem Ziel die Begutachtung durch den Amtsarzt in Diepholz dient. Im Januar 1937 wird er dann nach Bethel überführt, wo die Zwangssterilisation durchgeführt wird.³⁵

32 Abschrift des Beschlusses des Erbgesundheitsgerichts Verden (XIII 420/36) vom 1.10.1936, in: StaSt, Rep. 172 E Verden Nr. 1017.

33 Dieser Vorwurf gegen Karl Himmel ist 1939 auch Gegenstand eines Verfahrens (Ds 45/39) wegen »widernatürlicher Unzucht« vor dem Amtsgericht Itzehoe. Ob es sich dabei um den gleichen Handlungszusammenhang handelt, wie er im Sterilisationsverfahren benannt wird, konnte nicht endgültig geklärt werden, da die betreffenden Strafakten anscheinend nicht erhalten geblieben sind. Das Amtsgericht Itzehoe teilte der Verfasserin am 24.3.1995 mit, daß keinerlei Strafakten aus der Zeit vor 1948 aufbewahrt wurden, Recherchen bei zuständigen Archiven blieben ebenfalls ergebnislos. Allein den Entschädigungsakten konnte entnommen werden, daß das Verfahren vor dem Amtsgericht Itzehoe zu einer Verurteilung führte, die eine sechsmonatige Haftstrafe nach sich zog. Diese soll am 6.4.1940 verübt worden sein. Herr Himmel macht im Interview zu diesen Vorgängen keinerlei Angaben. Vgl. Strafregisterauszug vom 7.9.1965 des Landgerichts Hagen, in: WBD, Entschädigungsakte Himmel, 716 ZK 165674 AR.

34 Vgl. StaSt, Rep. 172 E Verden Nr. 1017.

35 Laut Urteil des Kriegsgerichts vom 24.6.1941 ist Karl Himmel am 22. Januar 1937 zwangssterilisiert worden. Vgl. BAZ, RM 123/W 2074, Bl. 44-45.

»Das Gutachten wurde dann gefälscht, jedenfalls, und ich wurde dahin, nach Bethel. Ich habe gedacht, jetzt muß ich nicht und dann mußte ich doch. Und nachher haben die gesagt, die haben mir erzählt. Das Haus Nebo, heißt das, Nebo. Die haben erzählt dann, was mit mir geschehen sollte. Die wußten das schon. Da bin ich ausgerückt. Und dann hat man mich in Dortmund aufgegriffen und dann zurück überführt. Aber zwangsweise bin ich da sterilisiert worden.«³⁶

Als Karl Himmel im Januar 1937 in die Bodelschwingschen Anstalten nach Bethel überführt wird, versucht er sich gegen diesen Eingriff zu wehren, indem er wegläuft. Damit begegnet er auch dieser Konfliktsituation mit einem Verhaltensmuster, durch das er sich bereits den Streitigkeiten im Elternhaus zu entziehen versucht hatte. Seine Flucht aus der Anstalt Bethel endet allerdings bereits wenige Tage später damit, daß er in Dortmund von der Polizei aufgegriffen und zwangsweise nach Bethel zurücktransportiert wird. In Bethel existiert zu dieser Zeit eine einrichtungsinterne Klinik, die Haus Nebo genannt wird.³⁷ Dort wird Karl Himmel am 22. Januar 1937 durch Vasektomie sterilisiert.

Es ist zunächst schwierig nachzuvollziehen, warum Herr Himmel heute der Meinung ist, das Gutachten des beantragenden Amtsarztes aus Diepholz sei gefälscht worden. Ausschlaggebend für diese Deutung ist, daß der Zeitzeuge annimmt, er habe den »Test«, dem er damals unterzogen wurde, bestanden, allein die politischen Fragen habe er nicht beantwortet. Daher kann er sich die Durchführung der Zwangssterilisation heute nur so erklären, daß der zuständige Arzt das Gutachten gefälscht haben muß und daß man ihn aus politischen Gründen unfruchtbar gemacht hat. Dabei geht Karl Himmel davon aus, daß der Intelligenztest für die Urteilsfindung von entscheidender Bedeutung ist. Indem er an ein gefälschtes Gutachten glaubt, spricht er dem diagnostischen Verfahren eine Kompetenz zu, die der realen Entscheidungssituation nicht anhaftet. Ausschlaggebend für den Richterspruch des »Erbgesundheitsgerichts« – so läßt sich den Akten entnehmen – sind letztlich nicht die Ergebnisse des Testverfahrens, sondern der in den Jugendamts- und Heimakten festgehaltene Befund über die sozialen Anpassungsverweigerungen des Jugendlichen.

Trotzdem ist die Deutung von Karl Himmel, wenn er von einer Fälschung des ärztlichen Gutachtens spricht, lebensgeschichtlich nachvollziehbar. Seine Bedeutungskonstruktion läßt sich vor dem Hintergrund eines langjährigen Bemühens um Entschädigung für die an ihm durchgeführte Unfruchtbarmachung nachzeichnen.

Mit dem Antrag auf Entschädigung vom 3.9.1965 beginnt für Herrn Himmel ein erfolgloser Kampf um die Anerkennung als Verfolgter des NS-Regimes. Unter anderem geht es in dem Entschädigungsvorgang zum einen um die Frage, ob der Antragsteller gemäß § 1 BEG als politisch Verfolgter anzusehen ist. Zum anderen wird

36 Interviewtranskript, S. 3. Die Transkription weicht in diesem Zitat geringfügig von der Tonbandaufzeichnung ab. Es wird hier daher eine am Originalband überarbeitete Transkriptionsfassung zitiert.

37 Zwischen 1934 und 1945 werden in den Anstalten in Bethel 3649 Insassen angezeigt, von denen 1039 Menschen bis Kriegsende sterilisiert werden. Vgl. Böning, Die Durchführung der Sterilisation (1953).

sein Antrag auf Entschädigung für die durchgeführte Zwangssterilisation von den Gerichten nur als berechtigt angesehen, wenn der Antragsteller glaubhaft machen kann, daß das Verfahren vor dem »Erbgesundheitsgericht« in Verden nach damals geltendem Gesetz nicht ordnungsgemäß durchgeführt wurde. Da aber zu dieser Zeit bereits die Originalakten nicht mehr verfügbar sind und das Verfahren vermutlich den damaligen Vorschriften tatsächlich entsprach, kann Karl Himmel diesen Beweis nicht antreten. Seine Argumentation, er sei zwangssterilisiert worden, da er auf politische Fragen nicht geantwortet habe und das Gutachten daraufhin gefälscht worden sei, erkennen die zuständigen Gerichte nicht an. Hintergrund dieser Rechtsprechung ist die Tatsache, daß das »Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses« von 1933 nicht als nationalsozialistisches Unrecht angesehen wird, sondern nur bei seiner rechtswidrigen Anwendung den Betroffenen ein Entschädigungsanspruch zusteht. Daher heißt es im Urteil des Oberlandesgerichts Düsseldorf vom 2.5.1973: »Somit liegen die Maßnahmen, die gegen den Antragsteller ergriffen wurden, allein in der Person des Antragstellers. Auf Grund der Sachlage hat die Sterilisation nicht aus politischen Gründen stattgefunden. [...] Ein Härteausgleich könnte nur erfolgen, wenn es kein ordnungsgemäßes Verfahren vor dem Erbgesundheitsgericht gegeben hätte.«³⁸

Nach solchen Erfahrungen von Karl Himmel läßt sich die Bedeutungskonstruktion, wie er sie im Interview offenlegt, nachvollziehen. Nach jahrzehntelangen Rechtsstreitigkeiten um seinen Entschädigungsanspruch hat sich eine Erzählperspektive verfestigt, die sich in ihren Grundaussagen auf die ihm auferlegte Beweislast konzentriert. Die zahlreichen Erklärungsforderungen von seiten der Gerichte haben die Erinnerung an das Geschehen und dessen Deutung nachhaltig beeinflusst. Dabei spielt es eine entscheidende Rolle, daß bis heute die Verfahren vor den »Erbgesundheitsgerichten« als rechtskräftig gelten und in ihren Urteilen kein direkter Widerspruch zu rechtsstaatlichen Grundsätzen gesehen wird. Karl Himmel drückt mit seiner Annahme, das ärztliche Gutachten sei damals gefälscht worden, letztlich auch aus, daß es sich für ihn um einen rechtswidrigen und zudem zutiefst unmenschlichen Beschluß handelt. Im Interview bezeichnet er die an seiner Zwangssterilisation beteiligten Ärzte daher auch als »Drecksäcke«.

»Deswegen habe ich in meinen Lebenslauf geschrieben, da haben sich so viele Ärzte aufgeregt. Ich habe geschrieben: ein Arzt oder eine Ärztin, hab' ich immer geschrieben, die am menschlichen Körper studieren, sind Tierärzte.«³⁹

Indem Karl Himmel diejenigen, die für die an ihm durchgeführte Unfruchtbarmachung verantwortlich sind, als »Tierärzte« bezeichnet, symbolisiert er einfach, aber ausdrucksstark das Ausmaß an Entwürdigung, das dieser gesetzlich erzwungene Eingriff für ihn bis heute bedeutet. In der Metapher spiegelt sich sein Gefühl, von diesen Ärzten wie ein Tier behandelt worden zu sein. Somit wird in der Metaphorik das zentrale Moment der »Minderwertigkeit«, die durch das Urteil bis heute

38 Urteil des OLG Düsseldorf vom 2.5.1973, in: WBD, Entschädigungsakte Himmel, 716 ZK 165674 AR.

39 Interviewtranskript, S. 3.

rechtskräftig festgestellt bleibt, in seiner Bedeutung als fundamentale Entmenschlichung transparent. Karl Himmel ist per Gerichtsbeschuß mit den Attributen »erbkrank« und »minderwertig« stigmatisiert. Die Verurteilung zur Kinderlosigkeit stellt einen Gewaltakt dar, den Karl Himmel mit Recht als eine Beschädigung seiner Menschenwürde erlebt.

Während Karl Himmel nach seiner Sterilisation zunächst in der Fürsorgeerziehung verbleibt, stirbt seine Mutter am 6. Mai 1938 im Alter von 41 Jahren an Magenkrebs. Im Interview erinnert er sich, daß es ihm von seiten der Heimleitung nicht erlaubt worden sei, an ihrer Beerdigung teilzunehmen.⁴⁰ Der Kontakt zu Stiefvater und Halbbruder bricht nach dem Tod der Mutter völlig ab. Einige Monate später, kurz vor seinem 19. Geburtstag im September 1938, wird Karl Himmel aus der Fürsorgeerziehung entlassen.

Die nächsten zwei Jahre lassen sich anhand des Interviewtextes nur bruchstückhaft rekonstruieren. Nachdem er zunächst als Metallschleifer in seiner Heimatstadt arbeitet, scheint er 1939 oder 1940 auch einige Wochen zur See gefahren zu sein.⁴¹ Gleichzeitig kann anderen Quellen entnommen werden, daß Karl Himmel 1938 und 1939 wegen Landstreicherei und Bettelns verhaftet wird. Im ersten Fall verurteilt ihn das Amtsgericht Münster zu einer zweiwöchigen Haftstrafe, das Verfahren wegen Bettelerei vor dem Amtsgericht Unna endet mit gleichlautendem Richterspruch, allerdings fällt diese Strafe unter die am 9.9.1939 erlassene Amnestie.⁴² Ende 1939 erfolgt dann vor dem Amtsgericht Itzehoe die Verurteilung wegen Verstoß gegen § 175 StGB, infolge derer eine Haftstrafe von sechs Monaten ausgesprochen wird. Vermutlich unter Anrechnung einer Untersuchungshaft gilt die Strafe am 6.4.1940 als verbüßt.⁴³

Karl Himmel erwähnt diese Verurteilungen im Interview nicht. Erst durch die Recherche anderer Quellen wird ersichtlich, daß er die Zuschreibungen verinnerlicht, mit denen er von seiten der öffentlichen Institutionen wie Jugendamt und Heimleitung belegt wird. Seine Auffälligkeiten ergeben sich dabei zum einen aus seiner Orientierungslosigkeit nach der Entlassung aus den Heimen und seiner grundsätzlichen Unruhe, die ihn zu häufigem Ortswechsel veranlaßt, zum anderen möglicherweise als direkte Folge seiner Zwangssterilisation. Es ist davon auszugehen, daß dieser gewaltsame Eingriff in die Intimsphäre des Jugendlichen weitreichende psychische Folgen nach sich zieht. Die sich in der Pubertät vollziehende sexuelle Entwicklung erfährt damit eine massive Erschütterung, die für die Betroffenen mit Kastrationsängsten und traumatischen Beschädigungen ihres Sexuallebens

40 Vgl. ebd., S. 2

41 Vgl. ebd., S. 5.

42 Vgl. Strafregisterauszug des Landgerichts Hagen vom 7.9.1965, in: WBD, Entschädigungsakte Himmel, 716 ZK 165674 AR. Die beiden Strafakten sind nach schriftlicher Auskunft der zuständigen Amtsgerichte vom 14.3.95 (Münster: AZ 3 Es 34/38) und 28.3.95 (Unna: AZ Cs 46/39) nicht aufbewahrt worden.

43 Vgl. ebd. Die entsprechenden Strafprozeßakten sind nach Auskunft des Amtsgerichts Itzehoe und zuständiger Archive nicht erhalten geblieben. Vgl. schriftliche Mitteilung des Amtsgerichts Itzehoe vom 24.3.1995 an die Verfasserin.

verbunden bleibt. Allerdings ist aus den Quellen nicht zu ersehen, welchen Hintergrund die erfolgte Verurteilung wegen Verstoßes gegen § 175 StGB tatsächlich hat.

Im Interview geht Karl Himmel auf diesen Teil seiner Biographie – wie gesagt – nicht ein, sondern er berichtet ausführlicher darüber, daß er 1940 in einem Munitionsbetrieb seiner Heimatstadt dienstverpflichtet wird.

»Und im Jahre 1940 wurde ich erneut festgenommen, wegen Vergehen gegen das Heimtückegesetz. Ich war in einem Betrieb, Munitionsbetrieb war ich beschäftigt da. Ich hab' gesagt: ›Hitler verliert sowieso den Krieg‹, und da wurde ich eingesperrt. [...]« – Int.: »Da sind Sie im Betrieb verhaftet worden? Oder Zuhause?« – »Nein. Die Gestapo hat mich im Betrieb festgenommen. Ich weiß ja wie der heißt, der lebt heute nicht mehr. Der Gestapo, Koßmann, Koßmann hieß er, mit ›K O ß‹, Koßmann hieß der Mann, der hat mich abgeholt direkt. Und das war die Firma Horn in A. August Horn hieß die Firma.« – Int.: »Diese Munitionsfabrik?« – »Ja, ja. August Horn in A.« – Int.: »Was haben Sie da genau gemacht? Was haben Sie da gearbeitet?« – »Da mußte ich so, so – ich habe die Maschinenpresse falsch... , habe ich auch nicht richtig. Ich mußte diese Hülsen, diese Sprenghülsen mußte ich da in die Maschinenpresse reindrücken und da hab' ich das falsch gemacht. Die haben auch geschrieben, ich hätte die Maschinenpresse absichtlich falsch bearbeitet.« – Int.: »Also die dachten, Sie hätten Sabotage verübt?« – »Ja, ja, sowieso. Jedenfalls die Gestapo hat mich da festgenommen und, wie gesagt, da bin ich dann... . Das Verfahren wurde dann eingestellt.«⁴⁴

Am 20. Dezember 1934 erläßt die Regierung das »Gesetz gegen heimtückische Angriffe auf Staat und Partei und zum Schutz der Parteiuniformen«, mit dem u.a. öffentliche, kritische Äußerungen gegenüber der Regierung oder der NSDAP und ihren Organisationen unter Freiheitsstrafe gestellt werden. Im Gesetzestext heißt es: »Wer öffentlich gehässige, hetzerische oder von niedriger Gesinnung zeugende Äußerungen über leitende Persönlichkeiten des Staates oder der NSDAP, über ihre Anordnungen oder die von ihnen geschaffenen Einrichtungen macht, die geeignet sind, das Vertrauen des Volkes zur politischen Führung zu untergraben, wird mit Gefängnis bestraft. Den öffentlichen Äußerungen stehen nichtöffentliche böswillige Äußerungen gleich, wenn der Täter damit rechnet oder damit rechnen muß, daß die Äußerung in die Öffentlichkeit dringen werde.«⁴⁵

Mit seiner Aussage, daß Hitler sowieso den Krieg verliere, erfüllt Karl Himmel den Tatbestand der »Heimtücke«, wie ihn das Gesetz definiert. Darüber hinaus wird sein wohl eher durch Ungeschicklichkeit hervorgerufenes Fehlverhalten in einer örtlichen Munitionsfabrik als sabotageverdächtig aufgefaßt, so daß es im Betrieb zur Festnahme von Karl Himmel kommt. Der Besitzer der Firma – so Herr Himmel im Interview – habe ihn bei der Gestapo denunziert, und er sei dann zunächst in Untersuchungshaft gekommen.⁴⁶ Vergehen gegen das »Heimtückegesetz«, so lautet nun

44 Interviewtranskript, S. 3f.

45 § 2 des »Gesetzes gegen heimtückische Angriffe auf Staat und Partei und zum Schutz der Parteiuniformen« vom 20.12.1934, in: RGBl. 1934 I, S. 1269.

46 Vgl. Interviewtranskript, S. 14.

die Anklage gegen Karl Himmel, werden vor Sondergerichten, in diesem Fall in Dortmund, abgeurteilt.⁴⁷ Da die Akten dieses Verfahrens nicht erhalten sind, kann hier nur auf Angaben zurückgegriffen werden, die in anderen Zusammenhängen aktenkundig wurden. Danach erfolgt im Rahmen des »Heimtückeverfahrens« eine ärztliche Begutachtung, die eine verminderte Zurechnungsfähigkeit des Angeklagten nach § 51 RStGB feststellt. Karl Himmel wird nach mehrmonatiger Untersuchungshaft entlassen, und das Verfahren gegen ihn wird eingestellt.

Am 1.1.1941 muß Karl Himmel seinen Wehrdienst antreten und wird als Marinesoldat zur 4./11. Schiffsstammabteilung nach Stralsund zur Ausbildung abkommandiert. Im Interview sind die nächsten zwei Jahre, in denen Karl Himmel versucht, sich der Wehrpflicht zu entziehen, kaum nachvollziehbar. Die Beschreibungen des Interviewten erscheinen streckenweise völlig ungeordnet und widersprüchlich, so daß es in der Interviewsituation nur schwer möglich ist, die kommenden Ereignisse in ihrem Zusammenhang zu erfassen.

»Und in Stralsund hab' ich ja, bin ich ja auch an Befehlsverweigerung dabei. Ein paar Tage war ich da. Da wurde ich eingesperrt. Also kriegte ich Arrest.« – Int.: »Wissen Sie noch, was das für ein Befehl war, den Sie verweigerten?« – »Das war, ich sollte, die Befehlsverweigerung war, ich sollte laufen und sollte mit dem Gewehr... . Wir wurden ausgebildet nach, ehm, also nach... . Das war ein Offizier von der Infanterie zur Ausbildung. Also nicht nach seemännischer Ausbildung, sondern infanteristische Ausbildung. In Stralsund. Und er hat gesagt, ich soll aufstehen und das Gewehr reinigen. Hab' ich nicht gemacht. Hab' ich verweigert. Und dann, ich soll mit dem Arm so herum. Hab' ich auch nicht gemacht. Hab' ich ihm verweigert. Und da hat er gesagt: ›Sie werden jetzt...‹ Da hat er mich angeschrien, und da habe ich ihm was gesagt. Ich hab' gesagt: ›Kannst mich am Mors kloppen.‹ Nicht wahr, oder so ähnlich. Also, und da hat er mich eingesperrt. Hab' ich Arrest gekriegt. Befehlsverweigerung. Und dann hatte ich ja nochmal, hab' ich Urlaubsüberschreitung gemacht wieder. Das heißt ich bin nicht zurück, bin ein paar Tage nicht zurückgekommen.« – Int.: »Nach dem Urlaub?« – »Nee, ich hatte Urlaub und bin später gekommen. Zurückgekommen wieder. Ich mußte ja nach 24 Stunden wieder zurück sein. Und dann ein paar Tage und dann wurde ich wieder bestraft. Jetzt kam ich nach Anklam ins Wehrmachtsgefängnis, Anklam. Und in Anklam hatte ich die Strafe und kam wieder zurück nach, ehm, sollte ich zurück nach Dingens hier, nach 3/1. SSA,⁴⁸ nach Friedrichsort, Kiel-Friedrichsort. Kennen Sie das?« – Int.: »Ja.« – »Kasematten-Kaserne. Scheerkaserne ist da. In Friedrichsort. Kasematten. Deutsche (?) in Friedrichsort. Und da bin ich, da sollte ich hin. Wurde ich abkommandiert. Von Stralsund. Von Anklam, wollte ich sagen. Und dann habe ich die Fahrt unterbrochen. Erstmal bin ich in Berlin, in Berlin hab' ich einfach ein paar Tage.« – Int.: »Raus?« – »Bin aus dem Zug. Ich hab' mir da so

47 Nachforschungen bei der Staatsanwaltschaft Dortmund sowie beim Staatsarchiv Münster, wo die lückenhaft überlieferten Akten des Sondergerichts Dortmund verwahrt werden, blieben erfolglos. Auch das Stadtarchiv in A. verfügt über keinerlei Unterlagen zu diesem Verfahren. Allein in der bereits genannten Akte des Bundesarchivs finden sich einige Hinweise. Vgl. BAZ, RM 123/W 2074.

48 SSA = Schiffsstammabteilung.

einen Zettel geben lassen: ›Zug verpaßt.‹ Vom Bahnhofsoffizier in Berlin. Und dann bin ich weitergefahren. Und in Hamburg habe ich mir Zivil besorgt. Und bin in Hamburg auf St. Pauli, ich wollte ja nicht wieder zurück. Ich habe gesagt, ich hatte nie Interesse, Soldat zu sein. Deswegen habe ich Urlaub. Da fährt man, unerlaubtes Entfernen von der Truppe und dann immer wieder. Sie können nicht den Nazi-Staat... . So wie wir das gemacht haben. (?) Daran habe ich kein Interesse. « – Int.: »Um für den zu kämpfen?« – »Und dann, nach ein paar Wochen ungefähr, hat man mich dann aufgegriffen. Kontrolliert. Gestapo.« Int.: »Hier in Hamburg?« – »Ja. Dann wurde ich zur Graf-Goltz-Kaserne nach Rahlstedt gebracht. Graf-Goltz-Kaserne.« – Int.: »Hier in Rahlstedt.« – »In Rahlstedt. Von Rahlstedt aus wurde ich dann von 2 x 2 Feldjägern, die nennen sich ja Feldjäger, was ja Unteroffiziere sind, abgeholt. Und dann wurde ich erst nach Kiel überführt. Und in Kiel bin ich dann erst, wurde mir erstmal beim Arzt Rückenpunktion. Kriegte eine Rückenmarkpunktion.⁴⁹ Der Arzt, der Stabsarzt in Kiel in einem Lazarett, (ich) wurde überführt und dann kriegte ich Rückenmarkpunktion. Weil er wollte feststellen, ob... ob ich unerlaubt (?), ob ich das Einsehen hatte oder nicht, in das Unerlaubte. Und jedenfalls, es kam dann jedenfalls zum Termin. Und dann haben die gesagt zu mir: ›Wollen Sie Frontbewährung?‹, habe ich denen gesagt: ›Ich arbeite, aber ich kämpfe niemals fürs System‹, habe ich denen gesagt. ›Ich bin einem Verbrechen zum Opfer gefallen.‹, hab' ich gesagt. ›Ich bin daran interessiert, ich habe bewußt...‹. Ich habe gesagt: ›Bewußt bin ich von der Truppe ferngeblieben. Weil ich einem Verbrechen zum Opfer gefallen bin, 1937‹, habe ich gesagt. (?) Und dann hat er zu mir gesagt: ›Sie können doch Frontbewährung. Sie können an die Front gehen.‹ – »Nee«, sag' ich, ›ich kämpfe nicht für das System. Ich verteidige mein Vaterland nicht‹, hab' ich gesagt. ›Ich bin anderer Gesinnung, hab' ich gesagt. Und dann jedenfalls, habe ich dann... Da wurde ich immer untersucht. Prof. Dr. Creutzfeldt aus Kiel. Er hat mir dann 51.2 als Schutzparagraph, sonst werde ich erschossen. Ich wäre erschossen worden.«⁵⁰

Karl Himmel macht zunächst deutlich, daß sich seine Verweigerung gegenüber der staatlichen Gehorsamsforderung im Spannungsfeld seiner persönlichen Erfahrungen mit einem Staat entwickelt, der ihn gerichtlich als »erbkrank« und »minderwertig« stigmatisiert und gewaltsam seine Unfruchtbarmachung herbeigeführt hatte. Das diffuse Gefühl, für diesen Staat nicht kämpfen zu wollen, steht damit in unmittelbarem Zusammenhang mit den Verletzungen, die gerade dieses »System« ihm zufügte und beruht weniger auf einer fest umrissenen ideologischen Opposition, auch wenn Karl Himmel von einem bewußten Entschluß zur Desertion spricht. Obwohl seine Motive im Interview konturiert sind, bleiben die konkreten Ereignisse undeutlich. Zur weiteren Rekonstruktion erweist es sich daher als not-

49 Die Rückenmarkpunktion gehörte in der damaligen neurologischen Praxis zu den gängigen Untersuchungsmethoden. Sie diente der Untersuchung von Rückenmarksflüssigkeit, dessen Analyse über entzündliche Erkrankungen des Gehirns Aufschluß geben kann.

50 Interviewtranskript, S. 5ff. Die Transkription weicht in diesem Abschnitt geringfügig von der Tonbandaufzeichnung ab. Es wird hier daher eine am Originalband überarbeitete Transkriptionsfassung zitiert.

wendig, andere vorliegende Quellen hinzuziehen, wobei sich dann zeigen wird, daß die Erzählung zwar stellenweise verwirrend und ausschnittshaft ist, aber in weiten Teilen mit den Dokumenten übereinstimmt.

Aus der vorliegenden Kriegsgerichtsakte wird ersichtlich, daß Karl Himmel, der zunächst sechs Wochen in Stralsund und dann in Kiel kaserniert ist, in den ersten drei Monaten seiner Soldatenzeit insgesamt fünf Mal wegen Befehlsverweigerung und Urlaubsüberschreitung mit bis zu vierzehn Tagen Arrest und Ausgangsbeschränkungen bestraft wird, die er dann wiederum nicht einhält. Im Führungszeugnis des Sperrkommandanten Kiel vom 3.4.1941 heißt es entsprechend, Karl Himmel sei ein schlechter Soldat, der von seinen Vorgesetzten immer beobachtet werden müsse. Er gebe sich keine Mühe und sei ohne Interesse beim Dienst. Darüber hinaus habe er eine schlechte Körperhaltung, sei »schlapp« und »träge«. Seine »Zeugwirtschaft« sei sehr schlecht, und er sei am Körper schmutzig. Außerdem lüge er, versuche seine Vorgesetzten zu täuschen und sei bei seinen Kameraden unbeliebt. Seine Diensttätigkeit müsse daher mit mangelhaft bewertet werden.⁵¹

Mit dieser Charakterisierung entspricht Karl Himmel den herrschenden Vorstellungen eines deutschen Soldaten in keiner Form. Die deutschen Traditionen militärischer Tugenden fordern vielmehr einen gehorsamen und pflichtbewußten jungen Mann, der sich an Ordnung, Sauberkeit und Pünktlichkeit gebunden fühlt. Die Akzeptanz und die individuelle Unterordnung gegenüber dem herrschenden System militärischer Disziplinierung gelten gleichzeitig als Hinweis darauf, inwiefern der einzelne Wehrpflichtige bereit ist, sich als »politischer Soldat« in die Reihen der kämpfenden Truppen einzuordnen. Insofern stellt die Verweigerung von Karl Himmel in den Augen seiner Vorgesetzten nicht nur einen ohnehin schon schwerwiegenden Ungehorsam dar, sondern sie drückt auch eine Widerständigkeit gegenüber einer bedingungslos geforderten Konformität aus. Disziplinwidrige Verhaltensweisen gelten als gemeinschaftsschädliche Verfehlungen, die in dem starren System von Befehl und Gehorsam nicht geduldet werden, sondern strenge Bestrafungen nach sich ziehen.⁵²

Nach mehrmaligen disziplinarischen Maßnahmen gegen Karl Himmel scheint dieser immer noch nicht bereit zu sein, sich dem militärischen Normensystem zu unterwerfen. Anfang April 1941, also gerade drei Monate nach seiner Einberufung, entfernt er sich unerlaubt von der Truppe und wird daraufhin vor dem Feldgericht des Küstenbefehlshabers Westliche Ostsee angeklagt.⁵³ Im Urteil vom 24.6.1941

51 Vgl. Auszug aus der Stammrolle der Schiffsstammdivision der Ostsee sowie Führungszeugnis des Sperrkommandanten Kiel vom 3.4.1941, in: BAZ, RM 123/W 2074.

52 Auf die Inhalte der militärischen Disziplinierung, für die nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten das Bild des »politischen Soldaten« verbindlich wurde, kann hier im einzelnen nicht eingegangen werden. Entscheidend bleibt die ideologische Verbindung zwischen soldatischem Gehorsam und politischer Zuverlässigkeit, mit der sich die Wehrmacht in den Dienst einer homogenen »Volks- und Wehrgemeinschaft« bedingungslos einfügte. Konsequenz dieser nationalsozialistisch ausgerichteten Politisierung war die gnadenlose Bekämpfung der als »innere Feinde« ausgemachten »Gemeinschaftsschädlinge«, deren Verweigerung als verbrecherische Angriffe auf die Gemeinschaft interpretiert wurde. Vgl. Messerschmidt, »Zur Aufrechterhaltung der Manneszucht« (1995), S. 19-36.

53 Mit der siebten Durchführungsverordnung über das militärische Strafverfahren im Kriege und bei besonderem Einsatz vom 18.5.1940 werden den Feldgerichten alle Anklagen wegen Wehrdienstentziehung sowie sogenannte Zersetzungsfälle überantwortet. Vgl. RGBI. 1940 I, S. 787.

heißt es zum »Tathergang«: »Der Angeklagte hatte vom 1. bis 15.4.1941 eine Disziplinarstrafe von 14 Tagen Ausgangsbeschränkung bis 19.00 Uhr zu verbüßen. Am 2.4.41 ging er kurz nach 17.00 Uhr an Land und meldete sich kurz nach 18.00 Uhr vorschriftsmäßig zurück. Nach 19.00 Uhr verließ er heimlich die Unterkunft und fuhr mit dem Omnibus nach Kiel. Hier trieb er sich während der Nacht und des folgenden Tages herum. Am Abend des 3.4.41 etwa um 23.00 Uhr wurde er von einem Soldaten seiner Truppe im Hauptbahnhof Kiel gesehen und auf dessen Veranlassung durch die Bahnhofswache festgenommen. Er wurde zur Truppe zurückgebracht, wo er am 4.4.41 um 1.15 Uhr eintraf.«⁵⁴ Das Gericht stellt weiterhin fest, daß die Beschreibung dieses Sachverhalts aufgrund der vorliegenden Berichte und des Geständnisses des Angeklagten als gesichert gelten könne.

Der Angeklagte erklärt in seiner Vernehmung, er sei in Kiel mit seiner Freundin⁵⁵ und einigen anderen Personen zusammen gewesen, habe verschiedene Lokale besucht und Spaziergänge gemacht. Aus seiner Darstellung entsteht nicht der Eindruck, daß er sich zielgerichtet im Sinne einer Desertion von seinem Stützpunkt entfernt hat, vielmehr scheint er den Vorschlägen anderer, gemeinsam etwas zu unternehmen, gefolgt zu sein.

Das Verhalten von Karl Himmel wird nach § 64 Militärstrafgesetzbuch (MStGB) als »unerlaubte Entfernung im Felde« ausgelegt und mit vier Monaten Gefängnis geahndet. Das Gericht läßt bereits vor dieser ersten Verurteilung die Zurechnungsfähigkeit des Angeklagten durch einen psychiatrischen Sachverständigen prüfen. Es handelt sich um den Marine-Oberassistentenarzt Dr. Elste, der Karl Himmel zwischen dem 27.5. und dem 6.6.1941 im Marinelazarett Kiel-Wik untersucht. Der Nervenarzt beurteilt den Angeklagten aufgrund verschiedener Tests sowie nach Aktenlage als »einwandfrei schwachsinnig« und damit als »erheblich vermindert« zurechnungsfähig im Sinne des § 51 Abs. 2 RStGB.⁵⁶ Früher oder später – so das Gutachten – müßten Sicherheitsmaßnahmen gegen ihn veranlaßt werden, aber die nun zu beurteilende Tat reiche für eine Einweisung noch nicht aus.⁵⁷ Obwohl sich das Gericht dieser Meinung anschließt, betont es in seinem Urteil, daß sowohl die gerichtlichen als auch die disziplinarischen Vorstrafen von Karl Himmel strafverschärfend berücksichtigt werden müßten. Außerdem sei die kurze Dauer des Fernbleibens

54 Feldurteil des Gerichts des Küstenbefehlshabers Westliche Ostsee vom 24.6.1941, in: BAZ, RM 123/W 2074, Bl. 44.

55 Diese Person läßt sich nicht identifizieren. Herr Himmel erwähnt sie im Interview nicht.

56 Dem untersuchenden Arzt scheinen dabei sämtliche Akten des Jugendamtes, der Heimleitung und des »Erbgesundheitsgerichts« sowie Prozeßunterlagen vorheriger Gerichtsverfahren vorgelegen zu haben. Das Untersuchungsergebnis orientiert sich eng an den bisherigen Begutachtungen und setzt deren Verurteilung und Stigmatisierung fort. Das in den Akten konstruierte Bild eines »schwachsinnigen« und »minderwertigen« jungen Mannes scheint allein schon aufgrund seiner Vorgeschichte berechtigt zu sein, gleichzeitig läßt sich in den Akten eine Eigendynamik nachzeichnen, durch die dieses einmal entworfene Konstrukt von Akte zu Akte weitertransportiert wird, ohne jemals wieder grundsätzlich in Zweifel gezogen zu werden. Vielmehr erscheint jeder Anlaß, der zu einer erneuten Begutachtung von Karl Himmel führt, nur immer wieder als Beweis des bereits diagnostizierten »angeborenen Schwachsinn« zu dienen.

57 Vgl. nervenärztliches Gutachten des Marinelazaretts Kiel-Wik von Dr. Elste am 12.6.1941, in: BAZ, RM 123/W 2074, Bl. 41.

nicht sein Verdienst gewesen, sondern beruhe auf seiner raschen Ergreifung. Da er aber geständig sei und sich das Verfahren allein aufgrund der ärztlichen Begutachtung verzögert habe, wird dem Angeklagten die Untersuchungshaft angerechnet, so daß Karl Himmel, nachdem das Urteil am 28.6.1941 rechtskräftig wird, nunmehr noch zwei Monate im Wehrmachtsgefängnis Anklam zu verbüßen hat.⁵⁸

Als er am 27. August 1941 aus dem Wehrmachtsgefängnis in Anklam entlassen wird, erhält er den Befehl, sich direkt zur 3./1. Schiffsstammabteilung nach Kiel-Friedrichsort zu begeben, um seinen Dienst beim Ersatztruppenteil wieder aufzunehmen. Karl Himmel unterbricht – wie er auch im Interview darlegt – seine Fahrt zunächst in Berlin, fährt dann nach Hamburg, wo er – so in seiner Vernehmung – von einem »Straßenmädchen« angesprochen und mit auf ihr Zimmer in der Nähe des Adolf-Hitler-Platzes genommen worden sei. Dort habe er aufgrund einer Magenerkrankung bis 9. September 1941 im Bett gelegen, bevor er dann in einem Lokal in der Nähe des Zeughausmarktes verhaftet worden sei, da er keinen gültigen Urlaubsschein gehabt habe.⁵⁹ Er habe während der gesamten Zeit nicht an Fahnenflucht gedacht, sondern nicht die Willenskraft aufgebracht, zur Einheit zurückzukehren.⁶⁰

Nach seiner Verhaftung wird Karl Himmel zunächst in die Arrestanstalt der Graf-Goltz-Kaserne nach Rahlstedt eingewiesen, später wiederum nach Kiel-Friedrichsort überführt. Vor dem Marinekriegsgericht des 2. Admirals der Ostseestation erhebt die Staatsanwaltschaft gegen ihn Anklage wegen Fahnenflucht. Die geltenden Bestimmungen des Militärstrafgesetzbuches (§ 69 MStGB) sowie die Kriegssonderstrafrechtsverordnung (KSSVO) vom 17.8.1938 und spätere Ergänzungen ermöglichen bei Fahnenflucht, den Angeklagten zum Tode zu verurteilen. Von etwa 50.000 Todesurteilen der Militärgerichte während des Zweiten Weltkrieges werden vermutlich mehr als 15.000 wegen Desertion ausgesprochen und vollstreckt.⁶¹ Die Militärjustiz stellt sich mit dieser Rechtsprechung uneingeschränkt in den Dienst nationalsozialistischer Kriegsführung, die als Gegenbild zum verklärten »Fonsoldaten« den »feigen Drückeberger« als »minderwertigen« Deserteur konstruiert. Getreu nach Hitlers Devise: »An der Front kann man sterben, als Deserteur muß man sterben«, üben die Militärgerichte in den Kriegsjahren eine Terrorjustiz aus. Vor diesem Hintergrund kommt die erneute Anklage von Karl Himmel wegen Fahnenflucht einem Todesurteil fast schon gleich. Doch das zuständige Feldgericht konstatiert, daß eine Fahnenfluchtabsicht dem Angeklagten nicht nachzuweisen sei. Es gelingt Karl Himmel während seiner Vernehmung glaubhaft zu machen, daß er keinen festen Entschluß gehabt habe, sich dem Wehrdienst auf Dauer zu entziehen. Im Urteil vom 17. Februar 1942 heißt es daher: »Da der Angeklagte bestreitet, sich in fahnenflüchtiger Ab-

58 Vgl. Feldurteil vom 24.6.41, in: BAZ, RM 123/W 2074, Bl. 45.

59 Der Aufenthalt in dem Lokal, in dem Karl Himmel verhaftet wird, ist nach Aussage des Gerichts für Wehrmachtssoldaten verboten.

60 Vgl. Vernehmungsprotokoll vom 16.9.41, in: BAZ, RM 123/24858.

61 Vgl. Messerschmidt, Wehrmachtjustiz (1987), S. 91. Dazu vgl. auch: Haase, Deutsche Deserteure (1987); Seidler, Die Militärgerichtsbarkeit (1991); Geschichtswerkstatt Marburg, »Ich habe die Metzerei satt...« (1991); Wüllner, Die NS-Militärjustiz (1991). Für die Marine vgl. speziell die Untersuchung von Hannemann, Die Justiz der Kriegsmarine (1993).

sicht von seiner Truppe ferngehalten zu haben, mußte das Gericht seine Schlüsse aus objektiv vorliegenden Tatumständen ziehen. Für die Absicht des Angeklagten, sich für dauernd dem Wehrdienst zu entziehen, spricht die Tatsache, daß er sich nahezu zwei Wochen unerlaubt in Hamburg aufgehalten hat und er nicht freiwillig zur Truppe zurückgekehrt ist, sondern verhaftet werden mußte. Dieser Umstand reicht jedoch allein nicht zur Annahme einer Fahnenfluchtsabsicht des Angeklagten aus. Gegen eine Absicht spricht im vorliegenden Fall der Umstand, daß der Angeklagte von Anklam aus in Richtung auf sein Kommando zu gefahren und sich in Uniform in Hamburg aufgehalten hat. Hätte der Angeklagte nicht mehr zu seiner Truppe zurückkehren wollen, so wäre er vermutlich nicht so lange in Hamburg geblieben, wo er mit strengen Wehrmachtsskontrollen rechnen mußte und er hätte sich wahrscheinlich Zivilzeug verschafft, was ihm sicherlich durch Vermittlung des Mädchens, das ihn bei sich aufgenommen hatte, leicht möglich gewesen wäre.⁶²

Für das Gericht fällt die Tatsache, daß Karl Himmel in Uniform verhaftet wird, ins Gewicht und dient als Argument dafür, nicht von einer geplanten Desertion auszugehen. Im Gegensatz dazu berichtet Karl Himmel im Interview, er habe sich in Hamburg Zivilkleidung besorgt, da er nicht die Absicht gehabt habe, zur Truppe zurückzukehren. Wenn Karl Himmel tatsächlich in Zivil aufgegriffen worden wäre, dann hätte das Gericht diesen Umstand sicherlich dazu genutzt, die Anklage der Staatsanwaltschaft argumentativ zu stützen. Die Gründe für die abweichende Darstellung im Interview beruhen meines Erachtens daher eher auf der Erzählperspektive von Herrn Himmel, der sich – wie hier bereits an anderer Stelle ausgeführt wurde – nach Kriegsende erfolglos um die Anerkennung als politisch Verfolgter des NS-Regimes bemüht hat. Gerade weil die Entschädigungsansprüche von Deserteuren bis heute nicht anerkannt sind, mag es dem Zeitzeugen notwendig erscheinen, seine Verweigerung heute als vorsätzliche und politisch motivierte Handlung auszuweisen, um damit seine Wiedergutmachungsforderungen zu untermauern. Durch die bestehenden Rechtfertigungszwänge in den Entschädigungsverfahren hätte eine diffusere Motivation noch weit weniger Aussicht auf Erfolg gehabt, als Anträge von Wehrmachtsverfolgten dies ohnehin haben. Damit rettet einerseits der nicht nachweisbare Vorsatz zur Desertion 1941 sein Leben, auf der anderen Seite zwingt ihn aber die geltende Rechtsprechung in den Entschädigungsverfahren nach 1945 dazu, gerade diesen Umstand zu verleugnen.

Während des zweiten Verfahrens vor dem Kriegsgesicht holen die zuständigen Richter ein weiteres psychiatrisches Gutachten ein, das von dem Kieler Marineoberstabsarzt Prof. Dr. Creutzfeldt und dem Marinestabsarzt Dr. Hetzenecker erstellt wird. In voller Übereinstimmung mit bisherigen Untersuchungen diagnostizieren die Ärzte einen zwar »nicht hochgradigen Schwachsinn«, wollen aber darüber hinaus »psychopathische Wesenszüge« ausmachen können. Der Angeklagte – so das Gericht in Anlehnung an das Gutachten – sei infolge mangelnder Willensbildung und seiner Urteilsschwäche nur vermindert fähig, die Tragweite seiner strafbaren Hand-

62 Urteil des Feldgerichts vom 17.2.1942, in: BAZ, RM 123/24858, Bl. 52.

lungen abzusehen. Daher müsse auch in diesem Fall der § 51 Abs. 2 RStGB zuerkannt werden, auch wenn der Angeklagte versucht habe, in der Hauptverhandlung einen stärkeren Grad seines »Schwachsinn« vorzutäuschen.⁶³

Neben einer einjährigen Gefängnisstrafe faßt das Gericht außerdem den Beschluß, Karl Himmel im Anschluß an seine Haft gemäß § 42b MStGB in eine Anstalt einzuweisen.⁶⁴ Nachdem das Urteil am 27. Februar 1942 rechtskräftig wird, kommt der Verurteilte zunächst in das Straf- und Jugendgefängnis nach Neumünster, ab dem 24. März 1942 muß er seine Strafe dann wiederum im Wehrmachtsgefängnis Anklam verbüßen.⁶⁵

Während des Krieges unterstehen dem Oberkommando der Wehrmacht im Reich insgesamt acht Wehrmachtsgefängnisse, in welche die Gefangenen je nach Truppenzugehörigkeit und geographischen Zuständigkeiten eingewiesen werden. Im Wehrmachtsgefängnis Anklam, das erst nach Kriegsbeginn eingerichtet wird, sitzen verurteilte Soldaten der Heeresgruppe Nord sowie aus dem gesamten Ostseeraum ein. Die Anstaltsordnung zeugt von einer rigiden, menschenverachtenden Drangsalierung, durch die die Gefangenen mit demütigenden Exerzierübungen, Dunkelhaft und Schikanen terrorisiert werden. Im Keller warten die zum Tode Verurteilten auf die Vollstreckung ihrer Urteile beziehungsweise hoffen, daß ihre Gnadengesuche angenommen werden.⁶⁶ Hingegen ist der Alltag derjenigen, die – wie Karl Himmel – zu Zeitstrafen verurteilt sind, durch ein mörderisches Arbeitspensum bestimmt. Karl Himmel muß bei den Arado-Flugzeugwerken Spreng- und Brandbomben verladen und wird auch für den Transport von Lufttorpedos auf dem nahegelegenen Fliegerhorst eingesetzt. Angesichts der herrschenden Realitäten wirken die Verlautbarungen der Wehrmachtsführung, die eine erzieherische Ausrichtung des Strafvollzugs propagieren, nicht nur inhaltsleer, sondern geradezu zynisch.⁶⁷ Im Gefängnis erhalten die Gefangenen nur unzureichend Nahrung, allein durch Kontakte auf den Arbeitsstellen gelingt es ihnen, zusätzliche Lebensmittel zu bekommen. Darüber hinaus erweist sich aber das Verhalten der Wachhabenden für Karl Himmel als besonders bedrohlich. Obwohl die genauen Hintergründe, die zu dieser Situation führen, nicht deutlich werden, erzählt Herr Himmel im Interview, wie er von einem Feldwebel in Anklam derartig brutal mit einem Gewehrkolben niedergeschlagen wird, daß er eine

63 Vgl. Feldurteil vom 17.2.1942, in: BAZ, RM 123/24858, Bl. 53.

64 Vgl. ebd., Bl. 54.

65 Vgl. Dienstverlauf des Soldaten Karl Himmel nach Angaben der Deutschen Dienststelle (Wehrmachtsauskunftsstelle) vom 2.8.1995 in einem Brief an die Verfasserin.

66 Über die Anzahl der Hingerichteten in Anklam existieren bisher keine genauen Angaben. Nach Auskunft von Überlebenden sollen in den letzten Kriegsmonaten täglich acht bis zehn Todesurteile vollstreckt worden seien. Vgl. Ausländer, Topographie (1995), S. 56.

67 Vgl. Wüllner/Ausländer, Aussonderung und Ausmerzung (1990), S. 77. Realistischer beschreiben die Belegungen der Wehrmachtssoldaten, die diesen alle zwei Monate vorzulesen sind, die Haftumstände: »Jeder Soldat, der zu Gefängnis verurteilt wird und keine Gelegenheit zur Bewährung in der Front erhält, wird einem Straflager der Wehrmacht überwiesen. In diesem Straflager wird der Verurteilte bei schwerer und gefährlicher Arbeit und bei schmaler Kost strenger Behandlung unterworfen.« – Belegung der Truppe über Strafen und Strafvollstreckung im Kriege und bei besonderen Einsätzen vom 13.11.1939, in: Militärarchiv Freiburg (BAM), RH 14/22, Bl. 86.

schwere Kopfverletzung davonträgt. Im Greifswalder Krankenhaus, in das er daraufhin eingewiesen wird, muß die erlittene Schädelverletzung operativ behandelt werden, allerdings erweist sich dieser Eingriff später als unzulänglich, so daß Karl Himmel während der nächsten Jahre unter ständigen Schmerzen und Fieberanfällen leidet.⁶⁸

Als am 8. September 1942 unter Anrechnung der Untersuchungshaft die Entlassung von Karl Himmel aus dem Wehrmachtsgefängnis in Anklam ansteht, befindet sich dieser noch transportunfähig im Greifswalder Krankenhaus. Inzwischen liegt von der zuständigen Staatsanwaltschaft in Kiel der Beschluß vor, daß der Gefangene im Anschluß an seine Haftzeit – wie das Urteil festgelegt hatte – in das Landeskrankenhaus Neustadt/Holstein einzuweisen ist.⁶⁹ Aufgrund seines Klinikaufenthaltes in Greifswald erfolgt die Aufnahme von Karl Himmel in der geschlossenen Psychiatrie erst am 1. Oktober 1942.⁷⁰

Die Einweisung in das Landeskrankenhaus Neustadt bildet im Interview eine Zäsur. Zum ersten Mal zögert Karl Himmel, von dem zu berichten, was ihm widerfahren ist, auch wenn er zuvor über intime und demütigende Erlebnisse sprechen konnte. »Ich weiß nicht, ich weiß nicht, ob ich das sagen darf.«⁷¹ Es bleibt daher von seiner Seite bei Andeutungen, um welche Art von »Krankenhaus« es sich handelt, in das er im Oktober 1942 für fast zwei Jahre eingewiesen wird. Seine Formulierung, er wisse nicht, ob er das sagen »darf«, verweist auf seine Befürchtung, nun auch in diesem Gespräch als unzurechnungsfähig zu gelten, da er psychiatrisiert wurde. Der Aufenthalt von Karl Himmel in Neustadt bleibt daher im Interview weitgehend im dunkeln, und es besteht eine unausgesprochene Übereinkunft, diesen Lebensabschnitt weitgehend unberührt zu lassen und Details zu vernachlässigen, um das Gespräch überhaupt fortsetzen zu können.

»Holstein. Zwangsüberführung auch. (stockt) Im Krankenhaus war das. Da bin ich dann ein paar Jahre... . Der Arzt kam eines Tages zu mir, weil beim Absetzen, die Absetzbewegung, die Alliierten kamen immer weiter vor. Ich hab' immer die Absetzbewegung gemacht. Abgesetzt. Hab' immer, wir hatten einen Sender: »Hier ist England, hier ist England.« Einen Schwarzsender haben wir da. Und eines Tages kommt dann der Arzt zu mir und sagt: »Sie sind ein verdammter Staatsfeind.« Im Krankenhaus. »Sie müssen zur Erholung.«, hat er gesagt. Ich wäre ein Simulant und Staatsfeind.«⁷²

Die 1944 veranlaßte Überführung von Karl Himmel ins Konzentrationslager Neuengamme deutet dieser im Rückblick vor dem Hintergrund, daß er zum einen in

68 Die unzulängliche Operation in Greifswald führt 1955 zu einem weiteren operativen Eingriff in der Universitätsklinik Eppendorf, bei dem ein Teil der Schädeldecke ersetzt werden muß. Vgl. Interviewtranskript, S. 21.

69 Vgl. den umfangreichen Schriftwechsel zwischen dem Wehrmachtsgefängnis Anklam, dem zuständigen Gericht und der Staatsanwaltschaft Kiel vom August/September 1942, in: BAZ, RM 123/24858.

70 Vgl. Eingangs- und Entlassungsbücher des Landeskrankenhauses Neustadt, in: Archiv der Fachklinik für Psychiatrie, Neurologie und Rehabilitation Neustadt, o. Sign.

71 Interviewtranskript, S. 9.

72 Ebd.

der Klinik den englischen Sender abgehört habe, zum anderen habe er auf einer Karte, die im Aufenthaltsraum der Klinik angebracht gewesen sei, den Rückzug der deutschen Truppen an den Fronten gekennzeichnet.

In der Forschung gibt es bisher nur wenige Untersuchungen zur Psychiatrisierung von Wehrmachtsangehörigen, die aufgrund kriegsgerichtlicher Urteile in geschlossenen Anstalten einsitzen müssen.⁷³ Insgesamt zeichnet sich bisher ein Bild ab, das die Militärpsychiatrie als Vollstreckungsorgan nationalsozialistischer Auslese- und Vernichtungsgedanken charakterisiert. Allerdings stehen Einzeluntersuchungen noch weitgehend aus, in denen zu klären wäre, wie die Behandlung der Insassen konkret aussieht und welche Gründe für die anschließende Überstellung in ein Konzentrationslager ausschlaggebend sind. Den wenigen Falldarstellungen, die bisher vorliegen, ist zu entnehmen, daß einzelne Betroffene während ihres Psychiatrieaufenthalts auch Folterungen ausgesetzt sind.⁷⁴ Über die Anzahl der Opfer derartiger Mißhandlungen existieren aber keine Angaben. Gleichzeitig scheint die anschließende Überstellung in ein Konzentrationslager durch Überlegungen motiviert gewesen zu sein, daß es nicht angehen könne, diese als »minderwertig« und »wehruntauglich« kategorisierten Gefangenen Monate und Jahre in Anstalten zu verbringen, während an der Front hunderttausende Soldaten sterben.⁷⁵ Darüber hinaus fordert der kriegsbedingte Arbeitskräftemangel im letzten Kriegsjahr radikale Maßnahmen. Die Psychiatrien werden nach arbeitsfähigen Insassen durchforstet, um sie den Konzentrationslagern zuzuführen. Damit tragen die Verantwortlichen zum einen der Intention Rechnung, ihre Arbeitskraft in kriegswichtigen Projekten auszubeuten, zum anderen soll die ohnehin intendierte Vernichtung der als »Gemeinschaftsschädlinge« deklassierten Verurteilten realisiert werden.

Karl Himmel wird am 1. August 1944 als Häftling der Sonderabteilung Wehrmacht (S.A.W.) in das Konzentrationslager Neuengamme überführt.⁷⁶ Nach einigen Tagen Quarantäne – so erinnert er sich – sei er zunächst einem Kommando zugewiesen worden, das in Hamburg Blindgänger zu entschärfen hat.

»Und dann kam ich zum Rollkommando.⁷⁷ Da waren Blindgänger.« – Int.:

73 Vgl. Messerschmidt, *Wehrmachtjustiz* (1987), S. 227-259; Riedesser/Verderber, *Aufrüstung der Seelen* (1985).

74 Vgl. Saathoff, *Dem Tode entronnen* (1993), S. 95.

75 Vgl. Messerschmidt, *Wehrmachtjustiz* (1987), S. 237.

76 Über diese Häftlingsgruppe ist bisher wenig bekannt. Über ihre genaue Anzahl und ihre Position innerhalb der Häftlingsgesellschaft liegen nur Einzelinformationen vor, die sich kaum zu einem Gesamtbild verdichten lassen. So scheint es bereits 1940 zur Einlieferung einer größeren Gruppe von Wehrmachtgefangenen aller Waffengattungen gekommen zu sein, die in einem separaten Block untergebracht gewesen sein sollen. Sie wurden mit einem roten Winkel gekennzeichnet, der allerdings – im Gegensatz zu den politischen Häftlingen – mit der Spitze nach oben angebracht war. Vgl. Zeugenaussage von Bruno Ludwig vom 3.5.1967, in: AGN, NS-Prozesse, Ermittlungen gegen Werner Kahn und Hans Griem, 147 Js 14/65, Bl. 507-515. Andere Dokumente verweisen darauf, daß in den letzten Kriegsmonaten nochmals eine größere Anzahl von Wehrmachtgefangenen ins KZ Neuengamme eingeliefert wurde. Vgl. AGN, KZ Neuengamme und seine Außenlager, Sign. 2.6.3. Zum Einlieferungsdatum vgl. Eingangs- und Entlassungsbücher des Landeskrankenhauses Neustadt, in: Altarchiv der Fachklinik für Psychiatrie, Neurologie und Rehabilitation Neustadt, o. Sign.

77 Das Rollkommando gehörte zu den Arbeitskommandos, die außerhalb des Lagers eingesetzt waren, aber trotzdem in Neuengamme untergebracht blieben. Die äußerst gefährliche Aufgabe bestand darin, nicht explodierte Bomben in der Hamburger Innenstadt zu entschärfen.

»Sind Sie da jeden Tag von Neuengamme in die Stadt gefahren oder wie war das organisiert?« – »Ja, wir sind mit dem Wagen zusammen, mit so einem LKW, kein großer Transport, es war ein LKW. Ich war ja nur ein paar Tage da, weil ich, ich kriegte doch dann wieder Fieber und Kopfschmerzen. Und kam dann ins Revier wieder rein. Ich war nur ein paar Tage dabei, weil ich diese Kopfverletzung hatte vorher von Anklam. [...]« – Int.: »Und dann haben sie hier im Revier gelegen.« – »Ein paar Tage. Da war ein französischer Ohrenarzt. Auf den Namen komme ich nicht mehr.⁷⁸ Ein Spezialist war das. Beim Revier war ich da.« – Int.: »Und der hat Ihnen auch helfen können?« – »Ja, der konnte auch nicht viel machen. Ich kam dann nachher in die Flechterei.«⁷⁹

Vermutlich am 25. September 1944 teilt die SS Karl Himmel dem Außenlager Husum-Schwesing zu.⁸⁰ Etwa 1.500 Häftlinge des Lagers Neuengamme werden in Viehwaggons gejagt und erreichen einen Tag später das ehemals für maximal 400 Arbeiter der ›Organisation Todt‹ errichtete Barackenlager. Ziel ihres dortigen Arbeitseinsatzes ist es, einen Abschnitt des sogenannten Friesenwalls zu errichten, der zur Abwehr einer alliierten Invasion in der Deutschen Bucht dienen soll.⁸¹ Neben der Rekrutierung anderer Bevölkerungsgruppen werden auch KZ-Häftlinge verschiedener Lager zum Bau des geplanten Panzerabwehrsystems ausgesucht.⁸² Die 4,5 m tiefen, keilförmig zulaufenden Gräben müssen von den Gefangenen bei eisiger Kälte und Nässe mit Schaufel und Spitzhacke ausgehoben werden. In Husum sind bereits Mitte Oktober 1944 2.500 Gefangene bei völlig unzureichender Ernährung und Kleidung zu dieser kräftezehrenden Tätigkeit eingesetzt.⁸³ Ihre Arbeits- und Unterbringungsbedingungen verursachen ein nach wenigen Wochen einsetzendes Massensterben, dem bis Dezember 1944 vermutlich 400 bis 500 Menschen zum Opfer fal-

78 Ab 1943/44 arbeiteten im Krankenbau insgesamt fünf französische Häftlingsärzte: Dr. Barreau, Dr. Florence, Dr. Kaufmann, Dr. Quenouille, Dr. Rayon.

79 Das Flechtkommando gehörte zu den 1943 von der SS errichteten »Deutschen Ausrüstungswerken« (DAW). Die etwa 800 bis 1.500 Häftlinge, die zu Flechtarbeiten herangezogen wurden, waren bereits äußerst geschwächt und krank. Sie mußten im Freien oder im Keller der Steinblocks aus Hanfenden Matten und Tarnnetze herstellen, wobei ihnen täglich ein gewisses Pensum abgefordert wurde. Aufgrund ihres schlechten Allgemeinzustandes – zahlreiche Gefangene kamen wie Herr Himmel aus dem Krankenbau in dieses Kommando – konnten viele dieser ausgemergelten Häftlinge den Arbeitsanforderungen, den Schlägen und Schikanen nichts mehr entgegensetzen. Vgl. AGN, KZ Neuengamme und seine Außenlager, Sign. 5.4. Zum Zitat: Interviewtranskript, S. 22f.

80 Vgl. zum Außenlager Husum-Schwesing: Bästlein, Husum (1983); Lorenzen, Macht ohne Moral (1994).

81 Die befürchtete Landcooperation alliierter Streitkräfte an der Deutschen Bucht war bereits im Sommer 1944 relativ unwahrscheinlich, bestand doch nach der Invasion in der Normandie im Juni 1944 bereits eine zweite Frontlinie. Das Projekt »Friesenwall«, das mit enormem Aufwand ein Panzerabwehrsystem an der gesamten Nordseeküste errichten sollte, stellte daher militärisch ein relativ unsinniges Unterfangen dar.

82 Neben den Häftlingen in Husum arbeiten auch Gefangene der Außenlager Ladelund, Meppen-Dalum, Meppen-Versen und Aurich-Engerhufe beim Bau des »Friesenwalls«. Vgl. Außenlagerdokumentation der Verfasserin in der ständigen Ausstellung der Gedenkstätte Neuengamme.

83 Die größte Häftlingsgruppe stellen die niederländischen Gefangenen, dann folgen die Dänen, Franzosen und Polen. Einige Häftlinge stammen aus Belgien, Italien, der Tschechoslowakei, Jugoslawien und Spanien. Die deutschen Häftlinge bilden nur eine relativ kleine Gruppe im Lager. Vgl. Lorenzen, Macht ohne Moral (1994), S. 32ff.

len.⁸⁴ 750 arbeitsunfähige Gefangene transportiert die SS darüber hinaus ins Hauptlager Neuengamme zurück. Ihre Überlebenschancen sind äußerst gering. Durch den Austausch kranker Häftlinge mit angeblich arbeitsfähigen aus dem Hauptlager durchlaufen schätzungsweise 4.000 Gefangene das Lager Husum-Schwesing während seiner dreimonatigen Existenz. Mörderische Arbeitsbedingungen, unzureichende Ernährung, drangvolle Enge in den Baracken und katastrophale medizinische und hygienische Verhältnisse machen das Lager Schwesing zu einem gefürchteten Kommando, das unter den Häftlingen als ein solches Berühmtheit erlangt.⁸⁵

Karl Himmel berichtet von diesen Zuständen im Lager Schwesing nur wenig. Er erinnert sich, er habe »mit bloßen Füßen im Wasser« stehen müssen, um die Panzergräben auszuheben. Außerdem seien die Häftlinge auf ihrem mehrere Kilometer langem Anmarsch zum Arbeitseinsatz durch Husum marschiert, wo die Bevölkerung ihnen, an den Fenstern und auf der Straße stehend, nachgeschaut habe.⁸⁶ Ansonsten berichtet er noch von den unterschiedlichen Nationalitäten im Lager, allerdings habe er mit anderen Häftlingen kaum Kontakt gehabt.⁸⁷

Die Erzählung von Karl Himmel zeigt ihn als isoliertes Mitglied der »Häftlingsgemeinschaft«. Im Vergleich zu anderen Erinnerungsberichten, die häufig sehr ausführlich von anderen Häftlingsgruppen, eigenen Freunden und Kameraden berichten, fehlen bei Herrn Himmel jegliche Hinweise auf Kontakte mit Leidensgenossen und Verfolgern. So weiß er nur zu berichten, daß es durchaus auch andere gab, die – wie er – als Wehrmachtsgefangene inhaftiert waren. Um die habe er sich aber »nicht gekümmert«.⁸⁸

Außerdem fällt bei seinem Bericht auf, daß er das Lager Husum-Schwesing nicht als ein besonders schreckliches Lager beschreibt, sondern es sich eher in die Reihe der zahlreichen Stationen einfügt, die er im Laufe seines Lebens durchlaufen mußte. Andere Überlebende hingegen sprechen von der »Hölle«, in die sie gekommen seien, als sie nach Schwesing überstellt wurden.⁸⁹ Besonders das brutale Regiment des Lagerführers Hans Griem ist immer wieder Gegenstand von Erzählungen, die den Terror, der in Husum geherrscht haben muß, erahnen lassen.⁹⁰ Herr Himmel erwähnt

84 Die genaue Anzahl der Toten läßt sich nicht ermitteln. In den Krankenrevierbüchern des Hauptlagers Neuengamme sind 508 Tote des Außenlagers Husum aufgeführt, standesamtlich sind allein 288 Todesfälle registriert. Vgl. AGN, KZ Neuengamme und seine Außenlager, Sign. 4.5.1.; 4.10.2.; 6.4.49a.

85 Ein aufschlußreiches Dokument bezüglich der Zustände in Schwesing stellt der Bericht des Häftlingsarztes Paul Thygesen dar, der für den 25. November 1944 festhält, daß sich 734 Kranke im »Revier« befinden. Damit sind bereits wenige Wochen nach Einrichtung des Außenlagers mehr als fünfzig Prozent der zu diesem Zeitpunkt noch lebenden Häftlinge nicht arbeitsfähig. Vgl. Paul Thygesen, Arzt im Konzentrationslager, in: Bästlein, Husum (1983), S. 25f.

86 Im September und Oktober 1944 marschieren die Häftlinge täglich durch Husum, um zu ihrem Arbeitseinsatzort zu gelangen. Später werden sie mit Viehwaggons transportiert, da ihr Gesamtzustand bereits derart schlecht ist, daß sie nicht mehr imstande sind, den 12-15 Kilometer langen Fußmarsch und die zehn- bis zwölfstündige Arbeit zu verkraften. Vgl. auch Berichte von Einwohnern in: Bästlein, Husum (1983), S. 44ff.

87 Vgl. Interviewtranskript, S. 24f.

88 Ebd., S. 28.

89 Vgl. beispielsweise: Interview mit Jean LeBris am 29.4.1993, in: AGN, OH; diverse Häftlingsberichte in: Lorenzen, Macht ohne Moral (1994), S. 82-100.

90 Hans Griem, zuletzt SS-Obersturmführer, geb. 1902 in Berlin, tritt 1930 der NSDAP und 1931 der

derartige Schreckenserlebnisse nicht. Allein die Tatsache, daß er nach seiner Rückkehr ins Hauptlager Neuengamme sofort wieder in das »Revier« eingeliefert wird, zeugt von der enormen Auszehrung und Mißhandlung, die er durchlitten hat. In seiner Erinnerung scheint sich aber diese Lagererfahrung nicht wesentlich von anderen Bedingungen zu unterscheiden. Das Lager Schwesing wirkt in seiner Erzählung wie ein weiterer Mosaikstein innerhalb einer ganzen Reihe von Lagern, Gefängnissen und Anstalten, in denen die Lebensbedingungen für Karl Himmel zwar unterschiedlich, aber allesamt unzureichend sind, in denen es ihm mal mehr und mal weniger schlecht ergeht.

Es läßt sich nicht klären, ob Karl Himmel bis zur Auflösung des Lagers Schwesing Ende Dezember 1944 in Husum verbleibt. Sein Hinweis, er sei anschließend im Hauptlager ins »Revier« gekommen, kann nicht unbedingt als Anhaltspunkt gelten, daß er bereits mit einem der Krankentransporte, die Husum Anfang Dezember verlassen, nach Neuengamme zurückkehrt. Den anschließenden Aufenthalt im Außenlager Meppen-Dalum erwähnt der Befragte im Interview nicht. Allein aus den Entschädigungsakten läßt sich entnehmen, daß Karl Himmel im Januar 1945 anscheinend nochmals auf Transport geschickt wird.⁹¹ Die Häftlinge des Lager Dalum dienen der SS ebenso zum Bau am »Friesenwall«, und daher kann es als wahrscheinlich gelten, daß ein Teil der Häftlinge, die zuvor in Husum-Schwesing waren, nun auch zu diesem Abschnitt des Verteidigungsringes überstellt werden.

Im Interview berichtet Herr Himmel erst wieder über seine »Evakuierung« aus dem Lager Neuengamme. Er sei im April 1945 zunächst ins KZ Bergen-Belsen geschafft worden, wo der Transport aus Neuengamme aber keine Aufnahme mehr gefunden habe. Daraufhin habe die SS die Häftlinge nach Sandbostel transportiert und von dort wieder Richtung Norden geschafft. Schließlich habe der »Evakuierungstransport« Flensburg erreicht, wo er von britischen Truppen befreit worden sei.⁹²

Der an dieser Stelle erneut konfus und unverständlich wirkende Bericht von Karl Himmel zeugt von den Wirren, die in den letzten Kriegswochen im gesamten Reich herrschen. Zahllose Transporte mit völlig entkräfteten und kranken Häftlingen irren, von der SS angetrieben, zu Fuß oder in Viehwaggons gepfercht kreuz und quer durch das Land und versuchen, während sie den Angriffen alliierter Streitkräfte ausgesetzt sind, eines der oft bereits überfüllten Auffanglager zu erreichen. Tausende

SS bei. Er zählt bereits 1940 zur SS-Mannschaft des KZ Neuengamme und avanciert 1942 zum 2. SS-Schutzhaftlagerführer. Neben Hannover-Stöcken wird er in den folgenden Jahren Kommandant in den Außenlagern Husum-Schwesing, Ladelund und Meppen-Dalum. Nach Kriegsende steht er 1946 vor einem britischen Militärgericht unter Anklage, kann sich aber dem Verfahren durch Flucht entziehen. Ein erneuter Prozeß gegen ihn in den sechziger Jahren schleppt sich über Jahre hin, so daß es vor dem Tod von Hans Griem 1971 nicht mehr zu einer Verurteilung kommt. Vgl. zum britischen Prozeß: PRO, WO 309/790; WO 309/1146; WO 311/449. Zum Verfahren in den sechziger Jahren vgl.: Landesarchiv Schleswig-Holstein, Vorermittlungsverfahren der Staatsanwaltschaft Flensburg gegen Hans Griem, 2 AR 18/63, Sign. Abt. 354 Nr. 10046; AGN, NS-Prozesse, Ermittlungsverfahren des Landgerichts Hamburg 147 Js 39/66, Bd. I-VIII. Weitere Prozesse zum Lager Husum-Schwesing: PRO, WO 235/302-304; WO 235/537 u. 783, WO 309/791.

91 Vgl. WBD, Entschädigungsakte Himmel, 716 ZK 165674 AR.

92 Vgl. Interviewtranskript, S. 10ff.

überleben bereits die Strapazen der Transporte nicht, verhungern unterwegs, brechen tot zusammen oder werden von den Begleitmannschaften erschossen, wenn sie den Marschanforderungen nicht mehr genügen können. Vergegenwärtigt man sich dieses Chaos und bedenkt man gleichzeitig, in welchem körperlichen Zustand sich Karl Himmel befunden haben muß, dann verwundert es nicht, daß seine Erzählung hier wenig geordnet erscheint. Doch anhand anderer Quellen erweist sich seine Darstellung als durchaus chronologisch. Demnach stellt die SS im Lager Sandbostel, vermutlich zum Schutz ihrer eigenen Flucht vor den in unmittelbarer Nähe liegenden alliierten Verbänden, einen Transport von etwa 400 noch einigermaßen gefähigen Häftlingen zusammen, der in der Nacht zum 20. April 1945 in Richtung Norden aufbricht.⁹³ Der begleitende SS-Arzt Bruno Kitt gibt in seiner Vernehmung vor dem britischen Militärgericht 1946 zu Protokoll, daß er den Befehl gehabt habe, die Häftlinge auf dem Schiffsweg nach Norden zu bringen, entweder zur Neustädter Bucht oder nach Flensburg.⁹⁴ Nach einem Fußmarsch bis Bremervörde verlädt die SS die Häftlinge dort in Viehwaggons, um sie nach Stade zu schaffen, von wo aus der Transport auf dem Wasserweg fortgesetzt werden soll. Die Angabe von Kitt, auf dem Weg nach Stade sei der Zug bei Malsum angegriffen worden, deckt sich mit Berichten von Überlebenden. Auch Karl Himmel erinnert sich im Interview an Tieffliegerangriffe durch britische Flugzeuge.⁹⁵ Nach vorliegenden Quellen sollen dabei dreißig Menschen ums Leben gekommen und mindestens fünfzig verletzt worden sein. Einige Häftlinge werden von der SS erschossen, als sie zu fliehen versuchen. Nach diesem Zwischenfall erreichen die größtenteils kranken und verwundeten Gefangenen Stade und werden dort auf den Kohlenfrachter »Olga Siemers« verladen, der Kurs auf Kiel nimmt. In Kiel wird ein Teil der Gefangenen auf die »Rheinfels« umquartiert, anschließend setzen beide Schiffe im Konvoi ihre Fahrt fort und erreichen Flensburg. Die Häftlinge bleiben zunächst an Bord, werden dann später nochmals umquartiert und vermutlich gelangt Karl Himmel nun von der »Olga Siemers« auf die auf offener See ankernde »Rheinfels«, auf der sich bereits KZ-Häftlinge aus Stutthof befinden. Insgesamt sollen dort 1.400 überwiegend kranke Gefangene festgehalten worden sein. Herr Himmel erinnert sich an das Schreien der Häftlinge, außerdem hätten SS-Leute Kinder, die aus Stutthof gekommen sein sollen, über Bord geworfen.⁹⁶

Die Erzählung von Karl Himmel über seine »Evakuierung« nach Flensburg macht einen ungeordneten und wirren Eindruck. Mit Hilfe anderer Quellen lassen sich die Ereignisse zwar teilweise nachvollziehen, allerdings bleiben andere Passagen

93 Die Zusammenstellung dieses Transports ist Auslöser einer Hungerrevolte im Lager Sandbostel, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann. Vgl. Borgsen/Volland, *Stalag XB Sandbostel* (1991), S. 199ff.

94 Vgl. Vernehmung von Bruno Kitt am 26.4.1946, in: AdF, Hans Schwarz Nachlaß, Curio Haus Prozeß, Sign. 13-7-6-2. Dort auch die Zeugenaussagen von Kurt Faltin, Paul Nowak, Robert Heins und Karl Bröker.

95 Vgl. Interviewtranskript, S. 10.

96 Herr Himmel berichtet außerdem, daß die SS geplant habe, die »Rheinfels« in die Luft zu sprengen, wozu es allerdings nicht mehr gekommen sei. Für einen solchen Plan findet sich in den anderen Quellen keinerlei Anhaltspunkt. Vgl. Interviewtranskript, S. 11.

auch völlig unverständlich oder wirken zusammenhangslos. Wenn der Interviewte beispielsweise von aufgebrochenen Güterwaggons in Flensburg spricht, die Care-Pakete enthalten haben sollen, steht dieses Ereignis in keinem genauen Zusammenhang, der auf seine Bedeutung schließen lassen könnte.⁹⁷ Solche Textpassagen machen es äußerst schwierig, Herrn Himmel in der Darstellung seiner ›Geschichte‹ zu folgen.

In den letzten Kriegswochen erreichen zahlreiche »Evakuierungstransporte« mit insgesamt circa 3.000 Häftlingen die Stadt Flensburg.⁹⁸ Die meisten von ihnen werden bereits Anfang Mai mit den Schiffen »Homberg« und »Duisburg« nach Malmö/Schweden geschafft, etwa 370 Überlebende verbleiben in Flensburg und finden in einem der in Schulgebäuden und Kasernen eingerichteten Gemeinschaftslager Aufnahme. Laut Entlassungsschein der örtlichen Schutzpolizei wird Karl Himmel am 13. Mai 1945 von dem Schiff »Rheinfels« in die Stormschule überführt und dort bis 4. August 1945 medizinisch betreut.⁹⁹ Sein Gesundheitszustand während dieser vier Monate ist äußerst kritisch, er leidet an Bauch- und Paratyphus sowie an einer lebensbedrohlichen Unterernährung.¹⁰⁰ Bis August 1945 bessert sich seine körperliche Verfassung, so daß er zunächst nach A. zurückkehren kann, allerdings auch dort immer wieder stationär behandelt werden muß.

Die Erzählung von Karl Himmel über seinen Lebensweg nach 1945 konzentriert sich im wesentlichen darauf, daß er sich bis heute relativ erfolglos um eine Entschädigung des an ihm verübten Unrechts während des Nationalsozialismus bemüht. Darüber hinaus berichtet er einzig und allein von einer anderen Begebenheit, die sich allerdings auch unmittelbar auf seine Verfolgung im »Dritten Reich« bezieht.

»Und da habe ich den einen, der mich denunziert hat, den habe ich dort wieder getroffen, der von der Firma August Horn aus. Und dann habe ich ihm ein paar reingeschlagen. Und dann haben sie mich wieder festgenommen, weil ich ihm paar reingeschlagen habe. Von der Firma aus waren da die Drecksäcke. Und ich habe nur gesagt: ›Was wollt ihr hier? Ihr müßt doch alles auflösen.« – Int.: »Das wußten Sie aber, wer das war in der Fabrik, der Sie denunziert hat?« – »August Horn heißt der Mann. August Horn, der Chef.« [...] Int. »Da kam es dann nochmal zum Prozeß.« – »Nein, ihm haben sie gar nichts gemacht. Der ist doch gedeckt worden noch. Ich hab' doch gesagt, die schwarzen Schweine müßten aufgehängt werden, aufgehängt,

97 Vgl. ebd.

98 Vgl. zu den »Evakuierungstransporten« nach Flensburg: Britischer Militärgerichtsprozeß gegen Otto Wippermann u.a., in: PRO, FO 1060/1840-1842. Ebenso: Pust, Befreite KZ-Häftlinge (1995), S. 125-132; Dittrich, Auf den Spuren von Verfolgung und Widerstand (1995).

99 Vgl. Entlassungsschein der Schutzpolizei Flensburg vom 4.8.1945, in: WBD, Entschädigungsakte Himmel, 716 ZK 165674 AR. Während dieser vier Monate in Flensburg erhält Herr Himmel im Rahmen einer Soforthilfemaßnahme Wäsche und Kleidung. Vgl. Stadtarchiv Flensburg (StF), Stadtwirtschaftsamt/Stadternährungsamt 1939-1948, Sign. VIII C 71; VIII C 396. Allerdings fehlt Herr Himmel in den Unterlagen des Sonderhilfsausschusses Flensburg, in denen es um die Anerkennung als Opfer des Nationalsozialismus geht. Vgl. StF, Akten des Sonderhilfsausschusses 1945-1956, Sign. VIII D 7; VIII D 36; VIII D 53.

100 Zwischen dem 28. Mai und dem 16. Juni 1945 muß Karl Himmel ins städtische Krankenhaus eingewiesen werden, da sich sein Zustand dramatisch verschlechtert hatte. Vgl. Entlassungsschein des städtischen Krankenhauses Flensburg vom 17.6.45, in: WBD, Entschädigungsakte Himmel, 716 ZK 165674 AR.

habe ich gesagt. Der ist doch gedeckt worden. Der Rechtsanwalt war doch auch ein verkappter Nazi, der Drecksack. Der hat ihn verteidigt. Der hat gar nichts gekriegt. Ich bin bestraft worden noch. [...] Ein paar Wochen wurde ich eingesperrt.«¹⁰¹

Obwohl Karl Himmel dieses Ereignis zeitlich nicht einordnet, läßt der dargestellte Zusammenhang die Vermutung zu, daß sich die handgreifliche Auseinandersetzung mit seinem ehemaligen Chef Anfang der fünfziger Jahre in A. zugetragen haben muß. Bemerkenswert an dieser Passage ist, daß Karl Himmel selbst als agierende und handelnde Person auftaucht, während alle anderen Erzählsegmente für die Zeit nach dem Krieg ihn als passiven und von behördlichen Instanzen abhängigen Menschen darstellen. Das Bild, das Herr Himmel von sich entwirft, zeigt ihn ansonsten nur in seiner umstrittenen Rolle als politisch Verfolgter des NS-Regimes. Alle anderen Lebensbereiche – beispielsweise seine Arbeits- und Wohnverhältnisse – bleiben im Interview weitgehend undeutlich, so daß erst durch eine intensive Aktenrecherche nachvollziehbar wird, in welchen Zusammenhängen Karl Himmel nach Kriegsende lebt.

Bis Anfang der fünfziger Jahre scheint der Zeitzeuge zunächst kurze Zeit in Hamburg, dann wiederum in A. gewohnt zu haben, um dann langfristig an die Elbe zurückzukehren.¹⁰² Bis in die achtziger Jahre hinein wechselt er häufig seinen Wohnort, ist längere Zeit in Männerwohnheimen und Obdachlosenunterkünften der Hansestadt untergebracht. Über seine Arbeitsverhältnisse sagt er wenig Konkretes. Nach dem Krieg als Heizer und Hilfskoch bei den Besatzungstruppen beschäftigt, scheint er später zwar nicht kontinuierlich, aber zeitweise im Hamburger Hafen gearbeitet zu haben. Insbesondere für die fünfziger Jahre weist sein Strafregisterauszug zahlreiche Gerichtsverfahren auf, in denen er wegen Bettelei, Landstreicherei, Urkundenfälschung, Diebstahl und Betrug angeklagt und meistens zu mehrwöchigen Haftstrafen verurteilt wird. Insgesamt entsteht der Eindruck, daß Karl Himmel nach dem Krieg nirgendwo Fuß fassen kann, kein Zuhause findet und regelmäßig mit dem Gesetz in Konflikt gerät. Seine Geschichte ist gekennzeichnet durch ein Wechselspiel zwischen orientierungs- und ruhelosen Phasen einerseits und der immer wiederkehrenden Einweisung in verschiedene Gefängnisse andererseits. Zwischen 1955 und 1962 steht Karl Himmel unter behördlicher Vormundschaft und befindet sich während dieser Zeit über mehrere Jahre stationär im Allgemeinen Krankenhaus Ochsenzoll.

Über diesen Teil seiner Biographie schweigt Herr Himmel im Interview. Außer seiner Verurteilung nach dem Konflikt mit seinem ehemaligen Chef bleiben seine kleinkriminellen Vergehen außen vor. Erst als das Tonband nach dem Interview ausgeschaltet ist, deutet Karl Himmel an, daß er über viele Jahre im Männerlager Billbrookdeich gelebt habe. Seine Motive, dies im Interview zurückzuhalten, sollen an anderer Stelle diskutiert werden, allerdings erklärt sich vor diesem Hintergrund be-

101 Interviewtranskript. S. 14f.

102 Für die nachfolgende Darstellung vgl.: Kopie der Einwohnermeldekartei und den Strafregisterauszug des Landgerichts Hagen vom 7.9.1965, in: WBI, Entschädigungsakte Himmel, 716 ZK 165674 AR.

reits, warum Herr Himmel seine weitere Biographie allein unter dem Gesichtspunkt seiner Entschädigungsbemühungen darlegt. Alle anderen Lebensthemen hätten unweigerlich dazu geführt, auf seine soziale Desintegration und Delinquenz zu kommen, gehören sie doch zu den zentralen Momenten seiner Nachkriegsgeschichte. Stellt sich die Erzählung bis 1945 noch als ein in sich zusammenhängender, wenn auch häufig ungeordneter Bericht dar, in dem seine sozialen Auffälligkeiten an äußere, gesellschaftliche und politische Verhältnisse gebunden bleiben, so besteht bei Karl Himmel im Interview möglicherweise das Gefühl, für die Zeit nach 1945 eine solche Offenlegung nicht wagen zu können, da es doch so scheint, als gebe es nun für ihn eigentlich keinerlei Gründe mehr, seine Außenseiterposition beizubehalten.

Als Karl Himmel 1965 einen Antrag auf Entschädigung nach BEG stellt, wird dieser zunächst formal wegen Fristversäumnis abgelehnt.¹⁰³ Die Argumente seines Anwalts im nachfolgenden Rechtsstreit, der Antragsteller habe bereits 1945 beim Kreissonderhilfsausschuß in Flensburg einen Antrag gestellt, der damals – wie üblich – mündlich abgelehnt worden sei, und außerdem sei Karl Himmel bis 1962 entmündigt gewesen und dürfe aufgrund der Versäumnisse seines amtlichen Vormunds nicht benachteiligt werden, überzeugen das Gericht nicht.¹⁰⁴ Auch die angerufenen höheren Instanzen bestätigen diese Rechtsprechung. Darüber hinaus stellt das Wiedergutmachungsamt fest, daß Karl Himmel die Bedingungen des § 1 BEG nicht erfüllt, also nicht als aus politischen, religiösen oder rassischen Gründen verfolgt anzuerkennen sei. Der Auffassung von Karl Himmel, daß er ein »fanatischer Antifaschist« gewesen sei, wird mit dem Hinweis auf seine zahlreichen Vorstrafen keinen Glauben geschenkt. Während des mehrjährigen Verfahrens gerät Herr Himmel in die Position, Beweise liefern zu müssen, die nicht beizubringen sind. Dabei ist es von entscheidender Bedeutung, daß sowohl die Urteile der »Erbgesundheitsgerichte« als auch die Kriegsgerichtsurteile im Zweiten Weltkrieg für die deutsche Nachkriegsjustiz keine Verstöße gegen eine rechtsstaatliche Ordnung darstellen. »Auf Grund der Sachlage hat die Sterilisation nicht aus politischen Gründen stattgefunden. Auch kann dem A. kein Härteausgleich nach § 171 Abs. 3 Nr. 1 BEG gewährt werden, da mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit ein Verfahren nach dem Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses vom 14.7.1933 durchgeführt wurde.«¹⁰⁵ Nur wenn Karl Himmel ein nicht ordnungsgemäßes Verfahren vor dem »Erbgesundheitsgericht« nachweise, könne ihm ein Härteausgleich gewährt werden.

Die fehlenden Akten aus den dreißiger Jahren sind für den nicht zu erbringenden Beweis weniger entscheidend, vielmehr hat ja das »Erbgesundheitsgericht« Verden 1936 tatsächlich nach geltendem Gesetz entschieden.¹⁰⁶ In einem Bericht des Wie-

103 Die Ansprüche hätten nach § 189 BEG bis 1. April 1958 angemeldet werden müssen.

104 Vgl. Urteil des Oberlandesgerichts Hamm vom 22.1.1968, in: WBD, Entschädigungsakte Himmel, 716 ZK 165674 AR, Bl. 45-47.

105 Schreiben des Wiedergutmachungsamtes vom 15.10.1965, in: WBD, Entschädigungsakte Himmel, 716 ZK 165674 AR, Bl. 8.

106 Zur Entschädigung von Zwangssterilisationsopfern vgl.: Pfäfflin, Zwangssterilisation (1984), S. 35f.; Schmacke, Zwangssterilisiert (1984), S. 114-166; Kaiser-Martini, Entschädigungspraxis (1991), S. 226-236.

dergutmachungsausschusses von 1965 heißt es dazu, daß »das ErbGesGes (Erbgesundheitsgesetz, Anm. d. Verf.) als solches nicht als in direktem Widerspruch zu rechtsstaatlichen Grundsätzen stehend angesehen werden kann, mögen auch vom weltanschaulichen Standpunkt schwerwiegende Bedenken dagegen erhoben werden können. [...] Das ErbGesGes ist nicht Grundlage für Verfolgungsmaßnahmen gewesen, sondern erlassen worden, weil es damals als ein geeignetes Mittel im Kampf gegen die Verbreitung von schweren Erbkrankheiten angesehen wurde.«¹⁰⁷ Auf der parteipolitischen Bühne hören sich die Argumente gegen eine grundsätzliche Entschädigung der Zwangssterilisationsopfer noch krasser an. Bundesminister Strauß führt 1967 vor dem Bundestag aus: »Bei unserer derzeitigen Haushaltslage bin ich der Meinung, daß eine solche Maßnahme auch finanziell nicht zu verantworten wäre. Da im Bundesgebiet etwa 175.000 bis 200.000 Zwangssterilisierte leben dürften, würde sich eine finanzielle Belastung von fast einer Milliarde DM ergeben, wenn man jedem Betroffenen auch nur eine Entschädigung von DM 5.000,- gewähren würde. [...] Gegen eine Pauschalabfindung spricht überdies noch, daß von dem gesamten Entschädigungsbetrag von fast einer Milliarde DM bis zu 60% an Geistesranke, Schwachsinnige oder schwere Alkoholiker gezahlt werden würde.«¹⁰⁸

Für die Opfer der NS-Militärjustiz sieht die rechtliche Lage nicht besser aus.¹⁰⁹ Auch auf sie trifft nach dem BEG der Verfolgungstatbestand nicht zu, da ihre Handlungen nicht als politisch motivierter Widerstand gelten und der im Gesetz geforderte aktive Einsatz gegen die Mißachtung der Menschenwürde bei ihnen in einer Unterlassung besteht, die der Gesetzgeber als nicht entschädigungswürdig ansieht. Noch 1986 erklärt die Bundesregierung, daß »Verurteilungen wegen Kriegsdienstverweigerung, Fahnenflucht oder Zersetzung der Wehrkraft im allgemeinen nicht gegen rechtsstaatliche Grundsätze verstoßen (haben), da solche Handlungen auch in Ländern mit rechtsstaatlicher Verfassung z.B. in den westeuropäischen Staaten, während des Krieges mit Strafe bedroht waren.«¹¹⁰ Die bis heute anhaltende Diskussion um die Rehabilitierung und Entschädigung der Militärjustizopfer enthält politischen Sprengstoff, steht sie doch in direktem Zusammenhang mit der Frage, wie denn der Gehorsam und die Pflichterfüllung aller anderen Wehrmachtssoldaten im Rückblick zu bewerten sind.

Karl Himmel ist somit in mehrfacher Hinsicht von rechtlichen Regelungen der bundesdeutschen Entschädigungspraxis betroffen, durch die für ihn nach aktuellem Stand keinerlei Möglichkeiten existieren, als Verfolgter des NS-Regimes anerkannt und entschädigt zu werden. Daher gelten die Jahre zwischen 1941 und 1945 nach aktueller Rechtslage auch als nicht rentenfähig. Durch die Initiative eines Bundestagsabgeordneten besteht seit den achtziger Jahren die Chance, daß Personen, die nach dem Erbgesundheitsgesetz von 1933 unfruchtbar gemacht worden sind, eine

107 Zit.n.: Pfäfflin, Zwangssterilisation (1984), S. 36.

108 Rede Strauß am 17.11.1967 vor dem Deutschen Bundestag, zit. n.: Schmacke, Zwangssterilisiert (1984), S. 165.

109 Zur Entschädigung von NS-Militärjustizopfern vgl.: Saathoff, Dem Tode entronnen (1993), S. 133-151; Wette, Verweigerung und Desertion (1995), S. 189-204.

110 Bundestagsdrucksache 10/6287, S. 39.

einmalige Zahlung von 5.000,- DM aus einem Härtefond erhalten, wenn sie damit ihren Verzicht auf weitere Rechtsansprüche erklären. Karl Himmel erhält diese Zuwendung 1986 und mietet damit eine eigene Wohnung in der Hamburger Innenstadt, in der er bis heute lebt.

Nicht allein wegen der versorgungsrechtlichen Auseinandersetzungen, sondern auch aufgrund seiner physischen und psychischen Erkrankungen steht Karl Himmel seit Kriegsende unter ständiger ärztlicher Kontrolle und Begutachtung. Es gehört zu den für mich schwierigen Interviewphasen, wenn Herr Himmel von diesen ärztlichen Anamnesen berichtet. Mein Unbehagen bezieht sich dabei nicht nur auf die Tatsache, daß Karl Himmel bis heute unter massiven körperlichen und psychischen Folgeschäden seiner Verfolgung leidet, sondern auch darauf, daß im Interview zu spüren ist, wie sehr ihn selbst die Frage bewegt, wie Fachärzte seine geistige Zurechnungsfähigkeit einschätzen.

»Ein Arzt hat gesagt, ich sei schizophren. Ja. Der eine sagt, ich sei schizophren, der andere sagt, ich sei an der Grenze des Schwachsinn. Ich sei nicht dumm. Es gibt ja den Spruch, es gibt ja Menschen, der Spruch in 51.2. heißt, der erreicht die Intelligenz der anderen Menschen nicht, heißt es ja. [...] Und ein anderer Arzt wieder sagte, ich wisse so viel, ich habe so viel Wissensstoff, daß man nicht weiß, ob das richtig ist oder falsch. Hat ein anderer Arzt zu mir gesagt. Und die anderen Ärzte haben sich beide, (Langelüdeke?), dem Gutachten von Professor Jakop angeschlossen in Eppendorf und haben gesagt, ich wäre für alles voll verantwortlich. Ich bin geistig gesund, hat er gesagt. Ja, hat er gesagt.«¹¹¹

Flucht und Ergreifung

Das Interview mit Karl Himmel ist mir bis heute – mehr als sieben Jahre später – nachhaltig in Erinnerung geblieben. Es hat sich im Gedächtnis als ausgesprochen anstrengendes, emotional ambivalentes und von Hilflosigkeit und Ohnmacht geprägtes Gespräch festgesetzt, in dem die Grenzen lebensgeschichtlicher Befragungen sichtbar oder besser: spürbar wurden.¹¹² Diese Erfahrung umfaßt dabei zum einen die konkrete Kommunikation im Interview, die mit zahlreichen Verständigungsproblemen belastet war, zum anderen transportiert die Erzählung ein Maß an Entwertung und Zerstörung, das vor allem in seiner lebensgeschichtlichen Kontinuität erschüttert. Gleichzeitig steht die Interviewsituation durch den biographischen Hintergrund von Karl Himmel in einem Übertragungskontext, durch den sich das Gespräch in eine lange Reihe von Verhören, Begutachtungen und diagnostischen Verfahren einordnet. Im folgenden sollen daher drei Aspekte herausgegriffen und interpretiert werden.

111 Interviewtranskript, S. 19f. Die Transkription weicht in diesem Abschnitt geringfügig von der Tondandaufzeichnung ab. Es wird hier daher eine am Originalband überarbeitete Transkriptionsfassung zitiert.

112 Die Analyse dieses Interviews dient im Rahmen der Untersuchung daher auch dazu, die Grenzen der Oral History aufzuzeigen.

Neben der individuellen Erzählstruktur sowie der narrativen Perspektive im Interview möchte ich mich insbesondere mit Übertragungs- und Gegenübertragungsthemen¹¹³ auseinandersetzen, die meines Erachtens sowohl für die Frage entscheidend sind, welchen persönlichen Umgang Karl Himmel mit seiner ›Geschichte‹ gefunden hat, als auch einen Einblick vermitteln, wie brüchig sich die vermeintliche Grenze zwischen »Jetzt« und »Damals« in einem lebensgeschichtlichen Interview darstellen kann.¹¹⁴

Das Interview mit Karl Himmel zeichnet sich durch eine fragmentarisierte, streckenweise zusammenhangslose und diffus wirkende Erzählung aus. Dabei stellt die überwiegend undeutliche, hektische und mit zahllosen Fülllauten angereicherte Sprechweise des Befragten einen nicht unwesentlichen Faktor dar, der die Kommunikation über weite Strecken prägt. Das daraus resultierende Problem, den Bericht von Herrn Himmel überhaupt akustisch wahrnehmen zu können, erzeugt beim Zuhörer eine Unzufriedenheit und Ungeduld, die bei mir punktuell in Resignation umschlägt. Das Interview mit Karl Himmel macht dadurch deutlich, welche vorstrukturierten Erwartungen auf seiten der Interviewer bestehen, wenn sie um einen Lebensrückblick bitten. Biographische Befragungen orientieren sich üblicherweise an kulturell und sozial determinierten Darstellungsmustern, die den Beteiligten in der Regel kaum noch bewußt sind, sondern durch die sich gleichsam automatisch die Selbstpräsentation strukturiert. Im Gespräch mit Karl Himmel stellen sich ritualisierte Erzählformen bürgerlicher Provenienz paradoxerweise gerade deswegen als normativ heraus, weil der Befragte über sie kaum verfügt oder sich ihnen nicht unterwirft. Wenn Karl Himmel allerdings punktuell auf Teile einer standardisierten Lebenslaufdarstellung zurückgreift, wie sie von ihm bei ärztlichen Anamnesen oder im Rahmen der Entschädigungsverfahren gefordert wurde, dann stellt sich ein Gefühl der Verständigung ein, das trügerisch ist.¹¹⁵ Obwohl diese Erzählsegmente dem Zuhörer eine gewisse Orientierung in Raum und Zeit ermöglichen, gehören sie doch gleichzeitig zu den Gesprächsanteilen, die aufgrund von Diskurs- und Genreregeln derartig überformt sind, daß eine Annäherung an das subjektive Erleben des Zeitzeugen kaum gelingen kann. Allein in der Diffusität der Erzählung scheint ihre Bedeutung zu liegen. Insofern birgt die Auswertung eines solchen Gespräches auch die Gefahr, eine Chronologie und Stringenz des Erlebten zu konstruieren, nur um landläufigen Ordnungskriterien gerecht zu werden. Daß es sich dabei um ein generelles Problem lebensgeschichtlicher Befragungen handelt, ist bekannt, andererseits bewegen sich Interviewforscher in Kontexten, die nach Handlungszusammenhängen und Sinnbezügen fragen. Diese Ambivalenz springt in dem Interview mit Karl Himmel besonders ins Auge, auch wenn sie jedem anderen Interview genauso innewohnt. Seine Erzählung verweist durch ihren konfusen Charakter auf die ansonsten unsichtbar bleibende Übereinkunft der Gesprächspartner, ihren Dialog im Rahmen gesellschaftlich akzeptierter Verhaltens- und Sprachformen zu führen.

113 Vgl. zu diesen Begriffen, S. 51ff.

114 Vgl. Zimmermann, »Jetzt« und »Damals« als imaginäre Einheit (1991), S. 225-241.

115 Vgl., S. 102.

Die Verständigungsschwierigkeiten im Interview sind also bei weitem nicht nur akustischer Natur, und sie beeinträchtigen die Transkription des Textes nachhaltig. Auch wenn teilweise das auf Band festgehaltene Gespräch sogar besser zu verstehen ist als in der Interviewsituation selbst, so kann doch für weite Strecken nicht von einer wortgetreuen Abschrift des Interviews gesprochen werden. Karl Himmel hat die Eigenart, jeden Halbsatz mehrmals zu beginnen und wieder abubrechen, teilweise ganze Wörter zu verschlucken oder manchmal so schnell zu sprechen, daß die Sätze verwischen. Die Sprachfigur läßt sich als ein Kreisen um einen Gegenstand beschreiben, von dem man sich nicht immer sicher ist, ob er im weiteren Verlauf tatsächlich benannt wird. Für den Transkriptionsprozeß erweist sich dieses Interview nicht nur als Herausforderung, es zeigt letztlich die Grenzen dessen, was machbar ist.¹¹⁶ Die im Detail manchmal lückenhafte und möglicherweise auch fehlerhafte Abschrift des Textes korrespondiert mit dem Eindruck, auch die Auswertung dieses Interviews kann nur eine mühsame Annäherung sein.

Der Versuch, mit Hilfe anderer Quellen zu einer Rekonstruktion der Ereignisse zu kommen, stellt sich als unumgänglich heraus, da die Erzählung sowohl Zusammenhänge, in die das Geschehene eingebunden ist, als auch Detailinformationen, die der Zuhörer zum Verständnis benötigt, häufig ausklammert. Der Lebensrückblick von Karl Himmel bedarf der Ergänzung durch andere Quellen, nicht nur auf der Ebene der Kontrastierung, sondern gleichsam substantiell. Damit geht die Auswertung aber einen methodisch nicht unproblematischen Weg. Durch die Hereinnahme anderer Quellen dringen auch deren quellenkritischen Schieflagen in die biographische Darstellung ein. Beispielsweise zeichnen Fürsorgeberichte, ärztliche Gutachten und Kriegsgerichtsurteile ein Bild des Zeitzeugen, das wesentlich von weltanschaulichen Prämissen biologistischer Provenienz bestimmt wird. Trotz dieser quellenkritischen Betrachtung bleibt aber das Problem bestehen, inwiefern der Lebenslauf von Karl Himmel mit Hilfe dieser Dokumente überhaupt rekonstruierbar ist. Selbst die dort wiedergegebenen Aussagen des Betroffenen sind in eine Sprache gekleidet, die nicht seine eigene ist. Darstellung und Deutung vermischen sich bereits in den Formulierungen, und der Leser lernt Karl Himmel allein durch die Brille behördlicher Kontroll- und Disziplinierungsinstanzen kennen.¹¹⁷ Insofern sagen die Akten teilweise mehr über ihre Verfasser als über Karl Himmel aus, obwohl sie – was hier auch betont werden soll – für die Interpretation Rahmendaten bereitstellen, die der Interviewtext weitgehend vermissen läßt. So verwirrend und konfus auch der Bericht von Karl Himmel streckenweise wirkt, so stimmt er doch größtenteils mit den Dokumenten überein.

Die Erzählperspektive von Karl Himmel ist nachhaltig durch seine Nachkriegserfahrungen beeinflusst. Die ausgebliebene Anerkennung als Verfolgter des NS-Regimes und der jahrzehntelange Kampf um finanzielle Entschädigung des an ihm verübten Unrechts haben seine autobiographische Selbstpräsentation geprägt und be-

116 Zu Problemen der Transkription vgl. S. 29ff.

117 Vgl. Rusinek, *Interpretation* (1992), S. 111-131.

stimmte Elemente fokussiert. Da das BEG und die darauf beruhende Rechtsprechung nur einen politischen Widerstandsbegriff kennen, der eine Handlung voraussetzt, die »Teil eines Gesamtverhaltens war, das eine gewisse Dauer und Nachdrücklichkeit erkennen ließ und gewisse Erfolgsaussichten hatte«, befindet sich Karl Himmel in der Beweisnotlage, den politischen Charakter seiner Verfolgung anhand seiner eigenen Motive zu verdeutlichen.¹¹⁸ Ginge das Gesetz davon aus, daß eine Verfolgung während des Nationalsozialismus nicht zwingend von seiten des Verfolgten politisch motiviert sein müsse, sondern vielmehr politisch sei, wenn der Staat diese Handlungen oder auch nur die Existenz eines Menschen als »gemeinschaftsschädlich« einstuft, dann könnte auch der Verweigerung von Karl Himmel eine politische Dimension zugestanden werden. Das Gefühl, für dieses »System« nicht kämpfen zu wollen, beruht auf seiner persönlichen Erfahrung, Opfer einer vorsätzlichen und staatlich legitimierten Gewaltanwendung geworden zu sein, die ihn verstümmelt hat.

An diesem Punkt wird die Erfahrungsaufschichtung im Interviewtext besonders deutlich.¹¹⁹ Indem man sie nachzeichnet, erweisen sich bestimmte Ereignisse im Leben von Karl Himmel als Vorstrukturierungen nachfolgender Entwicklungen. Selten werden die Verstrickungen frühkindlicher Erlebnisse mit nachfolgenden Verfolgungserfahrungen so offensichtlich, wie sie die Erzählung von Karl Himmel erkennen lassen. Die Heirat der Mutter 1922 und die Geburt des Halbbruders markieren einen biographischen Bruch, der für die weitere Entwicklung handlungsrelevant bleibt, weil er zum einen mit einer massiven Entwertungs- und Ausgrenzungserfahrung verbunden ist, zum anderen sich vor diesem Hintergrund bei Karl Himmel ein Verhaltensmechanismus herausbildet, der sein Leben weitreichend beeinflusst hat. Bereits als Jugendlicher versucht er, sich den schwierigen und für ihn demütigenden Familienverhältnissen durch Flucht zu entziehen. Doch mit seiner inneren und äußeren Unruhe kann er seiner sozialen Umgebung nicht deutlich machen, welche Motive ihn dazu veranlassen, immer wieder von Zuhause wegzulaufen. Den Fluchtversuchen folgen die Ergreifungen gleichsam auf dem Fuße, und schließlich scheint nur eine Heimeinweisung die sozial geforderte Disziplinierung zu gewährleisten. Seine soziale Auffälligkeit deutet die offizielle Seite im Sinne einer »subjektiven Verwahrlosung«, die auf »erblichen Schwachsinn« zurückgeführt wird.

Karl Himmel sieht seine Heimeinweisung nicht nur negativ, denn sie setzt seiner eigenen Orientierungslosigkeit ein – wenn auch strenges – Ordnungssystem entgegen, das durch die Vorgabe fester Regeln zwar keinen harmonischen, aber zumindestens einen klar definierten Raum schafft. Damit beginnt ein Wechselspiel zwischen Freiheit und Gefangen-Sein. Das von behördlicher Seite konstruierte Bild eines verwahrlosten und delinquenten Jugendlichen scheint sich dadurch zu bestätigen, daß Karl Himmel immer wieder gegen soziale Regeln verstößt.

In den dreißiger und vierziger Jahren gerät diese ohnehin unheilvolle Konstellation in politisch brisantes und für den Betroffenen lebensbedrohliches Fahrwasser.

118 Zit.n. Saathoff, *Dem Tode entronnen* (1993), S. 140.

119 Vgl. zum Begriff Erfahrungsaufschichtung, S. 93ff.

Durch die erbbiologische Umdeutung von individuellen Verhaltensauffälligkeiten wird die psychische Problematik des Jugendlichen völlig verkannt, und seine sozialen Anpassungsverweigerungen erfahren als genetische Defizite eine medizinisch unhaltbare Erklärung. Ihre sozialen und psychischen Ursachen bleiben weitgehend ausgeklammert oder werden als »Minderwertigkeit« ausgelegt. Karl Himmel wird nicht nur aus der »Volksgemeinschaft« ausgestoßen und als »erziehungsunwürdig« in Anstalten der Jugendfürsorge verwahrt, sondern gewaltsam erkennt man ihm auch das Recht ab, eigene Kinder in die Welt zu setzen. Er selbst reagiert darauf mit eben jenem Muster, mit dem er auch bisher versucht hat, Konfliktsituationen zu begegnen. Seine Flucht hat – wie zuvor – nur wenig Aussicht auf Erfolg, trotzdem stellt sie für ihn das einzige Mittel dar, seine Verweigerung gegenüber den staatlichen Gehorsams- und Unterordnungsforderungen auszudrücken. Insofern verwundert es wenig, daß Karl Himmel später gerade wegen »unerlaubter Entfernung im Felde« angeklagt wird. Dieses »Delikt« entspricht seinem generellen Verhaltensmechanismus, durch den er sich einerseits zwar verweigert, durch den er andererseits aber auch immer wieder eine Situation schafft, die zu seiner erneuten Gefangennahme führt.

In dem Wechselspiel zwischen Flucht und Ergreifung liegt auch das Moment der unbewußten Provokation. Wenn den Akten des Kriegsgeschichtlichen Instituts, von dem Karl Himmel 1942 zum zweiten Mal verurteilt wird, geglaubt werden kann, dann ist es auffällig, daß Karl Himmel mehr als zwei Wochen nach seiner Fahnenflucht noch in Uniform und dazu noch in einem Lokal, das für Wehrmachtsangehörige verboten ist, verhaftet wird. Er setzt sich damit einer Gefahr aus, die aufgrund der strengen Militärkontrollen in Hamburg unweigerlich zu seiner Verhaftung führen muß. Obwohl er sich einerseits durch dieses Verhalten in Lebensgefahr begibt, rettet er damit in gewisser Weise auch sein Leben, denn die Umstände seiner erneuten Inhaftierung dienen dem Gericht als Hinweise darauf, daß eine vorsätzliche Desertion nicht nachzuweisen sei.

In dieser Situation verstricken sich individuelle Verhaltensmuster und staatliche Disziplinierungs- und Verfolgungsmaßnahmen auf besondere Weise. Die Dynamik von Flucht und Ergreifung wird vor diesem Hintergrund für Karl Himmel zu einer Lebensbedrohung, der er besonders in den Kriegsjahren ausgesetzt ist. Sein verinnerlichtes Muster, durch seine Ergreifung immer auch einem zwar schrecklichen, aber geordnetem System unterworfen zu werden, trifft auf ein System, das mit einem massiven Ausgrenzungs- und Vernichtungswillen auf seine Sozialverweigerung reagiert. Diese Konstellation soll hier betont sein, um verständlich machen zu können, warum die Haft im Konzentrationslager in der Erzählung von Karl Himmel keinen herausragenden Platz einnimmt. Selbst das bei anderen Häftlingen berüchtigte Außenlager Husum-Schwesing steht bei ihm in einer Kontinuität von Erziehungsheimen, Gefängnissen, Krankenhäusern und geschlossenen Psychiatrien, die er zwar allesamt unterschiedlich erlebt, die sich aber auf der Ebene der gewaltsam geforderten Unterordnung »nur« in ihrem Maß an Grausamkeit und Menschenverachtung unterscheiden.

Die Vorerfahrungen von Karl Himmel mögen dazu beigetragen haben, daß er seine Verfolgung unter nationalsozialistischer Herrschaft überhaupt überlebt. Seine jahrelangen Heim-, Gefängnis- und Psychiatricaufenthalte haben ihn gelehrt, wie der

Machtapparat staatlicher Sozialdisziplinierung generell funktioniert. Karl Himmel gelingt es daher, auch in seinen Verfolgern gewisse Ambivalenzen auszulösen. Das bewahrt ihn nicht vor Demütigung, Entwertung und Mißhandlung, aber er kann sein Leben retten, selbst wenn dies in den Konzentrationslagern und auf den »Evakuierungstransporten« immer auch dem Zufall geschuldet bleibt.

Vergegenwärtigt man sich das Interview mit Karl Himmel, so überrascht es eigentlich nicht, daß das Jahr 1945 keinen massiven Einschnitt in der Erzählung markiert. Nach einer Phase der Rekonvaleszenz setzt sich die Dynamik von Flucht und Ergreifung weiter fort. Karl Himmel bleibt während der nächsten Jahrzehnte sozial ausgegrenzt, verhaltensauffällig und delinquent. Die gesellschaftliche Ausgrenzung und Stigmatisierung greift mit der sozialen Absonderung und Anpassungsverweigerung ineinander. Im Interview bleibt dieser Teil der Biographie vollständig ausgeklammert. Das hängt zum einen mit der Erzählperspektive von Karl Himmel zusammen, aus der heraus er seine politische Verfolgung unter nationalsozialistischer Herrschaft hervorhebt und durch die er sich – wie ich meine zu Recht – als Opfer des NS-Regimes darstellt. Gleichzeitig hat das Schweigen über sein Leben nach der Befreiung aber auch mit der Gesprächssituation an sich zu tun, denn Befragungen haben im Leben von Karl Himmel eine lange Tradition. In welchem Übertragungskontext das lebensgeschichtliche Interview steht, wird im Text an zwei Stellen besonders deutlich. Als Karl Himmel über die Begutachtung des Amtsarztes in Diepholz berichtet, die zu seiner Zwangssterilisation führt, erwähnt er, daß er damals auf politische Fragen nicht geantwortet habe.

»Ich habe vergessen, ein Jahr davor, da war ich auch schon drin. Da ist ja die Sterilisation..., 1937 bin ich sterilisiert worden. Davor. Und eh, ich hab' eh, die Fragen usw. Was haben Sie für..., eh? Ich beantworte keine politischen Fragen, ja? Ja? Zum Beispiel: Ich hab', ne, da war eine Frage, war dabei (?), und so verschiedenes, aber politische Fragen habe ich gar nicht gestellt, eh, beantwortet.«¹²⁰

Die Gleichsetzung der Interviewsituation mit der damaligen Begutachtung des Amtsarztes drückt sich im Interview durch die unvollständige Frage aus: »Was haben Sie für (Fragen), eh?«. Damit wird deutlich, daß der Interviewte ebenso wie damals auch in unserem Gespräch nicht bereit sein wird, »politische Fragen« zu beantworten. Er vergewissert sich durch mehrmaliges Nachfragen, daß ich keinerlei »politische Fragen« stellen werde, was sich auch in der Verwechslung zum Schluß des Zitats ausdrückt. Ich soll die »politischen Fragen«, die Karl Himmel ohnehin nicht beantworten würde, gar nicht erst stellen.

Da Herr Himmel mit dem Begriff »politische Fragen« im Interview aufzuzeigen versucht, daß er aus eben diesen Gründen verfolgt worden ist, steckt darin auch so etwas wie eine »Deckerinnerung«, auch wenn der Begriff an dieser Stelle nicht ganz zutreffend ist.¹²¹ Seine Zwangssterilisation erfolgt nicht aufgrund einer »politischen« Gegnerschaft. In der Begutachtung durch den Amtsarzt geht es vielmehr um

120 Interviewtranskript, S. 3. Die Transkription weicht in diesem Abschnitt von der Tonbandaufzeichnung ab. Es wird hier eine am Originalband überarbeitete Transkriptionsfassung zitiert.

121 Vgl. S. 46.

die Frage, ob Karl Himmel als geistig »normal« angesehen wird. Jugendamt, Heimleitung, Ärzte, Psychiater und Richter fragen immer wieder nach der Zurechnungsfähigkeit und damit nach dem Geisteszustand von Karl Himmel. Genau dies ist die Frage, auf die der Interviewte nicht direkt antworten will oder kann.

Durch diesen Übertragungskontext gerate ich als Interviewerin in die Rolle der Ärztin, Psychiaterin oder Richterin, die aufgrund eines Tests oder eines Verhörs entscheiden wird, welche weiteren Maßnahmen zu ergreifen sind. Für Karl Himmel lösen diese Übertragungsmechanismen im Interview einen enormen Legitimations- und Leistungsdruck aus, denn er macht sich von meiner Meinung über ihn, die er einerseits phantasiert, andererseits auch wahrnimmt, abhängig. Er wirkt während unserer Begegnung ausgesprochen nervös und klagt nach einiger Zeit über heftige Kopfschmerzen. Zwar verursachen die im Interview latenten Übertragungen diese innere Anspannung, gleichzeitig projiziert Karl Himmel aber auch nicht nur ins Leere, denn die Interviewsituation weist ja tatsächlich gewisse Ähnlichkeiten mit den ihm bekannten Begutachtungen auf. Es handelt sich um einen hierarchisch strukturierten ›Dialog‹, der das Fragerecht allein der einen Seite zuerkennt und gleichzeitig soziale und gesellschaftliche Normen transportiert, indem kulturelle Formen biographischer Selbstpräsentation als verbindlich vorausgesetzt werden. Diese Normensetzung von seiten der Interviewenden erzwingt geradezu einen Verstoß, der sich im Gespräch durch die bestehenden Verständigungsschwierigkeiten ausdrückt.¹²² Meine Unzufriedenheit und Ungeduld schlagen im weiteren Gespräch zunehmend in Resignation um, und zwar interessanterweise gerade an den Stellen, wo die Übertragung besonders auffällig wird.

»Naja. Ich habe mich dann ein bißchen gekümmert, daß ich... , ein bißchen kann ich Französisch sprechen. Nicht viel. Englisch. Portugiesisch. Auf Portugiesisch sagt man: ›Una servesa venga. Mucho trabajo. Una servesa venga.« – Int.: »Was heißt das?« – »Das heißt: ›Trinken wir ein Bier.«« »Mucho trabajo‹ heißt ›viel Arbeit‹. Der Italiener sagt ja: ›bella gracia‹, das heißt ›schönen Dank‹. Und der Portugiese sagt: ›mucho gracia‹, das heißt ›vielen Dank‹.« – Int.: »Ja.« – »Französisch. Der Franzose sagt: ›Bon jour. Ca va.‹ ›Guten Tag. Wie geht es ihnen?‹« – (längere Pause, in der Herr Himmel einige Fotos auf dem Tisch entdeckt) »Ach, die Bilder haben Sie mitgebracht. Ja.« – Int.: »Ja. Sollen wir jetzt mal Schluß machen?« – »Ja. Mir ist es egal. Ich bin nur, ich hab' gesagt, ich bin ein Mensch trotzdem. Ich laß mich nicht gehen, da ich nicht apathisch bin.« – Int.: »Ja. Das ist auch wichtig.« – »Nicht labil auch. Trotz des Alters. Ich mach' so, um nicht ganz zu vergammeln, sag' ich jetzt mal, mache ich jeden Morgen, wenn ich aufstehe, vormittags, Gymnastik zuhause.« – Int.: »Aha.« – »Sieben bis acht Minuten. Mach ich. Muß ich.« – Int.: »Bewegungen.« – »Bewegungen, ja. Der Engländer sagt ja ›too early‹, ist zu früh. Auf Französisch heißt es ›non tout a l'heure‹.« – Int.: »Gut. Dann stelle ich das mal aus.«¹²³

So verwirrend diese Interviewpassage auch wirken mag, so treffend charakteri-

122 Vgl. zur hierarchischen Struktur von Interviews, S. 95ff.

123 Interviewtranskript, S. 30f.

siert sie doch mein Gespräch mit Karl Himmel. Aufgrund der Übertragungskonstellation versucht er im Interview aufzuzeigen, über welches Wissen er verfügt und daß er eben nicht »schwachsinnig« ist. Schon immer obliegt ihm in solchen und ähnlichen Situationen die Beweislast, sein Gegenüber davon zu überzeugen, daß der Eindruck, den er vermittelt, auch etwas mit der Wahrnehmung und Normensetzung seines Gesprächspartners zu tun hat. Indem er dazu die Symbolik der verschiedenen Sprachen nutzt, die er ansatzweise beherrscht, drückt er aus, daß auch in unserem Gespräch gewisse Verständigungsschwierigkeiten existieren. Meine Reaktion, das Interview nun beenden zu wollen, spiegelt ihm meine Abwehr wider, weiterhin auf dieser Ebene fortzufahren. Herr Himmel spürt möglicherweise in diesem Moment, daß auch ich mich frage, ob mein Gesprächspartner geistig gesund ist. Hilflosigkeit und Ohnmacht begleiten den Versuch, dem »grausamen Spiel« ein Ende zu setzen, insofern mache ich mir in der Gegenübertragung genau den Mechanismus von Karl Himmel zu eigen, mit dem er sich selbst immer zu schützen versucht. In dieser Situation verkehren sich die Rollen, denn nun bin ich diejenige, die im übertragenen Sinne wegläuft. Indem ich aus der Situation fliehen möchte, bewirke ich aber auch, daß Karl Himmel die Rolle des Bewertenden einnimmt. Als unmittelbare Reaktion auf mein Verhalten beantwortet er zum Schluß nämlich selbst die Frage, um die es in unserem und in allen anderen Gesprächen unbewußt geht. Seine Antwort darauf ist einfach und zugleich erschütternd: »Ich bin ein Mensch trotzdem.«

Indem der Interviewte meint, sein Wissen demonstrieren zu müssen, findet die situative Parallelität zu vergangenen Ereignissen ihren szenischen Ausdruck.¹²⁴ Im Interview reinszeniert sich diese grundlegende Erfahrung, denn auch ich empfinde mich während unseres Gespräches zunehmend in der Rolle derjenigen, die fragt, zuhört und ihre Schlüsse zieht. Meinem Unbehagen über diese Wiederholung versuche ich zu entkommen, indem ich das Interview beenden möchte, obwohl der Zeitzeuge darauf verweist, daß es dafür »too early« sei.

Erinnerungsinterviews und Übertragungsanalyse

Das Interview mit Karl Himmel dient in dieser Untersuchung zum einen dazu, verschiedene Formen quellenkritischer Bearbeitungen zu verdeutlichen, zum anderen lassen sich daran auch die bestehenden Grenzen der Oral History aufzeigen. Anders als bei der Erzählung von Hans Wassermann benötigt eine Auswertung dieses Interviews andere Quellen substantiell. Auf die Probleme, die mit dieser »Ergänzungstechnik« verbunden sind, wurde bereits eingegangen.¹²⁵ Es ist darüber hinaus zu fragen, inwiefern in diesem Fall überhaupt noch das Interview ausgewertet wird, wenn man sich auf einen derart breiten Quellenfundus bezieht. Konstruiert der Interpretierende dann nicht »nur« einen Lebenslauf, der zwar mit dem lebensgeschichtlichen Bericht zusammen-

124 Vgl. das Konzept des szenischen Verstehens, S. 51ff.

125 Vgl. S. 226.

hängt, aber wesentliche Elemente aus anderen Quellen schöpft? Daß die Einbindung anderer Informationen nicht kritiklos erfolgen sollte, gehört zu den Grundprämissen quellenkritischer Arbeit, wenn das Interview jedoch allein als Anstoß dient, sich anderen Quellen zuzuwenden, dann steht der Arbeitsaufwand, den eine lebensgeschichtliche Befragung fordert, in keinem angemessenen Verhältnis mehr zu ihren Ergebnissen. Der spezifische Quellenwert lebensgeschichtlicher Erinnerungen – so zeigt sich – kann also je nach Gestalt und Struktur der Erzählung erheblich variieren, daher sollte sich der methodische Zugang sowohl am eigenen Forschungsinteresse als auch an der individuellen Beschaffenheit des Interviewtextes ausrichten.

Sicherlich ermöglicht die quellenkritische Ergänzung im vorliegenden Fall, sich der Erzählperspektive und der Erfahrungsaufschichtung im Interviewtext anzunähern. Sie ist somit keineswegs überflüssig, sondern ein wichtiger und unverzichtbarer Bestandteil der Textanalyse. Andererseits weist aber das Interview mit Karl Himmel kaum erzählerische Segmente auf, sondern die Erinnerungen sind häufig bruchstückhaft und stellen Handlungsabläufe nur fragmentarisch dar. Die Ebene des subjektiven Erlebens und Empfindens blitzt nur an einzelnen Stellen durch, und sie bedürfen erst einer interpretativen Aufschlüsselung, um ihre Bedeutung offenzulegen. Erinnert sei an dieser Stelle an die metaphorische Sprachfigur der »Tierärzte«, durch die Karl Himmel symbolisch verdeutlicht, wie er selbst die ihm zugefügte Demütigung und Entmenschlichung empfindet.¹²⁶

Generell liegt aber die spezifische Aussage des Lebensrückblicks in seinem diffusen Charakter versteckt. Damit erweist sich die Nähe zum subjektiven Erleben gerade an den Stellen als besonders intensiv, an denen die biographische Kommunikation nicht gelingt. Im Interview mit Karl Himmel tritt die diskursive Überformung, durch die lebensgeschichtliche Befragungen üblicherweise beeinflußt sind, in den Hintergrund, da der Zeitzeuge sich nur hin und wieder gängiger Darstellungsmuster bedient. Die Irritationen, die dadurch in der Gesprächssituation und während der Textinterpretation entstehen, stellen erste Anknüpfungspunkte bereit, der subjektiven und wohl auch unbewußten Dimension des Erlebten auf die Spur zu kommen. Methodisch bietet es sich daher an, mit Hilfe des »szenischen Verstehens« vorherrschende Interaktionsmuster zu analysieren. Sowohl Interviewtext als auch das interaktive Geschehen während des Gespräches stehen daher im Mittelpunkt einer Auswertung, die zu deuten versucht, was im Interview ungesagt blieb.

Versteht man Übertragungsphänomene nicht als lästiges Beiwerk menschlichen Zusammenlebens, dann lassen sich an ihnen komplexe Zusammenhänge aufzeigen, die beispielsweise aufgrund ihrer Bedrohlichkeit aus der Sprache ausgeschlossen werden müssen. In der Übertragung steckt immer auch ein Stück Erinnerung, mit ihr wird strukturell Vergangenes in aktuelle Lebenssituationen transportiert.¹²⁷

Im Interview mit Karl Himmel lassen sich diese Mechanismen am deutlichsten an der bereits zitierten Textpassage analysieren, die im Interview die Schlußsequenz

126 Vgl. S. 204.

127 Vgl. zur Übertragungsanalyse S. 51ff.

darstellt. Was an dieser Szene so irritiert, ist, daß Karl Himmel scheinbar völlig unvermittelt damit beginnt, einzelne Worte in verschiedene Sprachen zu übersetzen. Auf den ersten Blick läßt sich diese Textstelle kaum in einen sinnvollen Zusammenhang stellen, und daher würde sie üblicherweise als unverständlich gelten und aus der Interpretation ausgeklammert bleiben.

Durch die Übertragungsanalyse offenbaren sich zentrale Momente lebensgeschichtlicher Erfahrung, indem sie sich als verdichtete Szenen im Interview wiederholen. Ihre symbolische Bedeutung zu erkennen, fußt wesentlich auf einer reflektierten und einfühlsamen Auseinandersetzung mit dem, was sich zwischen Interviewer und Zeitzeuge konkret ereignet. Da das ›szenische Verstehen‹ über die rein sprachliche Ebene der Interviewauswertung hinausgeht, vermag sie Textpassagen einzubeziehen, die sich einer inhaltsanalytischen Auslegung ansonsten verweigern. Gerade wenn ein Lebensrückblick bruchstückhaft und fragmentarisch erscheint, bleibt ein Zugang zur subjektiven Dimension der Erinnerung oft verstellt.

Allerdings verlangt das ›szenische Verstehen‹ auch von den Interviewenden eine Bereitschaft, sich mit ihren eigenen Rollen zu beschäftigen. Um nicht Gefahr zu laufen, dem Zeitzeugen bestimmte Interpretationsschablonen einfach überzustülpen, gehört der selbstreflexive Prozeß des Interviewers zu den entscheidenden Voraussetzungen, damit eine Annäherung gelingen kann. Mühsam gestaltet sich der Versuch, sich von der eigenen Illusion, doch ›nur‹ eine ›neutrale‹ Interviewerin zu sein, zu verabschieden. Wahrzunehmen, wie man selbst bestimmte Interviewpassagen erlebt hat, seine eigenen Gegenübertragungen interpretativ zu nutzen, rührt auch an der Frage, wieviel der Wissenschaftler oder die Wissenschaftlerin von sich selbst zu zeigen bereit ist. Das Gespräch mit Karl Himmel hat mich unmittelbar danach relativ ratlos und hilflos zurückgelassen. Zweifel an der Methodik der Oral History paarten sich mit selbstkritischen Vorwürfen, dieser Interviewsituation nicht gewachsen gewesen zu sein. Ohne professionelle Hilfe wäre dieses Transkript womöglich unter dem Stichwort ›mißlungen‹ zur Seite gelegt worden. Aber letztlich gibt es keine gescheiterten Interviews. Vielmehr verdeutlicht gerade das Gespräch mit Karl Himmel, welche Chancen für die Interpretation der persönliche Kontakt zwischen Interviewer und Zeitzeuge bereitstellt. In kaum einem anderen Interview offenbaren sich die sinnregulierenden Regeln der Kommunikation derart augenfällig. Diskurs- und Genreregeln können dazu dienen, alle Beteiligten vor der Massivität der Zerstörung, die diesen Erinnerungen anhaftet, zu schützen. Indem die narrative Harmonisierung nicht gelingt, wie im Interview mit Karl Himmel, bricht in die Kommunikation ein, was im wissenschaftlichen Kontext »Entstrukturierung« genannt wird. Doch die begriffliche Abstraktion vermag nicht auszudrücken, welche Gefühle mit ihr verbunden sind. Im Interview mit Karl Himmel wußte ich diesen zerstörerischen Momenten nur dadurch zu begegnen, daß ich im übertragenen Sinne die Flucht ergriff. Für meinen Gesprächspartner hingegen folgt auf jeden Fluchtversuch seine baldige Ergreifung.

128 Vgl. dazu das Kapitel »Trauma und Geschichte«, S. 116ff.

4. Individuum und Gruppe

Keine Heldin.

Analyse eines Interviews mit Ewa Wigand

Das Interview mit Ewa Wigand repräsentiert eine Form der Erzählung, deren wesentliches Merkmal die Aktualisierung traumatischer Erfahrungen ist. Gleichzeitig stehen ihre verbal und nonverbal geäußerten Erinnerungen in einem lebensgeschichtlichen Kontext, der eine tiefergehende Deutung der von ihr erzählten Geschichte überhaupt erst ermöglicht. Daher wird es in diesem Kapitel um die Vorzüge gesamtbiographischer Auswertungen gehen, die nicht nur am Einzelfall, sondern zudem an einem Interviewsample deutlich gemacht werden.

Als deutsche Truppen am 1. September 1939 Polen angreifen, ist Ewa Wigand vierzehn Jahre alt.¹ In unserem Gespräch berichtet sie in nur wenigen, wenn auch aussagekräftigen Sätzen über ihre Kindheit.

»Ich bin geboren, nur geboren, in Tschenstochau. Wenn ich kleiner war, nur einen Monat, hat mich meine Großmutter zu sich genommen nach Lodz. Und das ganze Leben war ich in Lodz. Litzmannstadt hat es geheißen. Nun ich war in die Schule. Das ganze Leben war ich bei meiner Großmutter. Ich war von Zeit zu Zeit zu meinen Eltern nach Tschenstochau gekommen besuchen und dort waren schon andere Schwester und Brüder. Und ich hatte gern meine Großmutter, und ich bin so geblieben. Und nachher die Schule habe ich gemacht, der Krieg ist gekommen und meine Großmutter, Großvater und alle meine Verwandten sind nach... , also Lodz war Reich und Tschenstochau war Protektorat. Und alle haben gedacht, im Protektorat wird es besser und sicherer sein. Meine ganze Familie sind zu Mutter und Vater nach Tschenstochau gelaufen. Und ich habe gesagt: ›Nein, ich komme nicht mit.‹ Meine Großmutter hat angefangen zu weinen: ›Was wird deine Mutter sagen? Wie kannst du bleiben?‹ Ich war alt vierzehn Jahre und habe gesagt: ›Nein, ich komme nicht.‹«²

1 Der Name wurde geändert. Ewa Wigand spricht während des Interviews deutsch, allerdings ist dies nicht ihre Muttersprache. Sie selbst meint, sie spreche eher jiddisch als deutsch. Der Text wurde möglichst nahe am gesprochenen Wort transkribiert, damit seine Authentizität erhalten bleibt, auch wenn er dadurch stellenweise schwieriger zu lesen ist. In der ursprünglichen Transkription wurde die Abschrift sprachlich geglättet. Daher habe ich das Transkript nochmals überarbeitet und eine am Original korrigierte Fassung erstellt, die hier auch zitiert wird.

2 Interview mit Ewa Wigand am 30. November 1991 in Paris, in: AGN, OH (im folgenden: Interviewtranskript), S. 3. Während des Gespräches bedient Karin Orth eine Videokamera, ebenso ist der Ehemann der Zeitzeugin während der ersten Interviewhälfte anwesend. Hin und wieder hilft er seiner Frau, wenn sie im Deutschen nach einem Wort sucht. Nach einer Gesprächspause sind wir dann aber mit Ewa Wigand allein.

Ewa Wigand wird 1925 als älteste Tochter einer jüdischen Familie in Tschenstochau geboren.³ Weshalb sie im Alter von einem Monat zu ihren Großeltern nach Lodz kommt und dort aufwächst, bleibt in ihrer Erzählung unklar. Möglicherweise sieht die Zeitzeugin diesen Teil ihrer Biographie als zu intim an, um auf ihn näher einzugehen. Vor dem Hintergrund allerdings, daß sowohl ihre Eltern als auch ihre Geschwister den Holocaust nicht überlebt haben, erweist es sich vielleicht heute auch als unmöglich, sich mit diesen schwierigen Seiten ihrer Familiengeschichte auseinanderzusetzen. Ihre Mutter und ihr Vater haben sie als Säugling weggegeben und damit eine Trennung vollzogen, die sich später als endgültig erweisen sollte. Wenn Ewa Wigand auch zu erkennen gibt, daß sie sehr gern bei ihren Großeltern gelebt und sich dort auch wohl gefühlt hat, dann zeigt dies lediglich eine Seite ihrer kindlichen Wahrnehmung. Zunächst akzeptiert sie die Gegebenheiten und kann sie auch positiv erleben, doch mit Eintritt in die Pubertät ändert sich ihre Haltung. Indem sie sich nach Kriegsbeginn dagegen sperrt, nach Tschenstochau zu gehen, verweigert sie damit gleichzeitig die Chance, sich ihren Eltern wieder anzunähern. Die Jugendliche vollzieht nun ihrerseits eine Trennung, die nicht nur aufgrund der vorherigen Familiengeschichte problematisch bleibt. Die pubertätsbedingten Ablösungsversuche stehen bei Ewa Wigand in unmittelbarem Zusammenhang mit den damals aktuellen politischen Ereignissen. Eine spezifische Thematik der präpubertären und beginnenden adoleszenten Entwicklungsphase liegt generell in der von ambivalenten Gefühlen begleiteten Auseinandersetzung mit den Eltern, von denen sich der Jugendliche zu lösen beginnt.⁴ Es gehört daher zu den fundamentalen Bedürfnissen dieser Altersstufe, die konflikthafter Auseinandersetzungen in einem Raum ausleben zu können, der trotz Ablehnung gegenüber den alten Autoritäten von innerer Verbundenheit zu ihnen getragen ist. Ewa Wigand erlebt diese beginnende Ablösung zum einen vor dem Hintergrund einer für sie emotional schwierigen Familiensituation, zum anderen in einem politischen Kontext, der von Bedrohung, Gewalt und Zerstörung bestimmt wird.

Mögen sich in der Erzählung von Ewa Wigand die familiären Bedingungen auch nicht übermäßig dramatisch anhören, so kann ihre Darstellung aber nicht ohne ihre aktuelle Perspektive auf das damals Geschehene betrachtet werden. Die Erinnerungen an ihre Kindheit sind für die Zeitzeugin nicht von dem Wissen zu trennen, daß sie ihre Eltern und Geschwister nach Kriegsbeginn nicht mehr wiedergesehen hat, denn diese und zahlreiche andere Verwandte werden später in Treblinka ermordet. Vieles bleibt daher zwischen Ewa Wigand und ihren Eltern unausgesprochen. Festgesetzt hat sich möglicherweise das Gefühl, sich den Eltern in

3 Tschenstochau, polnisch Czestochowa, liegt zweihundert Kilometer südwestlich von Warschau und circa einhundert Kilometer südlich von Lodz. Berühmt durch die in ganz Polen verehrte Schwarze Madonna, entwickelte sich die Stadt durch die reichhaltigen Eisenerzvorkommen Ende des 19. Jahrhunderts zu einem Industriezentrum. Die jüdische Gemeinde zählt Ende der dreißiger Jahre 28.500 Mitglieder, etwa ein Drittel der Einwohnerschaft. Vgl. Jäckel, Enzyklopädie (1993), S. 1433f.

4 Vgl. den Ansatz von Keilson, S. 126ff.

einer Situation, als ihr aller Leben in Gefahr gerät, verweigert zu haben. Im Rückblick können die damals ambivalenten Gefühle gegenüber den Eltern weder angst- noch schuldgefühlfrei erlebt werden, ihre entwicklungsbedingte Berechtigung löst sich vor dem Grauen, das folgen sollte, nicht nur völlig auf, sondern kehrt sich in ein Gefühl eigenen Verschuldens um, das mit der Ermordung der jüdischen Bevölkerung während des Nationalsozialismus verbunden bleibt. Insofern ist es nur allzu nachvollziehbar, warum die Zeitzugin im Interview über ihre Kindheit weitgehend schweigt.

Am 8. September 1939 besetzen deutsche Wehrmachtstruppen die Stadt Lodz. Die zweitgrößte Stadt Polens mit ihren mehr als 600.000 Einwohnern ist durch eine rasch gewachsene textilverarbeitende Industrie geprägt, in der der überwiegende Teil der polnischen, jüdischen und der etwa 10 % umfassenden deutschen Bevölkerung arbeitet. In Lodz existiert eine 223.000 Mitglieder zählende jüdische Gemeinde, wodurch die Stadt zu einem der größten Zentren jüdischen Lebens in Europa gehört.

Mit der Besetzung Polens beabsichtigen die Deutschen nicht nur eine generelle Unterwerfung des Landes, sondern wollen seine Aufteilung und damit die Zerstörung seiner politischen Selbständigkeit.⁵ Auf der Grundlage des deutsch-sowjetischen Freundschaftsvertrages fällt der östliche Landesteil an die Sowjetunion, der zur »Eindeutschung« bestimmte Westteil wird als »Wartheland« dem Reich einverleibt, weitere Teile fallen den jeweiligen preußischen Provinzen zu. Das als »Generalgouvernement« bezeichnete Restgebiet bleibt ein vom NS-Regime beherrschtes Territorium, das man unter Ausnutzung seiner wirtschaftlichen Ressourcen zunächst zum Deportationsziel aller Juden erklärt.

Nach der Bildung des »Reichsgaus Wartheland« am 11. April 1940 wird die Stadt Lodz in »Litzmannstadt« umbenannt. Dem Terror gegen jüdische und polnische Einwohner folgen gesetzliche Maßnahmen, die eine wirtschaftliche Ausschaltung bewirken.⁶ Gleichzeitig werden die Juden der Stadt registriert, ihre Kennzeichnung wird angeordnet, und schließlich errichtet die deutsche Verwaltung einen jüdischen Wohnbezirk, in dem die nunmehr 164.000 Personen leben müssen.⁷ Die Ghettobildung gilt bei den Verantwortlichen zunächst als vorübergehende Maßnahme, denn der eigentliche Plan, sämtliche Juden in das »Generalgouvernement« zu deportieren, scheidet anfänglich an Widerständen beteiligter Instanzen. Generalgouverneur Frank gelingt es, die geplanten Deportationen aus dem Reich und dem »Wartheland« zu stoppen, da er eine Aufnahme dieser Menschen nicht für durch-

5 Zum Krieg gegen Polen vgl.: Kermisz, *Dokumenty i materialy do dziejów okupacji niemieckiej w polsce*, tom. II: *Akcje i Wsyiedlenia* (Dokumente und Materialien zur Geschichte der deutschen Okkupation in Polen, Bd. II: Aktionen und Aussiedlungen), Lodz 1946; Broszat, *Nationalsozialistische Polenpolitik* (1961); Hoensch, *Geschichte Polens* (1990).

6 Zu den antijüdischen Maßnahmen vgl. die entsprechenden Dokumente in: Eisenbach, *Dokumenty i materialy do dziejów okupacji niemieckiej w polsce*, tom. III: *Getto Łódzkie* (Dokumente und Materialien zur Geschichte der deutschen Okkupation in Polen, Bd. III: Getto Lodz), Lodz 1946.

7 Zum Lodzger Ghetto vgl.: Urteil des Landgerichts Berlin vom 30.10.1952 (2 PKs 6/52) gegen Heinrich Schwind, in: *Justiz und NS-Verbrechen*, Bd. X, S. 132-149; Wulf, *Lodz* (1962); *Diamant, Litzmannstadt* (1986); *Jüdisches Museum Frankfurt, Lodz* (1990); Kiesel, »Wer zum Leben, wer zum Tod...« (1992).

führbar hält. Bis 1941 werden etwa 500.000 Personen aus den eingegliederten Gebieten in das »Generalgouvernement« abgeschoben, allerdings bleibt Lodz von diesen Maßnahmen weitgehend verschont, da man sich anscheinend nicht darüber einig ist, ob Lodz langfristig überhaupt im »Reichsgau Wartheland« verbleiben soll.⁸

Mit Kriegsbeginn bricht die Verfolgung unmittelbar in das Leben der vierzehnjährigen Ewa Wigand und ihrer Familie ein. Der sofort einsetzende Terror gegen polnische und jüdische Bewohner zeigt den Betroffenen, mit welcher Brutalität die neuen Machthaber gegen die Zivilbevölkerung vorgehen. Zehntausende entschließen sich daher zur Flucht, in der Hoffnung, im sowjetisch besetzten Teil oder im »Generalgouvernement« bessere Lebensbedingungen vorzufinden. Die Großeltern von Ewa Wigand sowie mehrere Onkel und Tanten gehen daher vermutlich bereits im Herbst 1939 zur Verwandtschaft nach Tschenstochau. Die Jugendliche bleibt allein in Lodz zurück. In den nächsten Monaten versucht sie sich mit dem Verkauf verschiedener Waren, die in den Wohnungen ihrer Angehörigen zurückgeblieben sind, über Wasser zu halten.⁹

Im Februar 1940 ordnet der Lodzer Polizeipräsident Schäfer die Errichtung des Ghettos in den nördlichen Stadtvierteln Stare Miasto, Baluty und Marysin an. Der Ghettobezirk gehört zu den ärmsten und heruntergekommensten Stadtteilen. 95 % der Gebäude verfügen weder über Toiletten noch über Wasser- oder Kanalisationsanschlüsse. Die Gas- und Elektrizitätsversorgung ist völlig ungenügend. Zur Stadt hin wird das Ghetto durch systematischen Abbruch ganzer Straßenzüge abgetrennt, zusätzlich umzäunt und von deutschen Posten bewacht. Zuvor mußten alle nichtjüdischen Einwohner das Gebiet verlassen, und die mehr als 100.000 Juden, die bisher nicht in diesem Bezirk gelebt haben, zwingt man, in die 48.100 zur Verfügung stehenden Räume umzuziehen. Insgesamt leben ab April 1940 mehr als 160.000 Juden auf dem vier Quadratkilometer großen Gelände.¹⁰ In den nächsten zwei Jahren erhöht sich die Zahl der Ghettobewohner durch Transporte deutscher Juden und solcher aus den Provinzstädten des »Warthelandes« auf über 200.000 Menschen.¹¹

Ewa Wigand lebt zunächst in der im Ghettobezirk liegenden Wohnung einer ihrer Tanten. Bevor am 10. Mai 1940 das Ghetto Lodz endgültig verschlossen wird, kehren ihr Großvater sowie ein Onkel und eine Tante mit ihrer kleinen Tochter nach Lodz zurück. Zusammen müssen sie in den nächsten Jahren mehrmals ihre Unterkunft wechseln, da das Ghetto immer wieder verkleinert wird. Der Rest der Familie, also die Großmutter, Eltern und Geschwister sowie zahlreiche andere Verwandte bleiben in Tschenstochau. Die hermetische Absperrung des Lodzer Ghettos ermöglichte es nicht, miteinander Kontakt zu halten. Ewa Wigand weiß daher bis Kriegsende nichts über den weiteren Verbleib ihrer Angehörigen.

8 Vgl. Scheffler, Das Getto Lodz (1990), S. 12-16.

9 Vgl. Interviewtranskript, S. 3.

10 Vgl. Freund, Das Getto in Litzmannstadt (1990), S. 17-31.

11 Zu den geplanten Deportationen nach Lodz vgl. den umfangreichen Schriftwechsel im Bundesarchiv Koblenz (BA), NS 19, 2655. Eine Übersicht über die Transporte aus den Provinzstädten gibt: Diamant, Litzmannstadt (1986), S. 191ff.

Die Forschung verfügt heute über einzigartige Zeugnisse, welche über die menschenunwürdigen Existenzbedingungen im Ghetto Lodz Auskunft geben. Zahlreiche Tagebücher, Aufzeichnungen und die sogenannte Ghetto-Chronik, die im Auftrag des Judenältesten Rumkowski geführt wurde, sind bis heute erhalten geblieben.¹² Sie kontrastieren das nüchterne Bild, das die überlieferten Verwaltungsakten der deutschen Ghettoverwaltung entwerfen. Hunger, Krankheiten, Epidemien sowie eine katastrophale medizinische und hygienische Versorgungssituation kennzeichnen ein Leben unterhalb des Existenzminimums. Die Quellen belegen die vollständige Enteignung und Ausplünderung der jüdischen Bevölkerung. Darüber hinaus errichtet die deutsche Ghettoverwaltung unter ihrem Leiter Hans Biebow einen ghettoaigen Industriekomplex, in dem alle arbeitsfähigen Einwohner überwiegend zur Rüstungsproduktion eingesetzt werden.¹³ Aufgeteilt in über einhundert »Arbeitsressorts« leisten im Jahre 1942 mehr als 70.000 Ghettobewohner für ein Stück Brot und eine Suppe in den »Führerfabriken« Akkordarbeit, zunächst neun, später zwölf Stunden am Tag.¹⁴ Die Absicht der deutschen Ghettoverwaltung, kriegswirtschaftlichen Nutzen aus dem Ghetto zu ziehen und gleichzeitig die Kosten für den jüdischen Wohnbezirk durch Zwangsarbeit selbst zu erwirtschaften, verbindet sich mit der Hoffnung des »Judenältesten« Rumkowski, das Ghetto durch produktive Arbeit für die Deutschen wirtschaftlich interessant zu machen und so zumindest einem Teil der Menschen ein Überleben zu ermöglichen.

»Wir haben angefangen im Ghetto arbeiten. In Arbeitsressorts. Mein Onkel war im Schneiderressort, meine Tante war im Strohschuhersort, und ich war im Sattlerressort. Das war sehr schlimm, das Leben im Ghetto, im Lodzer Ghetto. Ich glaube, es hat sich noch nie gefunden eine Person, was gut beschrieben das Lodzer Ghetto. Ich glaube, das Ghetto von Lodz war viel schlimmer wie das Ghetto in Warschau. In Warschau waren sie... , sie haben viele Möglichkeiten und Kontakte mit die Polen gehabt. Das Lodzer Ghetto war so hermetisch verschlossen, daß niemand rein kommt und niemand raus kommt. Raus nur zur Deportation. Nur noch.«¹⁵

Die Bevölkerungszahl im Ghetto Lodz schwankt bis zu seiner Auflösung im August 1944. Während der gesamten Zeit sterben mehr als 43.000 Menschen an Hunger, Krankheiten und akuter Erschöpfung. Auch der Großvater von Ewa Wigand überlebt diese katastrophalen Bedingungen nicht.

Gleichzeitig erreichen aber auch weitere Transporte das Ghetto. Zwischen dem 16. Oktober und dem 4. November 1941 deportiert das Reichssicherheitshauptamt

12 Vgl. Dobroszycki, *The Chronicle of the Lodz Ghetto* (1984); Rosenfeld, *Wozu noch Welt* (1994).

13 Hans Biebow, geboren 1902 in Bremen, ist dort vor Kriegsbeginn als Großkaufmann tätig. Nach der Einrichtung des Ghettos Lodz avanciert er im Mai 1940 zum Leiter der faktisch selbständigen Ghettoverwaltung. Biebow zeichnet nicht nur für den Aufbau und Betrieb ghettoaigener Produktionsstätten verantwortlich, sondern ist auch persönlich an den Deportationen nach Chelмно und Auschwitz beteiligt. Nach Kriegsende in Deutschland verhaftet, wird er nach Polen ausgeliefert, in Lodz zum Tode verurteilt und am 23. Juni 1947 hingerichtet.

14 Vgl. Übersicht über die verschiedenen »Arbeitsressorts« bei: Diamant, *Litzmannstadt* (1986), S. 23ff.

15 Interviewtranskript, S. 3f.

fast 20.000 Juden aus dem Westen und weitere 5.000 »Zigeuner« aus dem österreichischen Burgenland nach Lodz. Zu diesem Zeitpunkt diskutieren die Verantwortlichen bereits über die Grenzen der ohnehin schon weit überschrittenen Aufnahmekapazität. Erhöhte Seuchengefahr, drohende Aufstände und Unruhen sowie die Befürchtung, die kriegswichtige Produktion könne gefährdet werden, dienen zunächst als Argumente dafür, weitere Deportationen abzuwenden. Doch auf höchster Ebene werden bereits Maßnahmen zur »Endlösung der Judenfrage« beschlossen. Im Herbst 1941 einigen sich Heinrich Himmler und der Reichsstatthalter des »Warthelandes« Artur Greiser darauf, die nicht mehr arbeitsfähigen Ghettobewohner nach Chelmno, 55 Kilometer von Lodz entfernt, zu deportieren und dort zu ermorden.¹⁶ Zwischen Januar und Mai 1942 werden daraufhin mindestens 55.000 Juden in Chelmno in sogenannten Gaswagen getötet.¹⁷

Nachdem die Deportationen im Sommer zunächst unterbrochen werden, beginnen SS und Polizei am 1. September 1942 erneut, diesmal Alte, Kranke und vor allem Kinder aus dem Ghetto zu selektieren, um sie anschließend wiederum in Chelmno zu ermorden. Im Gedächtnis von Ewa Wigand haben sich dazu grauenhafte Bilder festgesetzt; sie selbst gerät Anfang September 1942 in die Deportationsmaschinerie.

»Dann haben sie organisiert eine Sperre, was dauert zwei oder drei Tage, glaub' ich, wir haben kein Recht rauszugehen, nicht zu der Arbeit, niemand.¹⁸ Wir sitzen Zuhause und die kommen, machen solche (?). Und sind die Deutschen gekommen an jedes Haus, dreimal geschossen und alles mußte runtergehen. Und so wie ich, ich habe gearbeitet im Sattlerressort, ich habe meine Papiere gehabt, war ich sicher, daß die mich brauchen, ich bin sehr wichtig, man muß mich haben zu die Arbeit, ich mache solche wichtigen Sachen, die Rucksäcke und alles für das Militär. Und ich gehe runter, meine Tante, und ich habe eine kleine Cousine von vier Jahren gehabt, immer behalten, niemand soll sie finden, versteckt. Das wurde durchgehalten..., meine Tante alle sind geblieben, nur mich. Wie Stein, ich war so, bin ich geworden weiß und auf unsere Hof wohnte ein Feuerlöscher,¹⁹ und er kannte mich. Sagte er: ›Ich kniep dich, ich kniep dich, du sollst schnell Farbe haben.‹ Aber ich war im ganzen so, ich habe es gemacht, aber es hat nicht geholfen. Man hat alles, mich auch genommen dann. Und man hat uns weggeführt auf solche, wissen Sie, Lastwa-

16 Zu dem umfangreichen Schriftwechsel beteiligter Instanzen, der den Deportationen nach Chelmno vorausgeht, vgl.: BA, NS 19, 2655. Zum Vernichtungslager Chelmno vgl.: Urteil des Landgerichts Bonn vom 23.7.1965 (8 Ks 3/62) gegen Gustav Laabs u.a., in: Justiz und NS-Verbrechen, Bd. XXI, S. 221-359; Urteil des Landgerichts Hannover vom 18.11.1963 (2 Ks 1/63) gegen Günter Fuchs und Otto Bradfisch, in: Justiz und NS-Verbrechen, Bd. XIX, S. 485-557; Buchheim u.a., Anatomie des SS-Staates (1983); Rückerl, NS-Vernichtungslager (1977); Kogon u.a., Nationalsozialistische Massentötungen (1983). Über die genaue Anzahl der Opfer herrscht bis heute Unklarheit. Es ist aber davon auszugehen, daß in Chelmno mehr als 150.000 Menschen ermordet wurden.

17 Vgl. Schreiben der Staatspolizeistelle Litzmannstadt, Abteilung IIB4 vom 9.6.1942, in: Diamant, Litzmannstadt (1986), S. 125.

18 Vgl. Bekanntmachung einer allgemeinen »Gehsperre« zwischen dem 5. und 12. September 1942 durch den Judenältesten Rumkowski, in: Diamant, Litzmannstadt (1986), S. 109 u. 137.

19 Ewa Wigand meint einen Feuerwehrmann.

gen, nicht Autos, mit Pferden. [...] Das war so furchtbar. Niemals im Leben, habe ich gedacht, ich will das nie vergessen. Das kann man nicht vergessen. Man hat uns alle reingelassen. Die Kommandanten waren Deutsche, dort kommt man schon nie raus. Und es kommen immer die Lastwagen, raufgenommen die Leute, ›Raus, raus, raus.‹ Tausende Leute. Und Kinder haben sie..., in Kisten, wissen Sie, die Kinder geschmissen von der dritten Treppe in die Lastwagen rein. Die Mutter weggerissen die Kinder, die Geschrei, das, das... . Das kann man niemals vergessen, wie das aussieht. [...] Ich will nicht, ich will nicht raus von hier. Ich habe gesehen, wenn diese Kinder..., man schmeißt sie so runter, wenn die Leute, man stippt das,²⁰ wie Tiere gehalten, nein, ich will nicht raus von hier, ich bleibe hier.« – Int.: »Also schon das Gefühl, es wird schlimmer, wenn ich hier raus muß.« – »Ja, ich habe das gesehen, ich habe gedacht, daß kann nicht zum Guten gehen. Das kann nur schlimmer sein. Bei mir war nur ein Instinkt, so ein starker Instinkt, nur darum, glaube ich, lebe ich.«²¹

Nachdem Ewa Wigand zu dem zentralen Sammelpunkt geschafft worden war, gelingt es ihr, mit Hilfe eines Bekannten der Deportation zu entgehen. Nicht nur Kinder unter zehn Jahren und alle Erwachsenen über 65, sondern auch jeder, der klein und schwach ist oder zumindest so wirkt, wird während der sogenannten Gehsperrse selektiert. Obwohl Ewa Wigand inzwischen siebzehn Jahre alt ist, wirkt sie durch ihre kleine, zarte Gestalt sehr viel jünger. Daß sie der drohenden Deportation nochmals entkommen kann, führt sie zu einem auf ihren »Instinkt« zurück, auf keinen Fall das Ghetto verlassen zu wollen, zum anderen ermöglichen eine gewisse Geschicklichkeit und die Hilfe anderer Beteiligten, daß sie dem Abtransport tatsächlich entrinnt. Insgesamt verschleppt die SS während dieser Aktion 2.000 Kranke sowie mehr als 15.000 weitere Ghettabewohner nach Chelmno, wo sie ermordet werden.²²

Bis zum 23. Juni 1944 gewährt das Ghetto Lodz, nun zum reinen »Arbeitsghetto« umgewandelt, seinen Bewohnern einen relativen Schutz vor Deportationen. Himmlers Pläne, das Zwangsarbeitsunternehmen zu einem Konzentrationslager umzufunktionieren, beschäftigen 1943 und 1944 die zuständigen Instanzen und stoßen dort auf zum Teil heftige Kritik. Schließlich einigen sich Greiser und Himmler im Februar 1944 darauf, daß Ghetto weiter zu verkleinern und schließlich aufzulösen. Vor diesem Hintergrund nimmt das »Sonderkommando« im April seine Arbeit im Vernichtungslager Chelmno wieder auf. Im Juni und Juli 1944 werden mehr als 7.000 Ghettabewohner in Chelmno ermordet, bevor im August der endgültige Befehl zur Räumung des Ghettos Lodz erfolgt. Zu diesem Zeitpunkt befinden sich noch weit über 60.000 Menschen in dem jüdischen Wohnbezirk, die allesamt, außer einem kleinen Aufräumkommando, in mindestens elf Transporten nach Auschwitz-Birkenau deportiert werden. Die meisten der aus Lodz Verschleppten werden unmittelbar nach ihrer Ankunft in den Gaskammern getötet. Während der

20 Ewa Wigand meint damit, daß die Menschen geschubst und gestoßen wurden.

21 Interviewtranskript, S. 5f.

22 Vgl. Schreiben der Staatspolizeistelle Litzmannstadt, Abteilung IIB4 vom 1.10.1942, in: Diamant, Litzmannstadt (1986), S. 134.

Selektionen sucht die SS nur etwa 2.500 Menschen, fast ausschließlich Männer, zur Arbeit heraus und teilt ihnen eine Lagernummer zu. Darüber hinaus weist man eine unbestimmte Anzahl von Deportierten in einen Lagerabschnitt ein, der als Durchgangslager fungiert.²³ Zu dieser Gruppe, deren Mitglieder keine eintätowierten Lagernummern erhalten, weil sie zum Weitertransport bestimmt sind, gehört auch Ewa Wigand.

Im Interview erzählt Ewa Wigand von ihrer Ankunft in Auschwitz-Birkenau ausführlich. Sie erinnert sich, daß sie mit einem der letzten Transporte aus Lodz fortgeschafft wird und daher vermutlich Anfang September das Lager erreicht.

»Wenn wir kommen schon auf die Rampe nach Auschwitz: ›Was ist hier? Was ist los?‹ Diese Drähte. Und bald das erste, was ich sah, wenn man hat aufgemacht, waren diese Drähte mit viel Elektrik. Es war Nacht. Ich sah schon eine Frau auf diese elektrischen Drähte. Und die Kapo, die gut aussehen und diese gestreifte Anzüge. Sag' ich: ›Was ist das hier? Wo sind wir? Ich hab' nie... . Wo sind wir hier?‹ – ›Raus, raus, runter, runter, runter, alles lassen.‹ Und so wie ich runter laufe, dann hab' ich verloren meine... . Das erste war: Männer eine Seite, Frauen die zweite Seite. Und wenn man uns so scheidet, ich hab' noch meinen Onkel gesehen und so gemacht mit die Hand. Und meine Tante mit dem Kind habe ich verloren. Tausende, tausende Leute, eine Menge. Und ich habe gefunden meine Kameraden, Kameraden von die Arbeit, wir haben gewohnt in einem Quartal zusammen. ›Hast du meine Tante gesehen? Hast du meine...?‹ Weil sie hat gekannt, sie kam zu mir zu Hause. ›Hast du meine Tante gefunden?‹ – ›Nein, ich weiß nicht.‹ – ›Wo ist die Kleine, vielleicht hast du sie gesehen?‹ Und ich weine: ›Meine Tante, meine Tante. Wo habe ich meine Tante?‹ Ich habe noch nicht gewußt, was passiert. Und ich weine und laufe wie eine Verrückte und suche meine Tante mit dem Kind. Das hat gedauert. Und hier stellt man an alle schon, fünf, und Mengele die Selektion mit der Peitsche. Und eine Minute finde ich meine Tante mit dem Kind. Ach, ich war so glücklich, ich habe meine Tante, und ich nehme sie in den Arm, stark, und küsse sie und bin so erfreut, habe ich sie gefunden. Und wir warten unsere Reihe zu der Selektion zu kommen. Und wenn wir kommen an, [...] nimmt der Mengele mit der Peitsche und das ganze..., die alle fünf, ja fünf, wir alle fünf weg. Ich weiß nicht, was mir hat passiert, ich sage, ich gehe raus, ich laß meine Tante, und ich sage: ›Ich bin gesund, ich möchte arbeiten.‹ – ›Ja, bist du gesund?!‹ Und haut mir zwei und mich rausgerissen von die fünf, hinaus in die andere Seite gegeben. Wieso sage (?) das? Wer hat mir das gesagt? Kann man das verstehen? Und glauben, das ist wer oben, was hat mir gesagt, so zu tun. Warum ich? Warum ich? (zehn Sekunden Schweigen) Ich habe sie niemals mehr gesehen.«²⁴

Am Ende dieser Erzählung bricht Ewa Wigand in Tränen aus und legt ihre Hände schützend vor ihr Gesicht. Ihre Stimme versagt, als sie hinzufügt, daß sie ih-

23 Zwischen dem 15. August und dem 18. September 1944 erreichen mindestens elf Transporte aus Lodz das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau. Vgl. Czech, Kalendarium (1989), S. 850-882.

24 Interviewtranskript, S. 11f.

re Angehörigen nicht mehr wiedergesehen habe. Über längere Zeit herrscht Schweigen, bis die Zeitzeugin erklärt, daß sie nun bereit sei fortzufahren.

Im Interview scheint Ewa Wigand die Selektion an der Rampe erneut zu durchleben. Sie beschreibt das Geschehen detailliert, und es gelingt ihr dadurch, den Zuhörer emotional zu binden. Für die aktuelle Vergegenwärtigung dieser Erinnerung spricht auch der Tempuswechsel ins Präsens. Trauer, Schmerz und ein tiefes Ohnmachtsgefühl sprechen aus dem, was Ewa Wigand nicht nur verbal mitteilt. Diese Passage gehört daher zu den schwierigsten, wenn auch dichtesten Szenen im Interview. Für mich als Interviewerin ist das Gefühl, der Befragten nicht helfen zu können, kaum auszuhalten. Das einzige, was zu bleiben scheint, ist mit ihr zu schweigen.

Nicht nur die Trauer über den Verlust ihrer Angehörigen macht diese Erinnerung so schmerzhaft, sondern auch die Frage, warum sie und nicht die anderen noch leben, quält Ewa Wigand bis heute. Immer wieder äußert sie im Interview, daß sie sich ihre eigenen Verhaltensweisen nicht erklären kann. Die Frage »Warum ich?« läßt sie nicht mehr los. Die Zeitzeugin sucht noch heute nach dem Grund für ihr Überleben, und ihre Überlegungen führen sie immer wieder zu dem Satz, den sie 1944 bei der Selektion in Auschwitz-Birkenau gesagt hat: »Ich bin gesund, ich möchte arbeiten.« Rückblickend weiß Ewa Wigand, daß diese Entscheidung wesentlich zu ihrem eigenen Überleben beigetragen hat. Es ist aber für sie heute unerträglich, daß sie sich selbst helfen konnte, aber nicht der Tante mit dem Kind. An der Rampe gab es für Ewa Wigand keinerlei Handlungsspielraum, um ihre Angehörigen zu schützen.

Ewa Wigand offenbart durch die Darstellung dieser Szene eine innere Realität. Mit ihrem Handeln – so schwingt es in der Erzählung mit – scheint sie sich ein Stück weit in die Situation verstrickt zu haben. Sie tritt mit ihrem Verfolger in Kontakt, geht auf ihn zu und spricht ihn an, wird dafür zwar geschlagen, aber es gelingt ihr, auf die Seite der Lebenden zu gelangen. Ihre Tante und ihre Cousine wirken im Gegensatz zu ihr schutzlos und den Gegebenheiten machtlos ausgeliefert. Angesichts ihrer Ermordung drängt sich bei Ewa Wigand die Frage auf, wie ihr eigenes Überleben zu erklären, ja zu rechtfertigen sei. Das erinnerte Ereignis will in die Biographie integriert sein, es verlangt nach einer Sinnkonstruktion, die das weitere Leben trägt.

Gleichzeitig darf aber nicht aus dem Blick geraten, daß die Selektion an der Rampe eine von der SS geschaffene Situation ist. Es gehört zu den systemimmanenten Charakteristika nationalsozialistischer Konzentrations- und Vernichtungslager, daß die Verfolger ihre Opfer zu Verhaltensweisen und Entscheidungen zwingen, die sie von sich aus nie hätten treffen müssen oder wollen. Das Empfinden vieler Überlebender heute, dem eigenen Überlebenswunsch nachgekommen zu sein, während andere der systematischen Massenvernichtung zum Opfer gefallen sind, resultiert aus einer Verfolgungssituation, die aufgrund der ihr innewohnenden Destruktivität das menschliche Zusammenleben generell in Frage gestellt hat. Die Täter haben ihren Opfern nicht nur Mitmenschlichkeit vorenthalten, sondern sie haben auch Situationen geschaffen, in denen es den Verfolgten selbst unmöglich

gewesen ist, mitmenschlich zu handeln. Darin liegt eine tiefe Beunruhigung, die Ewa Wigand im Interview auszudrücken versucht. Es sei »gefährlich« – so sagt sie –, »wenn man die Familien wegnimmt, man ist da und man lebt«.²⁵

In der Erzählung wird der retrospektive Blick der Zeitzeugin auf das damals Geschehene deutlich. Ihre Erinnerungen strukturieren sich aufgrund der Tatsache, daß sie – neben einem anderen Onkel und einer weiteren Cousine – als einzige ihrer Familie den Holocaust überlebt hat. Dabei weisen zwei zentrale Lebenssituationen, die sie beschreibt, Ähnlichkeiten auf. Die Trennung von ihren Eltern 1940, als Ewa nicht wie ihre anderen Angehörigen nach Tschestochau geht, scheint sich in Auschwitz-Birkenau zu wiederholen, indem sie dort von ihrer Tante, ihrem Onkel und deren Kind, die für sie während der Ghettozeit zur Ersatzfamilie geworden sind, getrennt wird.²⁶ In beiden Szenen steckt das Erzählmotiv, von den Verwandten getrennt worden zu sein, sich aber auch selbst getrennt zu haben. Ihre Weigerung, Lodz zu verlassen, findet nun eine Entsprechung, wenn sie in Birkenau aus der Reihe herauszutritt und ihre Tante zurückerläßt. In beiden Situationen scheint ihr Handeln dazu beizutragen, daß sie die Verfolgung übersteht, in beiden Situationen überleben diejenigen, die »auf der anderen Seite« bleiben, nicht. Erinnerung und Deutung sind in der Erzählung nicht mehr voneinander zu trennen, denn Ewa Wigand kann das, was ihr widerfahren ist, nur vor dem Hintergrund reflektieren, daß ihr Überleben nicht ohne den Tod der anderen zu denken ist.

Die Zeitzeugin bleibt nur wenige Tage in Auschwitz-Birkenau. Nachdem sie von ihren Angehörigen getrennt worden sei, so erzählt sie, sei sie gemeinsam mit anderen jungen Frauen aus dem Ghetto Lodz in eine Baracke geführt worden, wo sie sich hätten entkleiden müssen. In den wenigen Tagen, die Ewa Wigand in Auschwitz-Birkenau verbleibt, lernt sie – so erinnert sie es – vier andere junge Frauen kennen, die wie sie mehrere Jahre im Ghetto Lodz gelebt haben. Da bei der Suppenverteilung immer nur jede fünfte Frau eine Schüssel erhalten habe, sei man darauf angewiesen gewesen, miteinander zu teilen. »Wir waren fünf sehr gute Kameradinnen«, erzählt die Zeitzeugin; sie hätten sich gegenseitig sehr viel geholfen. In ihrer Erinnerung beginnt diese Verbindung unter den fünf Frauen in Auschwitz-Birkenau, nachdem sie von ihren Angehörigen getrennt wurden und zu diesem Zeitpunkt bereits ahnen, daß sie diese nicht mehr wiedersehen werden.

Vermutlich Anfang September 1944 transportiert die SS fünfhundert Frauen, die man durch mehrere Selektionen der Lodzer Transporte in Auschwitz-Birkenau herausgesucht hatte, zum Arbeitseinsatz nach Hamburg.²⁷ Zunächst werden sie in einem leerstehenden Getreidespeicher am Dessauer Ufer untergebracht, wo sich zu

25 Ebd., S. 48.

26 In einem kurzen Gespräch, das Ewa Wigand 1986 mit Ludwig Eiber führte, bezeichnet sie ihre Tante und ihre Cousine als Mutter und Schwester. Vgl. Gespräch mit Ludwig Eiber 1986 in Paris, in: AGN, Häftlingsberichte, Sign. 2.8.

27 Über das genaue Datum dieses Transports herrscht Unklarheit. In dem von Danuta Czech zusammengestellten Kalendarium fehlt eine entsprechende Angabe. Alle Zeitzeuginnen berichten allerdings, daß sie nur wenige Tage in Birkenau gewesen seien. Es ist daher zu vermuten, daß die 500 polnischen Jüdinnen Anfang September das Außenlager Dessauer Ufer erreichen.

diesem Zeitpunkt etwa 1.000 überwiegend tschechische Jüdinnen befinden, die bereits im Juli 1944 aus Auschwitz-Birkenau nach Hamburg transportiert worden waren.²⁸ Das Lager am Dessauer Ufer untersteht dem KZ Neuengamme. Die Häftlinge werden im Rahmen des sogenannten Geilenberg-Programms zu Aufräumarbeiten im Hamburger Freihafen eingesetzt.

Der Einrichtung dieses Außenlagers gehen längere Verhandlungen zwischen zahlreichen örtlichen Instanzen voraus, die sich über den Einsatz von KZ-Häftlingen in verschiedenen Hamburger Wirtschaftsprojekten zu einigen versuchen.²⁹ NSDAP-Gauleiter und Reichsstatthalter Karl Kaufmann, Vertreter der Gauwirtschaftskammer und des Arbeitsamtes sowie der Gauinspekteur für den Arbeitseinsatz und der Leiter des Wohnwirtschafts- und Siedlungsamtes beraten angesichts der verheerenden Bombenschäden in der Hansestadt über den erweiterten Einsatz von KZ-Häftlingen beim Schnellbauwohnprogramm, beim »Geilenberg-Programm« zur Beseitigung der Bombenschäden im Bereich der Treibstoffindustrie sowie über die Beschäftigung der Gefangenen beim U-Boot-Bauprogramm des Rüstungsministeriums.³⁰ Während am 22. Juli 1944 endgültig beschlossen wird,³¹ daß insgesamt 4.000 - 5.000 Häftlinge des KZ Neuengamme, von denen die Hälfte weiblich sein soll, in den genannten Projekten zum Einsatz kommen werden, erreichen bereits die ersten tschechischen Jüdinnen aus Auschwitz-Birkenau das Außenlager am Dessauer Ufer.³² Ihnen folgt Anfang September 1944 ein zweiter Transport mit 500 polnischen Jüdinnen, zu denen auch Ewa Wigand und ihre vier »Kamcradinnen« gehören.³³

28 Es handelt sich dabei um Frauen, die im Dezember 1943 aus Theresienstadt nach Auschwitz-Birkenau geschafft worden sind und dort vor der Vernichtung des bereits verkleinerten Theresienstädter Familienlagers am 10./11. Juli 1944 zur Arbeit herausgesucht werden. Nach einer mehrtägigen Unterbringung im Frauenlager Bla (Baracke 25) verläßt am 14. Juli ein Transport mit etwa 2.000 Frauen das Lager Auschwitz-Birkenau. Die Häftlinge werden je zur Hälfte in das KL Stutthof und das Hamburger Außenlager am Dessauer Ufer verschleppt. Vgl. Czech, *Kalendarium* (1989), S. 811-822.

29 Auch diese Überlegungen stehen in unmittelbarem Zusammenhang mit dem kriegsbedingten Arbeitskräftemangel, der Hitler im Februar 1944 veranlaßt, einem Arbeitseinsatz jüdischer Häftlinge zuzustimmen. Daraufhin werden Tausende in verschiedenen Konzentrations- und Vernichtungslagern zur Arbeit selektiert und ab Sommer 1944 in das sogenannte Altreich überstellt. Vgl. dazu: Herbert, *Arbeit und Vernichtung* (1987), S. 198-236.

30 Vgl. dazu: Eiber, Blohm & Voss (1996), S. 227-238.

31 Vgl. die von Ludwig Eiber ausgewerteten Unterlagen zu Blohm & Voss im Staatsarchiv Hamburg; Eiber, Blohm & Voss (1996), S. 228.

32 Zum Außenlager Dessauer Ufer gibt es bisher keine umfassende Untersuchung. Vgl. daher die teilweise fehlerhaften Angaben in: Krause, Poppenbüttel (1990); Museum, *Ansichten* (1990); Garbe/Homann, *Jüdische Gefangene* (1991), S. 545-559; Garbe, *Absonderung* (1992), S. 196ff. Im Archiv der Gedenkstätte Neuengamme befinden sich zahlreiche Häftlingsberichte und Interviews mit Überlebenden. Vgl. beispielsweise die Zeugnisse von Anita Lobel, Edda Mayer, Liza Neumannova, Paula Herrmann, in: AGN, *Häftlingsberichte*, Sign. 2.8. sowie die Interviews mit Helena Katz, Olga Blumová, Sala Kleinplatz, in: AGN, OH.

33 Daß die etwa 1.500 weiblichen Häftlinge des Außenlagers Dessauer Ufer nicht alle zum gleichen Zeitpunkt den Hamburger Freihafen erreichen, wird in der Forschungsliteratur bisher übersehen. Bei Eiber beispielsweise fehlt der zweite Transport völlig. Vgl. Eiber, Blohm & Voss (1996), S. 229. Garbe datiert die Ankunft der polnischen Jüdinnen auf Anfang Juli 1944, obwohl sich die Frauen dann noch im Ghetto Lodz befinden. Vgl. Garbe, *Absonderung* (1992), S. 196. Die Angaben bei Johe sind aufgrund neuerer Erkenntnisse teilweise überholt. Vgl. Johe, *Neuengamme* (1981), S. 27; Ders., »Frierend, hungrig und todmüde...« (1987), S. 58-76.

Zunächst müssen die Frauen bei verschiedenen Firmen der synthetischen Benzinproduktion Aufräumarbeiten verrichten, dort waren durch anhaltende Bombardierungen starke Zerstörungen entstanden. Die Rhenania Ossag (Shell) in Moorbürg und Wilhelmsburg, die Ölwerke Julius Schindler sowie die Ebano Asphalt-Werke AG gehören unter anderen zu den Einsatzorten der Häftinge. Täglich transportieren SS-Wachen die Gefangenen vor Sonnenaufgang per Schiff zu den Fabriken, wo sie schwere körperliche Arbeit zu verrichten haben, für die sie weder ausreichend gekleidet noch entsprechend ernährt werden. Ewa Wigand bleibt nur wenige Wochen im Hamburger Freihafen, denn Mitte September 1944 verschleppt die SS die Frauen zu je 500 in die Hamburger Außenlager nach Wedel, Neugraben und Sasel.³⁴ Ewa Wigand kommt gemeinsam mit ihren »Kameradinnen« nach Hamburg-Sasel, wo sie nahe der Mellingburger Schleuse in einem ehemaligen Kriegsgefangenenlager untergebracht werden. Auch das Lager Sasel untersteht administrativ dem Konzentrationslager Neuengamme, selbst wenn die fünfhundert polnischen Jüdinnen – wie alle anderen etwa 13.000 Frauen in den Außenstellen – das Hauptlager niemals betreten.³⁵

Ewa Wigand berichtet im Interview ausführlich über die Arbeits- und Unterbringungsbedingungen im Lager Sasel. Sie erinnert vor allem den quälenden Hunger, die Kälte und die schwere Arbeit. Nach ihrer Ankunft im Lager erhält sie aber zunächst die Gelegenheit, nicht auf den weit außerhalb liegenden Baustellen arbeiten zu müssen, sondern sie wird von einem Wachhabenden dazu eingeteilt, die Unterkünfte der weiblichen und männlichen Aufseher zu säubern. Es handelt sich dabei um eine Tätigkeit, die sie als privilegiert erlebt, da der Aufseher, bei dem es sich vermutlich um den früheren Zollbeamten Philipp Himmel handelt, ihr hin und wieder Nahrungsmittel zusteckt.³⁶ Für Ewa Wigand ist es selbstverständlich, daß sie

34 In den meisten Darstellungen über die Außenlager Dessauer Ufer und Hamburg-Sasel wird als Datum der 13. September 1944 genannt. An diesem Tag sollen die Frauen auf die drei Lager verteilt worden sein, allerdings weist niemand der Untersuchenden nach, auf welche Quellen sich diese Datierung stützt. Vgl. Krause, Poppenbüttel (1990), S. 7; Museum, Ansichten (1990), S. 17.

1946 werden insgesamt 24 Verantwortliche, weibliche und männliche SS-Angehörige sowie der Firmenbesitzer Bruns, von einem britischen Militärgericht wegen Tötungen und Mißhandlungen im Lager Sasel zu Haftstrafen zwischen drei Monaten und fünfzehn Jahren verurteilt. Aus den Prozeßunterlagen ergibt sich, daß die zur SS dienstverpflichteten Frauen und Männer am 13. September zunächst einige Tage im Hauptlager Neuengamme eingewiesen werden, bevor sie dann im Außenlager Sasel ihren Dienst aufnehmen. Das Gericht kommt daher zu dem Schluß, daß Außenlager Sasel habe ab Oktober 1944 bestanden. Wenn diese Festlegung auch etwas großzügig getroffen ist, so ist aber davon auszugehen, daß die 500 Frauen frühestens Mitte September 1944 nach Hamburg-Sasel überstellt werden. Vgl. PRO, WO 235/179, Bl. 453-459. Vgl. weitere Prozeßunterlagen zum Außenlager Sasel: PRO, WO 309/1699, Materialsammlung zu den AL Sasel/Dessauer Ufer, insbesondere Exhibit 12; ebenso: ZSL, IV 404 AR 605/67; 404 AR-Z 45/81 sowie 2100 UJ 3/81. Diese Verfahren wurden ergebnislos eingestellt.

35 Zum Lager Sasel liegt eine Schülerarbeit des Gymnasiums Oberalster vor, die sich allerdings überwiegend mit der Wahrnehmung bzw. Nicht-Wahrnehmung der deutschen Bevölkerung auseinandersetzt. Vgl. Kulturbehörde der Freien und Hansestadt Hamburg, KZ Sasel (1982).

36 Philipp Himmel, geb. 1898, Kriegsinvalider des Ersten Weltkrieges, arbeitet vor seiner Dienstverpflichtung 1944 als Zollbeamter. Im Lager Sasel ist er für die Effektenkammer zuständig. Er steht 1946 vor dem britischen Militärgericht unter Anklage und wird wegen Körperverletzung in mehreren Fällen zu einer sechsjährigen Haftstrafe verurteilt. Himmel verstirbt 1970 in Hamburg. Vgl. Namensliste ehemaliger Zollangehöriger laut Akten des Oberfinanzpräsidenten Hamburg, in: ZSL, 404 AR-Z 45/81.

die zusätzlichen Rationen mit ihren »Kameradinnen« teilt. Allerdings verliert sie bereits nach einigen Tagen diese ›Stellung‹, da es einer anderen Gefangenen gelingt, sie herauszudrängen. Sie kommentiert im Interview: »Wissen Sie, wie das bei Mädchen, bei Frauen ist. Es war eine Schöne, eine Stärkere. Eine die kann sich so... Die hat mich, ich weiß nicht wieso, rausgeschmissen von dort, und sie hat meinen Platz eingenommen.«³⁷

Anschließend muß Ewa Wigand in verschiedenen Arbeitskommandos Bau- und Aufräumarbeiten verrichten. Über längere Zeit arbeitet sie in der sogenannten Rinderhalle auf dem Heiligengeistfeld in Hamburg, wo etwa fünfzig Häftlinge des Lagers Sasel Trümmerschutt zu Hohlsteinen verarbeiten müssen. Ein zweiter Arbeitsort ist der Plattenhausbau in Poppenbüttel.

Da hier an späterer Stelle noch ausführlicher auf das Lager Sasel eingegangen werden soll, möchte ich mich im folgenden der individuellen Erzählperspektive von Ewa Wigand zuwenden. Im Rückblick zeichnet sie ein Bild, daß von Kontrasten bestimmt ist. Auf der einen Seite hebt sie die grundsätzlichen Unterschiede zwischen den Lebensbedingungen in Sasel und denen in Lodz und Auschwitz hervor, andererseits betont sie aber auch, daß die harte Arbeit, der Hunger und die ständigen Bedrohungen seitens der Kapos und der SS-Wachen sie an die Grenzen ihrer Kräfte getrieben haben.

»Ich erinnere mich einesmal, es war eine große Alarm. Und alle die SS, was uns gehüten haben, die sind alle runter in den Bunker. Er ist noch dort?« – Int.: »Ja, am Heiligengeistfeld.« – »Ein großer, großer. Er ist immer da. Und wir haben den Bunker gesehen, wir alle da, das ist nicht weit. Und alle Deutschen sind gelaufen in den Bunker, die Leute und die Soldaten alle. Und uns hat man gelassen.« – Int.: »In der Rinderhalle?« – »In der Rinderhalle. Das war offen, der Himmel war..., und wir sehen diese Flugzeuge. Und wir bitten so, die Bomben sollen auf uns runterfallen. Wir möchten nicht mehr gern leben. Das war kein Leben. Das ist doch ein unmenschliches Leben. Wir haben schon keine Ideale, das alles zu überleben, und wir stehen und stehen. Wir können nicht laufen, wo können wir laufen? Wir sind selber so gezeichnet und wer wird uns zulassen? Alle werden uns wegschmeißen.«³⁸

Tiefe Verzweiflung und Mutlosigkeit spricht aus dieser Szene, mit der Ewa Wigand ausdrückt, daß sie nach mehr als vier Jahren nicht mehr an eine Rettung glauben kann. Selbst die Anzeichen, daß der Krieg sich seinem Ende nähert, läßt keine Hoffnung aufkommen. Vielmehr erwarten die Häftlinge, gerade durch die immer näher rückenden Fronten erneut in akute Lebensgefahr zu geraten, und sie befürchten, daß ihre Verfolger sie den Alliierten nicht lebend überlassen werden. Diese aussichtslose Situation kontrastiert die Zeitzeugin in ihrer Erzählung mit dem solidarischen Zusammenhalt unter ihren »Kameradinnen«.

»Es haben sich formiert solche kleinen Gruppen, Kameraderie, wissen Sie. Und man hat sich immer, wenn wir gehen zu die Arbeit, haben sich immer gestellt in die

37 Interviewtranskript, S. 25.

38 Ebd., S. 37.

Reihen. Fünf zusammen. Die haben abgeteilt: 20 Leute, 50 Leute, 30 Leute hier. Wenn wir haben gewollt, alle unsere Kameraden zusammen sein, wissen Sie, haben wir uns so zusammen bei der Arbeit, und wir haben uns so geholfen, Hilfe geleistet. Wenn eine konnte nicht, hat die andere etwas für sie gearbeitet, ja, das haben wir immer gemacht. Wir waren immer so zusammen.«³⁹

Die enge Verbindung unter den jungen Frauen gehört für Ewa Wigand zu den wichtigsten Erfahrungen während dieser Zeit. Die gegenseitige Unterstützung drückt sich dabei nicht nur in konkreter Hilfe bei der Arbeit aus, sondern die Zuwendung vermag der unmenschlichen und verrohten Lagerrealität etwas entgegenzusetzen. Das System physischer Ausbeutung und psychischer Erniedrigung droht die Betroffenen zu entleeren, sie im wahrsten Sinne des Wortes zu entmenschlichen, wenn nicht anteilnehmende Gesten erhalten bleiben. Die Zeitzeugin erzählt im Interview von einer Begebenheit, die sie besonders in Erinnerung behalten hat: Während einer ihrer »Kameradinnen« ernsthaft erkrankt und über längere Zeit im »Revier« des Lagers liegt, bringt Ewa Wigand ihr ein Stück Hühnerfleisch, das sie zuvor von dem bereits erwähnten Aufseher erhalten hatte.

»Was habe ich gemacht? Ich bin raus von dem Zimmer und gleich in dem Revier gelaufen und meiner Kameradin das abgegeben. Ich habe es nicht versucht. Warum habe ich das getan? Und bis zum heutigen Tag die erinnert das nicht.« – Int.: »Nicht?« – »Nicht. Ich habe davon nichts gegessen, das war für mich so eine... . Warum habe ich nicht aufgegessen? Und sie erinnert sich nicht. Na, das kann man nicht begreifen. Wer hätte das getan? Ich bin verrückt gewesen. Ich kann das bis heute nicht vergessen, warum ich habe das... . Sie war krank, ja, aber sie erinnert sich nicht.«⁴⁰

Im nachhinein scheint Ewa Wigand um die Anerkennung ihrer Hilfsbereitschaft betrogen, da sich die Adressatin an das Geschenk nicht mehr erinnert, während es für sie unter den im Lager herrschenden Bedingungen ein immenses Opfer bedeutete, auf die kostbare Zusatzration zu verzichten. Auch in dieser Geschichte wird die gegenwärtige Erzählperspektive besonders deutlich, denn die Interviewte kann heute darüber lachen, wenn sie von der »Gedächtnislücke« ihrer ehemaligen Mitgefangenen berichtet. Gleichzeitig erscheint es ihr heute unerklärlich, warum sie das Stück Huhn nicht selbst gegessen hat, zumal der Lohn für ihren Verzicht – wie sie nun feststellen muß – ausbleibt. Ewa Wigand kann ihre eigene Handlung rückblickend nur als »verrückt« bezeichnen, denn ihre Aufopferung scheint doch sinnlos gewesen zu sein, wenn die Beschenkte sich nicht daran erinnert. Bleibt diese Form der Würdigung auch aus, so stellt sich jedoch die Frage, welchen eigenen Nutzen die Zeitzeugin damals daraus ziehen konnte, als sie das wertvolle Geschenk an die kranke »Kameradin« abgab. Die Erzählung zeugt von einer inneren Stärke, die sich Ewa Wigand selbst unter den schwierigen Umständen des Lagers bewahren kann. Sie besitzt anscheinend die Fähigkeit, selbst in aussichtslosen Situationen

39 Ebd., S. 37.

40 Ebd., S. 25.

hilfsbereit und mitmenschlich zu handeln. Wenn auch die äußeren Gegebenheiten kaum einen Handlungsspielraum mehr zulassen, gelingt es ihr, die wenigen Möglichkeiten zu nutzen. Der Zusammenhalt innerhalb dieser Gruppe basierte nicht nur darauf, von den jeweils anderen Unterstützung zu erfahren, sondern auch darauf, in den Situationen, in denen man selbst helfen kann, gerade aus dieser emotionalen Hinwendung für sich persönlich eine moralische Stärke zu ziehen. Das eigene Gefühl, trotz unmenschlicher Bedingungen mitmenschlich zu handeln, bedeutete – so läßt sich die Erzählung deuten – im Lager eine überlebenswichtige Stabilisierung.

Aber nicht nur deshalb gehört diese Episode für Ewa Wigand zu einer der ganz entscheidenden in ihrem Leben. Innerhalb der lebensgeschichtlichen Erzählung steht diese Geschichte im krassen Gegensatz zu anderen Lebenssituationen, in die Ewa Wigand zuvor geraten ist. Sowohl die Trennung von ihren Eltern und Geschwistern als auch die grauenhafte Erfahrung, ihre Tante und die Cousine in Auschwitz-Birkenau zurückzulassen, stellen Szenen dar, in denen Ewa Wigand die jeweils anderen nicht zu schützen vermochte. Den ohnehin minimalen Handlungsspielraum konnte sie nur dazu nutzen, für ihr eigenes Überleben einzutreten. Andere Erinnerungen, wie die Hilfe untereinander, bewahren hingegen ein Wissen, das von der nicht vollständig zerstörten Wärme menschlichen Zusammenseins zu berichten weiß.

Der Zusammenhalt unter den fünf Frauen im Lager Sasel beruht also auf einer Gegenseitigkeit, die sich nicht unbedingt darin ausdrücken muß, daß jede einzelne sowohl konkrete Hilfe leistet als auch empfängt, sondern in der Zuwendung zur anderen liegt ebenso die Chance, einen persönlichen Nutzen ziehen zu können, der jenseits materieller Unterstützung liegt. Allerdings herrschen im Lager Sasel, anders als in den Vernichtungslagern, auch Lebens- und Arbeitsbedingungen, die einen dafür notwendigen Handlungsspielraum bereitstellen. Ohne einen solchen wäre ein solidarischer Zusammenhalt, wie ihn Ewa Wigand dort erfahren hat, wohl kaum entstanden. Darüber hinaus ist es auffällig, daß sich die Verbindung unter den jungen Frauen auf einen relativ kleinen Kreis beschränkt. Ewa Wigand erzählt im Interview, daß es im Lager Sasel zahlreiche kleine Gruppen gegeben habe, die untereinander zwar in einem losen, wenn auch nicht immer harmonischen Kontakt gestanden hätten.⁴¹ Eine gewisse Intimität – so ist ihre Erinnerung wohl zu verstehen – entwickelte sich ihrer Meinung nach nur unter einzelnen, die dann gemeinsam ihr tägliches Überleben zu bewältigen versuchten. Es ist daher lohnenswert, sich nochmals die Entstehung einer solchen ›Überlebensgemeinschaft‹ vor Augen zu führen. Die Zeitzeugin erzählt im Interview, sie habe die anderen vier Frauen unmittelbar nach dem Abtransport aus Auschwitz-Birkenau kennengelernt. Ihrer Erinnerung zufolge formiert sich die Gruppe, als die Frauen mit dem schweren Schock der gewaltsamen Trennung von ihren Familienangehörigen konfrontiert sind. Es liegt nahe zu vermuten, daß für Ewa Wigand der solidarische Zusammenhalt unter den Frauen einen Ersatz für die zerstörten Familienbindungen darstellt.

Diese individuelle Bedeutung wird nochmals augenfällig, wenn man sie mit den

41 Vgl. ebd., S. 16 u. 36.

Erzählungen der anderen »Kameradinnen« vergleicht.⁴² Für Zofia Smietanska beispielsweise spielt die Gruppe zwar eine wichtige, aber trotzdem andere Rolle. Als sie gemeinsam mit ihrer Mutter aus dem Ghetto Lodz nach Auschwitz-Birkenau deportiert wird, gelingt es der Mutter, gemeinsam mit ihrer zu dieser Zeit bereits an Hautausschlag und Fieber leidenden Tochter für den Arbeitseinsatz in Hamburg ausgewählt zu werden. Die nachfolgenden Wochen sind in der Erzählung von Frau Smietanska davon bestimmt, daß sie im Lager Dessauer Ufer und in Sasel an Scharlach erkrankt und ihre Mutter sich darum bemüht, ihre kranke, damals fünfzehnjährige Tochter zu retten. Erst nachdem Zofia Smietanska die zur Isolation eingerichtete Krankenstube verlassen kann,⁴³ berichtet sie im Interview von den anderen »Kameradinnen«, die sie als eine Gruppe von etwa Gleichaltrigen empfindet.⁴⁴

Auch wenn die Freundinnen in ihrer Erzählung wichtig sind, haben sie eine andere Bedeutung als für Ewa Wigand, für die die Gruppe zum Familienersatz wird. Da sie ihre Angehörigen in Auschwitz-Birkenau nicht retten kann, erhalten diejenigen Situationen, in denen sie die »Kameradinnen« unterstützt, ein anderes Gewicht. Vor diesem Hintergrund wird verständlich, warum Ewa Wigand im Interview mehrmals betont, daß ihre »Kameradin« sich nicht an diese Geste der Freundschaft erinnern könne. Obwohl diese Episode auch scherzhafte Züge hat, verbirgt sich dahinter ein tiefer Schmerz, denn ihr mitmenschliches Verhalten in Sasel zeigt doch zugleich, daß es in Auschwitz-Birkenau nicht ihr Verschulden gewesen ist, den anderen nicht geholfen zu haben. Daß diese fundamentale Erfahrung von der »Kameradin« nicht bestätigt werde, das tue ihr sehr weh, wie Ewa Wigand am Ende dieser Geschichte noch hinzufügt.⁴⁵

Anfang April 1945 läßt die SS das Lager Sasel räumen. Die Frauen werden vor den näher rückenden Fronten weggeschafft und nach Bergen-Belsen transportiert.⁴⁶ Wie in anderen Lagerabschnitten auch herrscht im Großen und Kleinen Frauenlager des KZ Bergen-Belsen, wo über 28.000 Frauen festgehalten werden, infolge der katastrophalen hygienischen Bedingungen, aufgrund des Hungers und der schnell um sich greifenden Epidemien ein Massensterben, dem Tausende zum Opfer fallen.⁴⁷

»Die anderen haben Typhus gehabt. Viele sind gestorben. Wissen Sie, das war

43 Bei Frau Smietanska handelt es sich aber nicht um diejenige, der Ewa Wigand die Zusatzration schenkt.

44 Vgl. Interview mit Zofia Smietanska am 21.10.1993 in Israel, in: AGN, OH, S. 6ff.

45 Vgl. Interviewtranskript, S. 25.

46 Der Transport verläßt vermutlich am 7. April 1945 das Lager Sasel. 476 Häftlinge werden am 9. April in das Frauenlager des KZ Bergen-Belsen eingeliefert. Wenn man davon ausgeht, daß ursprünglich 500 Frauen im Lager Sasel inhaftiert waren, dann läßt sich das Schicksal der fehlenden Gefangenen nicht gänzlich aufdecken. Sechs Todesfälle infolge von Mißhandlungen und Krankheiten sind bis Ende März 1945 standesamtlich beurkundet, außerdem hat es nach Zeugenaussagen während des mehr als sechsmonatigen Bestehens des Lagers Abtransporte von kranken und möglicherweise schwangeren Frauen gegeben. Ihr Verbleib ist bis heute ungeklärt. Ob auch einzelne Häftlinge im Lager Sasel zurückgelassen wurden, läßt sich anhand vorliegender Quellen nicht eindeutig nachzeichnen. Ebenso ist nicht festzustellen, wie viele Frauen das Lager Bergen-Belsen überlebt haben. Vgl. AGN, KZ Neuengamme und seine Außenlager, Sign. 3.2.2.1.; 4.5.1./36; außerdem: Aussage von Leonhard Stark vor dem britischen Militärgericht, o. Datum (23. April - 10. Juni 1946), in: PRO, WO 235/179, Bl. 45-57.

47 Vgl. zu Bergen-Belsen S. 169ff.

sehr, sehr schlimm. Das Befreiung war sehr schlimm. Wir sind... Ich war sieben Tage in dem Bergen-Belsen und keinen Tropfen Wasser sieben Tage, nicht gegessen, nicht getrunken. Nichts. Sieben Tage nichts, ja. Und nach sieben Tage, diese sind nicht reingekommen, die haben Angst gehabt.« – Int. »Die Alliierten?« – »Typhus wollten sie nicht bekommen. Die haben solche (?), wie die Kosmonauten heute, rein und die Kessel Essen reingeschickt. Und die Leute haben sich auf dem alles geworfen, zu viel mit einem Mal. Und viele, viele Leute sind gestorben nach der Befreiung.«⁴⁸

Nach der Befreiung durch britische Truppen am 15. April 1945 dauert es noch fast zehn Tage, bis die ersten Überlebenden in die als Hospital hergerichteten Kasernen in der unmittelbaren Umgebung überführt werden können. Ewa Wigand wird medizinisch versorgt, leidet aber nicht wie die meisten anderen Überlebenden an Typhus. In den nächsten Wochen stabilisiert sich ihr Gesundheitszustand, so daß sie im Herbst 1945 gemeinsam mit ihren »Kameradinnen« nach Polen zurückkehrt.⁴⁹ Die Rückkehr sei von der Hoffnung getragen gewesen, so Ewa Wigand im Interview, Familienangehörige wiederzufinden. Doch ihre Eltern, Geschwister und – wie sie zunächst annimmt – auch alle weiteren Verwandten hatten den Holocaust nicht überlebt.

Die Zeitzeugin lebt nach Kriegsende zunächst in Lodz und Warszawa, später auch in Szczecin. Zeitweise wohnt sie mit drei der ehemaligen »Lagerschwestern« zusammen oder steht in engem Kontakt zu ihnen. Alle fünf Frauen ergreifen einen medizinisch-pflegerischen Beruf. Während die anderen Frauen Schulabschlüsse und ein Studium nachholen können, arbeitet Ewa Wigand als Krankenschwester. Mittlerweile hat sie erfahren, daß der Bruder ihrer Mutter die nationalsozialistische Judenverfolgung überlebt hat und in Paris wohnt. 1957 entschließt sie sich, Polen zu verlassen, und zieht zu ihrem Onkel und dessen Tochter nach Frankreich. Zu ihren Motiven führt sie im Interview aus, sie habe sich so allein gefühlt und sich nach ihrer Familie gesehnt. Da sie selbst – im Gegensatz zu ihren ehemaligen »Lagerschwestern« – zu diesem Zeitpunkt noch nicht verheiratet gewesen sei, habe sie sich dazu entschlossen, in Paris bei ihrem Onkel zu leben.

»Keine Sprache, kein Geld. Mein Onkel war ein sehr armer Mensch. Er hat nicht gesehen, er war blind. Und er hat mir nicht viel gekonnt helfen. Und er hat eine Tochter gehabt. Nicht alle Juden sind reich, wie die alle sagen: »Alle Juden sind reiche Leute.« In Frankreich und Polen und in der ganzen Welt sind viele arme Leute auch. Und dann hat mir nicht viel gekonnt helfen. Und ich habe sehr schwer hier gearbeitet, sehr schwer gelebt, bis ich habe das Leben anders organisiert. Sehr schwer. Sprache, nichts. Und ich habe niemals bekommen, weil ich bin zu spät aus Polen raus, ich habe bekommen keine Wiedergutmachung.«⁵⁰

In den sechziger Jahren lernt Ewa Wigand in Frankreich ihren Ehemann kennen, der wie sie KZ-Überlebender ist und aus Polen stammt. Obwohl sie nicht mehr

48 Interviewtranskript, S. 49.

49 Nur eine ehemalige Mitgefangene befindet sich noch über längere Zeit in einem kritischen Gesundheitszustand und wird im Frühsommer 1945 nach Schweden transportiert.

50 Interviewtranskript, S. 51.

daran geglaubt habe, so erzählt sie, bekommt das Ehepaar eine Tochter, die inzwischen eine eigene Familie gegründet hat.

»Ich habe nicht gedacht, daß ich werde noch eine Familie können machen, ja? Mit das alles. Wir waren doch Unmenschen. Wenn ich bin vom Lager raus, habe ich...: »Och, ich werde lange nicht leben.« Ich habe gesagt: »Maximum vierzig Jahre.« Bis vierzig Jahre. Nach diese ganze Überleben. Aber viele Male, wenn.. . Wir gehen noch ins Theater, wir gehen noch in Kino, wir wollen ein normales Familienleben haben. Aber viele Male: Wieso ist das möglich? Wieso kann man noch so viel durchmachen und noch...? Ich glaube, daß wir sind normale Leute, aber ich weiß nicht wieso. Wir sind sehr aufgeregt, wir regen uns sehr leicht, nicht genug Geduld. Aber was soll man machen? Und ich habe gesagt viele Male: »Wieso?« Wir gucken auf den Tele und dann wir sehen diesen Film Shoah oder was anderes. Das alles ist nichts. Nichts. Nichts. Ich alleine kann nicht... . Primo Levi hat geschrieben. Und das alles ist noch nie, wieso das war, die Wirklichkeit. Das kann man nie beschreiben. Der Mensch kann nicht begreifen, man kann das nicht, daß das möglich ist so etwas. Das ist unmöglich zu verstehen.«⁵¹

Ewa Wigand kann im Interview auch über schmerzhaftes Erlebnisse sprechen, die ihr während der Verfolgung widerfahren sind. In ihrer Erzählung bleiben emotionale Anteile des Erlebens nicht unberührt, sondern es gelingt ihr, mit Worten und Gesten auszudrücken, welche Bedeutung das Geschehene für sie besitzt, obwohl sie selbst weiterhin den Eindruck behält, letztlich zum Kern der »Geschichte« nicht vordringen zu können. Die Diskrepanz zwischen verfügbaren Worten und dem Wunsch, die Dimension des eigenen Erlebens mitteilen zu wollen, wird der Erzählerin am Ende ihres Lebensrückblicks bewußt. Bei allem Bemühen, ausführlich und authentisch von ihren Erfahrungen zu berichten, bleibt ein Gefühl von Unerreichbarkeit. Es stehen eben nur Ausdrucksformen zur Verfügung, die einer »freien« Gesellschaft erwachsen sind, während den erinnerten Verfolgungserlebnissen eine andere Tragweite und Intensität innewohnen.

Im Lebensrückblick von Ewa Wigand gehört die Hilfe beziehungsweise das Nicht-Helfen-Können zu den zentralen Erzählfiguren. Alle wichtigen Lebenssituationen, die geschildert werden, beinhalten einen direkten Bezug zu dieser Thematik. Dabei zieht sich rückblickend ein Spannungsbogen von der Szene, als Ewa allein in Lodz zurückbleibt, über die Selektion in Auschwitz-Birkenau bis hin zu den einzelnen Beispielen solidarischer Unterstützung unter den fünf jungen Frauen im Lager Sasel. In allen drei Lebenssituationen geht es direkt oder indirekt um die Frage des eigenen Überlebens und das der jeweils anderen. Gleichzeitig ist diese Frage für Ewa Wigand damit verbunden, ob es ihr möglich gewesen ist, den jeweils anderen zu helfen, sie zu schützen und letztlich zu retten. Die Dramatik entfaltet sich vor dem Hintergrund, daß sowohl die Eltern und Geschwister als auch die Tante, der Onkel und die kleine Cousine den Holocaust nicht überleben. Insofern strukturiert die aktuelle Erzählperspektive den Lebensbericht nachhaltig, denn aus dem heutigen Wis-

51 Ebd., S. 48.

sen heraus, das schreckliche und erschütternde Ende dieser ›Geschichte‹ zu kennen, fließen Erinnerung und Deutung zusammen.

Gleichzeitig enthält die Erzählung von Ewa Wigand beunruhigende, weil unbeantwortete Fragen. Für sie steht es bis heute im Mittelpunkt ihrer Überlegungen, warum gerade sie und nicht die anderen die Judenverfolgung überlebt haben. Die eigene Rettung ist dabei nicht nur ohne den Tod der anderen undenkbar, sondern sie steht im direkten Zusammenhang damit, ob sie selbst den jeweils anderen zu helfen in der Lage gewesen ist. Wenn sich daran die Verknüpfung zwischen Überleben und Hilfe als zentrale Lebensthematik herauskristallisiert, dann verwundert es wenig, daß Ewa Wigand nach Kriegsende als Krankenschwester zu arbeiten beginnt. Ihr Beruf kann als Versuch verstanden werden, ihre Verfolgungserfahrungen in ihr Leben zu integrieren. In der Hinwendung zu kranken, schwachen und gebrechlichen Menschen wiederholen sich möglicherweise Szenen, deren emotionale Ambivalenz zugleich von innerer Stärke und tiefen Ohnmachtsgefühlen getragen sind.

Ich möchte das Interview mit Ewa Wigand aber noch unter einem weiteren Gesichtspunkt einordnen. Das Schlagwort ›Geschlechtsspezifische Aspekte von Verfolgungserfahrungen‹ muß heute leider immer noch eher als Forderung denn als Programm verstanden werden. Eine solche Fragestellung ist von einer Integration in die NS-Forschung weit entfernt.⁵² Kira Kosnick problematisiert in ihrem Aufsatz, daß die Kategorie Geschlecht (gender) im Kontext nationalsozialistischer Verfolgungspolitik bisher weitgehend ausgeklammert werde und daß tatsächlich zu fragen bleibe, ob eine solche Differenzierung angesichts des Holocaust nicht unzulässig sei. Gleichzeitig kann die Autorin aber überzeugend verdeutlichen, daß ein universeller Opferbegriff, wie er in der Forschung noch immer vorherrscht, die Betroffenen auf ihr Opfer-Sein reduziert und damit zu einer weitreichenden Abwehr von nationalsozialistischer Verfolgung und Massenvernichtung beiträgt.⁵³ Erst in den letzten Jahren sind zu dieser Thematik einzelne Untersuchungen durchgeführt worden, in denen häufig Themen wie Sexualität, Schwangerschaft, Geburt und sexuelle Gewalt gegen Frauen aufgegriffen werden.⁵⁴ Daß es längst überfällig war, sich diesen Fragestellungen zuzuwenden, muß hier nicht gesondert betont werden. Gleichzeitig steht diese Entwicklung aber auch in der Gefahr, einen wiederum reduzierten Blick auf geschlechtsspezifische Verfolgungserfahrungen zu werfen. Die genannten ›klassischen Frauenthemen‹ transportieren ein Bild, das ja im höchsten Maße unvollständig und zudem noch stilisiert ist, gerade weil sich in ihm gesellschaftliche Konstruktionen von Weiblichkeit kolportieren. Darüber hinaus gilt es, männliche und weibliche Wahrnehmungsmuster und Verhaltensstrukturen zu analysieren, um

52 Die aktuelle Diskussion um »sex« und »gender« kann hier nicht ausführlich aufgegriffen werden. Vgl. Butler, *Das Unbehagen der Geschlechter* (1991); Gildemeister/Wetterer, *Wie Geschlechter gemacht werden* (1992); Landweer, *Kritik und Verteidigung der Kategorie Geschlecht* (1993), S. 34-43; Maihofer, *Geschlecht als Existenzweise* (1994), S. 168-187.

53 Vgl. Kosnick, *Opfer und Überleben* (1992), S. 87-98.

54 Vgl. diverse Aufsätze in: Füllberg-Stolberg, *Frauen in Konzentrationslagern* (1994); Paul, *Zwangsprostitution* (1994).

sich der ganzen Bandbreite des individuell und kollektiv differenten Erlebens annähern zu können.⁵⁵

Nicht zufällig sieht Ewa Wigand sich im Rückblick in eine kleine Gruppe integriert, deren gemeinsame Anstrengung darauf abzielt, das alltägliche Überleben im Lager Sasel zu bewältigen. Zumindest für die Außenlager des KZ Neuengamme, in denen Frauen inhaftiert waren, scheint diese Gruppenstruktur typisch gewesen zu sein, berichten doch zahlreiche Interviewpartnerinnen von derartigen Verbindungen. Obwohl sich dazu sicherlich kein repräsentatives Bild entwerfen läßt, können diese Kleingruppen dahingehend charakterisiert werden, daß sie häufig aus fünf bis zehn Frauen bestehen, die sich entweder erst im Lager kennenlernen oder aber bereits aus der Zeit vor ihrer Verfolgung Kontakt haben. Dabei können einzelne anscheinend auch zu mehreren Kleingruppen gehören, auch wenn sich ihr Bezug zu einer Gruppe besonders intensiv ausprägt. Auffällig ist außerdem, daß es in den Erzählungen der interviewten Frauen kaum eine Rolle spielt, ob sich in diesen Gruppen bestimmte parteipolitische oder ideologische Überzeugungen ausdrücken. Ihre Verbundenheit scheint anderer Natur zu sein und dazu noch von männlichen Gruppenstrukturen abzuweichen, denn in Erzählungen von Männern überwiegen häufig Darstellungen, die den solidarischen Zusammenhalt untereinander als Fortsetzung eines politischen Kampfes verstehen. Eine solche politische Aufladung fehlt beispielsweise in den Interviews mit Ewa Wigand und ihren »Kameradinnen« völlig. Ihr Zusammenhalt basiert auf einer emotionalen Zuwendung, die sich stärker an familiären Beziehungen orientiert. Daher wirkt die Kleingruppe wie eine Art Ersatz für die gewaltsam zerrissenen Verbindungen zu Geschwistern, Eltern oder eigenen Kindern. Diese Gruppenkonstellation entsprach – zumindest für den hier vorgestellten Fall – den bisherigen Sozialisierungserfahrungen der Beteiligten, die aufgrund ihres recht jungen Alters noch über eine starke familiäre Einbindung verfügten. Der ursprüngliche Familienzusammenhalt prägt die lebensgeschichtliche Erzählung ohnehin nachhaltig, denn die meisten Frauen sehen sich rückblickend weniger als »Einzelkämpferinnen«, vielmehr ist ihre individuelle Geschichte immer gleichzeitig auch eine Familiengeschichte.

Über diesen spezifischen Charakter der Gruppenstruktur hinaus bleibt zu betonen, daß die Lebensgeschichten der einzelnen Gruppenmitglieder auch Ähnlichkeiten und Parallelitäten aufweisen. Für die Gruppe um Ewa Wigand ist es konstitutiv, daß alle fünf Frauen Jüdinnen sind, aus Lodz stammen und über mehr als vier Jahre im Ghetto der Stadt leben mußten. Ihr sozialer Hintergrund scheint im Gegensatz dazu weniger bedeutsam zu sein, stammen die Frauen doch aus recht unterschiedlichen Schichten der polnischen Bevölkerung. Stärker vereint sie vielmehr die gemeinsame Verfolgungserfahrung, durch die jede einzelne aus ihren ursprünglichen familiären und sozialen Bezügen herausgerissen wurde.

Nun könnte man meinen, der hier beschriebene Gruppenzusammenhalt zeige

55 Vgl. dazu eher: Milton, Frauen als Verfolgte des NS-Staates (1987), S. 3-20; Katz/Ringelheim, Women surviving (1984).

die ohnehin viel beschworene »Häftlingssolidarität« in ihrem weiblichen Gewand. Verkürzt hieße das, daß die Männer ihrer Sozialisation entsprechend auch im Lager den politisch-öffentlichen Anteil abdecken, die Frauen hingegen stärker für die privat-emotionalen Dinge zuständig zu sein scheinen. Diese Klischees, in denen sich sicherlich immer ein Stück sozialisations- und kulturbedingte Wirklichkeit widerspiegelt, verbleiben jedoch an der Oberfläche, denn wir haben es mit erzählerischen Darstellungen zu tun, deren Inhalte durch gesellschaftlich geprägte Wahrnehmungsmuster geprägt sind. Insofern reproduzieren sich in ihnen Weiblichkeits- und Männlichkeitsbilder, die sich als nicht minder konstruiert erweisen als andere Erzählfiguren.⁵⁶ Die Erinnerungen von KZ-Überlebenden sind damit zum einen von individuellen und kollektiven Mustern weiblicher und männlicher Rollenzuweisungen beeinflusst, zum anderen vollziehen sie sich in einem Gesellschaftsgefüge, in dem die Verfolgungsrealitäten weitgehend ausgeblendet werden. Diejenigen KZ-Überlebenden, die sich zu einem Erinnerungsinterview bereit erklären, tun dies oft in der Hoffnung, dem Vergessen der nationalsozialistischen Verfolgung entgegenzuwirken. Gleichzeitig geraten sie aber in den Konflikt, Erfahrungen preiszugeben, die sie selbst als belastend empfinden. Die Tendenz, eine tatsächliche oder vermeintliche Solidarität unter den Häftlingen als Selbstlosigkeit zu konstruieren, ermöglicht es auch, diesem inneren Konflikt auszuweichen.

Auch deswegen stellt das Interview mit Ewa Wigand ein wichtiges Dokument dar, denn in ihrer Erzählung läßt sich eine Gegenseitigkeit solidarischen Handelns erkennen. Es stärkt Ewa Wigand auf psychischer Ebene, daß sie von ihren »Kameradinnen« gebraucht wird, daß sie ihnen – soweit es unter den Lagerbedingungen möglich ist – Hilfe zukommen lassen kann, gerade weil sie in vorherigen Situationen ihre eigene Ohnmacht erfahren mußte. Indem sie von ihren geringen Handlungsräumen berichtet, hält sie dieser Vorerfahrung zumindest retrospektiv etwas entgegen. Sie hat in ihrer Erzählung deutlich herausgestellt, daß es für sie eine zusätzliche Verleugnung bedeute, ihre ambivalenten Gefühle auszuklammern. Ewa Wigand versteht sich als Opfer der NS-Verfolgung, aber sicher nicht als Heldin.

Das Außenlager Sasel: eine synoptische Analyse

Nicht jeder Historiker oder jede Historikerin führt lebensgeschichtliche Interviews, um sie unter biographiegeschichtlichen Gesichtspunkten auszuwerten. Häufig dienen sie auch zur Untersuchung einer speziellen Fragestellung, die sich auf ein bestimmtes Ereignis oder eine Entwicklungsphase konzentriert. Innerhalb der Forschung zu nationalsozialistischen Konzentrations- und Vernichtungslagern gehören Zeitzeugeninterviews dann oft zum Quellenbestand, wenn es um Lebens- und

⁵⁶ Die Biographieforschung hält für diese Tendenz auch Dispositionen bereit, denn sie ist traditionell für das bürgerliche und zumeist männliche Subjekt konstitutiv. Zum Verhältnis von Biographie und Geschlechterdifferenz vgl.: Reulecke, »Die Nase der Lady Hester« (1993), S. 117-142.

Arbeitsbedingungen in einzelnen Lagern oder Arbeitskommandos geht. Der oder die Untersuchende versucht, anhand eines ganzen Samples von Erinnerungsinterviews ein Bild zu rekonstruieren, das – im Gegensatz zu den deutschen Verwaltungsakten – die Bedingungen, unter denen die Häftlinge inhaftiert gewesen sind, einzubeziehen vermag. Das Material, auf das sich derartige Untersuchungen stützen, variiert. Teilweise haben wir es mit ausschließlich thematisch fokussiert geführten Gesprächen zu tun, die den biographischen Aspekt völlig ausklammern. Andere Interviewer befragen die Zeitzeugen zwar lebensgeschichtlich, werten aber anschließend nur die Teile aus, die sich inhaltlich auf ihr Erkenntnisinteresse beziehen.

In der Praxis hat sich dazu ein synoptisches Verfahren durchgesetzt, auch wenn dies in der Regel nicht explizit so genannt wird.⁵⁷ Der ursprünglich aus der Exegetik stammende Begriff beinhaltet eine übersichtliche Zusammenstellung der in den Interviews getroffenen Einzelaussagen, indem diese bestimmten Thematiken wie Arbeit, Unterkunft, Verpflegung etc. zugeordnet werden. Die Gesamterzählung des jeweiligen Zeitzeugen erfährt also eine Zerstückelung, und damit verliert der biographische Zusammenhang seine zentrale Bedeutung. Wenn man es aber ernst nimmt, daß im lebensgeschichtlichen Rückblick Erinnerung und Deutung zu einer individuellen Erzählperspektive verschmelzen, dann ist das synoptische Verfahren nicht unproblematisch, denn die Frage, ob und in welcher Form sich in den Erzählungen soziale Wirklichkeit abbildet, läßt sich nicht allein dadurch beantworten, daß mehrere Zeitzeugen gleiche oder ähnliche Aussagen treffen. Das synoptische Verfahren bedarf sowohl einer genauen Quellenanalyse als auch der Kontrastierung mit anderen Dokumenten, wenn sie denn vorhanden sind.

Nachfolgend soll eine synoptische Analyse zum Außenlager Sasel durchgeführt werden, wobei ich mich auf ein relativ kleines Sample von fünf Interviews und einige wenige andere Quellen stütze.⁵⁸ Eine solche Anzahl von Erinnerungsinterviews kann in der Regel nicht als ausreichend gelten, allerdings entspricht diese Quellenlage den Bedingungen, unter denen derartige Untersuchungen oft durchgeführt werden. Gleichzeitig reicht das vorliegende Material aus, um hier bestimmte methodische Fragen aufwerfen zu können.

Zu den ausgewerteten Interviews gehören die vier Gespräche, die ich mit Ewa Wigand und ihren »Kameradinnen« geführt habe.⁵⁹ Da zunächst vermutet werden kann, daß sich die vier Frauen, da sie bis heute intensiven Kontakt zueinander pflegen, über ihre Erinnerungen ausgetauscht haben, wären übereinstimmende Darstellungen nicht

57 Nach diesem Verfahren gehen beispielsweise folgende Autoren vor: Goldstein, *Individuelles und kollektives Verhalten* (1991); Schröder, *Gestohlene Jahre* (1992).

58 Für die nachfolgende synoptische Analyse habe ich mich auf die Arbeits- und Unterbringungsbedingungen der Häftlinge im Lager Sasel konzentriert. Im einzelnen wird nur dort, wo sich Abweichungen ergeben, detailliert nachgewiesen, welche Zeitzeugin welches Detail zu berichten weiß. Bei Übereinstimmungen muß auf allgemeine Beschreibungen zurückgegriffen werden, die streng genommen, wenn es sich nicht um wörtliche Zitate handelt, alle im Konjunktiv stehen müßten. Darauf wurde aber teilweise der besseren Lesbarkeit wegen verzichtet.

59 Vgl. Interviews mit Ewa Wigand (30.11.1991 in Paris), Adele Brawmann (22.10.1993 in Jerusalem), Zofia Smietanska (21.10.1993 in Tel Aviv), Ewa Solarz (3.10.1992 in Stockholm), in: AGN, OH.

weiter verwunderlich. An ihnen lassen sich vielmehr kollektive Erinnerungs- und Erzählmuster aufzeigen. Gerade weil aber dieser enge Bezug unter den Zeitzeuginnen besteht, sollen darüber hinaus andere Quellen zur Kontrastierung hinzugezogen werden. Das Interview mit Frau R., die anonym bleiben möchte, hat eine Kollegin im Rahmen unseres Interviewprojektes geführt. Die Zeitzeugin war ebenfalls viele Jahre im Ghetto Lodz und wurde 1944 – wie alle anderen Gefangenen des Lagers Sasel – zunächst nach Auschwitz-Birkenau und von dort nach Hamburg deportiert.⁶⁰

Neben diesen Interviews mit Überlebenden existieren einige wenige andere Quellen, die Aufschluß über das Lager Sasel bieten. Zu nennen ist beispielsweise ein Gespräch mit einer ehemaligen Aufseherin, das hier kontrastierend beziehungsweise ergänzend hinzugezogen wird.⁶¹ Hervorzuheben sind weiterhin die bereits genannten Prozeßunterlagen britischer Militärgerichte, die sich auf Mißhandlungs- und Tötungsdelikte beziehen, die in diesem Außenlager verübt wurden. Weiterhin liegen Ermittlungsverfahren deutscher Behörden vor, die in den sechziger und achtziger Jahren allerdings ergebnislos eingestellt wurden.⁶² Prozeßprotokolle gehören zu den für Historiker nicht unproblematischen Quellen. Der juristische Diskurs formt das vorliegende Material nachhaltig, denn in ihm werden bestimmte Tatzusammenhänge herausgestellt, während andere Aspekte, die für die Anklage irrelevant sind, in den Hintergrund treten. So können Angaben, die von Angeklagten und Zeugen gemacht werden, nicht ohne Berücksichtigung ihres Entstehungszusammenhangs gelesen werden. Der juristische Diskurs ist nicht notwendigerweise der Wahrheit verpflichtet, sondern er fokussiert das Geschehene auf spezielle Anklagepunkte, die es zu beweisen beziehungsweise zu widerlegen gilt.

Keine der Zeitzeuginnen kann sich an den Tag, an dem die 500 überwiegend polnischen Jüdinnen vom Dessauer Ufer ins Lager Sasel nach Hamburg-Poppenbüttel überstellt wurden, erinnern.⁶³ Für die ehemaligen Häftlinge gestaltet sich eine Datierung schwierig, da sie weder ihren Abtransport aus Auschwitz noch die Länge ihres Aufenthalts im Lager Dessauer Ufer genau bestimmen können. Zofia Smietanska, die selbst an Scharlach litt, merkt dazu an, daß die im Lager Dessauer Ufer erkrankten Frauen separat nach Hamburg-Poppenbüttel abtransportiert wurden.⁶⁴ Auf jeden Fall existierte das Lager bereits, als die Häftlinge am Saseler Mühlenweg eintrafen.⁶⁵ Über die genaue Anzahl der Baracken sowie die Lage der verschiedenen Gebäude herrscht aber ebenfalls bis heute Unklarheit.⁶⁶ Übereinstimmend geben die Zeitzeuginnen an, es habe kleine und große Baracken gegeben. In

60 Vgl. Interview mit Frau R. am 8.8.1991, geführt von Karin Orth, in: AGN, OH.

61 Vgl. Interview mit Frau A. am 13.12.1984, geführt von Ludwig Eiber und Beate Meyer, in: AGN, Häftlingsberichte (!), Sign. 2.8.

62 Vgl. PRO, WO 236/179; WO 309/1699; WO 235/254; ebenso: ZSL, IV 404 AR 605/67; 404 AR-Z 45/81.

63 Unter den 500 polnischen Jüdinnen befinden sich auch einzelne Frauen, die 1941 aus Hamburg und anderen Großstädten nach Lodz deportiert worden waren. Vgl. beispielsweise die autobiographischen Erinnerungen von Lucille Eichengreen, *Von Asche zum Leben* (1992).

64 Vgl. Interview mit Zofia Smietanska, S. 9.

65 Frau A., eine ehemalige Aufseherin im Lager Sasel, meint sich genauer an das Datum erinnern zu

den mindestens zwei kleinen Unterkünften sollen jeweils nicht mehr als dreißig Personen gewesen seien, mindestens drei große Baracken hätten aber mehr als 100 Frauen beherbergt. Da es als gesichert gelten kann, daß fünfhundert Frauen im Lager Sasel inhaftiert gewesen sind, muß also von mindestens fünf Wohnbaracken ausgegangen werden. Darüber hinaus muß es noch weitere Gebäude gegeben haben, so eine Waschbaracke mit kaltem Wasser und mindestens eine Küche. Ob bei den SS-Unterkünften, die außerhalb der Umzäunung lagen, eine weitere Küche existierte, läßt sich nicht definitiv feststellen. Das Häftlingslager war – so die Zeitzeuginnen – mit Stacheldraht eingezäunt und wurde von mindestens einem Wachturm aus bewacht, während die unmittelbare Umgebung unbebaut war.

Die Unterkünfte der Häftlinge waren unterschiedlich stark belegt. Auch in den kleinen Baracken scheinen die Frauen nicht unter drangvoller Enge gelitten zu haben, allerdings konnte dort – ebenso wie in den großen Baracken – nur dann geheizt werden, wenn es einer Frau gelang, brennbares Material illegal zu beschaffen. Die Lagerleitung stellte selbst im strengen Winter 1944/45 keinerlei Heizmöglichkeit zur Verfügung.

Zwei der interviewten Frauen erinnern sich an eine Art Begrüßungsrede des Lagerkommandanten, als sie im September 1944 nach Sasel kamen. Adele Brawmann meint, dieser habe nach Ärztinnen unter den polnischen Jüdinnen gefragt und seine Geringschätzung zum Ausdruck gebracht, als niemand sich gemeldet habe.⁶⁷ Eine erneute Zuteilung von Häftlingsnummern scheint es in Sasel nicht gegeben zu haben, vielmehr meinen die Befragten, sie hätten ihre vierstelligen Nummern bereits in Auschwitz oder am Dessauer Ufer erhalten. Jedenfalls sei die Nummer auf der linken Brustseite der Kleidung befestigt gewesen, so daß man sie jederzeit habe sehen können. Ewa Wigand verfügt bis heute über ihren roten Winkel, der an ihrer Kleidung zur weiteren Kennzeichnung befestigt war.⁶⁸

Alle Befragten erinnern sich, daß die Mädchen und Frauen zunächst keine gestreifte Häftlingskleidung besaßen, sondern mit bunten Flickern versetzte Zivilkleider trugen, die sie bereits in Auschwitz erhalten hatten. Darunter sollen auch zerrissene Abendkleider gewesen sein. Außerdem meinen zwei Zeitzeuginnen, die Kleidung sei mit leuchtend gelber Farbe bestrichen worden, um die Häftlinge deutlicher kenntlich zu machen. Frau R. kommentiert das Aussehen der Gefangenen, daß sie wie Papageien ausgesehen hätten.⁶⁹

können, da sie am 1. September 1944 geheiratet habe und nur wenige Tage später ins Hauptlager Neuengamme zu einer mehrtägigen Einweisung gekommen sei. Mitte September habe man sie dann von dort nach Sasel überstellt, wo sie die Häftlinge bei ihrer Ankunft bereits angetroffen habe. Vgl. Interview mit Frau A., S. 8. Ihre Angabe könnte darauf verweisen, daß die Gefangenen bereits vor Mitte September 1944 in das Außenlager Sasel gekommen sind.

66 Die im Hamburg-Porträt abgebildete Skizze des Lagers Sasel kann aufgrund der Interviewaussagen nicht bestätigt werden. Die Angaben zu Anzahl und Lage der Gebäude sind so unterschiedlich, daß sie sich kaum zu einem Gesamtbild vereinheitlichen lassen. Vgl. Museum, Ansichten (1990), S. 4.

67 Vgl. Interview mit Adele Brawmann, S. 11.

68 Vgl. Interview mit Ewa Wigand, S. 22. Andere Zeitzeuginnen meinen, sie hätten einen gelben Stern tragen müssen.

69 Vgl. Interview mit Frau R., S. 23.

Ewa Wigand erinnert sich, daß sie in Sasel später Häftlingskleidung bekommen habe, die anderen Frauen hingegen sprechen nur von Mänteln oder Jacken. Alle betonen, daß die Kleidung weder für die winterliche Witterung noch für die zu verrichtende Arbeit geeignet gewesen sei. Daher gehört die Kälte zu den vorherrschenden Eindrücken im Lager Sasel. Nur einige der Häftlinge scheinen Strümpfe gehabt zu haben, andere behelfen sich mit Fußlappen oder liefen in den groben Holzpantinen barfuß. Viele Frauen wärmten sich, indem sie alte Zementsäcke, die sie manchmal auf den Baustellen fanden, unter die Kleidung steckten, was allerdings verboten war. Die interviewten ehemaligen Häftlinge sind sich nicht sicher, ob sie überhaupt über Wäsche verfügten, auf jeden Fall gab es keinerlei Kleidung zum Wechseln, so daß man sich – wie Ewa Wigand erzählt – behalf, indem die Kleidung abends mit kaltem Wasser gewaschen wurde und man nachts darauf schlief, um morgens eine einigermaßen trockene Ausstattung zu haben.⁷⁰ Das hieß gleichzeitig, in den im Winter ungeheizten Baracken unbedeckt und auf feuchter Unterlage zu schlafen.

Interessanterweise berichten alle Zeitzeuginnen Übereinstimmendes über die Verpflegung. Für die Häftlinge gab es morgens nur ein heißes, kaffee- oder teeähnliches Getränk und ein Stück Brot. Adele Brawmann schätzt das Brot auf 250 Gramm, dazu habe es manchmal Marmelade und Margarine gegeben.⁷¹ Einige Frauen aßen das Brot gleich morgens restlos auf und mußten dann tagsüber hungern. Andere haben versucht, ihre Portion aufzuteilen, allerdings bestand dann die Gefahr, daß die Reste von anderen gestohlen wurden. In der Regel – so die Interviewten – habe es mittags bei den Arbeitskommandos kein Essen gegeben. Nur wenn der jeweilige Betrieb für Verpflegung sorgte, dann erhielten die Frauen hin und wieder eine wässrige Suppe. Häufig stellte aber die Suppe, die abends nach der Arbeit im Lager ausgegeben wurde, die einzige weitere Verpflegung dar. Über diese karge Kost hinaus war es reiner Zufall, wenn einzelne Frauen zusätzliche Lebensmittel erhielten. Manchmal steckten vorbeigehende Zivilisten ihnen Brot zu, oder aber die Wachmänner gaben ihr Frühstück an eine Gefangene ab.⁷² Andere Frauen hatten durch ihre Arbeit, beispielsweise in der Häftlingsküche, die Möglichkeit, Kartoffelschalen oder ähnliches zu stehlen. Diese gelegentlichen und insgesamt eher seltenen Zusätze reichten dennoch nicht aus, sich ausreichend zu ernähren. Die Frauen im Lager Sasel – so kann verallgemeinert werden – litten daher unter massivem Hunger.

Sechs Tage in der Woche wurden die jungen Frauen bereits vor Sonnenaufgang aus ihren Baracken getrieben und zum Appell aufgestellt. Nun teilte die SS die ver-

70 Vgl. Interview mit Ewa Wigand, S. 22.

71 Vgl. Interview mit Adele Brawmann, S. 18.

72 Alle ehemalige Häftlinge betonen in den Interviews, die deutsche Zivilbevölkerung habe sie auf den Baustellen, in der S-Bahn oder auf den langen Fußmärschen durch die Stadt gesehen. Viele hätten sich weggedreht oder so getan, als wenn die Häftlinge nicht existieren. Andere seien bemüht gewesen, ihnen Lebensmittel oder Kleidung heimlich zustecken, man habe aber ihre Angst gespürt, dabei erwischt zu werden. Wenn jemand die Aufseher gefragt habe, wer die jungen Frauen seien, habe er zur Antwort bekommen, die Häftlinge seien Verbrecher oder Prostituierte. Interessanterweise erzählt nur Frau A. im Interview, die deutsche Bevölkerung habe sich den Häftlingen gegenüber völlig gleichgültig gezeigt.

schiedenen Arbeitskommandos ein, wobei der Bedarf an Arbeitskräften variierte. In den Interviews nennen die Befragten zahlreiche Einsatzorte, wo sie zwar unterschiedliche, aber immer körperlich anstrengende Tätigkeiten zu verrichten hatten. Nur in Einzelfällen lassen sich diese Arbeitsorte genauer charakterisieren, häufig erinnern sich die Frauen allein an verschiedene Baustellen, ohne sie bestimmten Stadtteilen oder Straßen zuordnen zu können. Hamburg war für die meisten Häftlinge eine fremde Stadt, in der sie sich kaum zu orientieren wußten. Außerdem verschwimmen auch ihre Erinnerungen daran, denn die Interviewten können die Arbeitseinsatzorte, zu denen sie vom Dessauer Ufer aus gebracht wurden, kaum von den Arbeitsplätzen unterscheiden, die dem Lager Sasel zugeordnet waren.

Am Dammtor, in der Nähe der Sternschanze und in Altona mußten die Frauen Trümmer beseitigen, Gleise reinigen und vom Einsturz bedrohte Häuser abtragen. Zofia Smietanska erinnert sich darüber hinaus an Erd- und Aufräumarbeiten in der Nähe der S-Bahnstation »Friedrichsberg«. Dieses Kommando hat sich nicht ohne Grund in ihr Gedächtnis eingepägt, denn in der Nähe dieser Baustelle – so erzählt sie – habe sich eine Brauerei befunden. Der Eigentümer habe zwei Häftlinge zu Hilfsarbeiten angefordert. Es sei ihr Glück gewesen, dafür ausgewählt zu werden, denn dort habe sie ein zusätzliches Mittagessen erhalten und darüber hinaus Gemüseabfälle sammeln dürfen. Ihr seien die wenigen Tage in diesem Kommando wie im »Paradies« vorgekommen.⁷³

Im Holzmühlenweg in Hamburg-Wandsbek wurden Plattenhäuser für ausgebombte Hamburger errichtet, allerdings waren die Häftlinge aus Sasel nicht mit der Montage der Häuser beauftragt, sondern wurden zu Hilfsarbeiten herangezogen. Das Gelände mußte planiert werden, Wasserleitungen wurden gelegt, und die angelieferten Betonplatten, aus denen die Häuser in Schnellbauweise errichtet wurden, mußten ausgeladen werden. Ein ähnliches Kommando existierte auch in Hamburg-Poppenbüttel. Dort waren die Häftlinge ebenfalls zu kräftezehrenden Erd- und Räumarbeiten beim Plattenhausbau eingesetzt.⁷⁴

Neben diesen beiden Arbeitseinsatzorten ist den Befragten besonders die Arbeit in der sogenannten Rinderhalle auf dem Heiligengeistfeld noch gegenwärtig. Da Ewa Wigand über längere Zeit dort arbeiten mußte, berichtet sie besonders ausführlich darüber. Die etwa 50 Häftlinge, die täglich mit der Bahn dorthin geschafft wurden, mußten Trümmerschutt sammeln, der dann mit Hilfe einer Mischmaschine aufbereitet wurde. Ein französischer Kriegsgefangener bediente die Maschine, die Frauen hingegen mußten die anschließend in Einschalungen gegossene Zementmasse schleppen und zum Trocknen umstürzen.⁷⁵

Die Frauen, ob in Poppenbüttel, Wandsbek oder St. Pauli eingesetzt, wußten in der Regel nicht, für wen sie diese körperlich aufreibende Arbeit verrichteten. Einige

73 Vgl. Interview mit Zofia Smietanska, S. 11.

74 Vgl. Vertrag zwischen dem Wohnwirtschafts- und Siedlungsamt und Wohnungsgenossenschaften über die Errichtung von Behelfswohnungen in Hamburg-Poppenbüttel vom 31.10.1944, in: AGN, Hansestadt Hamburg, Sign. 3.5.3.5.

75 Vgl. Interview mit Ewa Wigand, S. 17.

Firmennamen sind heute bekannt. So arbeiteten die Häftlinge auf dem Heiligengeistfeld für die Baufirmen Moll und Kowahl & Bruns, in Poppenbüttel waren die Firmen Möller und Wayss & Freytag im Geschäft.⁷⁶ Sie mieteten die Häftlinge von der SS, wobei sie für ungelernete Hilfskräfte, wie es die jungen Frauen aus Sasel waren, täglich 4,- RM zu zahlen hatten. Während der Arbeit bewachten Kapos und SS die Gefangenen und trieben sie zur Arbeit an. Der Kontakt zu zivilen Angestellten war grundsätzlich verboten, auch wenn er in kurzen, unbewachten Momenten möglich war.

Nicht alle Häftlinge verließen morgens das Lager, um auf den Baustellen zu arbeiten. Schätzungsweise 20-30 junge Frauen erfüllten Aufgaben innerhalb des Lagers, beispielsweise in der Schreibstube, der Küche, der Wäscherei, in der Kleiderkammer oder als Stubendienst. Ewa Wigand beispielsweise putzte kurze Zeit die Unterkünfte der Aufseher und Aufseherinnen, Frau Solarz arbeitete längere Zeit in der Wäscherei und aushilfsweise in der Küche, Frau R. mußte die Wäsche der Aufseherinnen waschen und deren Unterkünfte säubern. In den Interviews mit Ewa Wigand und ihren »Kameradinnen« gehören diese lagerinternen Funktionen zu den privilegierten und begehrten Arbeiten, da sie es ermöglichten, sich und gegebenenfalls auch anderen gewisse Erleichterungen zu verschaffen, sei es zusätzliche Lebensmittel zu organisieren oder über warmes Wasser zu verfügen. Frau R. hingegen sieht ihre eigene Tätigkeit im Lager nicht so positiv. Sie habe ebenso wie die anderen auf den Baustellen hart arbeiten müssen und schließlich bis heute einen Wirbelsäulenschaden davongetragen.⁷⁷

Diese unterschiedliche Wahrnehmung der interviewten Frauen irritiert. Frau R. berichtet im Interview ausführlich, wie sie an ihre »Stellung« gekommen sei. Da sie manchmal in der Baracke gesungen habe, sei sie der Aufseherin Ida Römer aufgefallen.⁷⁸ Durch sie und durch die Hilfe einer Tschechin, die im Lager als Häftlingsärztin fungierte, habe sie die Chance erhalten, dem Lagerführer von ihren zunehmenden Augenproblemen zu erzählen. Frau R. befürchtete nämlich, aufgrund jahrelanger Unterernährung langsam ihr Augenlicht zu verlieren. Der Lagerkommandant sowie die Aufseherin Römer hätten ihr dann doppelte Verpflegung zugestanden und ihr darüber hinaus lagerinterne Arbeiten zugewiesen.⁷⁹ Wenn Frau R. betont, daß es denjenigen, die wie sie tagsüber im Lager blieben, nicht wesentlich besser ergangen sei als den außerhalb arbeitenden Häftlingen, dann wehrt sie sich indirekt gegen den möglichen Verdacht, sie habe Vorteile aus ihren Kontakten zur Lagerleitung ziehen können. Gleichzeitig sieht sie sich selbst weniger in eine Gruppe von Mithäftlingen integriert, sondern berichtet von einzelnen Kontakten zu anderen, die wie sie bestimmte Funktionen im Lager erfüllten.

76 Emil Bruns wurde als einziger Zivilist vor dem britischen Militärgericht angeklagt und zu drei Jahren Haft verurteilt. Das Gericht sah es als erwiesen an, daß er bei seinen regelmäßigen Kontrollbesuchen auf der Baustelle die Häftlinge mißhandelte, wenn er mit ihren Arbeitsleistungen nicht zufrieden war. Vgl. PRO, WO 235/179, Bl. 454.

77 Vgl. Interview mit Frau R., S. 19.

78 Ida Römer wurde 1946 von einem britischen Militärgericht zu drei Jahren Haft verurteilt. Sie scheint im Lager Sasel als eine Art Oberaufseherin fungiert zu haben.

79 Vgl. Interview mit Frau R., S. 18ff.

Diese Darstellung von Frau R. weicht von denen der anderen interviewten Frauen ab. Ewa Solarz beispielsweise scheint eine ganz ähnliche Position wie Frau R. im Lager Sasel gehabt zu haben, allerdings sieht sie es heute als rein zufällig an, daß sie für die Arbeit in der Lagerwäscherei ausgesucht wurde. Diejenige – so erzählt sie – die diese Funktion vor ihr gehabt habe, sei an Tuberkulose erkrankt, und daher habe man einen Ersatz gebraucht. Daß die Wahl gerade auf sie fiel, thematisiert sie nicht explizit, sondern es ist ihr wichtiger, deutlich zu machen, welche Vorteile ihre Funktion nicht nur für sie selbst, sondern auch für ihre vier »Kameradinnen« mit sich brachte. Ein ähnliches Erzählmuster findet man in dem Interview mit Ewa Wigand, wenn sie von ihrer kurzzeitigen Tätigkeit im Lager berichtet. Die zusätzlichen Lebensmittel, die sie erhielt, während sie die Unterkünfte der Aufseher reinigte, teilte sie wie selbstverständlich mit ihren Freundinnen. Die Hilfe für andere – so stellen es die vier Frauen übereinstimmend dar – legitimierte es, daß einzelne von ihnen zeitweise in privilegierten Positionen arbeiteten, da sie die sich daraus ergebenden Vorteile nicht nur für sich nutzten, sondern andere Gruppenmitglieder daran teilhaben ließen. Frau R. scheint einen solchen Kreis von Mithäftlingen nicht gehabt zu haben, zumindestens erzählt sie darüber nichts. Ihre privilegierte Position im Lager relativiert sie mittels anderer Mechanismen. Sie betont im Interview, trotz ihrer Funktion in Sasel erhebliche körperliche Schäden zurückbehalten zu haben.

Indem die SS einzelnen Häftlingen Privilegien zugestand, schürte sie eine enorme Konkurrenz um existenzielle Versorgungsgüter. Das damit einhergehende hierarchische System innerhalb der »Häftlingsgemeinschaft« fand seinen krassesten Ausdruck darin, daß Häftlinge zu sogenannten Kapos ernannt und zur Bewachung ihrer Mithäftlinge eingesetzt wurden. Dabei nutzte die SS nationale Unterschiede und bestehende Ressentiments unter den Häftlingen für ihre Interessen aus.⁸⁰ Im Lager Sasel beispielsweise übten die einzigen vier tschechischen Häftlinge derartige Funktionen aus, das heißt sie trieben die polnischen Jüdinnen zur Arbeit an, kontrollierten ihre Baracken und überwachten ihren Tagesablauf, wofür sie bessere Unterkünfte und Verpflegung erhielten. Auch die als Häftlingsärztin eingesetzte Frau namens Irene Bartany stammte aus der Tschechoslowakei.⁸¹

In den Erzählungen der vier befreundeten Frauen taucht in diesem Zusammenhang immer wieder der Name »Gerda« auf. Es soll sich dabei um eine tschechische Kapo handeln, die sich besonders dadurch auszeichnete, daß sie bei geringsten »Vergehen«, wenn zum Beispiel die Reihe beim Appell nicht gerade stand oder die Betten nicht vorschriftsmäßig gemacht waren, wahllos auf die Frauen einschlug. Diejenigen, die sich derart brutal gebärdeten, sind in den Erzählungen zunächst die Tschechinnen, von denen sich die Befragten darüber hinaus nicht sicher sind, ob sie über-

80 Vgl. die zu dieser Thematik überzeugende Analyse von Sofsky, *Ordnung des Terrors* (1993), S. 137-190.

81 Irene Bartany war vermutlich keine ausgebildete Ärztin, sondern verfügte über gewisse medizinische Grundkenntnisse. Sie wurde kurz vor der Befreiung in Bergen-Belsen erschossen. Vgl. britischer Militärgerichtsprozeß gegen Kurt Otto Kemmerich 1947, in: PRO, WO 235/254.

haupt jüdischer Herkunft waren.⁸² Ewa Wigand meint, unter den Kapos sei auch eine Ungarin gewesen.⁸³

Diejenigen, die sich zu Handlangern der SS degradieren ließen, sollen also, wenn man den Erzählungen folgt, ausschließlich der jeweils anderen Häftlingsgruppe angehört haben, mit der man ohnehin wenig zu tun hatte. Erst im weiteren Erzählfluß erwähnen Frau Solarz und Frau Brawmann eher beiläufig, daß auch unter den polnischen Jüdinnen sogenannte Unterkapos bestimmt wurden. So sei es einmal zu einer Auseinandersetzung unter den Frauen gekommen, als eine polnische Jüdin, die von ihren Mitgefangenen in diese Funktion gewählt worden sei, eine Frau geschlagen habe, weil diese gestohlen haben soll. Die von den übrigen Frauen zur Rede gestellte Kapo habe sich dahingehend gerechtfertigt, daß sie lieber selbst die Bestrafung ausgeführt habe, um das ›Vergehen‹ nicht der SS melden zu müssen, denn deren Sanktionierung wäre sehr viel härter ausgefallen.⁸⁴ Ewa Solarz weiß darüber hinaus zu berichten, daß es nach Kriegsende Vorwürfe einzelner Überlebender gegenüber einer Frau, die im Lager Sasel ebenfalls von ihren Mitgefangenen für eine solche Funktion ausgewählt worden war, gegeben habe. Sie – Frau Solarz – verstünde diese Aufregung nicht, denn schließlich hätten die Frauen die Betreffende doch selbst darum gebeten, diese ›Stellung‹ auszufüllen. Die Frau habe den Konflikt um ihre Person psychisch nicht verkräftet, und gerücheweise erzählt man sich, sie habe später versucht, sich das Leben zu nehmen.⁸⁵

Die lebensgeschichtlichen Erinnerungen der vier »Kameradinnen« zeichnen also bei weitem kein harmonisches Bild der Saseler ›Häftlingsgemeinschaft‹. Dabei stehen die berichteten Konflikte im krassen Gegensatz zu der solidarischen und mitmenschlichen Verbindung unter den Interviewten selbst. Interessanterweise fehlt im Interview mit Frau R. nicht nur eine entsprechende Bezugsgruppe, sondern ihre Darstellung weicht generell von den Eindrücken der anderen Überlebenden ab. Sie erinnert sich an drei tschechische Kapos sehr genau, kann sogar von zweien den Namen nennen. Sie seien zuvor längere Zeit in Auschwitz gewesen und hätten natürlich Vorteile im Lager Sasel gehabt, also bessere Kleidung, Verpflegung und Unterkunft. Außerdem sei es ihnen erlaubt gewesen, ihre Haare wachsen zu lassen. Diese Begünstigungen – so Frau R. – hätten die Kapos aber nicht nur aufgrund ihrer Funktion erhalten, sondern sie hätten sexuelle Kontakte zu einzelnen Wachhabenden gehabt, die sie im Gegenzug dafür protegiert haben sollen.⁸⁶ Frau R. erzählt diese Geschichte nicht mit abwertender Geste, vielmehr betont sie, eine der Tschechinnen habe ihr dabei geholfen, ihre gesundheitlichen Probleme behandeln zu lassen. Im Gegensatz zu den anderen Berichten erscheinen bei Frau R. sowohl die Ka-

82 Es ist anzunehmen, daß es sich um tschechische Jüdinnen handelte, die – wie bereits erwähnt – im Sommer 1944 aus Auschwitz-Birkenau ins Lager Dessauer Ufer überstellt und von dort im September dem Lager Sasel zugewiesen wurden.

83 Vgl. Interview mit Ewa Wigand, S. 23.

84 Vgl. Interview mit Adele Brawmann, S. 44f.

85 Vgl. Interview mit Ewa Solarz, S. 17.

86 Vgl. Interview mit Frau R., S. 17.

pos als auch einzelne Aufseherinnen und Aufseher in einem positiveren Licht. Auch wenn sie betont, die weiblichen SS-Angehörigen seien strenger und unnachsichtiger als die Männer gewesen, so kommt sie doch zu dem überraschenden Schluß, weder Kapos noch SS hätten die Häftlinge in Sasel geschlagen. »Eine (Aufseherin, Anm. d. Verf.) war so dick wie ein Klotz. Ja, ja, ja. Dann rumgeschrien. Die waren, die waren nicht korrekt. Ich will nicht sagen – geschlagen hat man uns nicht, das ist wahr. Das nicht, nein. In Sasel hat man uns nicht geschlagen. In Auschwitz schon. Ja, das schon. Aber in dem Lager nicht.«⁸⁷

Diese Darstellung von Frau R. widerspricht sowohl den Interviewaussagen der anderen Überlebenden als auch den vorliegenden Prozeßprotokollen, durch die zahlreiche Mißhandlungen polnischer Jüdinnen im Lager Sasel durch männliche und weibliche SS als nachgewiesen gelten können. Ewa Wigand beispielsweise erzählt, wie sie selbst von einer SS-Aufseherin geschlagen wurde.

»Und wenn man führt uns so in die Reihe an die Straße, und eine kleines Kartoffel, so, verfroren, ist mir an den Fuß gefallen. Und ich habe mich nur, wir gehen ja, schnell aufgehoben und in die Tasche rein. Und auf einmal, ich war so... , hat sie mir eine geschlagen. Ich habe nie gewußt, daß war so stark, daß ich habe mich, habe verloren dem Gleichgewicht, meine Kameraden haben mich gehalten, so stark hat sie mich geschlagen. ›Ihr Schweine, was hast du genommen? Was hast du... ? Schmeiß' das weg.‹ Ich habe das weggeschmissen. Aber, sie waren so und so. Es waren gute und es waren schlimme.«⁸⁸

Die vier Freundinnen zeichnen ein sehr differenziertes Bild des Aufsichtspersonals im Lager Sasel. Alle können sich sowohl an den ersten Lagerkommandanten Mercker erinnern, allerdings ohne seinen Namen zu kennen, als auch an dessen Nachfolger Leonhard Stark. In der Beurteilung beider Personen sind sich die Befragten allerdings wiederum uneinig. Während Zofia Smietanska und Ewa Solarz Stark als den »Schlimmeren« in Erinnerung behalten haben, trifft Adele Brawmann genau das entgegengesetzte Urteil. Der erste Lagerleiter sei etwas »wunderlich« und eher unheimlich gewesen, hingegen habe sein Nachfolger sich den Häftlingen gegenüber »besser« verhalten. Ob die Interviewten tatsächlich jeweils über die gleiche Person sprechen oder aber die Reihenfolge ihrer Amtsausübung verwechseln, läßt sich anhand der Interviews nicht eindeutig entscheiden. Frau R. wiederum erwähnt ausführlicher den Lagerkommandanten Mercker, der sie einmal zu ihrem Aufenthalt in Auschwitz befragt und seine Empörung darüber geäußert habe, daß es dort Krematorien gebe. Er sei es auch gewesen, der sie zu lagerinternen Arbeiten eingeteilt habe.⁸⁹

Über die Gründe, die zu einem Wechsel der Lagerleitung führten, gibt es unter den ehemaligen Häftlingen nur Spekulationen.⁹⁰ Zofia Smietanska will erfahren ha-

87 Ebd., S. 24.

88 Interview mit Ewa Wigand, S. 21.

89 Vgl. Interview mit Frau R., S. 18f.

90 Nach Aussage von Leonhard Stark übernahm er am 1. November 1944 die Lagerleitung in Sasel. Vgl. PRO, WO 235/179, Bl. 46.

ben, der ersten Kommandant habe mit einer in der Küche arbeitenden Gefangenen ein Verhältnis gehabt.⁹¹

Weitgehende Einigkeit herrscht unter den ehemaligen Häftlingen über die Aufseher und Aufseherinnen. Es habe sowohl männliche SS-Angehörige als auch Wehrmachtssoldaten gegeben. Zahlreiche seien zuvor beim Zoll oder Grenzschutz angestellt und überwiegend bereits älter gewesen.⁹² Grundsätzlich hätten sich die männlichen Bewacher den Häftlingen gegenüber besser verhalten als das weibliche Personal. So weiß jede der interviewten Frauen eine Episode zu erzählen, in der ein Wachhabender entweder sein Frühstücksbrot abgegeben oder aber bei der Arbeit auf den Baustellen es geduldet habe, wenn sich die Frauen ausruhten. Einige hätten auch weggesehen, wenn Zivilisten ihnen Brot oder andere Lebensmittel zugesteckt haben. Eine solche Nachsicht hätten die meisten der sehr jungen Aufseherinnen nicht gezeigt. Zofia Smietanska erzählt im Interview eine Begebenheit, die hier stellvertretend für andere stehen soll.

»Und wenn man so ging über den Schnee in den Holzpantinen, da klebte eine ganze Schicht Schnee fest. So ein Streifen, und man ging so wie auf Schlittschuhen. [...] In einem solchen Moment, wirklich, wirklich brach ich zusammen. Ja, das war nicht in den zwei Wochen dieses Paradieses, das war später. Ich setzte mich in den Schnee und wartete bis alle anderen vorbeigegangen waren. Und ich bat den letzten Wachmann, das war irgendein Soldat der Wehrmacht. Es gab wenige SS-Leute, die meisten waren Wehrmachtsangehörige. Ich bat ihn, er solle mich töten, denn ich dachte, sowieso werden wir den Krieg nicht überleben. Im letzten Falle würde eine Bombe auf das Lager fallen und sowieso würden wir umkommen. So dachte ich. Sie werden es nicht zulassen, daß wir als Zeugen überleben. Der Wachmann benahm sich sehr fair. Er nahm... . Mit seiner Flinte säuberte er die Holzpantinen, so daß ich weitergehen konnte.«⁹³

Um diese Erzählung ins richtige Licht zu rücken, führt Zofia Smietanska aus, daß es ein relativer Begriff sei, wenn sie diesen Aufseher als »menschlich« bezeichne. Im Lager sei jemand bereits ein »guter Mensch« gewesen, wenn er die Häftlinge nicht beschimpft habe.

Andere Erfahrungen mußten die Frauen mit einigen SS-Aufseherinnen machen. Alle interviewten Überlebenden erinnern sich an Lieselotte Müller, die sie auch unter ihrem Namen kennen. Sie sei »die Schlimmste« gewesen und habe die Frauen für jede Nichtigkeit geschlagen.⁹⁴ Alle hätten Angst vor ihr gehabt, daher habe man

91 Vgl. Interview mit Zofia Smietanska, S. 17. Frau A., eine ehemalige Aufseherin, hingegen berichtet aus einer ganz anderen Perspektive über die Lagerkommandanten. Ihr erster Vorgesetzter Mercker – so erzählt sie – habe immer Wutausbrüche bekommen und sei ständig betrunken gewesen. Dann habe er um sich geschlagen und dabei öfters auch Aufseherinnen getroffen, die sich daraufhin beim zuständigen Stützpunkt beschwert hätten. Dies sei der Grund für seine Ablösung gewesen. Vgl. Interview mit Frau A., S. 17.

92 Vgl. Namensliste der Oberfinanzdirektion Hamburg über die im Lager Sasel eingesetzten Zollbeamten vom 20.1.1982, in: ZSL, IV 404 AR 605/67. Die Liste umfaßt 24 Personen. Vgl. dazu auch: AGN, KZ Neuengamme und seine Außenlager, Sign. 7.2.2.

93 Interview mit Zofia Smietanska, S. 13.

94 Auch Frau R. erinnert die Aufseherin Müller als eine bedrohliche Frau, die ihr öfters äußerst de-

jeden Kontakt mit der korpolenten und energischen Frau gemieden. Der Schrecken, den sie im Lager verbreitet habe, hat sich den Frauen ins Gedächtnis eingeschrieben. Neben dieser Aufseherin habe es auch andere gegeben, die geschlagen hätten, aber niemand sei so brutal und gefürchtet gewesen wie Lieselotte Müller. Ewa Wigand nennt darüber hinaus noch eine junge, in ihrer Erinnerung sehr hübsche Aufseherin, die sie nur unter ihrem Spitznamen kennt. Da diese Frau die Häftlinge immer mit »Hopp-Hopp« zur Arbeit angetrieben habe, hätten die Häftlinge ihr diesen Namen gegeben. Sie sei weniger streng als Lieselotte Müller gewesen.⁹⁵

Über die genaue Anzahl der Aufseher und Aufseherinnen im Lager Sasel geben die Interviews keinerlei Auskunft.⁹⁶ Im Prozeß vor dem britischen Militärgericht 1946 standen insgesamt zehn weibliche und dreizehn männliche Personen unter Anklage, wobei sich aber aus den Unterlagen ergibt, daß es sich dabei nicht um das gesamte Aufsichtspersonal gehandelt haben kann.⁹⁷ Alle Aufseherinnen sind zwischen zwanzig und dreißig Jahre alt, unter den Männern hingegen ist niemand unter vierzig.⁹⁸ Die Erinnerung der ehemaligen Häftlinge, die Wachen seien bereits »ältere Männer«, die Aufseherinnen hingegen damals nur wenig älter als sie selbst gewesen, bestätigt sich.

Die unmenschlichen Unterbringungs-, Verpflegungs- und Arbeitsbedingungen gingen an den Häftlingen nicht spurlos vorbei. Viele litten unter Hungerödemen oder an anderen ernährungsbedingten Mängelercheinungen, und die Arbeit auf den Baustellen verursachte kleinere und größere Verletzungen. Blutvergiftung, eiternde Wunden an Händen und Füßen, Durchfall, Lungenentzündung und Tuberkulose gehörten daher zu den häufigsten Erkrankungen. Bei einigen Beschwerden konnte die zuständige Häftlingsärztin helfen, obwohl die Ursachen der Erkrankungen anschließend fortbestanden. Über welche medizinische Ausstattung die improvisierte Krankenstube im Lager Sasel verfügte, läßt sich kaum ausmachen. In den Quellen zeigt sich, daß es einen gewissen Bestand an Medikamenten gegeben haben muß, denn Ewa Solarz berichtet, sie habe gegen einen Ausschlag Tabletten erhalten, die ihr geholfen hätten. Allerdings habe nicht die Häftlingsärztin, sondern ein »deutscher Arzt« ihr diese Medikamente gegeben.⁹⁹ Den Prozeßunterlagen kann entnommen werden, daß es sich dabei um Kurt Otto Kemmerich gehandelt haben muß, der selbst zwar über keine ärztliche Ausbildung verfügte, sondern für das ge-

mütigende und anstrengende Arbeitsaufträge erteilt habe. An Schläge von ihr kann sie sich aber nicht erinnern. Außerdem meint Frau R., daß die Aufseherinnen die Häftlinge mit »Sie« angesprochen hätten. Vgl. Interview mit Frau R., S. 19.

95 Die Identität dieser Person ist weiterhin unbekannt. Eine für ein späteres Ermittlungsverfahren vernommene Zeugin in Australien erinnert sich aber auch an diese Aufseherin, die sie ebenfalls mit dem genannten Spitznamen bezeichnet. Vgl. Aussage von Pola Recht am 28.2.1973 in Melbourne, in: ZSL, IV 404 AR 605/67, Bl. 204-209.

96 Frau A. erinnert sich, daß mit ihr im September 1944 zunächst nur fünf andere Frauen im Lager ihren Dienst angetreten hätten. Später seien drei und im Frühjahr 1945 nochmals eine unbestimmte Anzahl von Aufseherinnen hinzugekommen. Vgl. Interview mit Frau A., S. 20f.

97 Der Firmeninhaber Emil Bruns gehörte darüber hinaus als einziger Zivilist zu den Angeklagten des Prozesses.

98 Vgl. PRO, WO 235/179, Bl. 489.

99 Vgl. Interview mit Ewa Solarz, S. 14.

samte Sanitätswesen in den Hamburger Außenlagern verantwortlich war. Er besuchte mehr oder weniger regelmäßig einzelne Lager und wurde dabei häufig von einem französischen Häftling, der Arzt gewesen sein soll, begleitet.¹⁰⁰

Darüber hinaus scheinen auch Häftlinge in die Spaldingstraße, wo sich ein weiteres Außenlager des KZ Neuengamme und zudem der zuständige Stützpunkt für die Hamburger Außenlager befand, zur Behandlung gebracht worden zu sein. Eine Aufseherin fuhr jeweils sonntags mit Häftlingen, die beispielsweise unter Zahnschmerzen litten, dorthin, wo man die Erkrankten behandelte.¹⁰¹ Eine dieser Frauen war Ewa Wigand, die allerdings heute annimmt, man habe sie ins Hauptlager Neuengamme zur Zahnbehandlung gefahren. Dort sei ihr auf jeden Fall der erkrankte Zahn gezogen worden, und es sei ihr hinterher besser gegangen.¹⁰²

Nach bisherigen Erkenntnissen war die Sterblichkeit im Außenlager Sasel im Vergleich zu anderen Lagern relativ gering. Standesamtlich wurden für die Zeit bis Anfang April 1945 insgesamt sechs Todesfälle registriert.¹⁰³ Mindestens eine weitere Frau, die an Tuberkulose erkrankt war, verstarb auf dem Transport nach Bergen-Belsen. Im Prozeß gegen die Verantwortlichen des Lagers stand ihr Tod sowie der zweier anderer Frauen im Mittelpunkt der Anklage. Insbesondere der Tod von Helene Drzymalkowska sorgte im Prozeß für einige Aufregung. Die damals dreißigjährige Lehrerin hatte, nachdem sie von der Aufseherin Müller geschlagen worden war, einen Nervenzusammenbruch erlitten und soll anschließend geistig verwirrt gewesen sein. Sie wurde daraufhin mit starken Medikamenten ruhiggestellt und starb zwei Wochen später in einer Isolierbaracke. Das Gericht sah es 1946 als erwiesen an, daß sich vier der Angeklagten in diesem Fall der Körperverletzung mit Todesfolge schuldig gemacht hatten.¹⁰⁴

Meine Gesprächspartnerinnen erinnern sich jeweils an einzelne Todesfälle im Lager, allerdings können sie wenig über die genauen Umstände berichten. Da sie die Verstorbenen nicht kannten, wissen sie auch nichts Genaues über die Ursachen ihres To-

100 Vgl. Britischer Militärgerichtsprozeß gegen Kurt Otto Kemmerich 1947, in: PRO, WO 235/254.

101 Vgl. Interview mit Frau A., S. 3.

102 Vgl. Interview mit Ewa Wigand, S. 35f.

103 Es handelt sich dabei um die Häftlinge Hinda Biezunska (gest. am 13.10.1944), Liba Golomb (gest. am 18.10.1944), Helene Drzymalkowska (gest. am 12.11.1944), Bluma Morgenthaler (gest. am 20.11.1945), um eine Frau namens Hefe (beerdigt am 14.3.1945) und Adele Enoch (gest. am 29.3.1945).

Nachdem die Häftlinge Anfang April 1945 nach Bergen-Belsen »evakuiert« wurden, erfolgte eine zweite Belegung des Lagers Sasel mit weiblichen Gefangenen, die aus dem Außenlager Beendorf nach Hamburg kamen. Die mehreren hundert Frauen waren bereits durch den Transport derart geschwächt, daß viele bereits unterwegs, andere unmittelbar nach ihrer Ankunft in Sasel starben. In den Standesamtsunterlagen sind bis zum Eintreffen der Alliierten daher weitere 26 Tote und ein verstorbener Säugling beurkundet. Vgl. Auflistung der Friedhofsverwaltung Bergstedt vom 2.11.1946, in: AGN, KZ Neuengamme und seine Außenlager, Sign. 4.5.1./36.

104 Vgl. PRO, WO 235/179, Bl. 457. Frau A. gehörte damals, da sie die für die Krankenstube zuständige Aufseherin war, zu denjenigen, die für den Tod von Helene Drzymalkowska verurteilt wurden. Im Interview erzählt sie von dem qualvollen Sterben dieser Frau, führt aber gleichzeitig aus, daß in einem späteren Prozeß gegen den Sanitäter Kemmerich, der die Medikamente verabreicht hatte, festgestellt worden sei, daß von einer vorsätzlichen Tötung nicht ausgegangen werden könne. Vgl. Interview mit Frau A., S. 12 u. 25. Kurt Otto Kemmerich wurde 1947 wegen Mordes an Helene Drzymalkowska angeklagt und tatsächlich vom zuständigen Gericht freigesprochen. Vgl. PRO, WO 235/254.

des. Insgesamt betonen aber alle, daß die Häftlinge im Lager Sasel zwar unter schwierigen und menschenunwürdigen Bedingungen lebten, jedoch die dort herrschenden Zustände von anderer Dimension als in Auschwitz oder Bergen-Belsen gewesen seien. »Wir haben nicht alle Tag diesen Schrecken vor dem Tod gehabt in Sasel.«¹⁰⁵

Probleme thematisch fokussierter Auswertungsverfahren

Der Interpretierende sieht sich, wenn er eine synoptische Analyse durchführt, einer Vielzahl diffuser, sich teilweise widersprechender und zudem noch lückenhafter Erinnerungen gegenüber. Auch die hier zum Außenlager Sasel durchgeführte Untersuchung, die sich exemplarisch auf einige Fragen konzentriert, zeugt von den Schwächen des menschlichen Gedächtnisses.¹⁰⁶ Orte, Namen und Daten, wenn sie den Befragten überhaupt jemals bekannt waren, sind gänzlich vergessen oder können nicht mehr eindeutig zugeordnet werden. Personen und Ereignisse werden verwechselt oder in andere Zeitabschnitte verpflanzt, von einigen Begebenheiten wissen die Befragten nur gerüchteweise. Zudem werden anscheinend eher außergewöhnliche als ›alltägliche‹ Ereignisse erinnert.

Nur zu wenigen Themen läßt sich daher ein Gesamteindruck verdichten, von dem angenommen werden kann, daß er sich einer historischen Realität annähert. Hunger, Kälte, schwere körperliche Arbeit sowie das unterschiedliche Verhalten der Aufseher und Aufseherinnen gehören zu den vorherrschenden Eindrücken, die sich bei den Überlebenden festgesetzt haben. Das individuelle Erleben der Verfolgung schreibt sich also in das Gedächtnis ein, weniger – so scheint es – der äußere Rahmen, in dem sie sich vollzieht. Daher können Zeitzeugeninterviews zwar Fragen beantworten, die sich auf die subjektive Erfahrungsebene beziehen, andere Aussagen bleiben aber häufig diffus oder können allein dazu genutzt werden, Hypothesen zu formulieren.

Es wäre nun aber auch voreilig, als Ergebnis festzuhalten, eine synoptische Analyse von Zeitzeugeninterviews könne dazu dienen, die individuelle Erfahrungsebene der ehemaligen Häftlinge herauszuarbeiten, während sie allgemeine historische Fragen unbeantwortet lassen muß. Der Fall liegt komplizierter, denn zum einen variieren die subjektiven Erfahrungen der Interviewten erheblich, zum anderen enthalten die Interviews ja durchaus Angaben, die sich auf ein ›Außen‹, also auf eine Ebene jenseits des inneren Erlebens beziehen, ohne von dieser getrennt zu sein.

In der synoptischen Analyse zum Außenlager Sasel zeigt sich die individuelle Variationsbreite besonders an der Stelle, als Frau R. abweichend von den anderen resümiert, die Häftlinge seien in Sasel nicht geschlagen worden. Nun läßt sich zwar anhand zahlreicher anderer Quellen relativ gesichert nachweisen, daß Frau R. hier möglicherweise nur von sich persönlich spricht und ihre Erfahrung (fälschlicherweise) dahingehend verallgemeinert, auch alle anderen Gefangenen seien nicht geschlagen

105 Interview mit Ewa Wigand, S. 40.

106 Vgl. zum Erinnern und Vergessen, S. 48ff.

worden. Es geht aber vielmehr darum aufzuzeigen, welche Probleme mit synoptischen Analysen einhergehen. Wie geht man mit derart abweichenden Darstellungen um? Sind die Aussagen, die von mehreren Zeitzeugen übereinstimmend getroffen werden, von vornherein glaubhafter? Welche Kriterien sollen darüber entscheiden, was als ›wahr‹ oder ›unwahr‹ gilt?

Das Mehrheitsprinzip führt in diesem Zusammenhang nicht zwangsläufig zu sicheren Ergebnissen. Gerade die Interviews mit den vier »Kameradinnen« zeigen, daß sie zwar individuell ausgestaltet sind und durchaus auch voneinander abweichen, dennoch weisen sie Übereinstimmungen auf, die auf kollektive Erinnerungsmuster hindeuten. Wir haben es also mit einer gruppenspezifischen Konstruktion zu tun, die sowohl identische als auch verschiedene Elemente vereint. Übereinstimmung und Differenz in den Erinnerungen der vier Überlebenden verweisen auf die von Maurice Halbwachs vertretene These, daß es kein universales Gedächtnis gebe, sondern jedes kollektive Gedächtnis eine zeitlich und räumlich begrenzte Gruppe zum Träger habe.¹⁰⁷ Die Binnensicht, die sich in den Interviews mit den vier befreundeten Frauen ausdrückt, verweist auf die für diese Gruppe konstitutiven Verbindungen. Die Interviewten verfügen über eine zumindest in Teilen ähnliche Vorgeschichte. Sie sind alle Jüdinnen, stammen aus Lodz und haben dort mehrere Jahre im Ghetto gelebt. Obwohl ihre soziale Herkunft durchaus differiert, scheint die gemeinsam erlebte Verfolgung einen Zusammenhalt zu schaffen, der diese Unterschiede einebnet. Darin drückt sich nicht zuletzt auch die antisemitische Politik der deutschen Besatzung in Polen aus, denn mit Einrichtung der Ghettos werden soziale und gesellschaftliche Abstufungen zwar nicht gänzlich aufgehoben, aber doch für die breite Masse auf unterstem Niveau vereinheitlicht. Insofern verwundert es nicht, daß soziale Schranken für die Gruppenbildung kaum mehr relevant sind. Darüber hinaus teilen die Frauen die Erfahrung, in Auschwitz-Birkenau selektiert und von ihren Angehörigen getrennt worden zu sein. Mit ihrer gemeinsam erlebten Haftzeit in Sasel konstituiert sich eine »Überlebensgemeinschaft«, die auch nach Kriegsende bestehen bleibt. Die vier Frauen haben nicht nur eine Phase ihrer Verfolgung gemeinsam erlebt, sie haben sich auch in den letzten fünfzig Jahren mehr oder weniger intensiv und regelmäßig darüber ausgetauscht. Das individuelle Überleben steht damit im Kontext einer gruppeninternen Auseinandersetzung, die zu übereinstimmenden Deutungen führt, aber auch Abweichungen zulassen kann. Jede einzelne Erzählung stellt daher einen »Ausblickspunkt« auf das kollektiv gewachsene Gruppengedächtnis dar.¹⁰⁸

Die Binnensicht unterscheidet sich durch ihren konstruierten Charakter einerseits von dem, was sich ereignet hat, zum anderen auch von anderen Erzählperspektiven, die in diese gruppenspezifischen Zusammenhänge nicht eingebunden sind. In der synoptischen Analyse hat sich dieser Mechanismus darin offenbart, daß die Erzählung von Frau R. in einigen zentralen Erfahrungsbereichen eindeutig von den Darstellungen der anderen Zeitzeuginnen abweicht. Ihre Selbstpräsentation umfaßt nicht nur

107 Vgl. Halbwachs, *Das kollektive Gedächtnis* (1985), S. 76, vgl. auch S. 71ff.

108 Vgl. ebd.

andere subjektive Erlebnisse, sondern sie zeugt auch von einer individuellen Sicht auf ihre Haftzeit im Lager Sasel, die von anderen Erzähl- und Deutungsmustern beeinflusst wird. Frau R. ist in den gemeinsamen, nachträglichen Umarbeitungsprozeß der vier miteinander befreundeten Zeitzeuginnen nicht involviert, daher fehlen in ihrer Erzählung zumindest diese spezifischen Gestaltungsmuster. Ein kollektives Gedächtnis – so läßt sich schlußfolgern – bewegt sich also immer in einem bestimmten Bezugssystem, das von den Verbindungen unter den Einzelmitgliedern getragen wird. Die Gruppe um Ewa Wigand konstituiert sich nicht nur aufgrund der kollektiven Verfolgungserfahrung, denn diese Gemeinsamkeit teilen die vier Frauen auch mit anderen Überlebenden des Lagers Sasel. Vielmehr scheint es grundlegend zu sein, daß die jeweils anderen Gruppenmitglieder für das eigene Überleben als bedeutsam angesehen werden, selbst wenn jede einzelne Zeitzeugin einen solchen Zusammenhang für sich anders darzustellen weiß. Mit dieser Verbindung untereinander grenzen sich die vier »Kameradinnen« von den anderen Überlebenden des Lagers Sasel ab. In ihren Erzählungen entwerfen sie eine gemeinsame oder zumindest eine aufeinander bezogene Sinnkonstruktion, mit der sie das eigene Überleben zu erklären versuchen.

Eine Auseinandersetzung mit gruppenspezifischen Bedeutungskonstruktionen zeigt, daß es irreführend wäre, in den übereinstimmenden Darstellungen der Gruppenmitglieder den Beweis für eine wirklichkeitsgetreue Rekonstruktion zu sehen. Eine solche Vorgehensweise würde allein die in den Interviews sich niederschlagenden Sinnproduktionen reproduzieren, zumal wenn sie nicht gesamtbiographisch analysiert werden.

Die Probleme mit thematisch fokussierten Interviewtexten hängen überwiegend damit zusammen, daß der originär biographische Charakter von Lebenserinnerungen in der synoptischen Analyse ausgeklammert bleibt. Dadurch gerät dieses Verfahren in das Dilemma, sich einer Methodik zu bedienen, die ursprünglich von einem anderen Forschungsinteresse geleitet ist. Das durch Interviews erhobene Quellenmaterial dient in der Biographieforschung dazu, Fragen nach Dynamiken, Brüchen und Kontinuitäten in den individuellen Lebensläufen zu untersuchen. Der lebensgeschichtliche Gesamtzusammenhang ist für diese Quellen konstitutiv, denn erst durch ihn entschlüsselt sich die Bedeutung des Gesagten.¹⁰⁹ Wenn solche Erzählungen nun für eine synoptische Analyse zerstückelt oder Interviews allein unter einer thematisch fokussierten Fragestellung geführt werden, fallen entscheidende Interpretations- und Deutungsansätze weg, denn für die erzählerische Gestaltung des erinnerten Ereignisses ist es maßgeblich, welche Bedeutung der Erzähler diesem bewußt oder unbewußt zuordnet. Die individuelle Sinnkonstruktion, die allein im Gesamtkontext zu entdecken ist, hebt sich im Lebensrückblick nicht von der Darstellung der einzelnen Ereignisabläufe ab, sondern bleibt in sie verwoben. Wenn nun der biographische Kontext wegfällt, wird die Einzelaussage in gewisser Weise »entindividualisiert«. Dabei wird dem Leser die vom Erzähler hinzugefügte Deutung wie ein Abbild der sozialen Wirklichkeit präsentiert. Der konstruierte Charakter der Erzählung bleibt unbeachtet.

109 Vgl. zu biographischen Sinnkonstruktionen, S. 93ff.

Die Folgen eines solchen Vorgehens haben sich in der Praxis als fatal erwiesen. Wer subjektive Erinnerungen so liest, als wenn sich in ihnen historische Wirklichkeit unmittelbar ausdrückt, kann auf historiographisch äußerst glattes Parkett geraten. Da es gleichzeitig aber einen enormen und wohl nur selten zu rechtfertigenden Arbeitsaufwand bedeutet, jedes Einzelinterview, das im Rahmen einer synoptischen Analyse ausgewertet werden soll, zunächst biographisch auszudeuten, greifen die meisten Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen darauf zurück, die in den Interviews getroffenen Einzelaussagen mit anderen Quellen zu konfrontieren. Dabei handelt es sich um ein notwendiges, wenn auch nicht immer befriedigendes Vorgehen, denn andere Quellen können zwar als Korrektive fungieren, sie können aber eine gesamtbiographische Auswertung nicht ersetzen. Zudem sind andere Archivalien oft nicht minder problematisch. Prozeßunterlagen beispielsweise zeichnen sich durch diskursspezifische Fokussierungen aus, die in historischen Auswertungen nur selten angemessen reflektiert werden.

Für einige Fragen, die im Rahmen historischer Forschung zu den Konzentrations- und Vernichtungslagern zu stellen sind, gibt es schlicht keine anderen aussagekräftigen Quellen als autobiographische Aufzeichnungen oder Interviews. Über das individuelle Erleben von Verfolgung oder die sozialen Prozesse innerhalb der »Häftlingsgemeinschaft«, um nur zwei Beispiele zu nennen, geben weder zeitgenössische Quellen der deutschen Lagerverwaltung noch NS-Verfahren gegen ehemalige SS-Angehörige hinreichend Auskunft. Die Forschung ist in diesem Zusammenhang auf die Erinnerung der Subjekte angewiesen und damit mit den problematischen Implikationen dieser Quellenform konfrontiert.

In der knappen Untersuchung zum Außenlager Sasel erweisen sich gerade die sozialen Bezüge unter den Häftlingen sowie das Verhalten der Kapos und Aufscher als zentrale Bestandteile der autobiographischen Erzählungen. In den Erinnerungen gehört es zu den entscheidenden Faktoren, mit welchen Verhaltensmustern seitens der Täter und Täterinnen die Häftlinge konfrontiert waren und wie sich ein Miteinander unter den Gefangenen gestaltete. Gruppenbildungen, wie sie von Ewa Wigand und ihren »Kameradinnen« berichtet werden, können innerhalb einer synoptischen Analyse zwar thematisiert und gedeutet werden, aber ihre Bedeutung für die einzelnen Häftlinge erschließt sich nur oberflächlich. Die biographische Gesamtperspektive, wie sie hier nur für das Interview mit Ewa Wigand aufgezeigt werden konnte, ermöglicht darüber hinaus eine tiefergehende Interpretation, die den bereits moralisch überfrachteten und zudem verzerrten Begriff der »Häftlingssolidarität« durch neue Denkanstöße zu dekonstruieren vermag, um sich aus biographischer Perspektive den Bedeutungskonstruktionen der Überlebenden annähern zu können.¹¹⁰ Es erweist sich daher als unumgänglich, den retrospektiven Blick der heute Interviewten in die Analyse einzubeziehen.

Ruth Klüger hat in einem Aufsatz zur literarischen Verarbeitung des Holocaust über die Erinnerungsliteratur angemerkt, ihr Nachteil sei, daß sie von Überlebenden

¹¹⁰ Vgl. dazu die biographische Analyse des Interviews mit Ewa Wigand, S. 234ff.

handele. Die Bücher sollten vielmehr von denen erzählen, die nicht überlebt haben, denn erst dann werde die außerordentliche Erfahrung des individuellen Überlebens sichtbar.¹¹¹ Für die Auswertung autobiographischer Erinnerungen von ehemaligen KZ-Häftlingen verweist dieser Gedanke darauf, daß die Erzählungen der Interviewten im wahrsten Sinne des Wortes »Überlebensgeschichten« sind.

Eine synoptische Analyse, die diese Erzählperspektive ausklammern muß, steht in der Gefahr, auf der Grundlage von Interviews ein Bild zu konstruieren, das mit dem Wissen um das eigene Überleben entworfen wird. Die Erzählungen zeigen kollektiv eine ›Geschichte des Überlebens‹, nach der zu fragen sicherlich bedeutsam ist. In den Konzentrations- und Vernichtungslagern herrschte hingegen für die Masse der Verfolgten der Tod, nicht das (Über)Leben.

Für eine Untersuchung zum Außenlager Sasel, um auf das hier skizzierte Beispiel zurückzukommen, ergeben sich daraus überdenkenswerte Gesichtspunkte. Die Erzählungen der interviewten Frauen heben die dort vorherrschenden Bedingungen deutlich von denen in anderen Lagern wie Auschwitz oder Bergen-Belsen ab. Dieser Eindruck bestätigt sich, wenn man sich die (bisher) bekannte Zahl der Todesfälle ansieht. Eine synoptische Analyse führt nach bisherigen Erkenntnissen zu dem Ergebnis, daß die Häftlinge in Sasel unter unmenschlichen Arbeits- und Unterbringungsverhältnissen lebten, während sie gleichzeitig mißhandelt und völlig unzureichend versorgt wurden. Einer systematischen Vernichtung, wie sie in Treblinka, Sobibor oder Auschwitz grausame Realität wurde, waren sie aber dort nicht ausgesetzt. Mit der begrifflichen Differenzierung zwischen Konzentrationslagern einerseits und Vernichtungslagern andererseits versucht die Forschung notwendigen Unterscheidungen Ausdruck zu verleihen. Diese Aufspaltung transportiert aber dann Verharmlosungen, wenn sie ein paralleles System von Arbeit und Vernichtung suggeriert. Ein isolierter Blick auf das Außenlager Sasel, wie ihn eine synoptische Analyse notwendigerweise vollzieht, klammert die direkten Bezüge zur systematischen Massenvernichtung im ›Osten‹ aus.

Eine biographische Deutung der Erzählungen hingegen vermag das Außenlager Sasel sowohl im individuellen und kollektiven ›Überlebensdiskurs‹ als auch im Gesamtsystem nationalsozialistischer Vernichtungspolitik einzuordnen. Die Einschätzungen, die die interviewten Überlebenden über das Lager Sasel äußern, bewegen sich in einem Bezugssystem, das wesentlich von den Vor- und Nacherfahrungen der Betroffenen bestimmt wird. Angesichts der systematischen Ermordungen in Auschwitz-Birkenau und dem Massensterben in Bergen-Belsen muß ein Lager wie Sasel harmlos wirken. In den Interviews repräsentieren die Hamburger Außenlager wichtige Stationen, die ein individuelles Überleben überhaupt erst möglich machten. Im ›Überlebensdiskurs‹ wird also zwangsläufig das Außerordentliche, nämlich das individuelle Überleben, hervorgehoben, und es besteht »das Paradox, daß in solchen autobiographischen Berichten das Entsetzen über den Massenmord gerade durch den entsetzten Erzähler, der ja nicht ermordet wurde, geschwächt wird.«¹¹²

111 Vgl. Klüger, *Dichten über die Shoah* (1992), S. 203-221.

112 Ebd., S. 210.

5. Ohne Worte erinnern

Familiengeschichten. Erinnerungen von Helena Markewicz

Nicht jede Interviewauswertung sollte sich ausschließlich auf die sprachliche Analyse der biographischen Erzählung beschränken. Anhand des Gesprächs mit Helena Markewicz rückt die Interviewsituation als Ort der Erinnerung in den Mittelpunkt der Betrachtung, um sie im Sinne des von Alfred Lorenzer konzipierten »szenischen Verstehens« in die Analyse einzubeziehen.¹ Mit diesem Vorgehen ist zugleich verbunden, die Grenzen sprachlicher Verständigung über die erlittene Verfolgung aufzuzeigen.

Helena Markewicz wird am 2. Mai 1914 als jüngste Tochter in Kielce geboren.² Die Familie, traditionell als selbständige Handwerker im textilverarbeitenden Bereich tätig, lebt seit Generationen in der südpolnischen Stadt, die in den zwanziger Jahren keine 50.000 Einwohner zählt. Nach Ende des Ersten Weltkrieges gerät das neugegründete Polen in eine wirtschaftlich und politisch äußerst instabile Lage. Helena Markewicz wächst in einer Zeit auf, die durch soziale und politische Unruhen, Inflation, hohe Arbeitslosigkeit, Abwanderungen sowie anhaltende Grenzstreitigkeiten mit den östlichen und westlichen Nachbarn geprägt ist. Dieser instabilen äußeren Situation steht ein enger Familienverband gegenüber. Helena Markewicz hat insgesamt sechs ältere Geschwister, drei Brüder und drei Schwestern. Im Interview beschreibt sie ihr enges Verhältnis zu Eltern und Geschwistern. Darüber hinaus erzählt sie, daß zwei ihrer Geschwister in den zwanziger oder dreißiger Jahren sterben, allerdings ohne die näheren Umstände ihres Todes zu erläutern.³ Als auch der Vater 1926 verstirbt, gerät die Familie in schwierige Verhältnisse. Diese familiäre Krise ereignet sich zu einer Zeit, als politische Umbrüche Polen erschüttern. Mit Pilsudski etabliert sich 1926 ein autoritäres Regime, das in den nächsten zehn Jahren die notwendigen wirtschaftlichen und sozialen Reformen nicht ausreichend umzusetzen vermag. Neben den regionalen Unterschieden industrieller Entwicklung vereint Polen Wirtschaftsgebiete, deren Ergänzungsräume nun außerhalb der infolge des Ersten Weltkriegs gezogenen Grenzen liegen. Die Stimmung in der Bevölkerung ist explosiv. Die Unzufriedenheit im Land, das sich im Übergang von überwiegend

1 Vgl. S. 51ff.

2 Der Name wurde geändert. Das Interview mit Helena Markewicz, bei dem Elzbieta Kiedrowska übersetzte, führte ich am 25.10.1991 in Kielce. Vgl. AGN, OH (im folgenden: Interviewtranskript).

3 Vgl. Interviewtranskript, S. 4.

agrарwirtschaftlichen Strukturen zum Industriestaat befindet, verstärkt sich durch die Ende der zwanziger Jahre einsetzende Weltwirtschaftskrise, während die ethnischen Spannungen, zusätzlich geschürt durch eine rigide Minderheitenpolitik der polnischen Regierung, immer wieder aufbrechen.

Nach dem Tod des Vaters kann Helena Markewicz die Schule nur noch bis zum Ende der Pflichtschulzeit besuchen. Die Familie rückt in diesen schwierigen Zeiten noch enger zusammen. Außer einer Schwester, die der Mutter im Haushalt hilft, müssen nun alle Kinder zum Familienunterhalt beitragen. Helena beginnt eine Ausbildung zur Schneiderin und Hutmacherin. Auch ihre ältere Schwester erlernt einen Beruf im Handarbeitsbereich. Schon bald wird deutlich, daß die Töchter ein künstlerisches Talent für diese Tätigkeit mitbringen, denn die Schwestern sind in Kielce bald für ein stilvolles Design bekannt. Diese künstlerische Begabung scheint in der Familie zu liegen. Der Bruder Vincent arbeitet als Maler und Bildhauer, hingegen führt der zweite Bruder Jozef ein selbständiges Unternehmen im textilverarbeitenden Gewerbe.

Im Dezember 1936 heiratet Helena Markewicz, zu dieser Zeit zweiundzwanzig Jahre alt, ihren um einige Jahre älteren Ehemann Aleksander, der in Kielce ein Möbelgeschäft mit Polsterei unterhält, in dem seine Ehefrau nun mitarbeitet. Keine zwei Jahre später, im März 1938, bekommt das Ehepaar seinen ersten Sohn. Unmittelbar nach Beginn des Krieges 1939, Kielce wird am 4. September von deutschen Truppen besetzt, engagieren sich die Markewiczs im polnischen Widerstand. Gemeinsam mit dem Bruder Jozef gehören sie zu einem konspirativen Kreis polnischer Aktivisten, die sich gegen die deutsche Besatzung zur Wehr setzen. Trotz mehrmaliger Nachfrage im Interview führt Helena Markewicz nicht weiter aus, worin die Widerstandsarbeit des illegalen Zirkels besteht. Sie hätten als »echte Polen«, als »Patrioten« gegen den Feind gehandelt, es sei ein »konspirativer« Zusammenschluß gewesen, lautet ihre knappe Antwort.⁴ Auch im weiteren Gespräch lüftet die Befragte das Geheimnis nicht. Die Widerstandsgruppe bleibt im übertragenen Sinne »konspirativ«.

Nach dem Angriff auf Polen und der raschen Einstellung der Kampfhandlungen verfolgen die deutschen Behörden das Ziel, den polnischen Staat nicht nur zu okkupieren, sondern seine Existenz zu zerstören. Neben den westlichen Gebieten, die in das Reich eingegliedert werden, und den an die Sowjetunion fallenden Territorien im Osten schaffen die Deutschen im Oktober 1939 das sogenannte »Generalgouvernement«, zu dem auch Kielce gehört. Das »Generalgouvernement« wird zum Schauplatz brutaler Repressalien, insbesondere gegen jüdische Einwohner und die polnische Intelligenz. An einer Zusammenarbeit mit führenden Schichten der polnischen Bevölkerung sind die Besatzer nicht interessiert, vielmehr soll jegliche Unruhe bereits im Keim erstickt werden, denn im Hinblick auf den 1941 beginnenden Krieg gegen die Sowjetunion fürchten die Machthaber nichts mehr als eine instabile Situation im Rücken der Front. Diejenigen Polen, denen eine »slawische Rassenzugehörigkeit« attestiert wird, sollen auf die Stufe eines wirtschaftlich ausbeutbaren und verfügbaren Volkes ohne politische Rechte reduziert werden.

4 Vgl. ebd., S. 5f.

Bereits im Herbst 1939 formiert sich im »Generalgouvernement« mit Beteiligung und Unterstützung breiter Bevölkerungsschichten ein aktiver Untergrund mit einer Widerstandsarmee, die später den Namen »Armia Krajowa« (»Armee im Lande«) tragen wird. Neben einem geheimen Schul- und Kommunikationssystem bilden sich zahlreiche konspirative Gruppen und Kader, die durch Sabotageakte und Nachrichtenbeschaffung die deutsche Besatzung zu stören versuchen, während offene Kampfhandlungen noch weitgehend vermieden werden. Die brutale Herrschaft deutscher Behörden läßt die Zahl der im Untergrund Aktiven rasch anwachsen und eint weite Teile eines ansonsten politisch und sozial zerrissenen Volkes. Wie in anderen Landesteilen formiert sich im Raum Kielce-Radom eine vom Reichspressechef Dietrich als »fanatisch« bezeichnete Gegenwehr, auf die die Besatzer mit äußerster Brutalität und Terror reagieren.⁵ Im April 1940 werden in der Nähe von Kielce 700 Bauern erschossen. Im Laufe der nächsten Monate verhaften die Deutschen in allen größeren Städten des »Generalgouvernements« insgesamt mehr als 3.000 Personen, bei denen eine Mitwirkung im Untergrund vermutet wird. Diese Festnahmen betreffen überwiegend die illegale Organisation »Komenda Obronców Polski« (»Kommando der Verteidiger Polens«) und gehen auf Denunziationen und erpreßte Geständnisse zurück.⁶ Ob das Ehepaar Markewicz in diese oder eine andere Untergrundarbeit involviert ist, läßt sich nicht eindeutig ausmachen. Zumindest geraten beide in die Anfang 1941 erneut einsetzende Verhaftungswelle und werden in der Nacht des 10. Februar 1941 aus ihrer Wohnung in der Sniadeckistraße von Gestapo-Beamten abgeholt.⁷ Ihr Sohn, zu dieser Zeit genau drei Jahre alt, bleibt allein zu Hause zurück. Auch der Bruder Jozef wird in dieser Nacht festgenommen, weitere siebzig Personen, darunter zahlreiche Mitglieder des Widerstandskreises, in dem die Markewiczs aktiv sind, werden verhaftet.

Die Gestapo beginnt mit den Verhören. Helena Markewicz wird dafür fast täglich vom Gefängnis in die örtliche Gestapozentrale für den Bezirk Kielce-Radom gebracht. Ihre Peiniger wollen weitere Kontakte und Namen von anderen am Widerstand beteiligten Personen erpressen, dafür schlagen und foltern sie ihre wehrlosen Opfer. Auf Helena Markewicz hetzt man einen Hund, um sie zu Aussagen zu zwingen. Die junge Frau ist zu diesem Zeitpunkt im fünften Monat schwanger.

Sie habe der Gestapo nicht gesagt, daß sie schwanger sei, erzählt sie im Interview, aber vielleicht habe ihr Mann das erzählt, außerdem sei es auch im Verlauf der nächsten Wochen nicht mehr zu verheimlichen gewesen. Über ihre eigene Verhörsituation berichtet die Zeitzeugin wenig. Sie sei sehr häufig ohnmächtig geworden, da die Verhöre nicht zu ertragen gewesen seien. Ihren Ehemann habe man jeweils im Nebenzimmer mißhandelt.⁸

Mehr als über ihre eigene Person ist es der Interviewten allerdings ein Anliegen,

5 Vgl. Madajczyk, Die Okkupationspolitik (1988), S. 20.

6 Vgl. ebd., S. 189.

7 Vgl. zu den Verhaftungen 1940/41: Geiss/Jacobmeyer, Deutsche Politik in Polen (1980), insbesondere S. 56-77 u. 106-108.

8 Vgl. Interviewtranskript, S. 8.

ausführlich über das Schicksal ihres Bruders zu berichten. Der Bruder Jozef, damals 36 Jahre alt, scheint sich – so vermutet seine Schwester heute – bis zuletzt geweigert zu haben, Gefolgsleute aus dem Widerstand an die Gestapo zu verraten. Er wird so schwer gefoltert, daß er kurze Zeit später an den Folgen der Mißhandlungen stirbt. Seine Leiche, bis zur Unkenntlichkeit entstellt, wird zunächst an die Gefängnismauer der Stadt gelegt und soll der Bevölkerung als Mahnung und Abschreckung dienen, bevor Unbekannte den Sarg in die örtliche Kapelle schaffen.

»Ein Herr Labeledzki (phon.) hat eine Nachricht bekommen, daß er die Leiche begraben soll. Dieser Mann hatte einen Vertrag mit der Gefängnisleitung, daß er berechtigt war, alle, die im Gefängnis gestorben sind, zu beerdigen. Er kannte unsere Familie. Und er hat uns eine Nachricht gegeben, daß Jozef nicht mehr lebt. Meine Schwester [...] konnte daran nicht glauben. Und sie hat niemandem etwas gesagt, sie hat ein Beil genommen... Die Kapelle war verschlossen. Sie hat einen Küster in der Kirche gebeten, und dieser Mann hat ihr aufgemacht. Sie hat mit dem Beil diesen Sarg geöffnet. Sie hat ihn gesehen, aber sie konnte ihn nicht erkennen. Sie hat ihn an der Kleidung erkannt. Die Zähne wurden ausgeschlagen, die Nägel herausgerissen, das ist sehr schmerzhaft. Er war so massakriert, daß sie ihn an seiner Kleidung erkannt hat. Sein Gesicht war mit einer Mütze zugedeckt. Sie ist ohnmächtig geworden. Die Leute haben sich gleich versammelt. Wahrscheinlich wurde die Reaktion der Bevölkerung beobachtet.«⁹

Von diesen grauenhaften Vorgängen weiß Helena Markewicz zum damaligen Zeitpunkt nichts, denn sie befindet sich zu dieser Zeit weiterhin in Gestapo-Haft.¹⁰ Ihr Ehemann wird im April 1941, also wenige Wochen nach der Verhaftung, mit einer ganzen Gruppe von Gefangenen nach Auschwitz deportiert. Helena Markewicz erhält noch im Gefängnis vom Abtransport ihres Mannes Kenntnis, allerdings wird sie erst nach Kriegsende erfahren, daß er die Haftzeit in Auschwitz nicht überlebt hat.

Sie selbst verbleibt, wie alle anderen mit ihr verhafteten Frauen, noch monatelang in Kielce. Insgesamt sieben oder acht Gefangene teilen sich eine kleine Zelle, in der sich die inzwischen hochschwängere Frau tagsüber weder hinsetzen noch hinlegen darf. Ihre damals fast siebzehnjährige Mutter und eine Schwester, bei denen der dreijährige Sohn seit der Verhaftung seiner Eltern lebt, bemühen sich durch ständige Eingaben bei der Gestapo darum, eine Überweisung ins städtische Krankenhaus zu erwirken. Doch ihre Anstrengungen bleiben erfolglos. Man gestattet der Familie nur, regelmäßig Lebensmittel in das Gefängnis zu bringen.

-
- 9 Interviewtranskript, S. 7. Die Zitate werden ohne die Zwischenübersetzungen der Dolmetscherin wiedergegeben. Es handelt sich also um keine wortwörtliche Wiedergabe der Tonbandaufnahme, sondern um die nachträglich verfaßte Übersetzung. Die Zeitzugin bricht hin und wieder Sätze unvollständig ab, um in der Interviewsituation Gelegenheit zu geben, das bisher Gesagte zu übersetzen. Die meisten Unterbrechungen sind also künstlich geschaffen und kennzeichnen somit weniger den individuellen Erzählstil der Befragten.
- 10 Ihre Erzählung beruht an dieser Stelle also auf Berichten von Dritten, die für ihre Darstellung des Ereignisses grundlegend geworden sind. Interessanterweise merkt man der Interviewpassage diese nachträgliche Konstruktion an, denn sie weicht durch ihren eher methaphorischen Charakter vom sonstigen Erzählduktus ab.

Der Zufall will es, daß eine der Gefangenen, die mit Helena Markewicz die Zelle teilt, den Beruf der Hebamme erlernt hat. Am 5. Juni 1941 bringt die junge Frau im Gestapo-Gefängnis Kielce Zwillinge zur Welt, ohne daß die Gefängnisleitung ihr medizinische Hilfe oder Unterstützung zukommen läßt. Helena Markewicz stillt in den nächsten Wochen ihre beiden Söhne, auch wenn sie sich selbst in äußerst schlechter körperlicher Verfassung befindet. Die beiden Säuglinge benötigen dringend ärztliche Hilfe, die aber von den Deutschen weiterhin verweigert wird.

»Am 2. August ist die Gestapo in die Zelle gekommen, ich stillte eben. Mein Name wurde aufgerufen und ›raus‹. Die Kinder sind geblieben. Ich wurde zur Zelle nach unten gebracht in den Keller. Ein paar Mithäftlinge... Die Kinder weinten oben, weil ich es nicht geschafft habe, sie zu stillen. Ich weiß nicht, nach einiger Zeit, nach einer Stunde, ich war bewußtlos, wurden wir zum Gefängniswagen gebracht und danach zum Bahnhof. Ich war in einem Morgenmantel. Und so wurden wir nach Ravensbrück transportiert.«¹¹

Helena Markewicz erfährt auch nach ihrer Ankunft im Konzentrationslager Ravensbrück zunächst nichts über das weitere Schicksal ihrer zwei Monate alten Kinder. Erst als den Häftlingen nach etwa sechs Wochen erlaubt wird, an ihre Angehörigen zu schreiben, erhält sie die Nachricht, daß es der Familie gelungen ist, die Zwillinge zu sich nehmen zu können. Allerdings mögen Schwester und Mutter ihr nicht mitteilen, daß einer der beiden Söhne trotz sofortiger Einweisung ins Krankenhaus wenige Wochen nach der Überführung aus dem Gefängnis gestorben ist. Der zweite Sohn Andrzej kann in einem Krakower Krankenhaus gerettet werden.

Mit ihrer Einweisung ins Konzentrationslager Ravensbrück erhält Helena Markewicz die Häftlingsnummer 6606.¹² In der Nähe der Ortschaft Fürstenberg an der Havel, neunzig Kilometer nördlich von Berlin, existiert seit 1939 das größte Frauenkonzentrationslager im nationalsozialistischen Deutschland.¹³ Bis zur Befreiung des Lagers am 30. April 1945 – so schätzt man heute – sind dort mehr als 100.000 weibliche Häftlinge aus über 20 Ländern inhaftiert gewesen.¹⁴ Ursprünglich für 3.000 Gefangene erbaut, steigt die Zahl der Eingelieferten besonders ab 1943/44 rapide an. Das Lager wird im Laufe der Jahre mehrmals erweitert, ein sogenanntes »Neues La-

11 Interviewtranskript, S. 11.

12 Für das zweite Halbjahr 1941 sind keine Belege erhalten geblieben, die eine Zuordnung der Häftlingsnummern eindeutig nachweisen. Die Quellen zeigen aber, daß am 10. Mai 1941 die Nummer 6191 ausgegeben wurde, dann läßt sich erst wieder für den 17. Februar 1942 die Häftlingsnummer 9420 ermitteln. Vgl. Archiv der Gedenkstätte Ravensbrück (AGR), Verzeichnis der Zuteilung von Häftlingsnummern, o. Sign.; ebenso: Comité International de la Croix-Rouge, Häftlingsnummernzuteilung, AdF, Hans Schwarz Nachlaß, Sign. 13-1-20. Aufgrund dieser Quellen kann davon ausgegangen werden, daß Helena Markewicz Anfang August 1941 in das KZ Ravensbrück eingeliefert wurde.

13 1941 läßt die SS unmittelbar neben dem Frauenlager ein Männerlager errichten, in dem bis 1945 mehr als 20.000 Häftlinge registriert werden.

14 Zum KZ Ravensbrück vgl.: Arendt, Das Frauenkonzentrationslager Ravensbrück (1987), S. 125-157; Füllberg-Stolberg, Frauen in Konzentrationslagern (1994); Jacobeit, Zur Arbeit weiblicher Häftlinge (1996), S. 199-209. Weiterhin liegen inzwischen zahlreiche autobiographische Erinnerungen von Überlebenden vor. Vgl. beispielsweise: Müller, Die Klempnerkolonne (1987); Lundholm, Höllentor (1988); Poltawska, Und ich fürchte meine Träume (1993).

ger« muß 1940/41 von Häftlingen erbaut werden, und ab 1942 arbeiten auch Frauen im Zweigwerk der Firma Siemens & Halske, das unweit des Lagers mit eigenen Unterkunftsbaracken für die dort eingesetzten Häftlinge errichtet wird. Trotz der Erweiterungen herrscht im Lager bald drangvolle Enge. Wenn im Dezember 1944 die Zahl der Inhaftierten mit über 43.000 Menschen angegeben wird (einschließlich Außenlager), so verweist diese sich ständig steigende Überbelegung auf die unmenschlichen und völlig unzureichenden Unterbringungsbedingungen in Ravensbrück.

Als Helena Markewicz im August 1941 in Ravensbrück eingewiesen wird, muß sie zunächst eine mehrwöchige Quarantäne durchlaufen. Zu dieser Zeit befinden sich mehr als 5.000 Häftlinge im Lager.¹⁵ Die Frauen leiden in dieser Phase weniger unter der unzureichenden Verpflegung und Enge, sondern sehen sich einer militärischen Disziplin ausgeliefert, die den Inhaftierten mit aller Härte ein immenses Arbeitspensum abverlangt. Das Interview mit Helena Markewicz, die insgesamt drei Jahre im KZ Ravensbrück verbringt, zeugt daher auch von dem Wandel dieses Lagers zwischen 1941 und 1944. Jahr um Jahr verschlechtert sich die Verpflegung der Frauen, und in die Baracken pfercht die SS immer mehr Gefangene, ohne sich um ihren Gesundheitszustand ausreichend zu kümmern. Helena Markewicz kann heute kaum mehr rekonstruieren, in welchen Baracken sie untergebracht ist. Zunächst habe sie nur mit anderen Polinnen, die in Ravensbrück insgesamt fast ein Drittel der Häftlinge stellen, in einer Baracke gelebt, später seien dann Umlagerungen erfolgt, mit denen die SS eine zunehmende Solidarisierung unter den polnischen Häftlingen zu unterbinden versucht habe.¹⁶

Allerdings konzentriert sich die Zeitzeugin in ihrer Erzählung weniger auf die Gruppierungen innerhalb der »Häftlingsgemeinschaft«, vielmehr berichtet sie ausführlicher über die unterschiedlichen Arbeitskommandos, denen sie zu verschiedenen Zeiten zugeteilt worden ist. Diese Schwerpunktsetzung verweist nicht nur auf den enormen Stellenwert, den die im Lager herrschenden Arbeitsbedingungen für die Häftlinge einnehmen, sie kennzeichnet auch die spezifische, sich im Laufe der Jahre wandelnde Arbeitsorganisation im KZ Ravensbrück. Anhand des Interviews mit Helena Markewicz lassen sich daher einzelne Phasen der Häftlingsarbeit im KZ Ravensbrück aufzeigen.

Neben Einsätzen, die allein der Demoralisierung und Terrorisierung der Häftlinge dienen, sowie den ebenfalls körperlich erschöpfenden Arbeitseinsätzen beim Ausbau des Lagers zieht die SS die Häftlinge sowohl zur Produktion in SS-eigenen Betrieben als auch zu landwirtschaftlichen Arbeiten heran. Der sogenannte Industriehof, der seit 1940 direkt im Lager errichtet und ständig ausgebaut wird, beherbergt zahlreiche Werkstätten, die zur SS-eigenen »Gesellschaft für Textil- und Lederwertung GmbH« gehören.¹⁷ Das Unternehmen, im Juni 1940 gegründet, wächst

15 Vgl. Stärkemeldung des KZ Ravensbrück für den 9. August 1941 (5.235 Frauen), in: AGR, o.Sign.

16 Vgl. Interviewtranskript, S. 16.

17 Die »Gesellschaft für Textil- und Lederwertung GmbH« wird 1940 von SS-Obergruppenführer

zu einem zumindest zeitweise rentablen Wirtschaftskomplex heran, der mehrere Schneidereien, eine Strickerei, Kürschnerei, Weberei, Flechterei sowie eine Reparaturwerkstatt und ein Lager für Schneiderbedarfsartikel und Stoffe umfaßt. Mit dem zügigen Ausbau der Werkstätten wächst auch bis 1942 die Anzahl der in ihnen beschäftigten Häftlinge stetig an. Wenn Ende 1941 noch nicht einmal 600 Frauen dort zum Einsatz kommen, dann sind es ein Jahr später bereits fast 5.000.¹⁸

Die SS scheint gezielt Häftlinge, die über eine gewisse Fachausbildung im Textilh Handwerk verfügen, für die Arbeit im »Industrie Hof« herauszusuchen. Wenn vermutlich auch nur ein geringer Teil der dort arbeitenden Frauen letztlich eine solche Qualifikation aufweist, so erklärt sich dadurch, daß Helena Markewicz unmittelbar nach der Quarantäne in die Schneiderei abkommandiert wird.

»Zunächst habe ich in einer Schneiderei, in der ›Maßnähtube‹ gearbeitet. Dort haben wir tagsüber alte Lagerkleidung repariert und neue genäht. Ich weiß nicht, wie lange ich dort gearbeitet habe. Anschließend wurde diese Schneiderei in zwei Teile aufgeteilt. Ich kam in die ›Binderei‹, so haben wir das genannt ›Schneiderei, Binderei‹. Dort haben wir eine Woche Tagschicht, eine Woche Nachtschicht gehabt. Ich wurde in dieses Kommando geschickt. Dort haben wir Uniformen und Wäsche für Soldaten genäht, für die Wehrmacht. Ich habe dort 18 Monate gearbeitet. Das war eine sehr schwere Arbeit.«¹⁹

Durch die häufigen Umstrukturierungen innerhalb der Schneidereibetriebe ist es nicht ganz einfach, die jeweiligen Arbeitsplätze, die Helena Markewicz zugewiesen werden, zu identifizieren. In Hinblick auf andere Quellen, die allerdings mehr als unzureichend sind, läßt sich jedoch annehmen, daß durch die Ausweitung der Werkstätten 1942 insgesamt mindestens drei Schneidereien im »Industrie Hof« entstehen.²⁰ Die Schneiderei I, in der die Zeitzeugin vermutlich zuerst eingesetzt wird, stellt überwiegend Häftlingskleidung her und erhält ihre Bezeichnung erst dann, als die Schneiderei II ebenfalls im »Industrie Hof« ihren Betrieb aufnimmt. Dort werden – laut Unterlagen – Uniformen für die SS hergestellt. Daß Helena Markewicz sich hingegen an

Oswald Pohl und SS-Gruppenführer Leo Lömer mit Sitz in Dachau gegründet (Dachauer Betriebe). Sie dient der Herstellung von Ausrüstungs- und anderen Bedarfsgegenständen, insbesondere für die Konzentrationslager und die SS-Kampfverbände. 1941 wird der Sitz nach Ravensbrück verlegt, wo die Gesellschaft bereits bestehende Werkstätten übernehmen und ausbauen kann. Gleichzeitig erfolgt die Einbindung der Betriebe in die »Deutsche Wirtschaftsbetriebe GmbH Berlin«.

18 Vgl. Gesamtdarstellung zum KZ Ravensbrück auf der Grundlage von Prozeßunterlagen (1972), zusammengestellt von der Zentralen Stelle der Landesjustizverwaltungen in Ludwigsburg, in: ZSL, Sign. IV 409 AR-Z 39/59, insbes. S. 22ff.

19 Interviewtranskript, S. 12. Das Zitat ist durch eine nachträgliche Übersetzung überarbeitet worden und weicht daher von der Transkriptionsfassung geringfügig ab.

20 Auch anhand der vorliegenden Arbeitsdienstblätter, die allerdings nur bis Ende 1943 erhalten geblieben sind, läßt sich nicht eindeutig feststellen, welche Schneidereibetriebe unter welchem Namen zu welcher Zeit existieren. Vgl. Arbeitsdienstblätter des Frauenkonzentrationslagers Ravensbrück, in: AGR, RA Bd. 1-3. Auch ein erhalten gebliebener Geschäftsbericht der »Texted«, wie die SS-eigene Gesellschaft abgekürzt hieß, gibt darüber keine nähere Auskunft. Vgl. IMT, NO-543, 546, 1221, 1272. Im Archiv der Gedenkstätte Ravensbrück befinden sich insgesamt 72 Berichte von Überlebenden zu dem Stichwort »Schneiderei«, allerdings benutzen die Zeitzeuginnen jeweils unterschiedliche Namen, so daß kaum zu entwirren ist, von welcher Schneiderei in welcher Zeitspanne gesprochen wird. Vgl. AGR, Häftlingsberichte.

Wehrmachtsuniformen erinnert, stellt eine nicht aufzulösende, aber möglicherweise auch unbedeutende Differenz dar. Bei der Schneiderei III scheint es sich um eine Zuschneiderei zu handeln, die ebenfalls in die Herstellung von Militäruniformen eingebunden ist.²¹ Auch wenn letztlich nicht definitiv zu unterscheiden ist, in welcher Schneidereiabteilung Helena Markewicz gearbeitet hat, so gibt sie im Interview doch einen entscheidenden Hinweis. Indem sie die Schneiderei auch in deutscher Sprache als »Binderei« bezeichnet, könnte man zunächst annehmen, sie ziehe eine Verbindung zur ebenfalls im »Industriehof« liegenden Flechterei. Andere Quellen legen aber eine andere Deutung sehr viel näher. Der stellvertretende Leiter der Schneiderei heißt Gustav Binder und ist im gesamten Lager aufgrund seiner brutalen und menschenverachtenden Behandlung der ihm unterstellten Frauen gefürchtet. Eine andere Überlebende berichtet über das Verhalten des damals dreißigjährigen gelernten Schneiders:

»Bei diesem Namen sehe ich im Geiste blutige Gesichter der Häftlinge aus dem Industriehof. Binder war einer der grausamsten Beamten des Lagers. Er hatte die Schneiderei. Wer das Pensum, welches von ihm vorgeschrieben wurde, nicht erfüllte, wurde geschlagen und getreten. Er verfiel beim Schlagen in eine wahre Raserei und schlug so lange, bis Blut aus Nase und Mund kam. War eine Maschinennadel abgebrochen oder aber der eine Stich nicht wie der andere, dann schlug er erbarmungslos auf alle Häftlinge ein. Unter den Häftlingen des Industriehofs gingen die Worte: Der allergrößte Leuteschinder – das ist und bleibt der Gustav Binder.«²²

Derartige Erinnerungen an Gustav Binder finden sich sowohl in nahezu allen relevanten Häftlingsberichten als auch in den vorliegenden Prozeßunterlagen eines britischen Militärgerichts, von dem der Angeklagte Binder nach Kriegsende zum Tode verurteilt und hingerichtet wird.²³

Da Binder in der Schneiderei als brutaler Schläger und fanatischer Antreiber eine grausige Berühmtheit erlangt, verwundert es wenig, wenn Helena Markewicz ihren dortigen Arbeitsplatz als »Binderei« bezeichnet. Diese Wortschöpfung stellt gleichsam eine Vermischung der Worte Schneiderei, Schinderei und dem Namen Binder her und kennzeichnet damit zutreffend die an den Nähmaschinen herrschenden Verhältnisse. Es gehört allerdings zu den Charakteristika ihrer Erzählung, daß die Zeitzeugin den in den Werkstätten wütenden Terror nicht näher beschreibt. Die Arbeit sei sehr schwer gewesen, so erzählt sie, und das Zweischichtensystem, durch das die Häftlinge jeweils zwölf Stunden arbeiten mußten, habe an den Kräften gezehrt, da man, wenn man nachts arbeiten mußte, tagsüber nicht richtig habe schlafen können.²⁴ Über die bruta-

21 1944 kommt ein Instandsetzungswerk der Waffen-SS hinzu, indem Häftlinge beschädigte und verdreckte Uniformen ausbessern müssen. Dieser Betrieb gehört zum »Bekleidungswerk der Waffen-SS«, das bereits in den Vorjahren als Hauptabnehmer für die Produkte der »Gesellschaft für Textil- und Lederwertung GmbH« in Erscheinung tritt.

22 Häftlingsbericht von Maria Storch, in: AGR, Häftlingsberichte, Nr. 432.

23 Vgl. beispielsweise die Häftlingsberichte von Gertrud Popp, Lily Unden, Maria Wiedmaier, Tatjana Wassiljewna Pignatti-Maikop, in: AGR, Häftlingsberichte, Nr. 456; 490; 331; 215. Zum Prozeß vgl.: PRO, WO 235/305-315.

24 Vgl. Interviewtranskript, S. 12.

le Mißhandlung der Gefangenen, die durch den relativ hohen Grad der Mechanisierung in der Schneiderei zu einem immer höheren Pensum angetrieben werden, erzählt Helena Markewicz im Interview nichts.

Ab 1943 ändert sich der Arbeitseinsatz der weiblichen Häftlinge in Ravensbrück. Gehören bis dahin die SS-eigenen Betriebe zu den größten Kommandos, in denen 1942 bis zu 60% der Gefangenen schuften müssen, verringert sich diese Zahl im darauffolgenden Jahr nachhaltig. Trotz steigender Einlieferungszahlen schrumpfen die Produktionskapazitäten in den Werkstätten, denn nun werden Häftlinge überwiegend in der Rüstungsproduktion zur Arbeit eingesetzt. Kennzeichnend für diese Entwicklung ist der Bau und der ab 1943 massiver einsetzende Arbeitskräftebedarf bei der Firma Siemens & Halske, die in eigens errichteten, in unmittelbarer Nähe des Lagers liegenden Gebäuden ab Herbst 1942 feinmechanisches Kriegsgerät herstellen läßt.²⁵ Gleichzeitig erweitert sich das Netz der zu Ravensbrück gehörenden Außenlager, die überwiegend in der Nähe von Rüstungsbetrieben errichtet werden.²⁶

Obwohl Helena Markewicz weder bei Siemens arbeitet noch in ein Außenlager überstellt wird, spiegelt sich in ihrer Erzählung dieser Wandel wider. Vermutlich Mitte 1943, als die Produktion der SS-eigenen Betriebe zurückgeht, wird auch sie aus der Schneiderei entfernt und muß nun bei verschiedenen Privatfirmen arbeiten.

Die Vermietung von KZ-Häftlingen an naheliegende Unternehmen der Privatwirtschaft stellt dabei allerdings keine neue Entwicklung dar, sondern läßt sich bereits ab Sommer 1941 nachweisen. Bisherige Schätzungen gehen davon aus, daß durchschnittlich 5% der Gefangenen bei landwirtschaftlichen Betrieben oder privaten Handwerks- und Dienstleistungsunternehmen eingesetzt werden.²⁷ Helena Markewicz wird zunächst dem Sanatorium Hohenlychen zugewiesen. Zwanzig Kilometer von Fürstenberg entfernt, dient die einstmals für Tuberkuloseerkrankungen eingerichtete Heilstätte während des Krieges als Sanatorium für Wundchirurgie, in dem überwiegend verletzte Frontsoldaten mit Arm- und Beinamputationen behandelt werden. Der Chefarzt Prof. Dr. Karl Gebhardt leitet zugleich medizinische Experimente, die im »Revier« des KZ Ravensbrück an überwiegend polnischen Häftlingen durchgeführt werden und die er anschließend in Hohenlychen auswertet.²⁸ Bei den Humanversuchen handelt es sich zum einen um Sterilisationsexperimente und willkürliche Versuchsoperationen, zum anderen führen Gebhardt und andere Ärzte Sulfanomidversuche sowie Experimente im Knochen-, Muskel-, Nerven- und Transplantati-

25 Ab Herbst 1944 werden direkt neben den Siemenswerken 13 (andere Quellen sprechen von sechs) separate Schlafbaracken errichtet (»Siemenslager«), so daß die dort arbeitenden Häftlinge nicht mehr im eigentlichen Häftlingslager Ravensbrück untergebracht sind. Eine beeindruckende Schilderung dazu gibt: Lundholm, Höllentor (1988).

26 Die Anzahl der zu Ravensbrück gehörenden Außenlager scheint immer noch strittig zu sein. Während Schwarz insgesamt 45 Außenstellen benennt, geben Herzog/Strebel aufgrund ihrer Quellen die Zahl 63 an. Die Differenz ist möglicherweise dadurch zu erklären, daß einige Außenlager, in die Ravensbrücker Häftlinge überstellt werden, administrativ zu anderen Hauptlagern gehören. Vgl. Schwarz, Die nationalsozialistischen Lager (1990), S. 185f.; Herzog/Strebel, Das Frauenkonzentrationslager Ravensbrück, (1994), S. 20.

27 Vgl. Brandes, Arbeit im KZ Ravensbrück (1994), S. 61.

28 Gebhardt wird im Nürnberger Ärzteprozeß zum Tode verurteilt und hingerichtet.

ons- und Regenerationsbereich durch. Ihre Opfer, von den anderen Häftlingen im Lager bald »Kaninchen« genannt, sind nicht nur qualvollen Schmerzen und Ängsten ausgeliefert, sie bleiben auch ihr Leben lang verstümmelt, wenn sie die operativen Eingriffe und deren Folgen denn überhaupt überleben.²⁹

Helena Markewicz kommt im Interview nur kurz auf die medizinischen Experimente im Lager zu sprechen, von denen die anderen Gefangenen schon bald erfahren. Die Polinnen hätten das sehr tief erlebt, so erzählt sie, und daher möchte sie über diese »Geschichte« nicht sprechen, denn schließlich sei inzwischen sehr viel darüber bekannt.³⁰ Ihre Überstellung in das Kommando Hohenlychen steht mit den grausamen Experimenten im Lager auch in keinem direkten Zusammenhang, denn Helena Markewicz muß in Hohenlychen Gartenarbeit verrichten und hat mit dem medizinischen Betrieb des Sanatoriums nichts zu tun. Ihr neuer Arbeitsplatz gilt im Lager als begehrt, denn das Kommando, dessen Stärke je nach Jahreszeit zwischen 15 und 50 Personen schwankt, erhält eine weitaus bessere Verpflegung als die karge Lagerkost.³¹ Nicht zufällig besteht diese Arbeitskolonne, die das Lager jeden Morgen verläßt und erst am späten Abend zurückkehrt, ausschließlich aus polnischen Häftlingen. Darin spiegeln sich Veränderungen innerhalb der »Häftlingsgemeinschaft« wider, die insbesondere 1942/43 durch Masseneinlieferungen von französischen und russischen Gefangenen hervorgerufen werden. In den ersten Jahren des Lagers Ravensbrück stehen die Polinnen in der von der SS erdachten Häftlingshierarchie noch an unterster Stelle und sind demzufolge den Schikanen der Aufseherinnen und Kapos verstärkt ausgeliefert, während sie überwiegend kräftezehrenden Arbeitskommandos zugewiesen sind. Mit steter Zunahme ihrer Häftlingszahl und ihrer gruppeninternen Organisation gelingt es einem größeren Teil, bessere Unterkunfts- und Arbeitsbedingungen zu erlangen, da sich die ins Lager neu eingelieferten anderen Häftlingsgruppen in die bestehende Hierarchie zunächst ganz unten einreihen müssen.³² Unterstützt durch die Übernahme von relevanten Funktionen im Lager durch polnische Gefangene, können nun begehrte Arbeitsplätze untereinander verteilt werden, oder den arbeitenden Frauen wird gegebenenfalls bereits dadurch geholfen, daß eine Polin den Posten als Vorarbeiterin übernehmen kann.

Diese gruppeninterne Organisation muß als Hintergrund für den Arbeitsplatzwechsel von Helena Markewicz mitbedacht werden. Auch als sie anschließend der Privatschneiderei Grahl in Fürstenberg zugeteilt wird, mögen derartige Verbindungen

29 Zu den Experimenten im KZ Ravensbrück vgl. Martin, Menschenversuche im Krankenrevier (1994), S. 99-112; Dies., »Versuchskaninchen« (1994), S. 113-122. Unter wissenschaftlichen Gesichtspunkten problematisch: Klier, Die Kaninchen von Ravensbrück (1994). Autobiographisch zu dieser Thematik: Poltawska, Und ich fürchte meine Träume (1993).

30 Vgl. Interviewtranskript, S. 16.

31 Vgl. 7 Arbeitsdienstblätter zum Einsatz in Hohenlychen zwischen dem 1.7.1942 und dem 16.11.1943, in: AGR, RA Bd. 1-3. In der Arbeitseinteilung des KZ Ravensbrück für den 2.3.1943 werden für das Kommando die Aufseherin Janke und insgesamt 15 polnische Häftlinge registriert. Vgl. AGR, RA Bd. 13.

32 Betont werden muß an dieser Stelle, daß jüdische Häftlinge und sogenannte »Zigeunerinnen« zu keiner Zeit über Aufstiegschancen innerhalb der Häftlingshierarchie verfügen. Zu Gruppenprozessen im KZ Ravensbrück vgl. Strebel, Die »Lagergesellschaft« (1994), S. 79-88.

Einfluß genommen haben, allerdings gibt es über die Arbeitsbedingungen dieses etwa 50 Frauen umfassenden Kommandos so gut wie keine näheren Hinweise.³³

Es kennzeichnet den Bericht von Helena Markewicz, daß sie auch über das letzte Kommando, in dem sie vor ihrem Transport in ein Hamburger Außenlager arbeitet, nur wenige Einzelheiten erzählt.³⁴ Das Kommando habe den Namen »Reißzwecken« gehabt, denn die Frauen seien zur Produktion von Reißstiften eingesetzt gewesen. Das gesamte Kommando sei dann im August 1944 aus Ravensbrück abtransportiert worden und habe einen Tag später Hamburg-Wandsbek erreicht, wo seit Juni 1944 ein Außenlager des KZ Neuengamme existierte.

Andere Überlebende dieses Arbeitskommandos, die ebenfalls nach Hamburg kommen, erinnern hingegen dramatische Bedingungen des Abtransports. Die 25 polnischen Frauen, so erzählen die Zeitzeuginnen, die in der Reißzweckenfabrik Lindstedt eingesetzt sind, verweigern im Sommer 1944 die Arbeit, als die Produktion auf kriegswichtiges Gerät umgestellt werden soll. Statt Reißstiften gilt es nun, Präzisionssteile für die Luftwaffe zu fertigen. Die Häftlinge aber wollen nicht »für den Krieg arbeiten«. ³⁵ Ihre angekündigte Arbeitsverweigerung droht schwere Strafen nach sich zu ziehen, und so befürchten die Frauen, als sie aus dem Lager Ravensbrück geführt werden, daß ihnen ihre Erschießung bevorsteht. Allerdings erweist sich diese Angst als unbegründet. Das gesamte Kommando wird in Güterwaggons getrieben und abtransportiert, ohne daß die Häftlinge ihr Transportziel kennen.³⁶

Helena Markewicz erwähnt diese näheren Umstände des Abtransports nicht. Bevor wir im Interview auf ihre Haftzeit in Hamburg zu sprechen kommen, greift sie zeitlich nochmals zurück und erzählt mit sichtbarer Aufregung, daß zwei der Frauen, mit denen sie gemeinsam in Kielce verhaftet worden war, in Ravensbrück erschossen wurden. Auf den schrecklichen Tod ihrer Kameradinnen geht sie aber nicht näher ein.³⁷ Vielmehr unterbricht die Interviewte an dieser Stelle das Gespräch erneut und nutzt die Pause, um beruhigende Medikamente einzunehmen.

Vermutlich am 8. Juni 1944 erreicht der erste Transport aus Ravensbrück das Außenlager Hamburg-Wandsbek. Ihm folgen in den nächsten Monaten weitere, so daß für 1944 zunächst von einer Häftlingsstärke von etwa 500 Frauen ausgegangen werden kann. In den letzten Wochen vor Kriegsende erhöht sich diese Zahl nochmals, insbesondere durch eintreffende »Evakuierungstransporte« mit überwiegend schwerkranken Frauen.

Im hinteren Teil des Firmengrundstücks der Drägerwerke, wo die Frauen arbeiten werden, stehen bereits vor Eintreffen der ersten Gefangenen zwei ehemalige Reichsarbeitsdienstbaracken, in denen zuvor sogenannte Ostarbeiterinnen untergebracht waren. Mit der Einrichtung des KZ-Außenlagers werden zusätzlich zwei Pfer-

33 Vgl. 8 Arbeitsdienstblätter zur Schneiderei Grahl zwischen dem 17.12.1942 und dem 16.11.1943, in: AGR, RA Bd. 1-3. In der Arbeitseinteilung des KZ Ravensbrück für den 2.3.1943 werden für das Kommando die Aufscherin Ebert und insgesamt 46 Häftlinge registriert. Vgl. AGR, RA Bd. 13.

34 Vgl. Interviewtranskript, S. 16f.

35 Häftlingsbericht von Marianne Slota (1985), zitiert nach: Romey, KZ in Wandsbek (1994), S. 50.

36 Vgl. ebd.

37 Vgl. Interviewtranskript, S. 17.

destallbaracken errichtet, von denen eine zur Unterbringung von über 200 – überwiegend polnischen und russischen – Häftlingen dient, während die andere zu Produktionszwecken genutzt wird.³⁸

Helena Markewicz erinnert sich, am 2. August 1944 Hamburg erreicht zu haben. Anhand erhalten gebliebener Transportlisten läßt sich dieses Datum allerdings nicht bestätigen. Vielmehr dokumentieren die Quellen die Ankunft von Helena Markewicz für den 31. August 1944, wobei sie in Wandsbek die neue Häftlingsnummer 4508 erhält.³⁹

»Aber das Lager selbst habe ich noch sehr gut in Erinnerung behalten. Wir wurden in den Baracken, in den Pferdeställen untergebracht. Dort gab es große Tore und oben gab es kleine Fenster. Das ist typisch für Pferdeställe. Am Ende der Baracke gab es solche Becken, WC-Becken und Becken mit Wasserhähnen, zum Waschen, länglich, früher dienten sie wahrscheinlich zum Tränken von Pferden. Alles war zusammen am Ende. Die Pritschen waren einstöckig und das Licht kam nur durch die kleinen Luken.«⁴⁰

Von der überaus primitiven Unterbringung berichten auch andere Überlebende. Die Häftlinge müssen zunächst auf dem nackten Betonboden schlafen, bevor die Pritschen aufgestellt werden, in denen sich nur mit Holzspänen gefüllte Säcke befinden. Die Frauen verfügen darüber hinaus nur über zerrissene Decken ohne Bettzeug. Die größte Qual stellen allerdings die Ratten dar, die nachts aus einem nahegelegenen Industrieabwassergraben in die Baracke kommen und denen die Frauen schutzlos ausgeliefert sind, während sie über die Gesichter und Körper der Schlafenden laufen.⁴¹

Für die katastrophale Unterbringung der Häftlinge, ihre unzureichende Ernährung und mangelhafte Bekleidung ist auch die Firma Drägerwerke verantwortlich.⁴² In einer Vereinbarung mit dem Kommandanten des KZ Neuengamme vom 15.7.1944 heißt es: »Die Verpflegung der Häftlinge (erfolgt) durch die Drägerwerke gegen einen Vergütungssatz von RM 0,60 pro Kopf und Tag einschl. Schwerarbeiterzulagen. [...] Die Drägerwerke haben für den regelmäßigen Abtransport der Häftlings-Verpflegung von der Werksküche zum Arbeitsplatz zu sorgen. Die Unterkünfte der Aufseherinnen und Häftlinge sind kostenlos von den Drägerwerken mit (unleserlich), Licht, Wasseranschluß, Heizung und dergl. zu versorgen. Evtl. erforderliche Entwesungen des Lagers sind zu lasten der Drägerwerke durchzuführen. [...] Die Erhaltung und bauliche

38 Mehr als die Hälfte der Häftlinge stammen aus Polen, Rußland und der Ukraine. Darüber hinaus befinden sich Sloweninnen, Deutsche, Tschechinnen, Holländerinnen, Belgierinnen, Französinen und Ungarinnen im Lager Wandsbek. Einige wenige Häftlinge kommen auch aus Dänemark und Norwegen. Wie hoch der Anteil jüdischer Gefangener ist, läßt sich heute nicht mehr feststellen. Die meisten der Frauen tragen den roten Winkel zur Kennzeichnung als politische Häftlinge, einzelnen sollen auch schwarze (sog. »Asoziale«) und violette (sog. »Bibelforscherinnen«) Winkel zugewiesen worden sein.

39 Vgl. Namensliste des Transports vom 31.8.1944 von Ravensbrück nach Hamburg-Wandsbek, in: AGN, KZ Neuengamme und seine Außenlager, Sign. 3.2.3.12.

40 Interviewtranskript, S. 17.

41 Vgl. Romey, KZ in Wandsbek (1994), S. 59f.

42 In der Anfangsphase des Lagers Wandsbek soll die Verpflegung zunächst deutlich besser gewesen sein als in Ravensbrück, allerdings verschlechtert sich ihre Qualität zunehmend. Die Nahrung wird insgesamt als unzureichend und qualitativ minderwertig beurteilt.

Reparaturen gehen zu lasten der Drägerwerke. Die Reinigung der Unterkunftswäsche und Bekleidung der Häftlinge hat durch die Drägerwerke zu erfolgen. Eine Instandhaltung der Arbeitsbekleidung erfolgt im Lager durch Werkstätten der Firma. Die Einrichtung der Werkstätten hat durch die Drägerwerke zu erfolgen.«⁴³

Die Realität des Lagers ist von diesen Festlegungen weit entfernt. Weder die Lagerverwaltung noch die Drägerwerke erfüllen – so zeigen die Zeitzuginnenberichte – die vereinbarten Aufgaben in ausreichender Weise. Darüber hinaus werden die Häftlinge mit zusätzlichen Arbeiten im Lager schikaniert, auf Verstöße gegen die Lagerordnung stehen Strafen wie Essensentzug, Strafestehen, Schläge und das Begießen mit kaltem oder heißem Wasser.

Bei den Drägerwerken in Wandsbek arbeiten die Häftlinge in der Gasmaskenproduktion. Der drohende Einsatz von Giftgasen während des Krieges führt ab 1944 dazu, daß die Firma Dräger vom Reichsministerium für Rüstung und Kriegsproduktion mit höchster Dringlichkeitsstufe angewiesen wird, ihre Herstellung von Schutzmasken um ein Vielfaches zu erhöhen.⁴⁴ Zur Unterstützung erhält sie nicht nur einen bevorzugten Bezug von Rohstoffen, sondern auch eine Zuteilung von Arbeitskräften, zu denen u.a. KZ Häftlinge gehören. Über die konkreten Verhandlungen zwischen der Firmenleitung in Lübeck und dem Wirtschaftsverwaltungshauptamt liegen nur unzureichende Quellen vor.⁴⁵ Zumindest scheint man sich letztendlich auf den Arbeitseinsatz der aus Ravensbrück überstellten Frauen geeinigt zu haben, denn ab Juni 1944 arbeiten diese bereits sowohl in der Herstellung als auch in der Endmontage der sogenannten Volksmaske.

In der Erzählung von Helena Markewicz finden sich keinerlei Beschreibungen der konkreten Arbeitsbedingungen, von denen andere Zeitzuginnen ausführlich zu berichten wissen. Die Häftlinge leiden unter der rußverschmutzten Luft in den Arbeitsräumen, unter der unerträglichen Hitze an den Warmpressen sowie unter dem ständigen Lärm und den Schlägen der Aufseherinnen. Durch die fehlende Schutzbekleidung und den ungewohnten Umgang mit Werkzeugen und Maschinen sind Verletzungen, besonders an den Händen, an der Tagesordnung. Helena Markewicz geht auf diese alltägliche Tortur in der Gasmaskenproduktion nicht ein, sondern berichtet von drei Ereignissen, die sie sehr mitgenommen haben.

»Die Maschine, an der eine russische Frau gearbeitet hat, ist kaputtgegangen. Sie wurde der Sabotage beschuldigt und nach einer quasi Gerichtsverhandlung zum Tode verurteilt. Durch Erhängen. Sie wurde im Lager aufgehängt. Man hat das Urteil in

43 Schreiben des KZ Kommandanten Pauly an die Drägerwerke vom 15.7.1944, in: AGN, KZ Neuen-gamme und seine Außenlager, Sign. 6.4.30.2. (Fehler im Original).

44 In diesem Zusammenhang stehen auch Experimente, die u.a. an Häftlingen des Außenlagers Wandsbek im März 1945 durchgeführt werden. Die Frauen werden in Luftschutzbunker ohne Belüftungsanlage gesperrt. Die Versuche – es sind vermutlich insgesamt fünf – sollen den Drägerwerken Antwort darauf geben, wie lange Menschen in einem gasdichten Bunker ausharren können. Nach geraumer Zeit werden die Bedingungen im Bunker unerträglich, und die Frauen leiden unter Atemnot, Brechreiz, starken Kopfschmerzen und Ohnmachten. Zu diesen körperlichen Beschwerden kommt noch eine schreckliche Angst, in den Bunkern getötet zu werden. Vgl. Romey, KZ in Wandsbek (1994), S. 78-81.

45 Vgl. zur Firmengeschichte der Drägerwerke: cbd., S. 21-45.

drei Sprachen verlesen. Sie mußte sich selbst das Grab schaufeln. Aus Neucungamme ist SS gekommen und haben das Urteil vollstreckt. Der Galgen wurde angebracht und sie mußte das Grab schaufeln. Die Häftlinge des Lagers mußten antreten. Vor unseren Augen wurde sie erhängt. Zum ersten Mal habe ich das gesehen. Sie stand auf einem Stuhl, man hat ihr einen Strick um den Hals gelegt. Und wir bekamen den Befehl: ›Nase nach vorn‹. Es regnete. Einige Freundinnen sind ohnmächtig geworden, eine hat einen epileptischen Anfall bekommen und wurde von uns ins Revier gebracht. Ein schreckliches Erlebnis. [...] Wir waren so angespannt, es war so, als ob wir kein Blut mehr hätten.«⁴⁶

Neben dieser Hinrichtung erzählt Helena Markewicz auch von der Ermordung zweier anderer Häftlinge. Eine Frau, die im Lager als sogenannte Bibelforscherin inhaftiert gewesen sei, habe sich geweigert, für die Kriegsindustrie zu arbeiten, und sei dafür von dem Lagerkommandanten Steenbock totgeschlagen worden. Eine andere habe versucht, aus dem Lager zu fliehen, und sei erschossen worden.⁴⁷

In dem Prozeß, der 1947 gegen Aufseherinnen und SS-Angehörige des Lagers Wandsbek vor einem britischen Militärgericht durchgeführt wird, gehören die von Helena Markewicz berichteten Tötungsdelikte zu den Hauptanklagepunkten der Staatsanwaltschaft. Die Angeklagten Steenbock und Hinz, beide Lagerkommandanten des Wandsbeker Außenlagers, sowie der Wachposten Dreier und drei SS-Aufseherinnen müssen sich für den Tod von drei Häftlingen verantworten. Steenbock und Dreier werden für schuldig befunden, zwei Häftlinge getötet zu haben, hingegen kann dem ehemaligen Kommandanten Hinz eine Beteiligung nicht nachgewiesen werden.⁴⁸

Trotz der vorliegenden Prozeßunterlagen sowie einem weiteren Vorermittlungsverfahren Ende der sechziger Jahre läßt sich heute keine Aussage treffen, wie viele Häftlinge insgesamt im Lager Wandsbek ums Leben gekommen sind.⁴⁹ Das liegt zum einen an der überaus unzureichenden Quellenlage, zum anderen auch an der chaotischen Situation, die in den letzten Kriegswochen herrscht. Die Produktion in den Drägerwerken muß aufgrund mangelnder Materiallieferungen eingestellt werden, so daß die Frauen nun bei der Trümmerbeseitigung und beim Barrikadenbau in Hamburg arbeiten. Darüber hinaus treffen »Evakuierungstransporte« mit Frauen aus anderen geräumten Lagern im Lager Wandsbek ein. Der gesundheitliche Zustand dieser Frauen ist derart schlecht, daß eine unbekannte Anzahl von ihnen noch vor der Befreiung stirbt. Gleichzeitig werden andere Häftlingsgruppen im April 1945 aus dem Außenlager Wandsbek abtransportiert. Die Däninnen und Norwegerinnen werden im Rahmen der schwedischen Rettungsaktion am 9.4.1945 durch Busse des

46 Interviewtranskript, S. 19f.

47 Vgl. ebd., S. 18-21.

48 Vgl. britischer Militärgerichtsprozeß zwischen dem 15.5. und dem 21.7.1947 in Hamburg, in: PRO, WO 235/332. Johannes Steenbock wird zu zwanzig Jahren Haft verurteilt, gegen den Wachposten Hermann Dreier verhängt das Gericht eine fünfzehnjährige Strafe. Das Urteil gegen die Aufseherin Anders lautet auf fünf Jahre, hingegen werden der ehemalige Kommandant Hinz sowie zwei weitere Aufseherinnen freigesprochen.

49 Vgl. ZSL, IV 404 AR 607/67.

Roten Kreuzes abgeholt und nach Schweden gebracht, der Abtransport der jüdischen Gefangenen und ihr weiteres Schicksal lassen sich nicht mehr rekonstruieren.⁵⁰ Am 29. April 1945 werden auch die Polinnen aus Wandsbek fortgeschafft.

»Von Hamburg wurden wir nach Lübeck gebracht. In Personenwaggons bis nach Lübeck. Von Lübeck aus in Güterwagen. Ja, das war wohl Lübeck.⁵¹ Einhundert in einem Waggon. Eingeschlossen, eingesperrt, wir mußten stehen, es gab keinen Platz zum Sitzen oder zum Hocken, wie Heringe in einer Konservendose. Zwei Tage. Nach Dänemark.«⁵²

Die Frauen sind voller Angst, was mit ihnen geschehen wird. Viele befürchten, daß die Häftlinge in diesen letzten Kriegstagen noch ermordet werden, damit sie nicht Zeugnis von den verübten Verbrechen ablegen können. Die unmenschlichen Transportbedingungen fordern einige Opfer unter den Gefangenen. Als der Transport, zu dem nicht nur die Frauen aus Wandsbek, sondern auch andere »evakuierte« Häftlinge gehören, in Padborg/Dänemark ankommt, können die Frauen noch nicht an ihre Befreiung glauben. Erst als sie von dort nach Malmö/Schweden übergesetzt werden, fühlen sie sich in Sicherheit. Der herzliche Empfang in Schweden und die fürsorgliche Aufnahme der kranken und entkräfteten Frauen sind vielen Überlebenden in nachhaltiger Erinnerung geblieben. Auch Helena Markewicz empfindet tiefe Dankbarkeit für die Hilfe in Schweden, wo sie fast sechs Monate bis zu ihrer Rückkehr nach Polen gepflegt und versorgt wird.

Während ihres Aufenthalts in Schweden nimmt Helena Markewicz Kontakt zu ihrer Familie in Kieice auf und erfährt erst nun, daß sowohl ihr Ehemann als auch ihr Bruder sowie eines der Kinder nicht mehr leben. Außerdem teilt ihre Mutter nun auch mit, daß eine ihrer Schwestern 1943 verstorben ist. Die Rückkehr nach Polen am 19. Oktober 1945 gehört daher für die Zeitzeugin zu den schwierigsten Erlebnissen in ihrem Leben. Ihre Kinder, inzwischen 7 1/2 und vier Jahre alt, hat sie seit 1941 nicht mehr gesehen.

»Die Kinder waren am Fenster. Wir haben im Erdgeschoß gewohnt. Sie haben mich nicht erkannt. Ich stand vor dem Fenster und habe geguckt. Ich habe geklingelt, ich bin wie eine Fremde gekommen. Es gab eine Freude, aber auch Trauer, weil ich wußte, daß so viele Personen aus der Familie gestorben sind. [...] Jemand hat mir die Tür geöffnet, ich wußte nicht, nach wem ich fragen soll, ich habe so geweint.« – Int.: »Die Kinder waren bei Ihrer Schwester zu dieser Zeit?« – »Die ganze Zeit. In meiner Wohnung, aber mit meiner Schwester, die Tante Luca. Sie hat sie großgezogen, seit dem 2. Lebensmonat eigentlich, sie haben ihre Tante sehr geliebt. Der Ältere hat den jüngeren, Andrzej, auf dem Arm gehabt. Sie fingen an zu schreien, daß Mutti zurückgekehrt ist, denn sie haben mich vom Bild gekannt. Die Tante

50 Vgl. zu dieser Rettungsaktion: Jensen, »Es war schön, nicht zu frieren.«(1995), S. 24-34.

51 Obwohl es keinerlei Quellenhinweise gibt, kann vermutet werden, daß der Transport zunächst nach Lübeck geht, um die Häftlinge dort auf die drei, später von britischen Flugzeugen bombardierten Schiffe zu bringen. Bei dieser Katastrophe kommen Anfang Mai 1945 mehr als 7.000 Menschen ums Leben.

52 Interviewtranskript, S. 23.

hat gerufen: ›Andrzej, Edunio, die Mutter ist wieder da.‹ Die beiden haben so geweint, meine Schwester hat gesagt: ›Andrzej, umarme Mutti.‹ Und er hat gesagt: ›Ich habe die Frau so fest umarmt, meine Hände tun schon weh.‹ Meine Schwester sagte, daß ist keine Frau... . Ich bin durch die Zimmer gegangen und Ich habe geweint. Es ist schwer zu glauben. Und so hat das Leben von Neuem angefangen, das war ein schweres Leben.«⁵³

Helena Markewicz beendet mit dieser bewegenden Geschichte ihre Erzählung. Aus nachfolgenden Gesprächen, die nicht mehr auf Tonband aufgezeichnet wurden, ergibt sich, daß sie trotz ruinierter Gesundheit unmittelbar nach ihrer Rückkehr damit beginnt, in ihrem Beruf zu arbeiten, um die Familie zu ernähren. Nach dem Tod ihrer Mutter erzieht sie gemeinsam mit ihrer Schwester die beiden Söhne, denen sie trotz schwieriger sozialer Verhältnisse ein Studium ermöglicht. Beide absolvieren ein Bauingenieurstudium und haben inzwischen selbst vier Kinder. Helena Markewicz ist heute Rentnerin und anerkannte Kriegsinvalidin, was allerdings in Polen keine ausreichende Versorgung gewährleistet, so daß sie auf die Hilfe ihrer beiden Söhne angewiesen ist. Helena Markewicz hat nach dem Krieg nicht wieder geheiratet.

Berührungen.

Die Interviewsituation als Ort der Erinnerung

In der Erzählung von Helena Markewicz nimmt ihre Familie einen breiten Raum ein. Als sie zwölf Jahre alt ist, sind vermutlich bereits sowohl zwei ihrer Geschwister als auch ihr Vater gestorben. Die frühe Begegnung mit dem Tod nahestehender Personen soll auch ihr weiteres Leben nachhaltig beeinflussen. Der Bruder Jozef wird für sie – wohl auch als Ersatz für den Vater – zu einer zentralen Identifikationsfigur, an die sie sich anlehnt und an der sie sich orientiert. Die intensiven familiären Bindungen, besonders zu ihren Geschwistern, bleiben für das weitere Leben von Helena Markewicz elementar. Die Bindung an den Bruder Jozef wird durch seinen gewaltsamen Tod während der Gestapo-Haft in Kielce besonders deutlich. Diese Erzählpassage im Interview nimmt eine, nicht nur durch ihren Umfang bestimmte, zentrale Stellung ein. Der Schmerz über den Verlust des Bruders, die Trauer und das Entsetzen über seine grausame Ermordung werden im Interview erneut lebendig und transportieren eine Unmittelbarkeit des Geschehens, das in seinem emotionalen Erleben präsent wird und den Schrecken und den Verlust spürbar, ja greifbar im Raum stehen lassen.

Nicht allein in der Erzählung über die Ermordung des Bruders, aber besonders in ihr, zeigt sich, welchen individuellen Umgang mit der Vergangenheit Helena Markewicz für sich gefunden hat. Ihr Bericht erweist sich als relativ knappe, nach Hauptereignissen strukturierte Erzählung, die in manchen Passagen geradezu nüchtern wirkt. Die Zeitzeugin orientiert sich überwiegend an Geschehnissen, die ihren Lebensweg bestimmt haben, indem sie sie benennt und mehr oder weniger ausführlich

53 Ebd., S. 25.

darstellt. Dabei verbleiben ihre Ausführungen, zumindest wenn es um Verfolgungserfahrungen geht, häufig auf einer beschreibenden Ebene, so daß sich der Interviewtext dem Leser größtenteils eher als Bericht denn als lebendige Erzählung präsentiert. Die Interviewte äußert teilweise sogar explizit, daß sie an grausame Details der Geschehnisse nicht rühren möchte. Die Sprache, wenn sie sich hier auf das Erzählen von Ereignisabläufen beschränkt, wird dazu genutzt, die ›Geschichte‹ zu vermitteln, doch sie scheint nicht dazu dienen zu können, das emotionale Erleben der geschilderten Ereignisse wiederzugeben. Es gehört daher zu den charakteristischen Merkmalen des Interviews, daß sich eine deutliche Differenz zwischen dem gesprochenen Wort und den sich in der Interviewsituation entladenden Gefühlen herauskristallisiert. Wer allein den Text als Grundlage einer Auswertung heranzieht, kann sich dem individuellen Charakter der Erzählung nur begrenzt nähern. Dabei stehen hier weniger die im Gespräch wirksamen Übertragungsmechanismen im Vordergrund, sondern die Interviewsituation an sich scheint in ihrer emotionalen Dichte wesentliche Anteile der Erinnerung zu inszenieren.⁵⁴

Aus diesen Überlegungen heraus soll die Interviewsituation, die ja bisher in den Hintergrund getreten ist, ausführlicher beschrieben werden, um ihre spezifische Bedeutung für das Interview mit Helena Markewicz gewichten zu können. Dieses erweist sich nämlich als komplexes Gesamtgebilde, das nur in sehr begrenztem Maße seine ›Botschaft‹ in Worte kleidet. In den Erinnerungen von Helena Markewicz bilden die nonverbalen, gleichsam atmosphärisch weitergegebenen Mitteilungen eine ebenso inhaltsreiche wie beeindruckende Ergänzung.

Als ich, gemeinsam mit der Übersetzerin, zum verabredeten Zeitpunkt Helena Markewicz in ihrer Wohnung aufsuche, öffnet eine kleine, attraktive Dame die Tür, der man ihre 77 Jahre bei weitem nicht ansieht. Die Interviewte trägt an diesem Morgen ein selbstgestricktes Kleid, das in seiner individuellen und künstlerischen Note einen gewissen Glanz ausstrahlt und damit ihr freundliches und sympathisches Lächeln unterstreicht. Unsere erste Begegnung an der Tür beginnt mit einer Überraschung, denn Helena Markewicz schließt mich unvermittelt in ihre Arme und begrüßt mich mit einem Kuß auf die Wange, noch bevor wir nur ein Wort miteinander gesprochen haben. Ihr herzlicher Empfang wirkt nicht aufgesetzt, denn die Freude über unseren Besuch ist der Gastgeberin ins Gesicht geschrieben, und so lasse ich mich auf diesen nahen Kontakt ein, der unser weiteres Zusammensein bestimmen soll. Bereits im Flur erzählt Helena Markewicz, daß sie 1989 zu einem Treffen ehemaliger Häftlinge des Außenlagers Wandsbek nicht nach Hamburg habe reisen können, da diese Zusammenkunft genau mit ihrem 75. Geburtstag zusammengetroffen sei, den sie lieber im Kreise der Familie habe feiern wollen. Daher habe sie unseren bereits länger angekündigten Besuch mit Ungeduld erwartet und sich auf ihn sehr gefreut.

Während die Zeitzeugin uns ihre Wohnung zeigt, spricht sie bereits über ihre Familie, deren Präsenz durch zahlreiche Erinnerungsstücke unübersehbar ist. Die herzliche Atmosphäre bleibt bestehen, als wir nach einem kurzen Vorgespräch mit dem

54 Vgl. zum szenischen Verstehen, S. 51ff.

Interview beginnen. Die Befragte stellt sich bereitwillig auf die Übersetzungssituation ein und bemerkt nach einiger Zeit erleichtert, daß es ihr angenehm sei, in so ungezwungener Form sprechen zu können. Ihre Erzählung führt sie schnell zu schmerzhaften Ereignissen, und als sie von ihrer Verhaftung 1941, der Ermordung des Bruders und der Geburt der Zwillinge erzählt, sind die Tränen nicht mehr zurückzuhalten. Helena Markewicz wird nun während des gesamten Interviews immer wieder von heftigem Weinen eingeholt, so daß ihre Trauer und ihr Schmerz den Raum ausfüllen. Sie muß ihre Erzählung immer wieder unterbrechen und bittet dann, das Tonbandgerät abzustellen. Sie möchte in diesen Pausen über andere, unbelastete Themen sprechen, als ob wir dadurch den zerstörerischen Kräften, die im Interview erneut aufleben, etwas entgegenzusetzen vermögen. Gleichzeitig nimmt Helena Markewicz bei einer dieser Unterbrechungen eine Änderung der Sitzordnung vor. Während ich zu Beginn ihr gegenüber sitze, bittet sie mich nun, an ihre linke Seite zu kommen. Ihr sei so wohler, erklärt sie, während sie nun beginnt, meine Hand zu halten, gleichsam als unterstützende Geste in dem schmerzhaften Prozeß, den dieses Gespräch mit sich bringt. Die Zeitzeugin gibt durch diese körperliche Berührung einer Verbindung Ausdruck, die im Laufe des Gespräches, das sich durch die zahlreichen Pausen bis in den späten Nachmittag zieht, nicht mehr abbricht.

Während des gesamten Interviews wird Helena Markewicz immer wieder von tiefer Traurigkeit überrollt, doch gleichzeitig erlangt ihre Erzählung durch diese ihr innewohnende Dynamik eine derartige Präsenz, daß im weiteren Gesprächsverlauf nicht immer eindeutig zu unterscheiden ist, wer eigentlich wem die Hand hält. So füllt sich der ereignisorientierte Bericht mit einer Lebendigkeit, die allein durch die Form der Darstellung entsteht. Auch diejenigen Passagen, bei denen die Zeitzeugin explizit zu verstehen gibt, daß es für sie nicht möglich sei, Näheres zu berichten, transportieren eine emotionale Dichte, die sich gleichsam nonverbal mitteilt. Bestimmte Ereignisse im Leben von Helena Markewicz müssen unausgesprochen bleiben, um den Gang durch die eigene Lebensgeschichte überhaupt aushalten zu können. Dieser Schutz, auch wenn er sich immer wieder als brüchig erweist, macht eine Konfrontation mit den eigenen Verfolgungserfahrungen überhaupt erst möglich. Helena Markewicz wählt intuitiv aus, was sie und wie sie über ihre Erlebnisse berichtet. Doch so selektiv, wie ihre Erzählung teilweise anmutet, so komplex ist sie doch auf der Ebene des emotionalen Erlebens.

Die enge zwischenmenschliche Bindung, die Helena Markewicz im Interview herzustellen vermag, findet ihren Ausgangspunkt in der Suche nach Halt, während grausamste Ereignisse Revue passieren. Doch was zunächst nach alleiniger Unterstützung der Erzählerin aussieht, erweist sich im weiteren Verlauf des Gesprächs als gegenseitige Berührung, die auch mich durch die Erzählung zu tragen vermag. Helena Markewicz zeigt mit ihrer Offenheit, daß allein menschliche Nähe, Wärme und Zuneigung es ermöglichen, diesen destruktiven Erfahrungen entgegenzutreten. Somit vermittelt sie wortlos, wie sie selbst mit ihren Verfolgungserfahrungen zu leben gelernt hat. Nur in einer gegenseitigen und liebevollen Zuwendung zum jeweils anderen scheint ein Weiterleben möglich gewesen zu sein.

Woher nimmt Helena Markewicz die Kraft, sich dem Schmerz und der Trauer zu öffnen und zugleich eine solches Bekenntnis zum Leben auszustrahlen? Das Interview mit ihr ist durch eine emotionale Tiefe bestimmt, die sich immer wieder in ihren engen Beziehungen zu anderen Menschen ausdrückt. Daß die Interviewte ausführlich über ihre Familie berichtet, ist daher nicht zufällig. Die einzelnen Familienmitglieder gerinnen keineswegs zu Nebenfiguren in ihrer ›Geschichte‹, sondern werden mit einer Intensität in die Erzählung eingeführt, die von Liebe und Zuneigung zeugt. Vater, Mutter, Schwestern und Brüder sowie schließlich ihr Ehemann und ihre Kinder gehören nicht nur zu ihr, sondern prägen den Lebensbericht weitgehend. Den Verlust dieser geliebten Personen kann Helena Markewicz nur ertragen, indem sie Trauer und Schmerz mit anderen zu teilen vermag. Sie scheint reich an Erfahrung zu sein, was es heißt, in gegenseitiger Zuwendung Trauer zuzulassen, und damit reinzeniert sie unbewußt im Interview ihre eigene zentrale Überlebenssituation. Ihre Tränen sind nicht nur Ausdruck von Trauer, sondern sie sind auch befreiend, denn schließlich stehen sie zugleich für eine lebendig gebliebene, tief empfundene Mitmenschlichkeit.⁵⁵

Das Interview mit Helena Markewicz erzielt durch seine spezifische Gesprächsatmosphäre eine nachhaltige Wirkung. Der Zuhörer ist von ihrer ›Geschichte‹ gefesselt, erlebt sie als spannend und dramatisch und wird emotional angesprochen, so daß er selbst – gemeinsam mit der Interviewten – einzelne Ereignisse zu durchleben meint. Der Zeitzeugin gelingt es, eine unmittelbare Identifikation mit ihrer Erzählung herzustellen, die den Eindruck entstehen läßt, der Gang durch die ›Geschichte‹ werde für Interviewerin und Zeitzeugin zur gemeinsamen Anstrengung. Das Interview wird zum gemeinsamen Projekt, das nur mit gegenseitiger Hilfe und Unterstützung zu bewerkstelligen ist.

Diese gemeinsame Aufgabe, die Helena Markewicz als Bitte um eine chronologische Darstellung der ihr widerfahrenen Erlebnisse aufgefaßt hat, muß aber auch Details ausklammern. Dabei geht es nicht darum, beispielsweise den Terror in den Schneidereibetrieben des KZ Ravensbrück oder die dort verübten medizinischen Experimente an polnischen Häftlingen zu verleugnen, sondern sie nicht erneut so mächtig werden zu lassen, daß ihre zerstörerischen Implikationen alles andere überlagern. Da es im System des nationalsozialistischen Verfolgungsapparates nicht nur um die physische Vernichtung der Opfer, sondern auch um die Zerstörung ihrer inneren Lebendigkeit und des zwischenmenschlichen Zusammenhalts der Häftlinge ging, zählt deren Aufrechterhaltung zu den entscheidenden Elementen individuellen Überlebens.

Der persönliche Umgang, den Helena Markewicz für sich mit ihrer Vergangenheit gefunden hat, will auch in Bezug zu ihren – wie es im Wissenschaftsjargon heißt – vorkonzentrationsären Erfahrungen gesetzt sein. Sie scheint in einer harmonischen und durch enge Bindungen sich auszeichnenden Familie aufgewachsen zu sein, der sie sich bis heute nahe fühlt. Diese persönliche Erfahrung hat Helena Markewicz

55 Vgl. dazu das Kapitel »Trauma und Geschichte«, S. 116ff.

auch an ihre Kinder weitergegeben, so daß ihr gesamtes Leben durch familiäre Bindungen weitgehend bestimmt wirkt. Anders als andere Zeitzeugen, die im jugendlichen oder jungen Erwachsenenalter in die Verfolgungsmaschinerie des NS-Regimes geraten, ist Helena Markewicz bereits 26 Jahre alt, als sie gemeinsam mit ihrem Ehemann und ihrem Bruder verhaftet wird. Die Tatsache, daß sie zu diesem Zeitpunkt bereits Mutter eines fast dreijährigen Kindes ist, und zudem noch im Gefängnis Zwillingen das Leben schenkt, bleibt für ihren eigenen Überlebenskampf in Ravensbrück und Wandsbek nicht folgenlos. Es scheint ihr auch während der mehr als vierjährigen Haftzeit zu gelingen, eine emotionale Verbindung zu ihren Kindern aufrechtzuerhalten, die sie bei Schwester und Mutter in Sicherheit glaubt. Diese Verbundenheit wird dazu beigetragen haben, daß Helena Markewicz sich im Lager gestützt fühlte, so daß die Tatsache, daß ihre Schwester den Tod eines Zwillinges zunächst für sich behält, unter gänzlich anderem Licht betrachtet werden muß. Schwester und Mutter scheinen intuitiv gespürt zu haben, daß eine solch erschütternde Nachricht auch das Leben von Helena Markewicz selbst zutiefst bedroht hätte. Wenn die Zeitzeugin im Interview von ihrer Rückkehr nach Kielce berichtet, dann ahnt der Leser dieser bewegenden Geschichte, wie tragfähig ihre Liebe zu den Kindern sein muß. Gleichzeitig bietet die Familie für Helena Markewicz auch einen festen Rahmen, als sie im Oktober 1945 nach Polen zurückkehrt. Wie sie selbst im Interview betont, sei ihr anschließendes Leben schwer gewesen, und es ist vorstellbar, daß es im kriegszerstörten Polen beträchtliche Belastungen bedeutet haben wird, zwei kleine Kinder zu ernähren und sich selbst mit den Folgen der Verfolgung und dem Verlust nahestehender Menschen auseinanderzusetzen. Doch trotz dieser massiven Probleme kehrt die Zeitzeugin in Bezüge zurück, die ihr vertraut sind und die eine Anknüpfung an das Leben vor der Verhaftung zumindest partiell möglich machen.

In der Biographie von Helena Markewicz treten andere kollektive Zusammenhänge hinter ihre familiären Beziehungen zurück. Allerdings lassen sich in der Erzählung auch Hinweise auf Gruppenbezüge ausmachen, selbst wenn die Interviewte auf solche nicht ausführlicher eingeht. Ihr Verhältnis zu denjenigen Frauen, mit denen sie im Gefängnis Kielce eine Zelle teilt, erlangt nicht zuletzt auch durch die Geburt der Zwillinge eine besondere Intensität, die für Helena Markewicz durch Solidarität und Anteilnahme gekennzeichnet ist. Darüber hinaus deutet sie in ihrer Erzählung auch den Zusammenhalt unter den polnischen Häftlingen sowohl im KZ Ravensbrück als auch im Außenlager Wandsbek an, obwohl sie dies nicht zum Anlaß nimmt, ausführlich auf die »Häftlingssolidarität« einzugehen. Ihre Erzählung unterscheidet sich in diesem Punkt ganz wesentlich von dem Interview mit Ewa Wigand, die – wie hier bereits an anderer Stelle ausgeführt wurde – den engen Zusammenhalt in ihrem unmittelbaren Umfeld detailliert beschreibt.⁵⁶ Helena Markewicz wählt eine abweichende und – wie ich meine – interessante Darstellungsform. Sie bedient sich in diesem Zusammenhang nicht der Sprache, sondern stellt während des Interviews eine Situation her, in der sich ihre Erfahrungen szenisch wiederholen. Ihre

56 Vgl. zum Interview mit Ewa Wigand S. 248.

›Botschaft‹ ist daher so zu verstehen, daß ihr eigenes Überleben sowohl während als auch nach der KZ-Haft wesentlich von diesen mitmenschlichen Gesten, die sie im Interview gleichsam vorführt, bestimmt ist.

Es ist nicht anzunehmen, daß Helena Markewicz sich dieser Inszenierung im Interview bewußt ist. Ihr Verhalten wirkt dafür zu intuitiv und unkontrolliert. Vielmehr transportieren sich hier unbewußte Erinnerungen, die nicht verbal geäußert, sondern szenisch agiert werden. Dabei spielt die aktuelle Interviewsituation sicherlich eine bedeutende Rolle, schließlich stimuliert und prägt sie den Vorgang der szenischen Wiederholung, indem sie der unbewußten Erinnerung innerhalb eines bestimmten Rahmens Ausdruck verleiht. So bleibt es nicht ohne Einfluß, daß alle Gesprächsteilnehmer weiblich sind und sich damit bereits eine assoziative Verknüpfung zu familiären und gruppeninternen Prozessen herstellt. Gleichzeitig spielt auch eine gegenseitige Sympathie hinein, die ein emotionales Einlassen auf die von der Zeitzeugin intendierten Nähe überhaupt erst möglich macht.

So unterschiedlich Helena Markewicz und Ewa Wigand auch über ihr Leben berichten, gemeinsam ist beiden Gesprächspartnerinnen, daß sie ihre Lebensgeschichte jeweils in kollektiven Zusammenhängen betrachten. Für sie gehörten ihre Familien zu den entscheidenden Bezugsgruppen. Allerdings kann sich diese Bindung für Helena Markewicz als tragfähig erweisen, hingegen Ewa Wigand durch die Judenvernichtung ihres gesamten Lebenskontextes gewaltsam beraubt wird. Nicht zuletzt deswegen entwickelt sich die ›Überlebensgemeinschaft‹ der gemeinsam in Sasel inhaftierten Frauen zum Familienersatz, was deren zentrale Bedeutung sowohl während als auch nach der Verfolgung erklärt. Helena Markewicz hingegen kann an bestehende Bezüge anknüpfen, selbst wenn sie sich mit dem Tod einzelner Familienmitglieder konfrontiert sieht. Hierin liegt ein doch als grundlegend zu bezeichnender Unterschied zwischen den meisten jüdischen und nicht-jüdischen Verfolgungsschicksalen, ohne damit die Schwere der jeweiligen individuellen Verletzungen hier gewichten zu wollen.

Die Unmöglichkeit, an vorherige Bezugssysteme anknüpfen zu können, hat Jossi Hadar in seinem Aufsatz über die Zeiterfahrung bei Holocaustüberlebenden untersucht. Seine These, daß die fragmentarische Lebenserfahrung von Überlebenden einem Diskontinuitätserleben des persönlichen Zeitempfindens entspreche, bedarf allerdings einiger Erläuterungen. Der Autor geht davon aus, daß jeder Mensch bestrebt sei, sein individuelles Zeitempfinden mit der chronologischen Zeitachse in Übereinstimmung zu bringen. Traumatische Erlebnisse würden diese Kongruenz angreifen oder sogar zerstören, indem der durch sie ausgelöste Schmerz als unendlich erlebt und somit die Integrität der Person bedroht werde. Die Abtrennung von der objektiven Zeit erzwingt nachfolgend, daß das Trauma verdrängt werden müsse, was gleichzeitig den Versuch beinhalte, ein Kontinuitätserleben erneut aufzubauen. Vor diesem Hintergrund sei auch die Entstehung sozialer Gruppen während der Verfolgung zu analysieren, die von den Betroffenen als kontinuieritätsfördernd erlebt würden und daher in ihrer Ersatzfunktion für unterbrochene oder zerstörte Bindungen augenfällig seien.⁵⁷

57 Vgl. Hadar, *Zeiterfahrung und Kontinuitätserleben* (1992), S. 115-130.

Hadars Ausführungen decken sich mit den Eindrücken, die man sowohl im Interview mit Ewa Wigand als auch mit Helena Markewicz gewinnt. Ewa Wigand verfügt nach Kriegsende über keinerlei Bezüge mehr, die ein Anknüpfen an die Zeit vor ihrer Deportation gestatten. Ihre Rückkehr nach Polen wird für sie daher möglicherweise mit traumatischen Erlebnissen einhergegangen sein, denn schließlich offenbart sich nun das ganze Ausmaß des Leids, das ihr von Deutschen zugefügt wurde. Wenn sie im Interview erzählt, daß sie Ende der fünfziger Jahre von dort nach Frankreich gegangen sei, um bei den letzten beiden Verwandten, die ihr geblieben sind, zu leben, dann kann darin auch ein Versuch gesehen werden, eine unterbrochene Kontinuität zumindest in Ansätzen wieder herzustellen. Gleichzeitig wird es mehr als nachvollziehbar, warum ihre Beziehung zu den anderen jungen Frauen, mit denen sie ein gemeinsames Verfolgungsschicksal verbindet, eine solch enorme Bedeutung gewinnt. Ewa Wigand nimmt heute rückblickend intuitiv wahr, daß diese Gruppe eine Kontinuität in sich trägt, die sich zwar *erst* während der Haftzeit entwickelt hat, die aber für sie überlebenswichtig geworden ist.

Helena Markewicz hingegen ist es möglich, trotz schmerzhafter Verlusterfahrungen an familiäre Bindungen anzuknüpfen, die ihr eine Wiederaufnahme ihres vorherigen Lebens zumindestens potentiell möglich machen. Gleichzeitig kann sie sich auch während ihrer Inhaftierung in Ravensbrück und Wandsbek einer emotionalen Bindung sicher sein, die sich durch den brieflichen Kontakt mit Schwester und Mutter manifestiert. Für sie existiert in Polen weiterhin ein Zuhause, zu dem es zurückzukehren gilt. Diese grundlegende Erfahrung mag ein Grund dafür sein, daß in ihrer Erzählung andere Kameradinnen nicht so exponiert auftauchen, wie dies bei Ewa Wigand festzustellen ist. Helena Markewicz kann heute rückblickend eine andere Gewichtung vornehmen, denn schließlich stellen ihre familiären Bindungen die kontinuiertsstiftenden Bezüge in ihrem Leben dar.

Der familiäre Kontext, den die beiden Zeitzeuginnen, wenn auch mit unterschiedlichen Implikationen, in den Vordergrund stellen, ist für Interviews mit weiblichen Überlebenden der Konzentrations- und Vernichtungslager nicht untypisch. In den von mir geführten Gesprächen zeigt sich diesbezüglich eine deutliche Differenz zu Lebensrückblicken männlicher Befragter, auch wenn damit sicherlich kein repräsentativer Eindruck wiedergegeben werden kann. Tendenziell aber läßt sich aus dem vorliegenden Material die These ableiten, daß männliche Interviewpartner ihre Erinnerungen stärker individuell auszuformen scheinen, indem ihren Selbstpräsentationen der Charakter von Familiengeschichten weitgehend fremd bleibt. Damit soll nicht gesagt sein, daß nicht auch sie in derartige Bezüge eingebunden sind, der Unterschied liegt vielmehr darin, daß sie diese weit weniger offenlegen und nicht in dem Maße als konstitutiv erachten. Männliche Zeitzeugen entwerfen ein abweichendes Bild von sich, das sie viel stärker als autonom handelnde Personen ausweist.

Ein besonders eindrückliches Beispiel für diese Differenz läßt sich anhand des Interviews mit Helena Markewicz konstruieren. Meine mehrmalige Nachfrage nach ihrer Widerstandsarbeit im besetzten Polen bleibt letztlich von der Zeitzeugin unbeantwortet. Helena Markewicz scheint meine Intervention – so mein Eindruck – gar nicht

nachvollziehen zu können, denn für sie gehört ihr Kontakt zum polnischen Widerstand nicht zu den entscheidenden Ereignissen in ihrem Leben. Führt man hingegen ein solches Gespräch mit männlichen Zeitzeugen, hätten viele von ihnen, hier bezogen auf die Gruppe der sogenannten politisch Verfolgten, meine Nachfrage zum Anlaß genommen, ausführlich über ihre Erlebnisse im Untergrund zu berichten. Zahlreiche Interviews, die ich im Rahmen des Befragungsprojektes durchgeführt habe, können dafür als beispielhaft gelten. Das Thema Widerstand nimmt in der Regel einen breiten Raum im Gespräch ein und setzt sich in gewisser Weise auch fort, wenn es um die Haftzeit im Konzentrationslager selbst geht. Die Männer sehen sich auch dort häufig in eine Gruppe integriert, die ihren Zusammenhalt auf politischer Ebene definiert. Ihr Charakter scheint in den Darstellungen daher ein ungleich anderer zu sein als die von Frauen geschilderten Verbindungen. Haben wir es also mit geschlechtsspezifischen Gruppenerfahrungen zu tun, oder begegnet uns hier das gleiche Phänomen, das nur abweichend interpretiert wird und daher in ganz anderer Gestalt in die Erzählung einfließt?

Dieser sich anhand der Quellen einstellende Eindruck verweist erneut auf die bereits an anderer Stelle aufgeworfene Frage, inwiefern die Kategorie Geschlecht für die Auswertung lebensgeschichtlicher Selbstpräsentationen von KZ-Überlebenden überhaupt relevant ist.⁵⁸ Kira Kosnick hat sich theoretisch mit diesem Problem auseinandergesetzt und führt dazu aus, daß der Einwand von Kritikern, angesichts des Massenmordes an Millionen Menschen sei es nicht zu rechtfertigen, die Erinnerungen der Überlebenden und ihren darin wiedergegebenen Überlebenskampf unter geschlechtsspezifischen Aspekten zu untersuchen, eine Infragestellung des wissenschaftlichen Untersuchungsinstrumentariums beinhalte.⁵⁹ Mit der Kategorie Geschlecht gehe die wissenschaftliche Forschung über das Bemühen, einen immer noch vorherrschenden homogenen Opferbegriff aufzulösen, hinaus und trage eine Kategorisierung an die Quellen heran, die einem gänzlich anderen Gesellschaftssystem angehöre, welches mit den realen Bedingungen in den Konzentrations- und Vernichtungslagern nicht zu vereinbaren sei. Trotz dieser Kritik kommt die Autorin zu dem Ergebnis, auf die Kategorie Geschlecht nicht verzichten zu wollen, da sich – wie amerikanische Wissenschaftlerinnen zeigen konnten – geschlechtsspezifische Verhaltensmuster auf die Verfolgungssituation nicht unerheblich ausgewirkt hätten. Es sei vielmehr entscheidend, bestehende Unterschiede aufzuzeigen, ohne sie für eine moralische Bewertung zu mißbrauchen.

Weiterführende und systematische Untersuchungen zu dieser Thematik stehen bis heute noch aus. In ihnen sollte die spezifische Erzählperspektive in mündlich erfragten Geschichtsquellen stärkere Beachtung finden. Wenn es um die Frage geht, inwiefern geschlechtsspezifische Verhaltensmuster für das Überleben der KZ-Haft von Relevanz sind, dann müssen die zur Untersuchung genutzten Interviews auch hinsichtlich ihres Konstruktionskontextes eingehender betrachtet werden. Lebensgeschichtliche Erinnerungen sind durch kulturell geprägte Muster bestimmt, in denen sich zugleich gesell-

58 Vgl. S. 252f.

59 Vgl. Kosnick, *Opfer und Überleben* (1992), S. 88ff.

schaftliche Männlichkeits- und Weiblichkeitsbilder niederschlagen. Das erinnerte Ereignis läßt sich im Text nicht eindeutig von der ihm anhaftenden Gestaltung als erzählerische Präsentation abtrennen. Es ist also mehr als schwierig nachzuvollziehen, wie spezifisch männliche oder weibliche Verhaltensmuster mit geschlechtsspezifischen Darstellungsformen zu einer Einheit verschmelzen. Andererseits ist es natürlich zweifellos richtig, daß sich in Erzähltexten nicht nur normative Vorgaben reproduzieren, sondern diese müssen als realitätsmächtig wahrgenommen werden.

Aufgrund dieser kurz skizzierten Hinweise erweist sich die nach geschlechtsspezifischen Unterschieden fragende Deutung von lebensgeschichtlichen Erinnerungen als weitaus komplexer, als sie auf den ersten Blick scheint, auch wenn eine solche Herangehensweise weiterhin als sinnvoll zu erachten ist. Leider reduziert sich dieser Blick in der Forschungspraxis häufig auf Fragen nach Sexualität und Körperlichkeit. Gerade um dieser Einseitigkeit zu begegnen, wurden hier geschlechtsspezifische Gruppenbildungsprozesse in den Vordergrund gestellt. Gleichzeitig hat das Interview mit Helena Markewicz aber auch eindrücklich deutlich gemacht, wie wichtig gerade diese ›typisch weiblichen‹ Themen einzustufen sind. Für schwangere Frauen, wie Helena Markewicz, bedeutet die Verhaftung und anschließende Deportation, daß nicht nur ihr eigenes Leben massiv bedroht ist, sondern sie auch eines elementaren Rechts, für ihre neugeborenen Söhne zu sorgen und diese beschützen zu können, beraubt wird. Gleichzeitig zeigt ihr Lebensrückblick aber auch, auf welche spezifische Art und Weise die Existenz der Kinder ihren eigenen Überlebenskampf sowie ihren individuellen Umgang mit den Verfolgungserfahrungen beeinflußt hat.

Der Raum des Sagbaren

In vorliegenden Untersuchungen zu lebensgeschichtlichen Erinnerungen von Überlebenden der Konzentrations- und Vernichtungslagern wird immer wieder das Schweigen der Betroffenen über ihre Verfolgungserfahrungen betont. Dabei versuchen die einzelnen Autoren, dieses Nicht-Sprechen in seinen unterschiedlichen Dimensionen zu erfassen.

Michael Pollak stellt dazu grundsätzlich fest, daß zunächst nach den Bedingungen des Sprechens, und erst anschließend nach den Bedingungen des Überlebens zu fragen sei.⁶⁰ Das Schweigen werde ansonsten fälschlicherweise immer wieder als Vergessen interpretiert, hingegen ziehe vielmehr der Raum, in dem gesprochen werde, die Grenzen des Sagbaren. Pollak stellt heraus: »Jede Aussage hängt keineswegs nur vom Willen oder der Fähigkeit der ehemaligen Lagerhäftlinge ab, ihre Erfahrung weiterzugeben, sondern auch und vor allem von den sozialen Bedingungen, die sie mitteilbar machen, Bedingungen, die sich im Laufe der Zeit wandeln und in jedem Land andere sind.«⁶¹

60 Vgl. Pollak, *Grenzen des Sagbaren* (1988), S. 89ff.

61 Ebd., S. 90.

Pollak führt dazu weiter aus, daß das Schweigen auch eine aus dem mühevollen Prozeß der Anpassung an das »normale Leben« entstandene Form der Identitätsfindung und -wahrung sein könne. Weiter heißt es: »In wieder anderen Fällen ist es Ausdruck der Schwierigkeit, das Erzählte mit den Normen der gängigen Moral in Einklang zu bringen und bezieht sich dann eher auf Einzelereignisse. Die herrschenden moralischen Normen grenzen jeden Sprechakt durch einen Komplex von Regeln und Vorschriften ein, aus denen sich spezifische Sanktionen und Verbote auch in Form der Selbstzensur herleiten. [...] Es geht dann nicht mehr darum, ob ein ehemaliger KZ-Häftling physisch imstande ist, eine Aussage zu machen, sondern ob er es moralisch kann. Mit anderen Worten: jede Aussage ist in einem Raum des Sagbaren angesiedelt, der begrenzt ist vom absoluten Schweigen derer, die physisch vernichtet wurden und vom partiellen Schweigen als Folge der Zerstörung der ›moralischen‹ (d.h. psychischen, sozialen, ethischen) Voraussetzungen, die zur Aussage befähigen.«⁶²

Es gehört zu den Verdiensten Pollaks, die mehrdimensionale Bedeutung des Schweigens, das uns in den Interviews mit Überlebenden immer wieder begegnet, in seinen einzelnen Facetten herausgearbeitet zu haben. Dabei wird deutlich, daß es zum einen um eine Anpassungsleistung geht, die der einzelne in Auseinandersetzung mit seinem jeweiligen Umfeld entwickelt, zum anderen dient das Schweigen auch dem Bemühen, ein inneres Gleichgewicht aufzubauen oder aufrechtzuerhalten, ohne daß beide Funktionen unabhängig voneinander gesehen werden können.

Das Interview mit Helena Markewicz hat deutlich gemacht, daß die Zeitzeugin die ihr widerfahrenden Verletzungen keineswegs vergessen hat oder diese leugnen möchte. Ihr Schweigen darf daher nicht als Ver-Schweigen gedeutet werden, sondern erlangt im Kontext der biographischen Kommunikation eine gänzlich andere Bedeutung. Die »Grenzen des Sagbaren« sind dort gezogen, wo sich entscheidet, was die Interviewte sich selbst und den jeweils anderen zuzumuten wagt. Wie Pollak richtig herausstellt, hängt diese ›Entscheidung‹ ganz wesentlich mit der Sprechsituation zusammen. Nicht alles, was gedacht wird, kann auch zu jeder Zeit gesagt werden. Die Bedingungen des Sprechens stellen also gleichzeitig seine Beschränkungen dar.⁶³

Neben der Interviewsituation an sich gehören dazu auch die allgemeinen sozialen und gesellschaftlichen Verhältnisse, in die das Gespräch immer eingebettet ist. Für das Interview mit Helena Markewicz ist man zunächst geneigt, die veränderten politischen Verhältnisse in Polen ins Feld zu führen, durch die sich nicht nur die Lebensverhältnisse gewandelt haben, sondern auch ganz wesentlich die Situation derjenigen, die während des Zweiten Weltkrieges in deutschen Konzentrationslagern inhaftiert waren. Zu lange haben sich die Überlebenden nicht getraut, ihre Verfolgungserfahrungen mit den damit verbundenen psychischen Problemen offenzulegen, stand doch der latente oder manifeste Vorwurf, nur durch schuldhafte Verstrickung überlebt haben zu können, mehr oder weniger offen im Raum. Im antifaschistischen Diskurs über die nationalsozialistische Gewaltherrschaft in Polen wurde den ambi-

62 Ebd., S. 93.

63 Vgl. die Ausführungen zu Foucaults »Ordnung des Diskurses«, S. 76ff.

valenten und traumatischen Erfahrungen der KZ-Opfer wenig Raum zugestanden. Wer nicht den offiziellen Deutungsvorgaben von Staat und Partei folgen wollte, stand in der Gefahr, zumindest als politisch verdächtig zu gelten, wenn nicht sogar weitergehende Maßnahmen gegen sich und seine Familie zu riskieren. Mit dem politischen Wandel in den achtziger Jahren setzte auch in dieser Hinsicht ein Umdenken ein. Die Betroffenen signalisieren heute eine große Bereitschaft, über ihre Verfolgungserfahrungen zu sprechen.

So zeigt Helena Markewicz wie viele andere polnische und andere osteuropäische Zeitzeugen eine hohe Motivation, ein Interview zu geben. Doch die Schwierigkeiten, über die traumatischen Erfahrungen zu berichten, offenbaren sich im konkreten Gespräch auf anderer Ebene. Das Trauma selbst beinhaltet eine so zerstörerische Kraft, daß der Schmerz mehr als fünfzig Jahre später wieder präsent wird. Die Zeit heilt eben nicht alle Wunden. Die Wucht der Zerstörung erweist sich weiterhin als so massiv, daß sie alles andere zu überlagern droht, ließe man sie in ihrer ganzen Tiefe erneut präsent werden. Um sich vor dieser Überwältigung zu schützen, muß Helena Markewicz ihre Erzählung ausbalancieren. Einigen Erlebnissen haftet daher eine Verallgemeinerung an, die die persönliche Dimension der Verletzung abzuschwächen vermag, andere Begebenheiten lassen sich nur durch zahlreiche Unterbrechungen, die als Gegengewichte fungieren, mitteilen.

Ilka Quindeau hat in ihrer Untersuchung in Anlehnung an Alfred Lorenzer herausgestellt, daß die Traumatisierung nicht positiv in die Narration eingebunden werden kann, sondern sich negativ in Form der Fragmentarisierung niederschlägt. Selbst wenn es Zeitzeugen gelinge, so ihre These, ein Kontinuitätserleben im Erzählprozeß herzustellen, so beruhe dieses doch auf einer Konstruktionsleistung.⁶⁴ Quindeau stellt damit die Sprachzerstörung als Folge der Traumatisierung in den Mittelpunkt ihrer Betrachtung, wodurch ihre Ausführungen streckenweise den Charakter einer diagnostischen Begutachtung annehmen. Bliebe man bei der Auswertung des Interviews mit Helena Markewicz allein bei der Textanalyse stehen, dann würde sich das von Quindeau Beobachtete bestätigen lassen. Allerdings macht das interaktive Geschehen im Interview darauf aufmerksam, daß auf nonverbaler Ebene Unaussprechliches zum Ausdruck kommen kann. Aus dem Zwiespalt heraus, endlos erzählen zu wollen und zugleich an den Worten ersticken zu müssen, wählt Helena Markewicz intuitiv für sich einen Weg, der einige Erinnerungen zwar aus der Sprache verbannen muß, der aber zugleich eine emotionale Dimension eröffnet, die sich im Interview szenisch manifestiert. So schweigsam Helena Markewicz in gewisser Hinsicht auch erscheinen mag, so reich ist ihre Erinnerung ohne Worte.

Durch die szenische Wiederholung ihrer zentralen ›Überlebenserfahrung‹ durchbricht die Zeitzeugin den ansonsten eingeschränkten Raum des Sagbaren. Damit gelingt ihr eine Annäherung an das, was sie mitteilen möchte, was aber mit den zur Verfügung stehenden Worten nicht hinreichend zu beschreiben wäre. Der Ausschluß aus der Sprache ist nicht nur durch die traumatische Erfahrung an sich bestimmt, sondern

64 Vgl. Quindeau, *Trauma und Geschichte* (1995), S. 82ff.

beruht auch, wie Foucault es nennt, auf einer in unserer Gesellschaft verankerten »tiefen Logophobie, einer stummen Angst vor jenen Ereignissen«, die »Gewalttätiges, Plötzliches, Kämpferisches, Ordnungsloses und Gefährliches« beinhalten.⁶⁵ Der Diskurs ist durch seine Bedingungen, die ihn kontrollieren, zugleich beschränkt.

Diese Beschränkungen des Diskurses werden im Interview mit Helena Markewicz zum einen durch eine situative Inszenierung deutlich, die gleichsam die verbale Kommunikation ersetzt beziehungsweise ergänzt, zum anderen steckt in diesem spezifischen Interviewverhalten der Zeitzeugin aber auch eine Verdrängung. Die nahezu liebevolle Verbindung, die Helena Markewicz im Gespräch herstellt, prägt die gesamte biographische Kommunikation, in der weder Wut noch Aggressionen auszumachen sind. Selbst an den Stellen, an denen die Zeitzeugin von der Ermordung ihrer Familienangehörigen erzählt, fällt kein Wort des Hasses oder der Verachtung gegenüber denjenigen, die für diese Verbrechen verantwortlich sind. Sowohl die narrative als auch die szenische Darstellung der individuellen Lebensgeschichte klammert aggressive Gefühle weitgehend aus. Die autobiographische Selbstpräsentation erweist sich somit gerade durch die ihr innewohnende Fokussierung als konstruiert. Helena Markewicz hat für sich einen Umgang mit ihren Verfolgungserfahrungen gefunden, der sie und andere schützt, allerdings wird vorstellbar, welche psychische Anstrengung es über so viele Jahrzehnte bedeutet haben mag, destruktive Impulse zu unterdrücken. Darin liegt eine weitere, wenn auch wohl unbewusste Dimension des Schweigens im Interview.

Der eingeschränkte »Raum des Sagbaren« meint also nicht nur die Interviewsituation selbst, sondern gleichzeitig sowohl den gesellschaftlichen Rahmen, in dem das Gespräch stattfindet, als auch die individuellen Dispositionen der Beteiligten. Die Zeitzeugen berichten über die von ihnen erlittene Verfolgung nicht als »objektive« Beobachter, sondern ihre Erzählung ist durch einen spezifischen »Überlebensdiskurs« geprägt. Ihr Thema ist immer das ihres eigenen Überlebens, die Authentizität ihrer Erinnerung liegt in der subjektiven Deutung der Ereignisse. Auch wenn es häufig so scheint, als wenn Interviewer und Zeitzeuge sich über einen gemeinsamen Gesprächsgegenstand verständigen, so liegt darin doch ein grundsätzliches Mißverständnis, durch das der »Überlebensdiskurs« mit anderen gesellschaftlichen Diskursen über die nationalsozialistische Verfolgungs- und Vernichtungspolitik gleichgesetzt wird. Interviews mit Überlebenden stehen aber in einem anderen Kontext, der bei ihrer Auswertung mitbedacht sein will, um deren Intentionen überhaupt herausarbeiten zu können.

Meines Erachtens leiden zahlreiche Untersuchungen daran, daß sie die lebensgeschichtlichen Rückblicke als Teile eines allgemeinen gesellschaftlichen Diskurses über die Zeit des Nationalsozialismus deuten und dabei verkennen, daß die Zeitzeugen ihr eigenes Überleben zu beschreiben versuchen. Dabei sind die Interviewten dazu gezwungen, eine Sprache zu benutzen, die mit der anderer Diskurse übereinstimmt, wodurch sich die Gefahr, mißverstanden zu werden, potenziert. Die Konti-

65 Foucault, *Ordnung* (1994), S. 33.

nuität der Worte macht ein Sprechen über die Verfolgung beinahe unmöglich, denn die zur Verfügung stehenden Symbole sind mit unserer Alltagssprache identisch, ohne den Erfahrungszusammenhang der Massenvernichtung wiedergeben zu können.⁶⁶ Somit gerät der Interpretierende in die paradoxe Situation, eine Erzählung zu deuten, deren Sprachfiguren eine andere Bedeutung zu haben scheinen, als wir sie kennen. Ethnologisch könnte man sagen, die eigene Sprache wird zur Fremdsprache, die identisch ist und gleichzeitig fremd bleiben muß, da jede Übersetzung generell einen Zugang zum jeweils anderen Sprachcode voraussetzt. Das Bemühen, eine Sprache zu verstehen, deren Entstehungs- und Bedeutungskontext durch die Kluft der Erfahrung unbekannt bleiben muß, stößt an seine Grenzen.

Wenn auch das Erleben der Verfolgung als eine in einem gänzlich anderen Kontext verhaftete Erfahrung zu betrachten ist, so heißt dies nicht, das Ereignis der Verfolgung an sich, die Terrorherrschaft und Massenvernichtung in den Konzentrations- und Vernichtungslagern insgesamt in eine andere ›Welt‹ zu projizieren, die mit unseren historischen und gesellschaftlichen Realitäten nichts mehr gemeinsam zu haben scheint. Nur um sich der individuellen Erfahrungsebene, wie sie sich in den Erzählungen widerspiegelt, annähern zu können, benötigt der Außenstehende den ethnologischen Blick. Gleichzeitig steht Auschwitz für einen universellen Zivilisationsbruch, der das menschliche Zusammenleben generell in Frage gestellt hat. Der Wunsch, diese erschütternde und zugleich gefährliche Erfahrung durch Projektion in eine andere Realität zu entschärfen, mag nachvollziehbar sein, aber er birgt die Gefahr der Wiederholung.

Helena Markewicz hat im Interview intuitiv wahrgenommen, daß Sprache trotz ihrer Mehrdeutigkeit nur sehr begrenzt die Verfolgungserfahrungen auszudrücken vermag. Indem sie ihre Erzählung beinahe nüchtern gestaltet, schützt sie sich und andere vor der Wucht der Zerstörung, auch wenn sie sich dadurch der Gefahr aussetzt, mißverstanden zu werden. Gleichzeitig kann die Interviewte aber szenisch vermitteln, daß sie nicht die ihr zugefügten Verletzungen an sich, sondern nur deren Schmerz auszudrücken vermag. Trauer ist kein Gesprächsgegenstand, sondern ein menschliches Empfinden, das nur miteinander erlebt werden kann.

66 Vgl. zu ethnologischen Ansätzen S. 83ff.

6. Konstruktion und Sinn

Leben im Widerspruch.

Eine biographische Erzählung von Pierre Claude

Pierre Claude lebt und arbeitet in Paris, wo er gemeinsam mit seiner Ehefrau in einer wohlhabenden Gegend eine exklusive Wohnung bewohnt. Der 1918 geborene Journalist, Schriftsteller und Verleger hat sich auf unsere Bitte um ein Interview scheinbar ohne Zögern bereit erklärt, über sein Leben und seine Erfahrungen als politisch Verfolgter zu berichten. Trotz seines überfüllten Terminkalenders können wir ihn am 7. August 1991 Zuhause aufsuchen, allerdings ist unser erstes Treffen von vornherein auf wenige Stunden begrenzt, da Pierre Claude zahlreichen anderen Verpflichtungen nachkommen muß. Sein Engagement umfaßt nicht nur seine berufliche Tätigkeit, sondern er ist als Vertreter ehemaliger KZ-Häftlinge in zahlreichen nationalen und internationalen Verbänden aktiv.

»Ich bin so eine Art Spezialist für diese Dinge. Ich bin Vorsitzender der Association von Paris und des Nationalen Verbandes der ehemaligen Häftlinge aus dem Kreise der Résistance, der FNDRP, da bin ich der Vorsitzende für Paris. Ich bin Vorsitzender der – nicht wahr, ich habe mich nicht selbst um diese Ämter bemüht, ich bin von den Kameraden gewählt worden – ich bin der Vorsitzende des Vereins der ehemaligen Häftlinge von Montluc. [...] Und außerdem bin ich ständiger Vertreter aller ehemaligen Häftlinge und Widerstandskämpfer bei der UNESCO, denn das ist eine besondere Kategorie der ehemaligen aktiven Kriegsteilnehmer, ich verrete dort ganz Europa, vom Atlantik zum Ural und von Spitzbergen bis Gibraltar, ich bin der einzige bei der UNESCO.«¹

Pierre Claude nutzt das kurze Vorgespräch nicht nur dazu, sich selbst auf diese Art und Weise vorzustellen, er reflektiert auch die methodischen Implikationen unseres Interviews. Für ihn als Journalist steht es außer Zweifel, daß die Befragung von Zeitzeugen kein leichtes Unterfangen darstellt. Es sei eine Frage der Methode und Effizienz, welche Interviewpartner man auswähle, da sich daran doch wesentlich entscheide, welches »Material« man erhalte. Jeder Überlebender habe einen anderen Aspekt kennengelernt und dazu noch eine persönliche Art entwickelt, darüber zu sprechen.

»Ich habe wichtige Dinge erlebt. Und das heißt, daß es besser ist, wenn ich Ihnen

1 Der Name wurde geändert. Interview mit Pierre Claude am 7.8. und 25.11.1991 in Paris, in: AGN, OH (im folgenden: Interviewtranskript), S. 6. Das zweigeteilte Interview führte ich gemeinsam mit Ulrike Jensen. Die Übersetzungen fertigten Sylvie Hamon und Karin Höpp an.

nicht alles erzähle, was ich im Hinblick auf Neuengamme erlebt habe, sondern die Dinge, für die es keinen anderen Zeugen gibt als mich. Oder nur sehr wenige. Und dann werden Sie verstehen, daß es Kameraden gibt, die eine bessere Beobachtungsgabe haben als andere, die besser in der Lage sind, gewisse Dinge zu erzählen, daß da keine emotionalen Faktoren hineinspielen, nicht wahr, oder auch politische Leidenschaften, denn Sie wollen ja die Aussagen von Zeitzeugen haben.«²

Neben der quellenkritischen Einordnung, die für alle sechs Einzelfalldarstellungen obligatorisch ist, dient das Interview mit Pierre Claude im Rahmen dieser Untersuchung dazu, eine sequenzanalytische Auswertung der biographischen Erzählung exemplarisch zu verdeutlichen. Die einzelnen Episoden, die für das Interview charakteristisch sind, zeugen von einem konstruierten Selbstbild, das angesichts traumatischer Erfahrungen eine lebensgeschichtliche Kontinuität herzustellen vermag.

Pierre Claude macht bereits vor Beginn der eigentlichen Erzählung deutlich, daß er sich selbst als Zeitzeuge versteht, sich also allein in seiner Eigenschaft als KZ-Überlebender angesprochen fühlt. Sicherlich kann unsere Bitte um ein Gespräch in dieser Form aufgefaßt werden, allerdings korrespondiert dieses Verständnis mit dem persönlichen Bild, das der Interviewte bereits vorab von sich entwirft. Sein Leben heute ist wesentlich davon bestimmt, daß er als Mitglied der französischen Résistance 1944 verhaftet und anschließend in mehrere Gefängnisse und Konzentrationslager verschleppt wurde. Diese Erfahrungen zählen nicht nur zu den wichtigen Lebensereignissen des Zeitzeugen, sie prägen seine Identität nachhaltig. In Fachkreisen wird für diese Form der Identifizierung mit der eigenen Verfolgungsgeschichte gern der eher negativ besetzte Begriff des »Berufszeitzeugen« benutzt. Pierre Claude entspricht diesem Bild weitgehend, indem er selbst anschaulich ausführt, wie weitreichend sich die erlebte Verfolgung auf sein Leben nach Kriegsende ausgewirkt hat. Nahezu alle Lebensbereiche – so scheint es – werden von der Vergangenheit bestimmt, und die Bedeutungskonstruktion, die der Zeitzeuge seinem Leben hinzufügt, gerinnt hier zu einer generellen Sinnggebung, die sich ganz auf die Auseinandersetzung mit der politischen Verfolgung unter nationalsozialistischer Herrschaft fixiert. Zumindest ist dies der Teil seiner Biographie, den Pierre Claude im Interview offenbart, denn sein Bericht wird sich ausschließlich auf die Zeit der Verfolgung konzentrieren.

Gleichzeitig gehört es zu den Eigenarten des Interviewten, seine Perspektive auf das von ihm Erlebte gleich zu Beginn offenzulegen. Zum einen betont er, daß jeder Zeitzeuge immer nur einen Ausschnitt des Gesamtgeschehens wiederzugeben vermag, zum anderen grenzt er sich von anderen Überlebenden eindeutig ab, indem er ihre Formen der Darstellung als von »emotionalen« oder »politischen« Faktoren beeinflusst bewertet. An späterer Stelle wird Pierre Claude nochmals sehr viel deutlicher:

»Und dann haben Sie vor sich eine Reihe von Aussagen von Zeitzeugen, die Sie auswerten müssen, aber Sie müssen beachten, daß jeder etwas anderes hervorhebt – aber Sie müssen auch selbst bei den Interviews den ehemaligen Häftlingen helfen, damit sie Ihnen wichtige Dinge mitteilen. Denn Sie müssen aufpassen: Einige sind alt

2 Interviewtranskript, S. 4f.

geworden und fangen an, dummes Zeug zu reden. Und das sind – sehr nette Leute, aber – einige werden weinen, und letzten Endes werden sie aus Selbstmitleid weinen. Und nicht wegen der Dinge, die von historischem Wert sind. Diese Gefühle muß man respektieren – ich versuche, etwas anderes zu machen, nicht wahr. Wie ich es bereits bei den Kommissionen gemacht habe, die mich vorgeladen haben, (?) die bestehende historische Kommission, und dann – ich, ansonsten bin ich ja der Vorsitzende der FNDRP, nicht wahr, wo wir Aussagen von Zeitzeugen sammeln, aber – entweder ich arbeite so wie Sie, oder ich sage zu meinen Kameraden: ›Aber nicht doch, erzähl‘ das doch nicht so. Was ist denn dort ganz genau geschehen, damals, am 28. Juli?‹ Also in diesem Geiste müssen die Gespräche geführt werden. Für mich ist das natürlich leichter, weil ich einer von ihnen bin, als für Sie, die Sie einer Generation angehören, die zugleich noch am Lernen ist, nicht wahr. Aber auch wir, auch wir müssen einer vom anderen lernen.«³

Der Zeitzeuge läßt keinen Zweifel daran, daß er mit den Unwägbarkeiten mündlich erfragter Geschichtsquellen bestens vertraut ist. Für ihn steht die Relativität der Aussagen im Mittelpunkt, die er allerdings überwiegend auf seine eigenen Erfahrungen als Interviewender und weniger als Zeitzeuge bezieht. Mit seiner etwas belehrenden Aufforderung mir gegenüber, die Berichte der Überlebenden als Historikerin kritisch auswerten zu müssen, nimmt er allein die Interviews der jeweils anderen Zeitzeugen in den Blick. Er fragt mehrmals nach, wer aus dem Kreis des französischen Verfolgtenverbandes denn noch zu unseren Gesprächspartnern gehöre. Er könne uns nämlich bereits im Vorfeld sagen, wer uns welche ›Geschichte‹ wie darlegen wird. Daß die von ihm genannten Personen nicht zu unserer Hauptzielgruppe gehören, läßt den Zeitzeugen nicht nur etwas irritiert, sondern geradezu skeptisch zurück.

Auch wenn die Anmerkungen von Pierre Claude über seine ehemaligen Mitgehaftlinge überheblich wirken, so spricht er damit doch gleichzeitig wesentliche Probleme der Zeitzeugenbefragung an. Quellenkritisch gehört das Vorgespräch mit Herrn Claude daher zu den wichtigsten Textpassagen im Interview, schließlich sollte sich eine textkritische Auseinandersetzung – wie er selbst betont – auf die gesamte Zeitzeugenaussage beziehen. Der Befragte erweckt den Eindruck, die von ihm eingeforderte Textkritik müsse sich allein auf andere und nicht auf seine eigene Aussage konzentrieren, schließlich sei er sich ja der methodischen Problematik, die den Befragungen innewohnt, bewußt. Und in der Tat gibt der Zeitzeuge selbst in seiner Vorrede wichtige Hinweise darauf, wie sein nachfolgender Erinnerungsbericht zu verstehen sei. Dabei geht es weniger darum, daß er sich selbst als Zeitzeuge mit besonderer Auffassungsgabe präsentiert, wichtiger scheint sein Hinweis, daß auch er nur einen Ausschnitt von dem berichten wird, was er selbst erlebt hat. Seine Fokussierung unterliegt dabei einer ganz bestimmten Gewichtung, denn sowohl emotionale ›Faktoren‹ als auch politische Intentionen tragen seiner Meinung nach nicht zum historischen Verständnis bei und sollen daher aus seiner Zeugenaussage ausgeklammert

3 Ebd., S. 34.

bleiben. Zudem will sich der Befragte auf die Phasen seiner Verfolgung konzentrieren, für die seines Erachtens nach kaum andere Zeugnisse existieren.

Damit legt Pierre Claude einen Rahmen fest, in dem sich seine Erinnerungen an die Verfolgung unter nationalsozialistischer Herrschaft bewegen werden. In kaum einem anderen Interview vollzieht sich die Gestaltung der Erzählung so offenkundig wie in diesem Interview, denn schließlich ist es der Zeitzeuge selbst, der explizit ausführt, wie er seinen Erinnerungsbericht geformt hat. Dem Interpretierenden wird dadurch der Schlüssel zur Textinterpretation sozusagen gleich mitgeliefert, indem Pierre Claude die Beschränkungen seines Berichts vorwegschickt.

Nun sind seine Ausführungen zur Erzählgestaltung aber nicht nur als richtungsweisende Interpretationsansätze zu übernehmen. Sein Bedürfnis, einen klar strukturierten, sachlichen, von Emotionen und ideologischen Intentionen gereinigten Bericht zu liefern, schließt zugleich ein, daß er die Interviewsituation und damit auch seine Präsentation nach seinen eigenen Relevanzen gestalten möchte. Ebenso wie Pierre Claude seine Erinnerungen kontrolliert, indem er seinen Bericht in einen festen Rahmen preßt, nimmt er auch den Verlauf unseres Gespräches in die Hand.

»Und ich glaube, so verstanden zu haben, daß Sie so eine Art Lebenslauf haben möchten, so, also über eine Person, dann wird das also über mich sein, und das ich, was ich jetzt machen werde bei Ihnen, das habe ich bereits mehrmals gemacht, bei Regisseuren, bei Journalisten, ich wurde dann eingeladen, im französischen Fernsehen, im deutschen Fernsehen, und ich finde, also ich könnte langsam anfangen.«⁴

Die Routine, mit der Pierre Claude der Tatsache begegnet, daß er interviewt werden soll, hätte eigentlich keinerlei Präzisierungen bedurft. Trotz einer gewissen Hektik, die der Interviewte erkennen läßt, wirkt er selbstbewußt und kontrolliert. Seine Nervosität bezieht sich eher darauf, daß seine Zeit begrenzt ist und er daher rasch zum eigentlichen Bericht kommen möchte. Vor diesem Hintergrund erläutert er auch, daß es doch etwas hinderlich sei, wenn seine Aussagen jeweils übersetzt werden würden, denn das koste viel Zeit, die nicht zur Verfügung stehe. Er macht daher den Vorschlag, seine Erinnerungen doch »in einem Stück« auf Französisch zu erzählen, die wir dann später übersetzen könnten. Bei einem zweiten Termin sei er dann bereit, auf einige ausgewählte Fragen zu dem bisherigen Bericht einzugehen. »Aber da ich an so etwas gewöhnt bin, glaube ich, daß ich Ihnen besonders gutes Material mitgeben werde.«⁵ Damit nimmt Pierre Claude indirekt sein Angebot, sich zu einem späteren Zeitpunkt auch auf eine offene Gesprächssituation einzulassen, gleich wieder zurück, denn seiner Meinung nach werde der nachfolgende Bericht alle unsere Fragen ohnehin beantworten.⁶

Mit dieser Regelung zieht der Zeitzeuge klare Grenzen, denn er möchte sich nicht auf einen Dialog einlassen. Indem er das Angebot, durch die Übersetzerin eine

4 Ebd., S. 9.

5 Ebd., S. 11.

6 Beim zweiten Interviewtermin steht der Zeitzeuge wiederum unter Zeitdruck, so daß wir nur kurz Gelegenheit haben, auf weiterführende Fragen einzugehen. Diese beantwortet Pierre Claude in nahezu übereinstimmender Form mit seinen bisherigen Ausführungen.

engere Verbindung herzustellen, ausschlägt, versetzt er sich selbst in die Lage, nicht auf jemanden angewiesen zu sein, sondern autonom und frei agieren zu können. Das Gespräch mit Hilfe einer Übersetzerin impliziert zum einen immer eine gewisse Ohnmacht für beide Gesprächsteilnehmer, da sie sich abhängig machen, um miteinander kommunizieren zu können, zum anderen ermöglicht es aber auch erst einen interpersonalen Kontakt, wenn Interviewerin und Zeitzeuge nicht die gleiche Sprache sprechen. Beide Implikationen möchte Pierre Claude vermeiden. Es geht ihm nicht darum, einer bestimmten Person, in diesem Falle der Interviewerin, seine ›Geschichte‹ zu erzählen, sondern er wendet sich ganz dem öffentlichen Charakter dieses Gesprächs zu, so daß die Person der Fragenden in gewisser Weise austauschbar wird. Dadurch versetzt sich der Zeitzeuge selbst in die Lage, auf Zwischenfragen, die seine Konstruktion möglicherweise durchkreuzen könnten, nicht eingehen zu müssen. Pierre Claude kann nun autark seine Selbstpräsentation ausformulieren, kann ihr eine abgerundete und homogene Gestalt geben.

Das Bedürfnis, völlig unabhängig von der Gesprächssituation erzählen zu wollen, zeugt von einer bereits vorformulierten Lebensgeschichte, die er – wie Pierre Claude erwähnt – schon mehrmals zu unterschiedlichen Anlässen erzählt hat. Sein routinierter Umgang mit derartigen Befragungssituationen drückt sich daher nicht nur in seinem Auftreten während des Interviews aus, sondern auch in der ritualisierten Ausgestaltung der Erzählung selbst. Dabei schleicht sich eine Abstraktion in den Lebensbericht ein, die sich bereits im Vorfeld ankündigt. Wenn der Zeitzeuge feststellt, daß »Sie so eine Art Lebenslauf haben möchten, so, also über eine Person, dann wird das also über mich sein«, so wirkt diese Äußerung merkwürdig abgerückt, als wenn Pierre Claude sich selbst als jemand Drittes empfindet, dessen Biographie er darlegen wird.⁷ Auch an dieser Stelle wird der konstruierte Charakter der Erzählung in einer Unmittelbarkeit deutlich, wie sie sich selten in den Interviews transportiert. Der Interpretierende weiß dadurch bereits im Vorfeld, daß der nachfolgende Lebensbericht einerseits eine bewußte und auf bestimmte Zusammenhänge fokussierte Darstellung beinhalten wird. Andererseits spricht das Kontrollbedürfnis des Befragten für eine Unsicherheit, die der Zeitzeuge auf mehreren Ebenen zu kaschieren sucht. Ebenso wie der Befragte die Form des Interviews bestimmt, indem er eher einen Monolog als ein Gespräch vorzieht, entwirft er auch ein nach seinen eigenen Relevanzen ausgerichtetes Selbstbild, das von außen nicht beeinflusst werden soll. Man mag darüber spekulieren, ob der Zeitzeuge bewußt diese Form der Darstellung wählt. Vieles spricht dafür, denn schließlich hat Pierre Claude bereits Erfahrungen sowohl als Befragter als auch als Interviewender und weiß daher, daß lebensgeschichtliche Interviews nicht nur individuelle Identitätswürfe widerspiegeln, sondern diese sich auch im Gespräch als brüchig erweisen können, gerade wenn es um traumatische Erfahrungen geht. Dieser Gefahr scheint er sich nicht aussetzen zu wollen, und so nimmt er die Bitte um ein Interview zwar ernst, erfüllt diesen Wunsch allerdings auf eher professionelle und zugleich beeindruckende Art und Weise.

7 Interviewtranskript, S. 9.

»Zuerst möchte ich Ihnen sagen, daß ich einen sozialistischen Hintergrund habe und daß ich schon mit sechzehn Jahren Mitglied einer sozialistischen Schüler- und Studentenorganisation war – als Student, nicht wahr, und – sogar als Schüler war ich schon ein militanter Antifaschist. Aber – sehr gut organisiert, sehr gewissenhaft, hielt ich schon Vorträge über dieses Thema, und die Umstände wollten es so, daß ich mit siebzehn Jahren, 1935 – denn ich bin 1918 geboren – , 1935 hatte ich die Gelegenheit, am Sitz der Französischen Sozialistischen Partei junge deutsche Sozialdemokraten kennenzulernen, die gekommen waren, um uns über die Lage in Nazideutschland zu informieren, 35. Und ich erinnere mich daran, daß wir ihnen nicht so recht glauben wollten, was sie uns gesagt haben, daß ihre Väter – denn oft waren sie Söhne sozialdemokratischer Abgeordneter – oder, ich erinnere mich, da war einer, der war Pastorensohn, (?) aus der evangelischen Kirche. Und damals, ich war siebzehn Jahre alt, nicht wahr, aber ich kämpfte bereits gegen den Faschismus in Frankreich. Und umso mehr gegen den Faschismus in Italien, und später dann in Spanien, und danach – nun gut. Und dadurch erhielt ich eine ganz andere Perspektive als einige meiner Kameraden, denn ich war Internationalist, also ganz und gar nicht gegen die Deutschen.«⁸

In diesem ersten Abschnitt seiner eigentlichen Erzählung macht Pierre Claude nochmals deutlich, welche Perspektive er gegenüber seiner eigenen Lebensgeschichte einnimmt. Auffällig ist zunächst daran, daß er keinerlei Angaben zu seinem familiären Hintergrund macht. Weder Eltern noch Geschwister spielen im nachfolgenden Lebensbericht irgendeine Rolle, sie werden nicht einmal erwähnt. Die Erzählung setzt zu einem Zeitpunkt ein, als der Zeitzeuge sich rückblickend bereits als erwachsen ansieht, sich selbst als handelnde und verantwortungsvolle Person beschreibt. Kindheit und Jugend hingegen wirken wie ausgelöscht. Damit vollzieht sich in der konkreten Erzählung bereits das, was Pierre Claude zu Beginn signalisiert hatte: Sein Lebensbericht wird sich ganz auf seine politische und zugleich berufliche Tätigkeit beschränken, die er als wesentlichen Kontinuitätsfaktor innerhalb seiner Biographie herausstellt. Gleichsam als Ersatz für den ›fehlenden‹ familiären Zusammenhang positioniert sich der Befragte politisch, indem er ausführt, er habe einen sozialistischen Hintergrund, den er als identitätsstiftend betont.

Nun kann diese Fokussierung nicht nur als Stilmittel der Erzählung gelten, denn gleichzeitig steckt in ihr eine Konstruktion, die aufgrund ihrer Ausschnitthaftigkeit auffällt. Die Ausgrenzung, die Pierre Claude vollzieht, indem er seinen Lebensbericht erst mit dem Jahr 1935 beginnt, bedeutet zugleich, sich selbst als bereits immer schon autonom handelnde Person darzustellen. Kindheit und Jugend gehören hingegen generell zu den Lebensabschnitten, in denen der heranreifende Mensch in Abhängigkeits- und Selbstfindungsprozessen steckt und sich zugleich mit noch unausgewogenen Identitätsentwürfen auseinandersetzen muß. Diese ganz allgemein von Unsicherheit und Instabilität geprägte Entwicklungsphase möchte der Befragte nicht thematisieren, und das von ihm arrangierte Setting des Interviews schließt potentielle Nachfragen dazu auch aus, so daß er seinen Selbstentwurf ungestört nachzeichnen kann.

8 Ebd., S. 30f.

Darüber hinaus wird Pierre Claude seinen Vorgaben jedoch nicht ganz gerecht. Wenn er zu Beginn des Interviews herausstellt, Zeitzeugen sollten »politische Faktoren« aus ihren Erzählungen ausklammern, dann überrascht es zumindest, daß er selbst politische Richtungskämpfe beispielweise in den Verfolgtenverbänden relativ breit thematisiert. Mit dem Hinweis, er habe als Internationalist sowohl gegen den französischen und spanischen als auch gegen den deutschen Faschismus gekämpft, bezieht er sich auf eine öffentliche Diskussion, die in Frankreich seit den achtziger Jahren aktuell ist und bis heute wenig an Brisanz eingebüßt hat.⁹ Die Auseinandersetzungen mit dem französischen Faschismus und mit der Politik des Vichy-Regimes während des Zweiten Weltkrieges haben in Frankreich gerade durch den Barbie-Prozeß neuen Sprengstoff erhalten und zu einer öffentlichen Auseinandersetzung um Widerstand und Kollaboration geführt.

»Sie können das nicht wissen, was es da für Unterschiede gibt zwischen – und in welchem Maße ich jetzt gegen den antideutschen Geist einiger unserer chauvinistischen französischen Kameraden ankämpfe – der Erste Weltkrieg, der Krieg von 1870/71 usw. Mit ist das alles völlig fremd. [...] Franzosen sind oft engstirnig. Selbst heute noch, wenn es um Deutschland geht. Aber ich überhaupt nicht. Ich habe sehr früh angefangen. Und das brachte mich – bis 1939, ich war 21 Jahre alt, ich wurde vom Wehrdienst zurückgestellt, weil ich in der Lunge eine feuchte Stelle hatte, denn eigentlich hätte ich mit dem Jahrgang 1918 zusammen eingezogen werden sollen, und dann wurde der Krieg erklärt, und ich verfolgte die Ereignisse als Aktivist, nicht wahr. Und ich war gegen das Abkommen von München gewesen, während drei Viertel der Franzosen für München waren, weil sie geglaubt hatten, damit werde der Frieden gerettet. [...] Aber ich war schon Journalist, ich hatte einen Artikel verfaßt, der der Zensur zum Opfer gefallen war, in dem ich – der Titel lautete: »Meine Kriegserklärung« – und ich habe darin erklärt, daß es sich ebenso um eine Kriegserklärung an die französischen Faschisten handele wie an die deutschen und die spanischen Faschisten.«¹⁰

Pierre Claude unterstreicht mit diesem »statement« seine politischen Überzeugungen, die sich in seinem Selbstbild als aktiver Antifaschist niederschlagen. Es ist ihm besonders wichtig, seinen persönlichen Horizont aufzuzeigen, der ihn den Nationalsozialismus als Teil des europäischen Faschismus, als historisches Zeitphänomen sehen läßt. Dieser Blickwinkel umfaßt zugleich die Erkenntnis, daß sich in Frankreich bereits vor dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht eine starke Rechte etablieren konnte, die sich während des Zweiten Weltkrieges zu Handlangern und aktiven Unterstützern Nazideutschlands etwickelte. Somit spielt in das Interview ein

9 Kennzeichnend dafür ist die erregte Debatte um die biographischen Äußerungen von Francois Mitterand, der 1994 erstmals öffentlich über seine politischen Verstrickungen mit dem Vichy-Regime Auskunft gab. Wenn sich die Aufregung auch auf den damals noch amtierenden Staatspräsidenten bezog, so müssen diese individuellen Enthüllungen gleichzeitig im Kontext eines breiten gesellschaftlichen Diskurses gesehen werden, der bereits seit vielen Jahren in Frankreich geführt wird. Insofern spiegelt das Interview mit Pierre Claude 1991 bereits eine Stimmung wider, die ihren Ausdruck nur wenige Jahre später in einem politischen Skandal findet.

10 Interviewtranskript, S. 31f.

Diskurs hinein, der zum besseren Verständnis der individuellen Erzählung etwas detaillierter betrachtet werden soll.¹¹

Als der ehemalige Gestapo-Chef Klaus Barbie, bekannt als »Schlächter von Lyon«, 1987 in Frankreich wegen »crimes contre l'humanité« angeklagt wird, tritt dieser Prozeß eine erneute Auseinandersetzung in der französischen Öffentlichkeit los, die insbesondere die Verstrickung Frankreichs in die systematische Ermordung der europäischen Juden zum Thema macht.¹² Spätestens zu diesem Zeitpunkt gerät das Bild, Frankreich stehe während des Zweiten Weltkrieges als gewaltsam okkupiertes und ausgeplündertes Land eindeutig auf der Opferseite, nachhaltig ins Wanken. Das kollektive Selbstbild eines in der Résistance geeinten Volkes stößt nun, da die Politik des Vichy-Regimes und dessen Beteiligung an den Deportationen in die Vernichtungslager zunehmend öffentlich diskutiert werden, auf krasse Widersprüche. Erbitterter und im Laufe der Besatzungszeit sich radikalisierender Widerstand einerseits und ein faschistisches Regime mit Unterstützung der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik andererseits kennzeichnen ein Spannungsfeld, das nur schwer als identitätsstiftend empfunden werden kann, zumal von einem Volk, das sich immer an seinen historischen Traditionen ausgerichtet hat. Dabei geht es insbesondere um zwei Fragen: War der französische Faschismus »nur« eine aus Deutschland importierte Weltanschauung ohne eigenständige Ambitionen? Kann die Beteiligung des Vichy-Regimes an der »Endlösung« wirklich noch als unter Zwang erpreßt gelten, oder muß nicht vielmehr von einer aktiven Kollaboration gesprochen werden?¹³

Der Barbie-Prozeß hat diesen Fragen eine Aktualität verliehen, die sich auch in den Äußerungen von Pierre Claude widerspiegelt:

»Ich habe mich engagiert, indem ich die französische und die englische Regierung kritisiert habe, die in München Verrat begangen hatten – da waren die Komplizen des Krieges, sie mußten ihn führen, und ich habe mich engagiert. Nun gut. Und dann kam die Niederlage, und ich, ich habe gegen die Konstituierung der Pétain-Regierung protestiert, vor allem gegen Laval. Ich habe nicht erst auf General de Gaulle gewartet, denn ich war schon Antifaschist, ich bin auch ein französischer Antifaschist geblieben – der französische Faschismus, den Marschall Pétain und Pierre Laval verkörperten, die mit Hitlerdeutschland kollaborierten.«¹⁴

Mit seiner klaren Position, den französischen Faschismus ebenso wie den anderen europäischer Länder bekämpft zu haben, positioniert sich der Zeitzeuge innerhalb eines gesellschaftlichen Diskurses, der für ihn nicht zuletzt auch durch seine

11 Vgl. zu diskursanalytischen Betrachtungen von Interviews, S. 76ff.

12 Vgl. dazu die Untersuchungen von Rouso, *La collaboration* (1987); Ders., *Les années noires* (1992); Ders./Conan, *Vichy, un passé qui ne passe pas* (1994). Rouso stellt fest, daß seit den siebziger Jahren eigentlich nicht mehr von einer Verdrängung des Vichy-Regimes in Frankreich gesprochen werden könne, vielmehr betont er, daß eine massive Auseinandersetzung, wie sie in den letzten Jahren erfolgt sei, auch auf eine Flucht aus der Gegenwart hindeute. Sein Einwand ist bedenkenswert, zumal der Autor durch seine zahlreichen Untersuchungen nicht in Verdacht steht, die Politik des Vichy-Regimes verharmlosen zu wollen. Vgl. zu Vichy ebenso: Zieliński, *Staatskollaboration* (1995).

13 Zu diesem Themenkomplex vgl. den Aufsatz von Leggewie, *Kollektives Gedächtnis* (1987), S. 120-140.

14 Interviewtranskript, S. 32.

persönliche Mitwirkung im Barbie-Prozeß eine enorme Relevanz erhalten hat. Da Pierre Claude zwischen Mai und Juli 1944 selbst als politischer Häftling in Montluc von den Barbie-Leuten festgehalten und gefoltert wurde, gehört er im Prozeß gegen den Gestapo-Chef zu den Zeugen der Anklage. Das Verfahren stößt unter den ehemaligen Widerstandskämpfern auf Unverständnis und Empörung, denn die Staatsanwaltschaft will zunächst Barbies Beteiligung an der Verfolgung der Résistance ausklammern und die Deportation jüdischer Kinder und Erwachsener in die Vernichtungslager in den Mittelpunkt stellen.¹⁵ Hintergrund dieser Vorgehensweise ist zum einen, daß Barbie bereits in den fünfziger Jahren in Abwesenheit für die Verfolgung und Liquidation von Résistance-Kämpfern verurteilt wurde, zum anderen muß sich die Anklage nun auf das in Frankreich nicht verjährende Delikt »Verbrechen gegen die Menschlichkeit« stützen, um überhaupt ein Hauptverfahren eröffnen zu können. Die Frage, inwiefern die Verfolgung politischer Gegner als ein solches zu bezeichnen sei, gerät bereits im Vorfeld des Prozesses in unangemessenes Fahrwasser. Ehemalige Widerstandskämpfer wehren sich gegen die Unterteilung in »unschuldige Juden« und andere Opfergruppen, wie sie sie in der Anklage gegen Barbie zu erkennen meinen. Diesem Konflikt liegt letztlich eine Auseinandersetzung zugrunde, die in Deutschland im sogenannten Historikerstreit für Aufregung sorgte. Wird durch die Gleichsetzung von Auschwitz mit anderen monströsen Kriegsverbrechen die Singularität der Massenvernichtung verkannt?

Pierre Claude scheint in diese Kontroversen stark involviert zu sein, denn seine Erzählung kann nur innerhalb dieses Diskurses verstanden werden. Wenn er im Interview betont, daß er seinen Widerstand auch als einen Widerstand gegen den französischen Faschismus verstanden wissen möchte, zugleich aber eine deutliche Trennung zwischen der politischen Verfolgung der Résistance und der jüdischen Bevölkerung vollzieht, dann zeichnet er in Auseinandersetzung mit dem vorherrschenden Diskurs ein Selbstbild, das ihn als Widerstandskämpfer und nicht als Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung zeigt.¹⁶

Dieses aktive Moment, das im Interview mit dem Zeitzeugen vorherrscht, läßt vermuten, daß Pierre Claude ausführlich über seine Tätigkeit in der Résistance berichten wird. Aber diese Erwartung wird überraschenderweise nicht erfüllt:

»Ich bin also ganz normal in die Résistance eingetreten, aber als Internationalist, und ganz und gar nicht, weil ich anti-deutsch gewesen wäre. Also das ist sehr wichtig. Und dann habe ich bei der Résistance mitgemacht, ich würde sogar sagen, daß ich in der Résistance so eine Art Offizier war, aber die ganze Zeit bestand meine Tätigkeit darin, in der Résistance zu sein. Ich überspringe hier meine damaligen Aktivitäten, und am 18. Mai 1944 wurde ich von der Gestapo festgenommen, wegen ei-

15 Zwischen 1942 und 1944 verlassen insgesamt 74 Deportationszüge Frankreich. Schätzungsweise 80.000 französische und nach Frankreich geflohene europäische Juden werden daraufhin in den östlichen Vernichtungslagern ermordet. Vgl. Leggewie, Kollektives Gedächtnis (1987), S.132.

16 Pierre Claude unterscheidet deutlich zwischen denjenigen, die wie er gegen die deutsche Besatzung gekämpft haben, und denjenigen, die aufgrund von rassistischen Zuschreibungen verfolgt wurden. Vgl. Interviewtranskript, S. 38.

ner – wegen meiner Aktivität in der Résistance, zusammen mit meinem Chef in der Résistance, der vierzig Jahre älter war als ich, und wir sind zusammen festgenommen worden. [...] Wir wurden also festgenommen, und zwar von den Barbie-Leuten. Wir wurden nicht gleich nach Montluc gebracht, sondern zunächst zur École de Santé militaire, dem damaligen Gestapo-Hauptquartier. Und dort wurden wir verhört und nach Montluc verlegt und in die École de Santé verlegt und nach einer Methode verhört, die man auf französisch als ›Methode des stoßweisen Verhörs‹ bezeichnet. Also mit allem, was so dazugehört. Ich gehe darüber hinweg. Und dann wurden wir zum Tode verurteilt, und da der Krieg sich dem Ende näherte, wurde unser Todesurteil – das war kein offizielles Todesurteil, es gab kein Gericht, man sagte mir nur, als ich das Protokoll unterschrieb, ›zum Tode verurteilt‹, sagte man mir, das sei in eine Deportation umgewandelt worden.«¹⁷

In dieser kurzen Textpassage markiert Pierre Claude deutlich zwei Auslassungen. Zum einen möchte er keineswegs ausführlich über seine Widerstandstätigkeit in der Résistance sprechen, zum anderen soll auch die erlittene Folter nicht Gegenstand des Interviews werden.

Nicht erst seit dem Barbie-Prozeß ist bekannt, welche grausame und bestialische Tortur die Häftlinge in Lyon erleiden mußten. Barbie und seine Gefolgsleute üben ein Terrorregime aus, das unter schwerster Folter Geständnisse zu erpressen versucht. Wenn Pierre Claude von einem »stoßweisen Verhör« spricht »mit allem, was so dazugehört«, dann läßt sich erahnen, was er durchleben mußte. Jean Améry hat die Folter als das fürchterlichste Ereignis bezeichnet, das ein Mensch in sich bewahren kann. Wer gefoltert worden sei, bleibe gefoltert. Améry verdeutlicht: »Unauslöschlich ist die Folter in ihn eingebrannt, auch dann, wenn keine klinisch objektiven Spuren nachzuweisen sind.«¹⁸ Und an anderer Stelle: »Doch bin ich sicher, daß er schon mit dem ersten Schlag, der auf ihn niedergeht, etwas einbüßt, was wir vielleicht vorläufig das Weltvertrauen nennen wollen.«¹⁹

Pierre Claude äußert sich im Interview nicht, wie er die an ihm verübten Folterungen erlebt hat. Er gehe darüber hinweg, merkt er im Gespräch an, und seine Auslassung macht deutlich, daß er eine bewußte Entscheidung getroffen hat, über diesen Teil seiner Verfolgungsgeschichte nicht zu sprechen. Das Motiv dieser Ausgrenzung liegt möglicherweise in der Erfahrung selbst begründet. Jean Améry versucht diese Sprachlosigkeit zu beschreiben: »Der Schmerz war, der er war. Darüber hinaus ist nichts zu sagen. Gefühlsqualitäten sind so unvergleichbar wie unbeschreibbar. Sie markieren die Grenze sprachlichen Mitteilungsvermögens. Wer seinen Körperschmerz mitteilen wollte, wäre darauf gestellt, ihn zuzufügen und damit selbst zum Folterknecht zu werden.«²⁰

Anhand des Interviewtextes läßt sich nur spekulieren, warum Pierre Claude über seine Haftzeit in Montluc weitgehend schweigt. Um hier nicht etwas zu deuten, was

17 Ebd., S. 32.

18 Améry, *Jenseits von Schuld und Sühne* (1988), S. 51.

19 Ebd., S. 44.

20 Ebd., S. 50.

sich anhand des Textes kaum nachzeichnen ließe, kann allein die Funktion dieser Auslassung innerhalb der Biographie untersucht werden. Es wurde bereits zuvor festgestellt, daß sich Pierre Claude als ein aktiv handelnder Mensch beschreibt. Die Folter hingegen versetzt das Opfer in eine absolut ohnmächtige Position, in eine totale Abhängigkeit von seinem Peiniger, in eine Situation also, in der der Gefolterte jeglicher autonomer Handlungsräume beraubt ist. Pierre Claude, der sich ansonsten nicht als Opfer der NS-Verfolgung versteht, vermag diese Erfahrung mit seinem Selbstentwurf kaum zu vereinbaren, denn in Montluc ist er zum Opfer geworden, das seinen Peinigern wehrlos ausgeliefert ist. Dieser Bruch scheint in die Erzählung nicht integriert werden zu können, er bleibt ausgespart, um ihre kontinuierstiftenden Implikationen weiterverfolgen zu können.

Warum spart Pierre Claude aber auch seine konkrete Widerstandsarbeit in der Résistance aus? Man könnte nach dem vorher Gesagten doch annehmen, daß gerade diese Lebensphase für das Selbstbild des Zeitzeugen eine enorme Bedeutung besitzt. Die Irritation, die durch diese Auslassung hervorgerufen wird, klärt sich im Laufe des Interviews erst an viel späterer Stelle auf. Pierre Claude erzählt zunächst, daß er nach zwei Monaten Gestapo-Haft in Montluc und einem einwöchigen Aufenthalt im Zwischenlager Compiègne Anfang August 1944 ins Konzentrationslager Neuengamme deportiert wird.²¹

»Als wir ankamen – völlig verwirrt, wir verstanden überhaupt nichts, und das war unser erster Eindruck: Wir verstanden überhaupt nichts, nicht wahr? Wir wurden alle versammelt, (?) nur Franzosen, nicht wahr, und auf der anderen Seite der Stacheldrahtzäune sahen wir diejenigen, die bereits dort waren, mit eingefallenen Gesichtern und großen Augen, und die um ein Stück Brot bettelten. Und wir hatten, wir hatten keinen Hunger mehr, denn das alles hatte uns den Appetit verdorben, wir haben ihnen etwas hingeworfen und haben gesehen, wie sie sich darauf stürzten. Das war für uns die Taufe, das war für uns – uns ergriff ein erstickendes Gefühl. Wir verstanden das nicht. Ich muß sagen, daß ich vielleicht ein bißchen besser verstand als meine Kameraden, weil ich als Antifaschist die Brutalität des Nazisystems schon früher verstanden hatte, durch Berichte von Freunden aus der Résistance, aber nicht in diesem Maße. Aber nicht in dem Maße, wie wir es jetzt erleben würden.«²²

Pierre Claude macht mit dieser Erzählung eindrücklich deutlich, welche schockartige Erfahrung die Einlieferung ins Konzentrationslager darstellt. Selbst nach zwei-monatiger Gestapo-Haft, in der sich die Brutalität des Systems bereits offenbart hatte, wohnt dieser ersten Begegnung mit der Lagerrealität noch etwas Weitergehendes inne, ein beklemmendes, wie Pierre Claude sagt, erstickendes Gefühl. Die Einlieferung ins KZ Neuengamme gleicht dem Eintritt in eine ganz andere Welt, in der Gesetze zu herrschen scheinen, die schlicht nicht zu verstehen sind. Ein beklemmendes

21 Nach eigenen Angaben erhält der Zeitzeuge bei seiner Einlieferung ins KZ Neuengamme die Haftlingsnummer 40206. Nach der sicherlich nicht eindeutig zu rekonstruierenden Nummernverteilung erreicht Pierre Claude demnach Ende Juli 1944 das Hauptlager in Hamburg. Er selbst datiert seine Einlieferung auf den 2. August 1944. Vgl. AGN, KZ Neuengamme und seine Außenlager, Sign. 3.2.1.

22 Interviewtranskript, S. 33.

Fremdheitsgefühl kann daher, wenn man Pierre Claude folgt, als zentrale Erfahrung bei der Einlieferung ins Konzentrationslager beschrieben werden. Der Zeitzeuge drückt die Maßlosigkeit dieses Schocks in seiner Darstellung noch dadurch aus, indem er betont, daß er nicht gerade unvorbereitet in diese Situation geraten sei. Seine politische Tätigkeit habe ihn auf Gewalt, Unterdrückung und Terror vorbereitet, aber die Realität in Neuengamme habe seine eigene Vorstellungskraft überstiegen. »Und ich war trotzdem wie vor den Kopf geschlagen.«²³

Im folgenden zeigt Pierre Claude auf, wie sich eine Anpassung an die Lagerrealität vollzieht. Der Anblick des Lagers, das Brüllen der SS-Leute, die Hunde, die den Eingetroffenen Angst einflößen, die ausgemergelten Häftlinge, die um Brot betteln: Eindrücke der ersten Minuten, die bereits zeigen, daß an diesem Ort Terror, Sadismus und Tod herrschen. Der Schock nimmt nachfolgend Gestalt an, denn, so erinnert es Pierre Claude, der Lagerkommandant habe die Eingetroffenen mit den Worten »begrüßt«, sie seien nun keine Menschen mehr, sondern Nummern, Stückzahlen. »Und da, da fingen wir an zu verstehen, wir sahen einander an, und da fingen wir an zu verstehen.«²⁴

Für Pierre Claude schlägt sich in diesem Satz die zentrale Bedeutung von Konzentrationslagerhaft nieder. Es geht ihm in seiner Erzählung daher weniger darum, Ereignisabläufe darzustellen, sondern sein Thema ist die systematisch intendierte Entmenschlichung der Häftlinge. Alle nachfolgenden Schilderungen werden sich immer wieder mit der Entwürdigung beschäftigen, sei es, indem er das in den Konzentrationslagern herrschende System beschreibt oder das kollektive und individuelle Verhalten der Häftlinge aufzeigt. In diesem Zusammenhang greift der Zeitzeuge auch nochmals auf seine Widerstandsarbeit zurück:

»Ich bewahre die Erinnerung an die erste solidarische Handlung, von der ich profitiert habe, denn wenn es unter den Häftlingen keine Solidarität gegeben hätte – und dort herrschte ja schließlich die Barbarei: jeder für sich, mit Gewalt, jeder bestahl jeden, aber dort, und das ist meine erste Aussage, es ist am allerwichtigsten, daß Sie, wenn Sie mit meinen anderen Kameraden sprechen, stärker auf die Solidarität eingehen sollen als auf den Horror. Denn das, das ist echte Résistance, das ist bedeutendere Widerstandsarbeit als das, was die einen oder anderen in unseren besetzten Ländern gemacht haben. Das heißt, daß wir unsere Menschlichkeit nicht verloren haben.«²⁵

Pierre Claude entwickelt in seiner Erzählung einen Widerstandsbegriff, den er aufgrund seiner Erfahrungen im Konzentrationslager definiert. Der Widerstand gegen die deutsche Besatzung hingegen besitzt eine ganz andere Qualität, erscheint hier als ein Kriegsgeschehen, das zweifellos von enormer Brutalität und Gewalt gekennzeichnet ist, das aber mit der entwürdigenden Situation im Lager unvergleichbar scheint. Dort wird die Bewahrung mitmenschlicher Zuwendung gerade deswegen

23 Ebd., S. 103.

24 Ebd., S. 107.

25 Ebd., S. 34.

zum Widerstand, weil das System der Konzentrationslager eben diese zu zerstören sucht. Der Widerstandsbegriff zeigt sich somit als komplementär, der in seiner Gegenwart immer auf das antwortet, was von der jeweils anderen Seite intendiert ist.

Pierre Claude klammert also seine Aktivitäten in der Résistance möglicherweise auch deswegen aus, weil ihr Mythos eines moralisch einwandfreien Kampfes bereits im gesellschaftlichen Diskurs dekonstruiert wird. In jahrelangen kontroversen Diskussionen, die in der französischen Öffentlichkeit bis heute geführt werden, hat sich der Krieg als ein schmutziges Geschäft enttarnt.

Diese Ebene möchte Pierre Claude aus unserem Gespräch heraushalten. Ebenso wie er im Interview dazu auffordert, nicht den erlebten »Horror« zu erfragen, sondern den solidarischen Zusammenhalt unter den Häftlingen anzusprechen, fokussiert er seinen Bericht an dieser Stelle. Pierre Claude behauptet keineswegs, daß im KZ Neuengamme unter allen Häftlingen ein solidarischer Zusammenhang bestand. »Dort herrschte ja schließlich die Barbarei: jeder für sich, mit Gewalt, jeder bestahl jeden«. Vielmehr gewichtet er seine Erzählung an dieser Stelle sehr bewußt, indem er deutlich macht, daß er die mitmenschlichen Gesten, die er erfahren hat, als sehr viel mitteilungswürdiger ansieht als das gesamte Ausmaß des Terrors, der Zerstörung und der Gewalt. Mit diesem verengten Blickwinkel klammert Pierre Claude wesentliche Bestandteile seiner Erfahrung aus, aber diese Ausschnitthaftigkeit kann nicht pauschal als Verdrängung interpretiert werden. Der Zeitzeuge möchte mit seiner Erzählung eine bestimmte Botschaft vermitteln, und diese Bedeutungskonstruktion läßt ihn seinen Bericht in eine spezifische Gestalt gießen.

»Und dann wurden wir provisorisch in Blocks gesteckt, und ich, ich wurde in jener Nacht dem Block 9 zugewiesen. Und dort war kein Platz. Er war schon voll. Das heißt, in jedem der Betten, die in drei Etagen übereinander konstruiert waren, lagen schon zwei Leute. Und es herrschte panischer Schrecken, es gab Schläge mit dem Gummiknüppel, nicht wahr, sie drängten uns, damit wir auf den, auf den Gängen Platz fanden, nicht wahr, und ich erinnere mich, wie ich im wahrsten Sinne des Wortes ergriffen wurde. [...] Und da war also ein alter Lette, der aber vielleicht – ich glaube, er war nicht älter als 30 – ein alter Lette, der mich am Arm ergriff und auf sich legte, während sein Bettnachbar zu ihm sagte: ›Nein, nein! Tu das nicht, wir haben keinen Platz!‹ Und wirklich: Wenn ich, wenn, wenn er nicht – ein Minute später, und ich hätte Schläge mit dem Gummiknüppel bekommen, und ich wäre vielleicht daran gestorben. Aber da war ein Lette, der mich verstanden hatte – ein Blick, nicht wahr – und als Aussage über das Lager ist das wichtiger als alles andere. Trotz allen Horrors hat der Mensch seine Menschlichkeit bewahrt, und diejenigen, die keine Menschen mehr waren, das waren die Nazis, und ansonsten ist das ein Fluch, nicht über Deutschland, sondern über die ganze Welt.«²⁶

Mit dieser Szene erläutert Pierre Claude, warum es ihm am wichtigsten ist, über den solidarischen Zusammenhalt im Konzentrationslager zu berichten. Die Hilfe, die der lettische Mithäftling ihm zukommen läßt, gehört nicht einfach zu den freundli-

26 Ebd., S. 34 und 36.

chen Gesten, mit denen Menschen einander begegnen, sondern diese Zuwendung hat Pierre Claude möglicherweise das Leben gerettet. Zweifellos handelt es sich dabei um eine verbindende und im wahrsten Sinne des Wortes lebensentscheidende Erfahrung, die darüber hinaus mit einem Menschen zu tun hat, den Pierre Claude bis zu diesem Zeitpunkt überhaupt nicht kennt. Der lettische Häftling hilft in dieser Situation nicht einem nahen Freund, sondern einem wildfremden Menschen, der sich in einer Notlage befindet.

Die Menschlichkeit, die aus dieser Geste spricht, gehört für Pierre Claude zu den mitteilungswürdigen Erinnerungen, die mit dem KZ Neuengamme zusammenhängen. Seine Schlußfolgerung, daß der Mensch trotz des »Horrors« seine Menschlichkeit bewahrt habe, wirkt allerdings generalisierend. Pierre Claude möchte das Verhalten des lettischen Häftlings als Beispiel verstanden wissen, das für einen solidarischen Zusammenhalt unter den Inhaftierten steht. Dadurch polarisiert der Zeitzeuge in seiner Erzählung: Auf der einen Seite beschreibt er die Mitmenschlichkeit unter den Gefangenen, auf der anderen Seite stehen die »Nazis«, die für ihn ihre Menschlichkeit verloren haben. Wie allen Abstraktionen haftet dieser Zuspitzung eine Vereinfachung an. Pierre Claude geht es an dieser Stelle um eher philosophische Reflexionen über die Bedeutung dessen, was in den Konzentrationslagern geschah. Seine Konstruktion klammert weitgehend den Teil aus, der sich mit dem unsolidarischen, entmenschlichten Verhalten unter den Häftlingen auseinandersetzen müßte. Hingegen fokussiert der Zeitzeuge seine Frage dahingehend, inwiefern es den »Nazis« tatsächlich gelungen ist, die Mitmenschlichkeit als Fundament menschlichen Zusammenlebens zu zerstören. Er hebt dabei zwei Aspekte hervor: Zum einen hätten die Täter ihre Menschlichkeit, also ihr Mensch-Sein verloren, zum anderen sei es ihnen nicht gelungen, ihre Opfer selbst zu eben solchen Un-Menschen zu degradieren.

Pierre Claude drückt mit diesen Überlegungen ein zentrales Empfinden aus, das sich für ihn mit seiner Verfolgung verbindet. Die Deportierten fühlen sich in dem System der Konzentrationslager permanent als Menschen in Frage gestellt, da die Verfolger ihre eigene Aufwertung aus der Erniedrigung ihrer Opfer beziehen, sie unter schlechteren Bedingungen als Tiere dahinvegetieren lassen. Die Täter intendieren eine Entmenschlichung, die ihrer eigenen – so Pierre Claude – nahe kommt. Es sei ein Fluch über die ganze Welt, wenn dieses Prinzip obsiegt hätte.

Obgleich sich darüber diskutieren ließe, inwiefern die Täter tatsächlich als entmenschlicht zu bezeichnen sind oder ob sich nicht vielmehr in ihren Taten ein Gesicht des Menschen zeigt, das uns ansonsten durch eine anscheinend recht dünne Decke der Zivilisation verborgen bleibt, steht es außer Zweifel, daß die menschliche Zuwendung, die Pierre Claude erfahren hat, zu den bedeutenden Aussagen über das Erleben von Konzentrationslagerhaft zählt. Gleichzeitig haftet dieser Feststellung allerdings ein Dualismus an, der darüber hinwegtäuscht, daß sich die Welt nicht durch eine strenge Aufteilung in ein böses und ein gutes Prinzip erklären läßt. Diese Vereinfachung verwischt die zutiefst beunruhigende Erkenntnis, die aus der Beschäftigung mit nationalsozialistischen Massenverbrechen gewonnen werden kann, daß scheinbar viele Menschen, ob aus ideologischen oder anderen Motiven, zu grausam-

men und bestialischen Taten fähig sind. Pierre Claude schließt diesen irritierenden Verdacht aus, denn »ansonsten ist das ein Fluch, nicht über Deutschland, sondern über die ganze Welt«. ²⁷ Daß an dieser Stelle grammatikalisch eigentlich der Konjunktiv stehen müßte, soll hier nicht überinterpretiert werden. Trotzdem kann sich in dieser Ungenauigkeit etwas niederschlagen, was ansonsten aus der Erzählung ausgeklammert bleibt. Die Erfahrung, die Pierre Claude und andere Überlebende in den Konzentrationslagern machen, impliziert eine tiefe individuelle und kollektive Verunsicherung im menschlichen Zusammenleben.

Pierre Claude verbleibt nur etwa zehn Tage im Hauptlager Neuengamme, denn nach der Quarantänezeit wird er Mitte August dem Lager Watenstedt zugewiesen, einem Außenlager des KZ Neuengamme in Salzgitter. ²⁸ Bereits seit Ende Mai 1944 existiert an der Reichsstraße 248 in einem zuvor als Ostarbeiterlager genutzten Komplex das Lager Watenstedt, in das durch mehrere Transporte aus dem KZ Neuengamme Häftlinge verschiedenster Nationalität eingeliefert werden. ²⁹ Die größte Gruppe stellen die französischen Gefangenen, deren Anzahl mit mehr als eintausend beziffert wird. Am 25. März 1945 nennt ein lagerinterner Bericht für das Lager Watenstedt eine Belegungsstärke von 1654 Männern, allerdings gibt diese Zahl bei weitem nicht die Gesamtbelegung an. ³⁰ Durch Neuzugänge, Abtransporte, Umsetzungen in und von anderen Lagern sowie eine relativ hohe Sterblichkeitsrate läßt sich heute nicht mehr abschätzen, wie viele Häftlinge insgesamt zwischen Mai 1944 und April 1945 in Watenstedt zur Arbeit gezwungen werden. ³¹

Etwa ein Kilometer vom Barackengelände entfernt liegen die »Stahlwerke Braunschweig«, in die die als arbeitsfähig erachteten Häftlinge täglich zu Fuß geführt werden. Ihr Einsatz in diesem Rüstungsbetrieb umfaßt die Herstellung von Granaten- und Bombenhülsen sowie anderem Kriegsggerät in den Hallen 16 und 17.

»Ich arbeitete an einer Presse, zunächst waren es Granaten, kleine Granaten, und ich habe das nicht durchgehalten, und ich habe mit einer Stange die Granaten aus dem Ofen herausgezogen, mit der Hitze usw., ich habe das nicht durchgehalten, denn ich war sehr schwach, ich war – aber ich habe doch besser standgehalten als andere, die stabiler waren als ich. Eines Tages erhielt ich einen fürchterlichen Tadel, einen Tritt in den Bauch, usw., von einem Kapo, weil ich den Rhythmus nicht be-

²⁷ Ebd., S. 36.

²⁸ Zum Außenlager Watenstedt liegt aufgrund der lückenhaften Quellenlage bisher keine Einzeluntersuchung vor. Vgl. daher: Wysocki, Zwangsarbeit im Stahlkonzern (1982); Ders., Häftlinge des KZ Neuengamme (1991), S. 203-212; Pischke, Europa, (1995), S. 282-288.

²⁹ Bezüglich der Bezeichnung des Lagers Watenstedt herrscht häufig Verwirrung. Der Arbeitseinsatzort der Häftlinge sind die »Stahlwerke Braunschweig«, das dazugehörige Lager liegt im Stadtgebiet Salzgitter, genauer gesagt in der Gemarkung Immendorf. Die unmittelbare Nähe zur Ortschaft Leinde führt dazu, daß das Außenlager auch als KZ Watenstedt/Leinde bezeichnet wird. Nicht zu verwechseln ist dieses Kommando mit dem gleichnamigen Frauenaußenlager, das im Spätsommer 1944 im Lager M entsteht, während das Männerlager nun in die Lagereinheiten I und K verlegt wird. Vgl. Pischke, Europa (1995), S. 282.

³⁰ Vgl. Schreiben des SS-Standortarztes Alfred Trzebinski an das Wirtschaftsverwaltungshauptamt vom 29.3.1945, in: AdF, Hans Schwarz Nachlaß, Sign. 13-7-2-1.

³¹ Nach Angaben bei Pischke sollen mindestens 468 Häftlinge in Watenstedt ums Leben gekommen sein, davon der überwiegende Teil seit Januar 1945. Vgl. Pischke, Europa (1995), S. 287.

folgte. Und an einem Fließband muß man den Rhythmus befolgen, das müssen auch die richtigen Arbeiter, aber wir, wir waren keine richtigen Arbeiter.«³²

Pierre Claude beschreibt in seiner Erzählung sehr eindrücklich, wie der »Alltag« für die Häftlinge aussieht. Dazu gehören die Verständigungsschwierigkeiten unter den Gefangenen, die drangvolle Enge in den Blocks, die panische Angst vor den Kapos, aber auch der mangelnde Schlaf durch den ständigen Lärm in den Baracken, während die Häftlinge Ruhe suchen, um am nächsten Tag bei völlig unzureichender Ernährung zwölf Stunden Schwerstarbeit zu leisten. Pierre Claude verliert in den vier Monaten seines Aufenthaltes in Watenstedt seine Kräfte und kann den Anforderungen im Rüstungsbetrieb kaum mehr genügen, zumal er an solch schwere Arbeit nicht gewöhnt ist. Seinen körperlichen Verfall relativiert der Zeitzzeuge retrospektiv nur insofern, als daß andere Häftlinge den herrschenden Bedingungen noch weniger entgegenzusetzen hatten. Als stabilisierenden Faktor nennt er für sich selbst die Widerstandsarbeit, in der er sich engagiert. Man habe unter anderem versucht, Medikamente zu organisieren, Sterbenden beizustehen, Revieraufnahmen zu manipulieren sowie Informationen über abgehende Transporte zu sammeln.

Mitte Dezember 1944 wird eine größere Gruppe französischer Häftlinge, zu der auch Pierre Claude gehört, ins Außenlager Hannover-Stöcken verlegt.³³ Die Hoffnung auf bessere Unterbringungs- und Arbeitsbedingungen erfüllt sich nicht.

»Dort fing dann alles von vorn an. Ich versuchte, wieder ein Résistance Netz zu knüpfen, aber es war unmöglich. Dort herrschten voll und ganz die gewöhnlichen Kriminellen, unerbittliche Kapos, und ich, ich wurde immer dünner, ich nahm ab, ich bin (?), aber immer noch klar im Kopf, und ich versuchte zu, zu überleben. [...] Ich polierte solche Teile – wissen Sie, für die Marine, die hatten eine, eine Kupferschicht auf Aluminium, weil man die Teile nicht mehr aus reinem Kupfer herstellen konnte. Und das Teil hatte also eine kohlehaltige Spitze (?), die wir mit einer weichen Metallbürste abbürsten mußten, um sie nicht – wir durften sie nicht zerkratzen. Und ich, ich war ungeschickt, und ich wurde zurechtgewiesen, wissen Sie – denn ich machte Fehler. Und dann sagte dieser junge Russe, der neben mir arbeitete, zu mir:

32 Interviewtranskript, S. 39.

33 Am nordwestlichen Rand von Hannover im Ortsteil Stöcken entsteht im Juli 1944, unmittelbar neben der Akkumulatorenfabrik, heute unter der Bezeichnung »Varta« bekannt, ein weiteres Außenlager des KZ Neuengamme. In unmittelbarer Nähe des Mittellandkanals etwa 100 Meter südlich des Werkes wird das Lager von einem Häftlingsvorkommando des KZ Neuengamme auf einer Brachfläche errichtet. Nach der Fertigstellung der ersten Baracken erreichen weitere Transporte das Lager, so daß im Juli 1944 etwa 1.500 männliche Häftlinge zu verzeichnen sind. Diese Zahl scheint bis kurz vor der Räumung Anfang April 1945 relativ stabil geblieben zu sein, wobei monatlich die nicht mehr arbeitsfähigen Häftlinge nach Neuengamme zurückgeschickt und durch andere Gefangene ersetzt werden. Neben lagerinternen Bauarbeiten sind die Häftlinge in der Produktion von U-Boot-Batterien tätig. Die Arbeit in der Bleiabteilung, in der Pastiererei und in der Kunststoffabteilung verursachen erhebliche Gesundheitsschäden, da die Häftlinge diesen Bedingungen völlig schutzlos ausgeliefert sind. Für das Lager Stöcken sind bisher 403 Tote beurkundet, die tatsächliche Zahl wird allerdings sehr viel höher liegen. Vgl. PRO, WO 309/401, 506, 869; insbesondere auch die Zeugenaussage von Pierre Claude in WO 309/401, deposition No. 6, Bl. 32-34. Darüber hinaus existiert bei der Staatsanwaltschaft Hannover ein Verfahren unter der Signatur 2 Ks 2/63. Einzelne Quellen aus diesem Verfahren sind in der folgenden Studie ausgewertet und als Dokumentenanhang abgedruckt: Schröder, Das erste Konzentrationslager in Hannover (1985), S. 44-107.

›Francuskij, du kaputt‹ – ich konnte das nicht sehen – wir hatten keinen Spiegel, nicht wahr. ›Du bist nicht in der Lage, zu arbeiten, aber du, Pariser Kommune.‹ Dieser junge Russe war sich der Bedeutung der Pariser Kommune bewußt, und ich habe ihm gesagt, daß mein, mein Großvater 1871 einer der Anführer der Pariser Kommune gewesen war, denn ich gehöre zu einer Familie mit langer Tradition, was, was auch erklärt, warum ich in so jungen Jahren, daß ich – und die Traditionen, die ich fortgesetzt habe, nicht wahr, und die ich übrigens noch heute fortsetze. Und damals sagte also dieser junge Mann zu mir: ›Ich werde neben meiner Arbeit auch deine Arbeit machen‹, und er, er machte das sehr gut, er war Arbeiter, das war sein Beruf.«³⁴

Auch in dieser Szene kontrastiert Pierre Claude die allgemeinen Bedingungen im Lager Hannover-Stöcken mit einer Erzählung, die er als weiteres Beispiel für den solidarischen Zusammenhalt unter den Häftlingen verstanden wissen möchte. Dabei wird an dieser Stelle erneut deutlich, daß nicht das Lager an sich und die dort herrschenden Unterbringungs- und Arbeitsbedingungen Gegenstand der lebensgeschichtlichen Erzählung sind, sondern der Zeitzeuge strukturiert seine Erinnerung entlang einer Erzähllinie, deren Thema er bereits zu Beginn des Interviews angekündigt hatte. Pierre Claude erzählt im Grunde nicht seine ›Lebensgeschichte‹, sondern er referiert anhand verschiedener Einzelepisoden über den für ihn zentralen Aspekt des solidarischen Zusammenhalts unter den politischen Häftlingen. Diese Ausschnitthaftigkeit springt in der Interviewpassage über das Lager Hannover-Stöcken besonders ins Auge, denn der Leser erfährt über das bisher Erwähnte hinaus reaktiv wenig über die dort herrschenden Zustände. Der historische Ort dient in der Erzählung allein als Hintergrundfolie, die in gewisser Weise auch austauschbar erscheint, denn die geschilderten Einzelereignisse charakterisieren weniger die spezifischen Bedingungen vor Ort, sondern bringen vielmehr grundsätzliche Überlegungen über die Hierarchie- und Machtstrukturen in den KZ-Lagern zum Ausdruck. Der Bericht von Pierre Claude weist dadurch einen spezifischen Erzählcharakter auf. Der Zeitzeuge verpackt seine Aussagen in zahlreiche Einzelepisoden, die zwar Stationen seiner Verfolgungsgeschichte wiedergeben, die sich aber letztlich nicht zu einer Lebensgeschichte verdichten. Episode reiht sich an Episode, und jede einzelne drückt doch letztlich in variiert Gestalt das immer Gleiche aus: Die »Nazis« haben es nicht geschafft, die Mitmenschlichkeit unter den Häftlingen zu zerstören.

Dieses Thema wird an einer Stelle im Interview variiert. Aufgrund seiner ungenügenden Arbeitsleistung in der Rüstungsproduktion wird Pierre Claude eine andere Arbeit zugewiesen. Er muß nun die Fabrikhallen und das Gelände fegen. Durch diese Aufgabe kann er sich im Unterschied zu anderen Häftlingen auf dem Firmengelände freier bewegen. Im Interview erzählt Pierre Claude, daß er durch seinen Arbeitsplatzwechsel Gelegenheit gehabt habe, mit einem deutschen Wachposten in Kontakt zu kommen, der sich für die Gründe seiner Inhaftierung interessiert habe. Pierre Claude habe ihm erzählt, daß er nicht etwa Terrorist sei, wie sein Gegenüber geglaubt habe, sondern allein gegen die widerrechtliche Besatzung seines Vaterlandes

³⁴ Interviewtranskript, S. 41.

durch deutsche Truppen eingetreten sei. Die Legitimität seines Kampfes habe er dem jungen Deutschen daran verdeutlicht, daß auch die französische Besetzung des Rheinlandes 1923 unter den Deutschen Widerstand hervorgerufen habe, den er – Pierre Claude – für absolut berechtigt halte. Der deutsche Wachposten habe sich dann zunächst verwundert darüber gezeigt, daß es eine französische Besetzung des Rheinlands gegeben habe, sei aber dann von der ihm vorgetragenen Argumentation überzeugt worden. Kurz darauf habe dieser junge Deutsche ihm in einer sehr bedrohlichen Situation geholfen. Ein Kapo habe von ihm – Pierre Claude – verlangt, eine schwere Gasflasche zu tragen. Er sei unter dieser Last zusammengebrochen, woraufhin der Kapo hemmungslos auf ihn einzuschlagen begonnen habe. Der deutsche Posten sei daraufhin herbeigestürzt und habe den Kapo zurechtgewiesen, ihn selbst habe er dann in die Krankenstube der Fabrik gebracht und seine Pflege angeordnet.³⁵

Diese Geschichte ist in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert. Pierre Claude tritt dem Wachposten mit einem Selbstbewußtsein entgegen, das dem herrschenden Machtgefälle zwischen Verfolger und Verfolgtem keineswegs entspricht. Gleichgültig, ob sich das Gespräch über die französische Besetzung des Rheinlands tatsächlich so zugetragen hat, zumindest erinnert der Erzähler, dem deutschen Wachhabenden einen gewissen Respekt abverlangt zu haben. Pierre Claude versteht sich selbst nicht als Verfolgungsoffer und tritt dem Wachposten in seiner Erinnerung auch nicht als ein solches entgegen, sondern er bewahrt seine politische Identität, die er letztlich für sein eigenes Überleben verantwortlich macht. Durch seine politische Vorerfahrung und Überzeugung – so will Pierre Claude mit dieser Episode wohl sagen – habe er es sogar geschafft, den deutschen Wachposten dazu zu bringen, ihn vor den Schlägen des Kapos zu schützen. Die – wenn auch wohl nur punktuelle – politische Übereinstimmung zwischen Verfolger und Häftling erinnert dabei an die Geschichte mit dem russischen Mithäftling, der sich aufgrund eines kurzen Gesprächs über die Pariser Kommune bereit erklärt, das Arbeitssoll von Pierre Claude mitzuerledigen. Beide Geschichten zeugen von einer Hilfsbereitschaft, die nicht nur von den Häftlingen, sondern auch von einzelnen Deutschen geleistet wird, beide Geschichten stellen die sozialistische Grundhaltung von Pierre Claude in den Mittelpunkt. Diese Konstruktion kann der Interviewte nur aufrechterhalten, indem er andere, zutiefst demütigende und entwürdigende Situationen gänzlich ausklammert oder relativiert.

Pierre Claude verliert trotz dieser leichteren Reinigungsarbeit zunehmend an Gewicht und Kraft. Er erkrankt an Tuberkulose und wird kurz vor der Auflösung des Lagers Hannover-Stöcken im lagerinternen Revier aufgenommen. Wenn er im Interview über die Zustände im Revier berichtet, dann doch mit erheblicher Distanz zu seinem eigenen Befinden. Das für seinen Erzählstil ungewöhnliche »wir« an dieser Stelle schützt ihn vor der schmerzhaften Erinnerung, abgemagert und todkrank den Verfolgern schutzlos ausgeliefert gewesen zu sein. Die Häftlinge, die bei der Räumung des Lagers Hannover-Stöcken im Revier zunächst zurückgelassen werden, hoffen auf die bereits auf wenige Kilometer herangekommenen Alliierten. Doch die SS

35 Vgl. ebd., S. 42f.

hat andere Pläne. Am 8. April 1945 müssen auch sie das Lager verlassen. Sie treten einen sogenannten Evakuierungsmarsch an, der für fast alle mit dem Tod enden wird. Pierre Claude ist sich daher bewußt, daß sein Bericht über diese letzten Kriegstage ein einzigartiges Zeugnis darstellt.

»Also dort begann für alle Konzentrationslager die letzte große Tragödie, für alle Kommandos, und hier beginnt auch mein Zeugnis, das vielleicht interessanter ist als andere, weil es kaum Überlebende gegeben hat. Von denen, die auf der Straße transportiert worden sind, vor allem denen, die aus den Revieren kamen.«³⁶

Die Häftlinge aus dem Revier des Lagers Hannover-Stöcken, deren Anzahl bis heute nicht geklärt ist, werden zu Fuß bis zur Eisenbahnlinie getrieben und dort in Güterwaggons verladen.³⁷ Der Zug, von dem angenommen wird, er fahre nach Bergen-Belsen, hält zunächst an der Station Herrenhausen. Dort gelingt einigen Häftlingen die Flucht. Anschließend geht der Transport ostwärts über Gifhorn, Fallersleben, Wolfsburg nach Mieste im Kreis Gardelegen, wo die Fahrt zwangsweise ein Ende findet. Das Schienennetz nach Stendal ist durch Bombardierungen völlig zerstört. Zwischen dem 7. und dem 9. April erreichen mehrere Transportzüge mit entkräfteten und sterbenden Häftlingen die Stadt Mieste. Der überwiegende Teil von den insgesamt schätzungsweise 4.000-5.000 Gefangenen, die zu dieser Zeit dort und in anderen kleinen Bahnstationen des Kreises Gardelegen eintreffen, kommt aus dem KZ Mittelbau-Dora oder aus den dazugehörenden Außenlagern. Daß sich in diesen Apriltagen zahlreiche sogenannte Evakuierungstransporte in der Nähe von Gardelegen konzentrieren, hängt mit dem Vorrücken der alliierten Truppen zusammen. Durch die Vorstöße US-amerikanischer Verbände war nordwestlich von Magdeburg ein noch unbesetztes, schlauchartiges Gebiet entstanden, in das die SS nun die Häftlinge zu bringen versucht.

»Also aus dem Höllenzug, der uns, die meisten von uns regelrechte Knochengestelle, die kaum noch am Leben waren, zusammen mit den Toten von Hannover-Stöcken nach Mieste, M-I-E-S-T-E,³⁸ transportierte, stiegen zuerst jene aus, die das noch aus eigener Kraft konnten, die Türen der Waggons, in denen wir zusammengepfercht waren, wurden geöffnet. Und ich sage: diejenigen, die aussteigen konnten, denn andere konnten noch nicht einmal aus den Wagen aussteigen – weil sie tot waren oder weil sie verletzt waren oder weil sie im Sterben lagen oder weil sie verrückt waren oder – sie waren nicht transportfähig. Ich, ich konnte aussteigen.

36 Ebd., S. 44.

37 Pierre Claude erinnert sich an eine Gruppe von etwa fünfzig Gefangenen. In anderen Zeugenaussagen werden hingegen Zahlen zwischen 300 und 600 Personen genannt. Diese Diskrepanz läßt sich möglicherweise dadurch erklären, daß die Häftlinge in kleineren Gruppen marschieren müssen und jeder einzelne, dazu noch in einem äußerst kritischen Gesundheitszustand, nicht mehr überblicken kann, wie groß die Gesamtgruppe ist. Als relativ gesichert kann wohl gelten, daß die im Rahmen der »Bernadotte Aktion« Ende März 1945 nach Stöcken transportierten 430 Häftlinge auf diesen Todesmarsch geschickt werden. Vgl. auch für das nun Folgende: Obenaus, *Die Räumung der hannoverschen Konzentrationslager* (1985), insbesondere S. 536-544; Gring, *Die Todesmärsche und das Massaker von Gardelegen* (1993); Dies., »Man kann sich nicht vorstellen, daß die Nacht jemals ein Ende hat.« (1995), S. 52-56.

38 Pierre Claude buchstabiert das Wort an dieser Stelle.

Und einige andere – und sei es nur wegen der elementaren Bedürfnisse. Und stellen Sie sich diese Gespenster vor, die – halb nackt, und dann in dieser Kälte, obwohl es ein sonniger Tag war, daran erinnere ich mich. [...] Und dann, ich glaube – vielleicht verging ein Tag, oder zwölf Stunden, das weiß ich nicht mehr, als wie sahen, wie auf der Straße eine Kolonne von Heuwagen eintraf, wie es sie in Deutschland gibt, diese rechteckigen Wagen mit – nun gut. Und Sie wissen, daß das sehr unbequem ist, weil man, man – stellen Sie sich diese, diese Knochengerüste vor, die wir waren, und die, die im wahrsten Sinne des Wortes dort heraufgeworfen wurden, mit unseren Wunden, die wir spürten, während wir dort hinaufgeworfen wurden. Und diese Heuwagen, diese Wagen wurden von Volkssturm-Leuten gefahren. [...] Und da war dann also dieser Transport von 12 bis 15 Heuwagen voller Häftlinge, die schrien, winselten und mit dem Gewehrkolben geschlagen wurden. Und wir zogen durch den Wald – wie viele Stunden lang, das weiß ich nicht. Und gegen Abend erreichten wir eine Lichtung. Es war vielleicht so sieben Uhr abends, während wir vielleicht so gegen 15 oder 16 Uhr losgefahren waren. Und wir verstanden, daß wir in dieser Lichtung anhalten würden, denn die Pferde waren erschöpft und mußten gewechselt werden. Und da mußten wir aussteigen, wie immer, um unsere Notdurft zu verrichten, und dann mußten wir wieder auf die Wagen zurückklettern. Und das ist eine besonders tragische Episode. Denn wir hatten nicht die Kraft dazu, jedenfalls die meisten – ich hatte sie jedenfalls nicht. Und die Stärksten waren als erste oben. Und da verstanden wir, daß diejenigen, die nicht in der Lage waren, auf die Wagen zu klettern, hingehichtet werden würden, damit die Wagen leichter würden, und weil man weiterfahren mußte. Die Zeit drängte zur Weiterfahrt. Damit wir wo ankamen? Das wußten wir nicht. Und ich möchte daran erinnern, daß ich versucht habe, dort, dort hinaufzuklettern, indem ich mich auf ein Rad, auf ein Rad dieses Wagens gestützt habe, und ich bekam einen gestiefelten Tritt auf den Kopf. Denn die anderen fürchteten um ihr Leben. Denn wir waren dort zusammengepfercht wie Sardinen in einer Dose. Das verstand ich übrigens auch. Und dann habe ich versucht, mich am Schwanz des einen Pferdes festzuhalten. Dabei riskierte ich mein Leben, denn das Pferd – ansonsten waren die Pferde nervös. Dieses Pferd hatte mir gegenüber eine menschliche Einstellung, obwohl ich es am Schwanz zog, um mich daran hochzuhieven, nicht wahr. Und dann sah ich dort einen alten Häftling, der mich erkannte, ich glaube, ich hatte ihn in demselben Waggon gesehen, er reichte mir die Hand, während die anderen auf ihn einschlugen, um ihn daran zu hindern, mir beim Hinaufklettern zu helfen, mir und anderen, nicht wahr. Nun, und mit Hilfe dieses hilfsbereiten Pferdes und dieses alten Häftlings – wissen Sie, er war vielleicht gar nicht so alt, aber wir sahen alle alt aus – ist es mir gelungen, hinaufzuklettern, und ich bin gerettet worden. Und dann sind die Wagen abgefahren.«³⁹

Nach der Ankunft der Transporte im Kreis Gardelegen stellen die Verantwortlichen die Häftlinge zu einzelnen Kolonnen zusammen, die nun überwiegend zu Fuß weitermarschieren müssen. Nichtgehfähige wie Pierre Claude werden auf Heuwagen

39 Interviewtranskript, S. 82f.

verladen. Sowohl während des Transports bis Mieste als auch auf der anschließenden Fahrt auf den Heuwagen und auf den Fußmärschen sterben mehrere hundert Häftlinge, die den Anforderungen nicht mehr gewachsen sind und von den Bewachern an den Straßenrändern erschossen werden.⁴⁰ Neben der SS sind auch Verbände des Volkssturms, der Hitlerjugend und Soldaten einer Luftwaffeneinheit an den Ermordungen beteiligt.

Pierre Claude erzählt von diesen letzten Tagen vor der Befreiung fast minutiös. Er kann mit seiner Erzählung deutlich machen, in welchem katastrophalen Zustand sich die Häftlinge befinden, als sie von SS und anderen paramilitärischen Einheiten vorangetrieben werden. Mehr tot als lebendig und in völliger Ungewißheit über ihr weiteres Schicksal versuchen die Häftlinge, allein ihr Leben zu retten, doch letztlich sind sie ihren Peinigern schutzlos ausgeliefert. Selbst in dieser aussichtslosen Situation erinnert sich Pierre Claude an solidarische Hilfe, die ihm das Leben gerettet hat. Der Häftling, der ihm auf den Wagen hilft, tut dies, obwohl alle anderen ihn daran zu hindern versuchen. Pierre Claude kontrastiert in dieser Szene, indem er den schlagenden Bewachern und der feindlichen Masse der anderen Gefangenen den hilfsbereiten Häftling und das Pferd mit »menschlicher Einstellung« gegenüberstellt. In diesem Bild steckt damit wiederum das Thema der Entmenschlichung, welches die Erzählung von Pierre Claude wie einen roten Faden durchzieht. Doch die ansonsten so starke Fokussierung auf den solidarischen Zusammenhalt unter den politischen Häftlingen kann an dieser Stelle nicht mehr aufrechterhalten werden. Die Geschichte zeigt den erbarmungslosen Kampf ums eigene Leben, der die Häftlinge zu »unmenschlichem« Verhalten zwingt. Den Grad ihrer Entwürdigung symbolisiert der Zeitzeuge, indem er noch eher dem Pferd als den anderen Beteiligten eine »menschliche Einstellung« zuspricht. Hilfe für den anderen – so zeigt die Erzählung – bleibt in dieser lebensbedrohlichen Situation die absolute Ausnahme.

Zwischen dem 11. und 13. April 1945 bewegen sich zahlreiche Todesmärsche auf unterschiedlichen Straßen auf die Stadt Gardelegen zu. Welchen Weg die Stöckener Häftlinge gehen müssen, läßt sich heute nicht mehr eindeutig rekonstruieren. Eine Route schlängelt sich entlang der Bahnstrecke Mieste – Gardelegen, eine andere führt über Sichau und Breitenfeld, dann ostwärts über Ackendorf in die Kreisstadt. Nachdem die Nichtgehfähigen zunächst mit Heuwagen transportiert werden, müssen auch sie ihren Marsch zu Fuß fortsetzen. Vermutlich in der Nähe von Ackendorf gelingt Pierre Claude, gemeinsam mit einem Mithäftling, die Flucht.

»Wir waren also extrem gut bewacht. Und dann konnte man beobachten, wenn man hinter sich blickte, wenn man in der Kolonne war, konnte man beobachten, daß von einem bestimmten SS-Mann an diejenigen, die nicht mehr weitergehen konnten, getötet wurden. Und natürlich blieben die Schwächsten zurück. Und ich, ich war, sa-

40 Am Bahnhof Mieste sollen 85 Tote in einem Massengrab verscharrt worden sein, darunter mehr als 60 Häftlinge aus Hannover-Stöcken. Sie starben an Hunger, Durst oder Erschöpfung, andere wurden von den Wachmannschaften erschossen. Während der sich anschließenden Fußmärsche sterben mindestens 373 Menschen. Vgl. Gring, »Man kann sich nicht vorstellen, daß die Nacht jemals ein Ende hat.« (1995), S. 53.

gen wir in der Mitte, aber da mir das Gehen schwer fiel, kamen diejenigen, die stärker waren als ich, schneller voran. Und da blieb ich immer weiter zurück, und ich sah, daß der Abstand zu denen, die zur Entlastung des Transports eine Kugel in den Nacken bekamen, nicht mehr groß war. [...] Und dann, ich weiß nicht, warum, bin ich geflohen, mit ihm. Wie? Einmal war der SS-Mann so sehr damit beschäftigt, auf zwei oder drei unserer Kameraden zu schießen, die nicht weit von uns entfernt waren, und da sah ich plötzlich im Mondenschein, daß niemand auf uns achtete. Ich nahm Guémard,⁴¹ und wir versteckten uns – hinter zwei Bäumen am Straßenrand. Und dann versteckten wir uns – wissen Sie, es gab nicht viel zu verstecken, und wir waren nachtfarben. Und – wir waren ja so mager, nicht wahr. Wir standen hinter den Bäumen, und der Zug marschierte weiter, und diesmal sahen wir nicht etwa, wie der SS-Mann hinter uns auf diejenigen schoß, die im Sterben lagen und nicht mehr weiter konnten, sondern wir sahen ihn vor uns. Und ich sagte zu Guémard: ›Guémard, wir haben es geschafft. Verstehst du? Wir sind geflohen!‹⁴²

Die Geflohenen werden erst einige Tage später erfahren, welches Ziel ihr Transport hat. Am 12. April 1945 erreichen die anderen Häftlinge ein Kasernengelände, die sogenannte Remonte-Schule in Gardelegen, wo schließlich etwa 1100 Gefangene festgehalten werden. Am nächsten Nachmittage müssen sie erneut antreten und werden in eine einige Kilometer außerhalb von Gardelegen liegende Feldscheune geführt, die zum Gut Isenschubbe gehört. Am Abend stecken SS-Männer unter Beteiligung anderer Verbände die gemauerte Scheune in Brand und erschießen diejenigen, die zu fliehen versuchen. Das Massaker, bei dem 1016 Menschen bestialisch ermordet werden, dauert bis in die späte Nacht. Nur etwa 20 Häftlingen gelingt die Flucht. Als am nächsten Tag die 102nd Infantry Division der U.S. Army die Stadt Gardelegen einnimmt, bietet sich ihr ein Bild des Grauens. Den Tätern ist es nicht mehr gelungen, die Spuren ihres Verbechens zu beseitigen. Hastig haben sie versucht, die Leichen in Massengräbern zu verscharren, allerdings befinden sich noch mehr als die Hälfte der Toten in der ausgebrannten Scheune, als die Täter vor den herannahenden Alliierten die Flucht ergreifen.⁴³

Pierre Claude und sein Mithäftling suchen zunächst bei einem nahegelegenen Bauernhof Unterschlupf. Die Bäuerin – so der Zeitzeuge im Interview – sei zunächst mißtrauisch und ängstlich gewesen, habe ihnen aber bis zur Rückkehr ihres Mannes gestattet, sich im Stall zu verstecken. Der Bauer habe sich dann den Entflohenen gegenüber abweisend gezeigt und deutlich gemacht, daß er sie aus Angst vor der SS nicht auf dem Hof behalten wolle. Pierre Claude schildert im Interview ausführlich, wie er mit dem Ehepaar zu debattieren beginnt und sie davon zu überzeugen ver-

41 Der Name des anderen Häftlings ist auf dem Band schlecht zu verstehen und daher hier nicht unbedingt richtig wiedergegeben.

42 Interviewtranskript, S. 83ff.

43 Vgl. AGN, KZ Neuengamme und seine Außenlager, Sign. 4.3.3. u. 8.3. Außerdem existieren im Fotoarchiv der Gedenkstätte zahlreiche Aufnahmen, die von den US-amerikanischen Einheiten bei ihrem Eintreffen von der Feldscheune und den darin gefundenen Leichen gemacht werden. Ein Verfahren der Staatsanwaltschaft München I, Sign 1 c Js 661/59 scheint in der Forschung bisher unbeachtet geblieben zu sein.

sucht, daß es auch für sie angesichts der näher rückenden Alliierten von Vorteil sein werde, wenn sie ihm und seinem Kameraden helfen. Pierre Claude sieht sich also retrospektiv hier ganz und gar nicht als Bittsteller, sondern er habe – so führt er aus – als französischer Offizier »Befehle« erteilt. Zumindestens scheint es ihm gelungen zu sein, den Bauern davon zu überzeugen, sie nicht an die SS, die bereits in der gesamten Umgebung nach Entflohenen sucht, auszuliefern. Vielmehr ruft der Bauer einen in der Nähe zur Arbeit eingesetzten, französischen Kriegsgefangenen, der sich der beiden Häftlinge annimmt. Er besorgt Zivilkleidung und weist ihnen den Weg zu einem sicheren Versteck. Unterwegs – so erinnert sich der Zeitzeuge – seien sie noch einem deutschen Soldaten in die Hände gefallen, der es zunächst weiterhin als seine Pflicht angesehen habe, sie der SS zu übergeben, sie dann aber laufen läßt. Denn inzwischen, es ist der 14. April 1945, haben US-amerikanische Truppen bereits die Stadt erreicht. Pierre Claude und sein Kamerad finden noch auf einem anderen Bauernhof Aufnahme, bevor sie in einem nahegelegenen Krankenhaus die dringende medizinische Versorgung erhalten. Erst jetzt erfahren sie, welchem Verbrechen sie in letzter Minute entkommen sind. Pierre Claude schätzt die Zahl derjenigen, die die Todesmärsche und das Massaker im Kreis Gardelegen überlebt haben, auf etwa 50 Personen.⁴⁴

Selbstbestimmtes Handeln als konstruierte Strategie des Überlebens

Das Interview mit Pierre Claude weist mehrere Besonderheiten auf. Auffällig ist zunächst, daß der Zeitzeuge unsere Bitte um ein lebensgeschichtliches Interview nicht dahingehend aufgefaßt hat, seine persönliche Lebensgeschichte zu erzählen. Vielmehr kleidet der Befragte das, was er für mitteilenswert hält, in einzelne Episoden, durch die zunächst der Anschein erweckt wird, es gehe hier tatsächlich um eine individuelle Biographie. Die Interpretation macht hingegen deutlich, daß sich Pierre Claude in seiner Erzählung mit der Frage nach der systematisch intendierten Entmenschlichung in den Lagern auseinandersetzt. Das erklärte Ziel der Verfolger, die Häftlinge nicht nur physisch auszubeuten, sondern sie ihrer Menschenwürde zu berauben, gehört zweifellos zu den zentralen Erfahrungen der KZ-Überlebenden. Pierre Claude stellt dieses Thema in den Mittelpunkt seines Berichts, knüpfen sich daran für ihn doch grundsätzliche Überlegungen, inwiefern es der SS gelungen ist, ihr menschenverachtendes Werk zu realisieren. Damit konfrontiert der Zeitzeuge den bewußt intendierten Zerstörungswillen der Täter mit den individuellen und kollektiven Verhaltensweisen der Häftlinge, die diesen Entwürdigungen und Demütigungen ausgesetzt sind. Die Fokussierung auf das solidarische und mitmenschliche Handeln einzelner Mithäftlinge, die Pierre Claude in seiner Erzählung vornimmt, hat zur Folge, die Entwürdigung der Opfer auszuklammern oder diese an eine anonyme

44 Vgl. ebd., S. 98. Da es bis heute nicht möglich ist, die genaue Anzahl derjenigen, die aus den einzelnen Lagern in den Kreis Gardelegen verschleppt wurden, zu ermitteln, lassen sich auch kaum genaue Angaben zu der Anzahl der Überlebenden machen.

Masse zu delegieren. Jedoch steht die bedrohliche Frage im Raum, wie denn jeder einzelne auf diese extreme Verfolgungssituation reagiert hat. Ist es den Verfolgern gelungen, die ihnen Ausgelieferten nicht nur zu Opfern zu machen, sondern die Basis mitmenschlichen Zusammenlebens zu zerstören?

Pierre Claude hält dieser Frage, die er zwar nur abstrakt formuliert, die sich aber auch auf seine individuelle Erfahrung bezieht, ein Selbstbild entgegen, das ganz und gar von einem widerständigen Handeln geprägt ist. Er fühlt sich nicht als Opfer der NS-Verfolgung, sondern zeigt sich in seiner Erzählung als autonom handelnde und kämpferische Persönlichkeit. Den extremen Verfolgungssituationen, denen er ausgesetzt ist, steht er niemals absolut hilflos gegenüber, sondern kann derartige Erlebnisse entweder durch eigene Initiative oder durch die Hilfe anderer kompensieren. An diesen Stellen im Interview fließt seine intellektuelle Auseinandersetzung mit seiner persönlichen ›Überlebensstrategie‹ zusammen.

Diese Konstruktion soll anhand einzelner Zitate noch eingehender herausgearbeitet werden. Da das Interview mit Pierre Claude weitgehend von seinen eigenen Relevanzen bestimmt ist, bietet es sich an, die textimmanenten Erzählstrukturen mittels eines sequenz- und feanalytischen Verfahrens herauszupräparieren. Dies kann nur in Anlehnung an das soziologische Konzept des »narrativen Interviews« geschehen, da dessen methodische Implikationen – wie hier an anderer Stelle bereits ausgeführt wurde – nicht gänzlich geteilt werden.⁴⁵ Trotz der bereits erörterten Bedenken spricht dies nicht generell gegen eine Sequenzanalyse, die gerade innerhalb geschlossener Erzählungen einen systematischen Zugang zur Textauswertung ermöglicht.

Im vorherigen Kapitel ist bereits deutlich geworden, daß sich die Erzählung von Pierre Claude in einzelne narrative Sequenzen unterteilen läßt. Selbst wenn sich zeigen wird, daß zwischen erzählenden und beispielsweise argumentierenden Interviewteilen gar nicht so eindeutig unterschieden werden kann, wie der Ansatz von Fritz Schütze suggeriert, so sind diese narrativ geformten Passagen für das Interview mit Pierre Claude charakteristisch. Der Zeitzeuge möchte sie als exemplarische Beispiele für das solidarische Verhalten unter den Häftlingen verstanden wissen. Seine Argumentation baut der Befragte in der Erzählung gerade auf diesen Einzelepisoden auf, um letztlich den Beweis zu führen, daß von einer vollständigen Zerstörung mitmenschlichen Zusammenlebens nicht gesprochen werden kann. Daher wirken diese Episoden als immer neue Varianten der doch letztlich immer gleichen Aussage. Wie aber sieht sich Pierre Claude selbst in diesem System von Terror und Gewalt? Welche Verhaltensweisen schreibt er sich selbst zu, wenn er mit demütigenden und ohnmächtigen Situationen konfrontiert ist?

Die erste Szene, die sich im Interview auf eigene Ohnmachtserfahrungen bezieht, klammert Pierre Claude aus.⁴⁶ Seine Kindheit und Jugend sowie alle Personen, die mit diesen Lebensphasen zusammenhängen, wirken in seiner Erzählung wie ausgelöscht. Vielmehr verortet sich der Zeitzeuge ideologisch, indem er seine politische

45 Vgl. S. 60ff.

46 Wenn man sich nicht auf die narrativen Teile der Erzählung konzentriert, dann ist die erste Szene,

Sozialisation erläutert und sie als stabilisierende und persönlichkeitsfördernde Kraft betont. »Zuerst möchte ich Ihnen sagen, daß ich einen sozialistischen Hintergrund habe.«⁴⁷ Das ins Auge springende aktive und selbstbewußte Moment in der Erzählung von Pierre Claude erfährt damit gleich zu Beginn eine direkte Verknüpfung zur politischen Heimat des Zeitzeugen. »Ich verfolgte die Ereignisse als Aktivist.«⁴⁸ Seiner sozialistischen Grundüberzeugung haften emanzipatorische und identitätsstiftende Züge an, die er für sich selbst als zentral beschreibt.

Mit seiner Verhaftung 1944 und seiner Folterung in Montluc gerät Pierre Claude in eine von extremer Ohnmacht geprägten Situation. Wohl auch deswegen klammert er diesen Teil seiner Biographie bewußt aus.⁴⁹ Seine Erfahrung, der Folter absolut wehrlos ausgeliefert gewesen und damit zugleich zutiefst gedemütigt und entwürdigt worden zu sein, soll nicht in die Erzählung integriert werden.

Neben dieser »Vermeidungsstrategie«, die sich auch noch an anderen Passagen aufzeigen ließe, läßt der Text aber noch einen anderen Umgang erkennen. Als Pierre Claude gemeinsam mit anderen französischen Häftlingen in das KZ Neuengamme eingewiesen wird, beschreibt er zunächst die Verwirrung, die die Ankommenden beim Anblick der Zustände im Lager einholt. Die Ankunft im Lager stellt eine Erfahrung dar, die mit extremer Verunsicherung einhergeht, also in gewisser Weise hilflos macht. »Uns ergriff ein erstickendes Gefühl. Wir verstanden das nicht. Ich muß sagen, daß ich vielleicht ein bißchen besser verstand als meine Kameraden, weil ich als Antifaschist die Brutalität des Nazisystems schon früher verstanden hatte.«⁵⁰

Mit dieser Aussage setzt Pierre Claude seine Erzähllinie fort, durch die er sein Verhalten in extremen Ohnmachtssituationen mit seiner politischen Identität in Zusammenhang bringt. Mit seinem sozialistischen Hintergrund sieht er sich selbst den Gegebenheiten im Konzentrationslager nicht so stark ausgeliefert, wie seine Mithäftlinge es zu sein scheinen. Auch als er von der »Begrüßung« durch den Lagerkommandanten berichtet, setzt er der Entmenschlichung etwas entgegen. »Der zweite Eindruck, das war der SS-Mann, der Kommandant des Lagers Neuengamme, eine Hand in die Hüfte gestützt, sagte er zu uns: ›Ihr seid keine Menschen mehr!‹ So. Und ich flüsterte meinen Kameraden zu: ›Sie sind keine Menschen mehr!‹ [...] Denn wir, wir sind Menschen geblieben, trotz der, der Demütigung und der schrecklichen Dinge, die wir erleiden mußten, weil man uns erniedrigen und entmenschlichen wollte.«⁵¹

Politischer Widerstand im Konzentrationslager beinhaltet für Pierre Claude, menschlich geblieben zu sein. »Die drei oder vier Quellen des Humanismus haben

in der sich Pierre Claude mit einer im gewissem Sinne ohnmächtigen Situation konfrontiert sieht, eigentlich die, als es um die Frage der Übersetzung im Interview geht. Der Zeitzeuge weicht an dieser Stelle aus, indem er selbst die Gesprächsführung in die Hand nimmt und deutlich macht, daß er unabhängig von anderen seine Erzählung gestalten möchte. Also bereits auf dieser Kontaktebene offenbart sich eine Verhaltensstrategie, durch die sich der Befragte selbst in die Lage versetzt, autonom und selbstbestimmt handeln zu können.

47 Interviewtranskript, S. 30.

48 Ebd., S. 31.

49 Vgl. ebd., S. 32.

50 Ebd., S. 33.

51 Ebd., S. 33f.

sich vereint, um unter sich – die Seelen zu retten.«⁵² Das persönliche Überleben ist daher für ihn nicht nur eine Frage der physischen Weiterexistenz, sondern eine Frage, seinen eigenen Wertvorstellungen treu geblieben zu sein. Die »Seelen« der anderen, die nicht einen »höheren Grund« haben,⁵³ also für keine ideologische oder religiöse Überzeugung einstanden, sieht er als verloren an. Sie sind in seinen Augen »keine wahren Kameraden«.⁵⁴

Die Auffassung, nur wer den Verfolgern moralisch etwas entgegenzuhalten hatte, konnte überleben, ist gerade unter politisch Verfolgten nicht außergewöhnlich. Allerdings meint Überleben in diesem Kontext auch, seine eigene Identität zu bewahren und damit ein Kontinuitätsempfinden aufrechterhalten zu können. Die moralische Gegenkraft, die Pierre Claude als widerständig kennzeichnet, konkretisiert er anhand zahlreicher Einzelepisoden, von denen ich an dieser Stelle zwei herausgreifen möchte.

Nachdem die Häftlinge des Krankenreviers Stöcken nunmehr zu Fuß nach Gardelegen weitermarschieren müssen, führt Pierre Claude – so erinnert er es – mit seinem Mithäftling ein Gespräch, das er im Interview wiedergibt:

»Also ich erinnere mich: Ich falle hin, er hebt mich auf, wir fallen weiter zurück, und auch er war schwach, und um uns herum waren die anderen Kameraden, und dann schauen wir hinter uns, und dort sahen wir, daß wir dem SS-Mann, der nach allen Seiten schoß, schon ganz nahegekommen waren. Und dann waren wir ja im Wald, auch das darf man nicht vergessen, mit Bäumen auf beiden Seiten. Und da sagte Guémard zu mir: ›Siehst du, das war's dann wohl. Wir können nicht mehr weiter, du kannst nicht mehr weiter und ich auch nicht.‹ Und da sagte ich zu ihm: ›Paß auf. Das lassen wir nicht so einfach mit uns geschehen. Wir werden ›Vive la France!‹ rufen, so werden wir wenigstens noch einmal etwas getan haben, was dem Widerstand gegen die Nazis dient.‹ Und ich habe ihm sehr wohl gesagt: ›Und nicht gegen die Deutschen.‹ Und da, da hat er zu mir gesagt: ›Doch! ich, ich bin gegen die Deutschen.‹ [...] Und ich, ich sagte zu ihm: ›Nein, Guémard, du weißt nichts über die Geschichte.‹ – Das, allein der Wille, ihm das zu zeigen, das hat mich seelisch wieder aufgerichtet, ich fand neue Kraft, und es war mir möglich, ihm einen antirassistischen Vortrag zu halten, ich habe von Goethe, von Schiller, von Beethoven, von Heinrich Heine und von Mendelssohn gesprochen und davon, daß man Hitler verfluchen müsse usw. usw. [...] Allein diese Idee, diese Reaktion, das hat mir einen solchen Auftrieb gegeben, ich weiß nicht, das war fast wie ein Wunder: Ich kam wieder schneller voran.«⁵⁵

Unmittelbar nach dieser Begebenheit sei ihnen dann die Flucht gelungen, erinnert sich Pierre Claude. In seiner Darstellung ist er die treibende Kraft, die zur Flucht drängt. »Ich nahm Guémard, und wir versteckten uns.«⁵⁶

Die geschilderte Szene wirkt in gewisser Weise übermenschlich. Die beiden Häft-

52 Ebd., S. 35.

53 Ebd., S. 34.

54 Ebd., S. 37.

55 Ebd., S. 85.

56 Ebd.

linge befinden sich in einer aussichtslosen Situation, denn sie sind mit ihrer Kraft am Ende, von Hunger und Krankheit völlig ausgezehrt und sehen ihren Tod auf sich zukommen. Es scheint daher kaum vorstellbar, daß in dieser Lebensbedrohung überhaupt noch ein derartiges Gespräch möglich ist. Es kann nicht entschieden werden, ob diese Erzählung der historischen Wirklichkeit entspricht. Vielmehr liegt die Bedeutung der Erzählung auf ganz anderer Ebene. Die Tatsache, daß ihm und dem Mithäftling die Flucht gelingt, bedarf retrospektiv einer Erklärung, zumal das Ende dieses Fußmarsches heute bekannt ist. Das Massaker von Gardelegen steht für den brutalen und umfassenden Vernichtungswillen der Täter, dem kaum jemand entronnen ist. Angesichts der zahllosen Opfer kann Pierre Claude seine Rettung nicht allein dem Zufall zuschreiben, daher versucht er, sich selbst und anderen zu erklären, wie er überleben konnte.

Die Konstruktion, mit der diese Flucht erläutert wird, gehört daher zu den zentralen Passagen im Interview, an denen sich der individuelle Umgang des Interviewten mit seiner Geschichte erkennen läßt. Rückblickend sieht Pierre Claude seine politische Überzeugung als den wesentlichen Grund seines eigenen Überlebens an. In der konkreten Situation schlägt sich diese Auffassung in dem Bild nieder, durch den »antirassistischen Vortrag«, den er seinem Mithäftling hält, selbst wieder Kraft gewonnen zu haben. Damit drückt der Zeitzeuge gleichzeitig aus, daß es den Verfolgern trotz Terror und Demütigung nicht gelungen sei, seine politische Überzeugung zu brechen. Im Gegensatz zu dem Mithäftling, dem Pierre Claude eine Gegenposition zuschreibt, hält er selbst daran fest, nicht »gegen die Deutschen«, sondern gegen den Faschismus an sich zu kämpfen. Er bleibt damit sich selbst und seinen Idealen treu, er wirkt selbst angesichts des eigenen Todes moralisch gefestigt.

Der biographische Gesamtkontext weist auf die tieferliegende Bedeutung dieser Konstruktion hin. Pierre Claude sieht sich zeitlebens als Sozialist, dessen politisches Engagement nicht nur einen Lebensbereich neben anderen darstellt, sondern seine gesamte Identität prägt. Nicht zufällig beginnt die Erzählung mit den frühen Erfahrungen in der sozialistischen Jugendorganisation, während ein familiärer Hintergrund fehlt. Damit zeichnet der Befragte eine Kontinuitätslinie, die selbst durch die Verfolgung und Konzentrationslagerhaft nicht erschüttert wird, sondern bis heute lebensbestimmend geblieben ist. Daraus schöpft sich ein Selbstbewußtsein, das den Lebensrückblick weitgehend beeinflusst.

Dieses selbstbewußte Moment zeigt sich besonders in der Szene, als Pierre Claude und sein Mithäftling nach ihrer Flucht auf einem Bauernhof Unterschlupf suchen.

»Und ich öffnete die Tür. Und ich hörte den Aufschrei einer Frau, sie war etwa 50 Jahre alt und stand dort mit ihrer ganz in Schwarz gekleideten Tochter, und sie schrie, und da sagte ich zu ihr: ›Nein nein, Fräulein, ich bin kriegsgefangen‹ – ich bin Kriegsgefangener, nicht wahr – vor allen Dingen nicht ›Häftling‹, ich bin Kriegsgefangener, und wir sind da und da weggelaufen usw.; nein nein nein, wir tun Ihnen nichts, usw. usw. – ›Aha.‹ Das war – die erste Schwelle hatten wir überschritten, Gué-
mard war ganz verblüfft, nicht wahr. Und ich sagte zu ihr: ›Madame, wir sind Franzosen, ich bin ein Offizier der französischen Armee, mein Kamerad hier ist Unterof-

fizier« – das stimmte übrigens –, »und bald wird der Krieg vorbei sein, Sie müssen uns helfen, und wir werden sagen, daß Sie uns geholfen haben.« Usw. »Aber«, sagte sie, »das geht nicht, SS, überall hier in der Gegend« – in der ganzen Gegend suchte die SS nach Entlaufenen wie uns. Und die Leute hatten Angst. Und das verstand ich auch. Und da sagte ich – ich habe ihr ein Argument vorgetragen: »Ich bin ein französischer Offizier. Morgen wird hier ein französischer – oder ein englischer oder ein russischer Offizier – das Sagen haben. Also befehle ich Ihnen, uns zu empfangen und uns zu führen.« Schließlich blickte sie ihre Tochter an, und es waren keine Männer dort. Es waren keine Männer dort. Ja. Der, der Alte war schon früher weggegangen, ich glaube, wir hatten ihn gesehen – also ein alter Mann von etwa 60 Jahren, er war früher weggegangen, auf das Feld, um auf dem Feld zu arbeiten, und dort waren nur die beiden Frauen, das war alles. Und ich sagte – wir bitten, das Erste, worum wir bitten, sei warmes Wasser, um uns zu waschen. Sie war ein bißchen erstaunt, aber einer war noch erstaunter, und zwar Guémard, der sagte: »Nein, wieso, du mußt um, um Fressalien bitten, um etwas zu essen.« Ich sagte: »Nein. Nein. Zuerst die Würde.« Und tatsächlich brachte sie eine Wanne, die wir sehr schnell (?). Zum ersten Mal seit Monaten säuberte ich mich, ich wusch mich mit Seife, und Frauen waren alle beide sehr wachsam. Am Anfang hatten sie Angst. Aber mit dem bißchen Deutsch, das ich sprach, ist es mir gelungen, mich so auf französische Art verständlich zu machen, wobei ich aber Befehle erteilte. Ich meine damit, also, wobei ich Befehle erteilte. Ich sagte: »Also Sie... . Und danach geben Sie uns dann ein paar Scheiben Brot, mit Wurst, und dann, und dann Milch, usw.« Und das hat uns wieder aufgerichtet. Und dann habe ich ihr – sie sagte zu mir: »Aber jetzt, Monsieur, jetzt müssen Sie gehen.« Ich sagte zu ihr: »Nein nein. Sie werden uns verstecken, usw.« Da zögerte sie, aber schließlich erreichte ich, daß sie uns versteckte.«⁵⁷

Durch den dialoghaften Charakter der Erzählung gelingt es dem Zeitzeugen, die Szene äußerst plastisch darzustellen. Der Leser meint das Gespräch mit den beiden Frauen unmittelbar mitzuerleben und identifiziert sich mit dem selbstbewußten Auftreten des Erzählers. Dabei wird deutlich, daß sich Pierre Claude gegenüber den Frauen zwar als Kriegsgefangener ausgibt, diese Tarnung aber anhand der Kleidung und der charakteristischen Haarrasur leicht zu durchschauen ist, gleichzeitig steckt darin aber auch ein gewisses Selbstverständnis. Pierre Claude fühlt sich in gewisser Weise auch als Kriegsgefangener, denn schließlich wurde er wegen seines Kampfes gegen die deutsche Besatzung verhaftet. Seine politische Überzeugung steht damit auch in dieser Erzählung im Mittelpunkt. Seine Vorgehensweise, nicht um Nahrungsmittel und Unterschlupf zu bitten, sondern eine solche Unterstützung einzufordern, spricht für sich. Er sieht sich dieser Situation, in der er zweifellos auf Hilfe angewiesen ist, nicht machtlos ausgeliefert, sondern begegnet den beiden Frauen mit beeindruckendem Selbstbewußtsein. Kontrastiert wird dieses Selbstbild noch durch das Verhalten des Mithäftlings, den Pierre Claude als wenig handlungskompetent beschreibt, da er sich seinem Haß gegenüber den Deutschen vollkommen hingegen

57 Ebd., S. 89f.

habe. Im Gegensatz zu ihm wirkt Pierre Claude souverän, autonom und überlegen. »Ich glaube, ich bin der einzige, der solche Gespräche geführt hat.«⁵⁸

Auch dieser Geschichte haftet etwas Übermenschliches an. Die Bewahrung der eigenen Identität kulminiert in dem Bedürfnis, sich zunächst zu waschen und erst anschließend den Hunger zu stillen. »Zuerst die Würde.« Mit dieser Konstruktion schließt Pierre Claude den Überlebenskampf, dem er und sein Mithäftling insbesondere während des Todesmarsches und der anschließenden Flucht ausgeliefert sind, in gewisser Weise aus seiner Erzählung aus. Seine Ausblendung dient dazu aufzuzeigen, daß er mit »Würde« überlebt habe und es den »Nazis« nicht gelungen sei, ihn zum Un-Menschen, also letztlich zu dem zu machen, wofür Pierre Claude seine Verfolger selbst hält. »Sie sind keine Menschen mehr!«⁵⁹

Am Ende des Interviews faßt der Zeitzeuge seine Perspektive auf die eigene Verfolgungserfahrung nochmals zusammen. »Es war der Geist des Widerstands gegenüber der Entwürdigung und der Zerstörung des Menschlichen in uns, der uns relativ gut am Leben erhalten hat.«⁶⁰ Mit seiner Formulierung greift Pierre Claude an dieser Stelle, abweichend zum sonstigen Gestus der Erzählung, auf ein verallgemeinerndes »wir« zurück, hinter dem seine persönliche Geschichte versteckt bleibt. Der »Geist des Widerstandes« habe ihn und andere »relativ gut« am Leben erhalten. Seine Einschränkung an dieser Stelle bricht sich in gewisser Weise mit seiner sonstigen Darstellung, in der er von dem Konstrukt, er habe aufgrund seiner politischen Überzeugung und der solidarischen Unterstützung einzelner anderer Häftlinge mit »Würde« überlebt, niemals abweicht. An keiner Stelle im Interview zeigt Pierre Claude Hilflosigkeit, Abhängigkeit oder Angst, in keiner Situation hat er gegen seine moralischen Werte gehandelt. Damit hält der Zeitzeuge bedrohliche Aspekte aus dem Interview heraus, was nicht weiter überraschen kann, denn schließlich kündigt Pierre Claude bereits im Vorfeld an, »daß da keine emotionalen Faktoren hineinspielen« sollen.⁶¹ Für ihn heißt diese Einschränkung auch, »daß es besser ist, wenn ich Ihnen nicht alles erzähle, was ich im Hinblick auf Neuengamme erlebt habe.«⁶² Nicht über den »Horror« in den Lagern sprechen zu wollen, begründet er zwar intellektuell, doch die Interpretation seiner Erzählung zeigt, daß Pierre Claude mit »Horror« eigentlich seine persönlichen Verletzungen meint, über die er nicht reden will. Diese Ausblendung dient dazu, das Selbstbild eines zeitlebens überzeugten Sozialisten und Antifaschisten aufrechterhalten zu können. Erst dieses Konstrukt ermöglicht eine Verbindung zwischen dem Leben vor der Verfolgung und dem nach 1945. Dahinter läßt sich das Bedürfnis erkennen, das eigene Leben als bruchlos, widerspruchsfrei und konsistent zu erfahren. Gleichzeitig bleibt dieser Identitätswurf auf die Erinnerung an die eigenen Verfolgungserfahrungen natürlich nicht ohne Einfluß. Das eigene Überleben bedarf, gerade angesichts des Massakers von Gardelegen, einer Sinnkonstruktion. Pierre Claude gelingt es offenbar, sein Selbstbild trotz die-

58 Ebd., S. 94.

59 Ebd., S. 33.

60 Ebd., S. 113.

61 Ebd., S. 5.

62 Ebd., S. 4.

ser massiven Infragestellungen aufrechtzuerhalten. Seine Erfahrung, aus eigener Initiative einer Situation, die seinen sicheren Tod bedeutet hätte, entkommen zu sein, fügt sich nahtlos in das Bild ein, sich selbst als autonom handelnde und selbstbewußte Person zu erleben. Rückblickend kann Pierre Claude somit eine Kontinuitätslinie nachzeichnen, die für ihn (über)lebenswichtig ist, die jedoch reale Fremdbestimmungen als solche kaum wahrzunehmen vermag. Die Aufforderung des Zeitzeugen, ich möge als Historikerin die Erinnerungen der Überlebenden kritisch hinterfragen, kann im übertragenen Sinne auch als Aufforderung zur Dekonstruktion verstanden werden. Damit gibt Pierre Claude indirekt zu verstehen, daß seine professionell wirkende Erzählgestaltung brüchiger ist, als sie im Interview wirkt. Da er aber im Gespräch nur eine scheinbare Kommunikation herstellt, denn schließlich weiß er um das sprachliche Verständigungsproblem, delegiert er diese Aufgabe an andere und hält sie aus der biographischen Kommunikation heraus. Die Befürchtung, der konstruierte Selbstentwurf könne sich im Kontakt mit anderen als nicht tragfähig erweisen, dokumentiert ein Schutzbedürfnis, von dem diese biographische Erzählung nachhaltig bestimmt ist.

Die Interpretation geschlossener Erzählungen

Aufgrund der besonderen Sprechsituation im Interview mit Pierre Claude stellt sein Bericht, abweichend von anderen Gesprächen mit KZ-Überlebenden, eine geschlossene Erzählung dar, die nicht von Fragen, Einwüfen oder Anmerkungen der Interviewerin unterbrochen wird. Damit entspricht der Text formal den Anforderungen, wie sie Fritz Schütze für das Konzept des »narrativen Interviews« formuliert.⁶³ Allerdings legt der Autor noch weitergehende Bedingungen fest, wenn er ausführt, »daß der Informant akzeptiert, sich dem narrativen Strom des Nacherlebens seiner Erfahrungen zu überlassen, und daß er keine kalkulierte, vorbereitete bzw. zu Legitimationszwecken bereits oftmals präsentierte Geschichte zur Erzählfolie nimmt.« Schütze greift auf diese Voraussetzung zurück, da nur unter diesen Bedingungen von einer »gelungenen Stegreiferzählung« auszugehen sei, in der »der lebensgeschichtliche Erzählstrom in erster Linie ›analog‹ durch Homologien des aktuellen Erzählstroms mit dem Strom der ehemaligen Erfahrungen im Lebenslauf« wiedergegeben wird.⁶⁴

Von einer solchen strukturelle Übereinstimmung kann nach Schütze nur dann ausgegangen werden, wenn die genannten Erzählvoraussetzungen erfüllt sind. Es bleibt jedoch fraglich, was unter einer »kalkulierten«, »vorbereiteten« und »zu Legitimationszwecken bereits oftmals präsentierten Geschichte« verstanden werden muß. Vermutlich entspricht das Interview mit Pierre Claude diesen Bedingungen nicht, denn schließlich hat der Zeitzeuge, wie er selbst im Interview erwähnt, bereits vor historischen Kommissionen, in Gerichtsverfahren und Fernsehinterviews über seine Verfolgungserfahrungen gesprochen.

63 Vgl. für das Folgende S. 60ff.

64 Schütze, *Kognitive Figuren* (1984), S. 78.

Sicherlich wirkt es sich auf die Erzählung, und in diesem Punkt ist Schütze zuzustimmen, nachhaltig aus, wenn der Befragte bereits mehrfach interviewt worden ist. Gleichzeitig bedeutet eine Unerfahrenheit auf diesem Gebiet aber nicht zwangsläufig, daß dem Interviewenden ein Originalentwurf präsentiert wird, in dem sich der »lebensgeschichtliche Erfahrungsstrom« abbildet. Jeder Mensch setzt sich zeitlebens mit seiner eigenen Biographie auseinander, sei es im Dialog mit anderen oder mit sich selbst. Es steht somit außer Zweifel, daß immer schon »vorbereitete« und »kalkulierte« Einzelgeschichten existieren, die sowohl durch kulturspezifische Erzählmuster als auch durch nachträgliche Umarbeitungsprozesse geformt sind. Wir haben es also zumindest partiell immer mit ritualisierten Erzählungen zu tun, mit der jeder einzelne der sozialen Anforderung begegnet, über eine konsistente und sinnvoll geordnete Biographie zu verfügen und sich damit immer schon in einem gewissen Legitimationszwang befindet. Indem Schütze diese ohnehin existierenden Überformungen auszuschalten versucht, schließt er ihre Untersuchung aus seiner Analyse weitgehend aus. Damit wird dem Konstruktionscharakter lebensgeschichtlicher Erzählungen nicht die notwendige Bedeutung zugemessen, wie sie für deren Auswertung als grundlegend erachtet werden muß.

Wenn somit die von Schütze festgelegten Voraussetzungen für eine »gelungene Stegreiferzählung« generell zweifelhaft sind, dann unterscheidet sich die Erzählung von Pierre Claude zwar graduell, aber nicht substantiell von anderen narrativen Interviews. Die Auswertung hat zudem gezeigt, daß es für die Deutung des Lebensrückblicks fundamental ist, die nicht-narrativen Teile in die Analyse einzubeziehen. Gerade in dem Gespräch mit Pierre Claude erweist es sich als richtungsweisend, wenn die Anfangsszene, die überwiegend beschreibend und argumentativ geformt ist, wichtige Hinweise bereitstellt, um sich der individuellen Erzählperspektive des Befragten anzunähern. Pierre Claude legt zu Beginn des Interviews detailliert offen, nach welchen subjektiven Relevanzen er seinen Bericht ausformen wird. Eine Ausgrenzung dieser Interviewpassage erschwert nicht nur die Interpretation, sondern ignoriert auch den Gegenwartsbezug der Erzählung. Der Zeitzeuge arrangiert in der Gesprächssituation ein Setting, das seinen Vorstellungen entspricht. Indem er von sich aus seinen Kontakt zur Interviewerin und Übersetzerin definiert, gerinnt die Gesprächssituation zur Inszenierung.

Sowohl in den »narrativen Interviews« als auch in anderen Gesprächsformen werden also immer bestimmte Vorgaben eingebracht. Es erweist sich daher als sinnvoller, diese Faktoren in die Analyse einzubeziehen und kritisch zu reflektieren, zumal sie sich methodisch auch gar nicht eliminieren lassen, wie Schütze glauben machen möchte. Gleichzeitig ermöglicht diese komplexere Vorgehensweise, die aus der Gegenwart erwachsene Erzählperspektive auf das Geschehene als Konstruktion einzufangen. Erfahrungsaufschichtung, nachträgliche Umarbeitungsprozesse und aktuelle Selbstentwürfe prägen die Selbstpräsentation nachhaltig und sind daher für die Auswertung von zentraler Bedeutung. Schütze und mit ihm Rosenthal folgern daraus, daß mittels sequenz- und feanalytischer Verfahren sowohl die erlebte als auch die erzählte Lebensgeschichte aus dem Text herauszupräparieren sei.⁶⁵ Diese text-

65 Vgl. Rosenthal, *Gestalt und Struktur* (1995), S. 215.

immanente Trennung ist hier bereits an anderer Stelle theoretisch in Zweifel gezogen worden.⁶⁶ Wenn man unter erlebter Geschichte nicht nur grobe Daten versteht, die zudem quellenkritisch einzuordnen sind, sondern damit das individuelle Erleben von Geschichte meint, dann bewegt sich die Interpretation von Lebensrückblicken zugleich immer auf der Wahrnehmungs- und damit bereits auf einer Deutungsebene. Die Sinn- und Bedeutungskonstruktion des Befragten läßt sich daher textimmanent nicht von seinem Erleben trennen, sondern Erinnerung und Deutung verschmelzen zu dem, was uns in den Interviewtexten als Erzählung begegnet. An der Selbstpräsentation von Pierre Claude läßt sich diese Synthese beispielhaft veranschaulichen. Faßte man seine Flucht während des Todesmarsches im Kreis Gardelegen als erlebte Geschichte auf, dann ließe man sich bereits auf dieser Ebene möglicherweise auf seine Deutung ein, denn außer der Tatsache, daß Pierre Claude das Massaker von Gardelegen überlebt hat, kann die Auswertung streng genommen nicht definitiv nachweisen, daß er gemeinsam mit einem Mithäftling geflohen ist. Im Grunde wissen wir nicht einmal, ob er sich überhaupt im Kreis Gardelegen befunden hat, denn es sind dazu keinerlei andere Quellen überliefert. Um diese Information zweifelsfrei abzusichern, wäre eine so weitläufige Recherche notwendig, die den Rahmen einer Textauswertung bei weitem sprengen und möglicherweise nicht einmal zu einem befriedigenden Ergebnis führen würde. Schütze und Rosenthal sind aber darauf angewiesen, wenn sie an der Trennung zwischen erlebter und erzählter Geschichte festhalten wollen, ausschließlich mit gesicherten Fakten umzugehen.⁶⁷

Das Problem potenziert sich zudem, wenn man unter erlebter Geschichte nicht nur Daten, sondern das individuelle Erleben einzelner Ereignisse versteht. Neben selektiven Wahrnehmungsprozessen verändern sowohl nachträgliche Umarbeitungsprozesse als auch aktuelle Selbstbilder die Darstellung des Ereignisses. Diese Transformation wirkt sich nicht nur quantitativ, sondern eben auch strukturell aus. Die Erzählung von Pierre Claude beispielsweise ist von seinem aktuellen Selbstbild, sich zeitlebens als autonom handelnde und selbstbewußte Person zu empfinden, weitgehend bestimmt. Das Bedürfnis, sein bisheriges Leben als kohärentes Ganzes zu entwerfen, zwingt ihn gewissermaßen sogar dazu, sich selbst in ohnmächtigen Situationen während der Verfolgung als handlungskompetent und selbstbestimmt auszuweisen. Inwieweit sich die historische Realität in dieser Konstruktion abbildet, kann letztlich gar nicht entschieden werden. Wir kennen im Grunde nicht die »Geschichte« an sich, sondern allein die Erzählung des Zeitzeugen. Um nicht Gefahr zu laufen, die subjektive Konstruktion zu reproduzieren, muß das Erleben von Geschichte immer als Bedeutungskonstruktion interpretiert werden.

Gabriele Rosenthal greift in ihren Untersuchungen darüber hinaus auf Textanalyseverfahren der sogenannten objektiven Hermeneutik zurück und bindet diesen Ansatz in ihr sequenzanalytisches Vorgehen ein. Ihre leitende Fragestellung bezieht sich dabei auf die im Text dokumentierten Handlungsstrukturen der Befragten. Ge-

66 Vgl. S. 64X.

67 Vgl. hierzu auch die Analyse des Interviews mit Hans Wassermann, S. 177ff.

dankenexperimentell, sollen potentielle Handlungsspielräume ausgeleuchtet werden, um diese dann mit dem Fortgang des Geschehens zu konfrontieren. Daran lasse sich dann die individuelle Fallstruktur herausarbeiten.⁶⁸ Die Auswertung des Interviews mit Pierre Claude hat hingegen gezeigt, daß zum einen nicht nur von einer einzigen Handlungsstruktur auszugehen ist, zumindest wenn man darunter keine nichtssagenden Verallgemeinerungen versteht. Zum anderen stellt sich auch an dieser Stelle das Problem, inwiefern sich mittels textimmanenter Sequenzverfahren überhaupt reale Handlungsstrukturen untersuchen lassen oder sich die Analyse nicht vielmehr wiederum auf konstruktiver Ebene bewegt. Zumindest für das untersuchte Interview mit Pierre Claude läßt sich kaum entscheiden, ob der Zeitzeuge in den von ihm beschriebenen Situationen tatsächlich so gehandelt hat, wie er heute meint. Gerade in den Sequenzen, wo keinerlei andere Quellen auf die soziale Realität verweisen, bleibt es problematisch, von der erzählten Geschichte ohne weiteres auf die erlebte Geschichte rückzuschließen.

Trotz dieser Kritik am Konzept des »narrativen Interviews« erweist sich die Sequenzanalyse als konstruktives Untersuchungsverfahren. Sie ermöglicht eine systematische Texterschließung, durch die wesentliche strukturelle Merkmale der zu untersuchenden Erzählung herausgearbeitet werden können. Für das Interview mit Pierre Claude erschließt sich darüber die individuelle Gestaltgebung, da die einzelnen Episoden sich bald als Varianten des immer gleichen Themas herausstellen. Damit verweist die Sequenzanalyse darauf, daß es sich bei dem Interview mit Pierre Claude weniger um eine erzählte Lebensgeschichte handelt, sondern vielmehr um eine subjektive Rede, in der die systematisch intendierte Entwürdigung der Häftlinge in den Konzentrationslagern und deren individuellen und kollektiven Verhaltensweisen im Mittelpunkt stehen. Wenn damit zentrale Elemente der Erzählperspektive offengelegt werden können, so bleibt die Schwierigkeit weitgehend bestehen, letztlich nur die Ergebnisse einer solchen Textkritik darlegen zu können.

68 Vgl. Rosenthal, *Kriegsgeneration* (1987), S. 143-148.

7. Verfolgung und Gegenrationalität

Hauptsache Überleben.

Ein Interview mit Ruth Bednarski

Lebensgeschichtliche Interviews werden in der bisherigen Forschungspraxis selten unter diskursanalytischen Gesichtspunkten betrachtet. Das Gespräch mit Ruth Bednarski dient daher dazu, die verschiedenen Möglichkeiten eines solchen Zugangs aufzuzeigen, und sie mit sprachanalytischen Verfahren in Beziehung zu setzen. Zudem ermöglicht die Diskursanalyse, den Zusammenhang von individuellen und kollektiven Deutungsmustern methodisch einzufangen.¹

»Ich bin neunzehnhundert, im März 1920 in Berlin geboren, und dort bin ich bis 1934 aufgewachsen. Und zur Schule gegangen. 1934 bin ich aus der Schule, aus dem Gymnasium eh, relegiert worden, weil ich Jüdin war. Und der neue Direktor mochte keine Juden. Da haben mich meine Eltern nach eh, zu meinem Onkel nach, in die Tschechoslowakei geschickt. Ins Sudetenland eigentlich. Da wohnte er mit seiner Familie.«²

Ruth Bednarski beginnt das Interview mit einer kurzen Vorstellung ihrer Person. Am 9. März 1920 wird sie als älteste Tochter einer jüdischen Familie in Berlin geboren. Ruth wächst mit einer vier Jahre jüngeren Schwester auf, die wie sie nicht streng religiös, aber in den Traditionen des jüdischen Glaubens erzogen wird. Zwischen 1926 und 1930 besucht sie die 47. Volksschule in der Stallschreiberstraße und wird anschließend auf das staatliche Viktoria-Oberlyzeum in der Prinzenstraße umgeschult.³ Die Familie lebt in unmittelbarer Nähe der Schule in Berlin-Kreuzberg, wo 1933 lediglich 1,8% der 160.000 Berliner Juden wohnen.⁴ »Meine Gegend war überhaupt nicht sehr jüdisch. Die Umgebung im Süden Berlins.«⁵

1 Vgl. S. 76ff.

2 Der Name der Zeitzeugin wurde geändert. Interview mit Ruth Bednarski am 29. Oktober 1993 in Israel, in: AGN, OH (im folgenden: Interviewtranskript), S. 1.

3 Das Städtische Viktoria-Oberlyzeum in Berlin befindet sich in der Prinzenstraße 51, in unmittelbarer Nähe zum damaligen Wohnort der Familie Bednarski. Dem Schuljahresbericht für das Schuljahr 1933/34 ist zu entnehmen, daß aufgrund des »Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums« vom 7.4.1933 acht »nichtarische« Lehrkräfte »beurlaubt« werden sowie insgesamt 68 Schülerinnen, unter ihnen zahlreiche »Nichtarier«, die Schule verlassen. Vgl. Schriftliche Auskunft des Berliner Instituts für Lehrerfort- und -weiterbildung und Schulentwicklung vom 1.10.1995. Zum Viktoria-Oberlyzeum vgl. auch die Verwaltungsakten im Landesarchiv Berlin, Büro für Höhere Schulen, STA Rep. 20-02.

4 Vgl. Anteil der jüdischen Bevölkerung in den Berliner Verwaltungsbezirken nach der Volkszählung vom 16. Juni 1933 sowie einer Zählung vom 1. August 1935, in: Rürup, Jüdische Geschichte, Bd. 2: Bilder und Dokumente (1995), S. 279.

5 Interviewtranskript, S. 4.

Bereits in der ersten Erzählsequenz erzählt Ruth Bednarski vom Beginn der Verfolgung. Die exponierte Stellung der Schulrelegation 1934 drückt ihre zentrale Bedeutung als einschneidende Lebenserfahrung aus.⁶ Das Erlebnis steht der Zeitzeugin noch wie heute vor Augen. Auf Nachfrage erzählt Ruth Bednarski ausführlicher über ihre ersten vierzehn Lebensjahre in Deutschland. Es stellt sich heraus, daß die Jahre 1933/34 für sie einen dermaßen tiefen Einschnitt bedeuten, daß sie noch heute mit Schrecken an diese Zeit zurückdenkt.

Int.: »Können Sie sich an diese Zeit in Deutschland erinnern?« – »Furchtbar. Hach. Ich hab' diese, den ersten Boykotttag derart überlebt, daß ich, ich kann das, ich kann das heute schwer... als Kind... Ich hab' das so schwer...« – Int.: »So intensiv?« – »So intensiv mitbekommen. Unten bei uns im Haus war ein großes Papiergeschäft. Also, das sind solche Erinnerungen, die mir bis heute geblieben sind. Ich wußte nie vorher, daß ein jüdischer Besitzer dies ist. Ein sehr schönes Papiergeschäft, und ich hatte sehr viel sentiment für Papier. Und immer stand ich vor dem Schaufenster. Und plötzlich haben sie ihm da die Scheiben eingeschlagen. Da standen SA-Leute. Und das war für mich ein schreckliches Erlebnis. Ein schreckliches Erlebnis. Und andere dergleichen. Und als ich dann aus der Schule und in, in der Schule war es schon wirklich schrecklich. Solche Kinder von dreizehn Jahren trugen Hakenkreuzabzeichen. Das, und es war sehr gern gesehen.« – Int.: »Es wurde also unterstützt.« – »Ja, natürlich. Und eh, Lehrer, gewisse Lehrer waren plötzlich sehr parteiisch geworden. Eine Mathematikarbeit für x und für mich mit denselben Resultaten war nicht dasselbe. Ich konnte nicht diese 1 bekommen wie der andere. Ich bekam eine 2 oder eine 3.« – Int.: »Nicht aufgrund der Leistung, sondern...« – »Nein, nein. Wie ich da protestierte, weil es mir schrecklich weh tat.«⁷

Ruth Bednarski scheint zunächst nicht die Absicht zu haben, im Interview ausführlicher über ihre Erinnerungen an Berlin zu sprechen. Da sie auf Nachfragen aber ohne Zögern eingeht, scheint ihr Schweigen zunächst dem Umstand geschuldet zu sein, daß sie möglicherweise vermutet, dieser Teil ihrer Biographie sei für unser Gespräch nur am Rande von Interesse. Als ich hingegen signalisiere, daß ich auch diese Lebenserfahrungen für relevant halte, läßt die Zeitzeugin sich darauf ein.

Bereits in den ersten Minuten des Interviews schildert die Befragte zentrale Ereignisse, mit denen sie den Beginn der Ausgrenzung und Diskriminierung veranschaulicht. Zum einen muß die Jugendliche bereits unmittelbar nach der Machtübernahme erleben, daß sie »plötzlich« anders behandelt wird als andere Kinder, mit denen sie gemeinsam zur Schule geht. Zum zweiten erinnert sie sich an den Boykotttag am 1. April 1933, als ein nahegelegenes Papiergeschäft von SA-Posten umstellt und beschädigt wird.⁸ Beide Passagen schildern den politischen Wandel in Deutschland aus der Perspektive einer damals Dreizehnjährigen, die in ihrem Alltag erste Auswir-

6 1933 besuchen noch 2.715 Jüdinnen die Höheren Mädchenschulen in Berlin. Ein Jahr später hat sich ihre Anzahl durch Emigration und Abschlungen bereits mehr als halbiert. Vgl. Gruner, Reichshauptstadt (1995), S. 229-255 (hier Anhang: Tabelle 2).

7 Interviewtranskript, S. 2f.

8 Vgl. Gruner, Reichshauptstadt (1995), S. 230ff.

kungen des Machtwechsels zu spüren bekommt. Die Benachteiligung in der Schule stellt dabei eine Ausgrenzungserfahrung dar, die Ruth unmittelbar betrifft. Sie kann nicht verstehen, warum ihre Lehrer nun das Recht besitzen, sie für gleiche Leistungen schlechter zu beurteilen.

Ruth wird 1933 mit einem veränderten Wertesystem konfrontiert, in dem bisherige Normen nicht mehr uneingeschränkt gültig zu sein scheinen. In ihr rebelliert es, sie fühlt sich nicht nur ungerecht behandelt, ihre Erfahrungen mit einer nun feindlichen Außenwelt widersprechen zudem ihrem bisher verinnerlichten Normensystem. »Ich bin von zuhause immer so erzogen worden, daß irgendeine Gerechtigkeit herrschen muß.«⁹ Ihre Ausgrenzung und Entwertung resultiert unabhängig von ihrem Verhalten aus einer veränderten Zuschreibung von außen. Aus der Sicht nationalsozialistischer Rassendoktrin ist Ruth nicht mehr eine überdurchschnittlich begabte und zudem sehr intelligente Schülerin, Ruth ist Jüdin. In ihrer Erinnerung bricht diese Erfahrung wie eine Katastrophe in Ruths Leben ein. Sie ist sich ihrer jüdischen Herkunft zwar bewußt, aber anscheinend hatte sie dieser Tatsache bis dahin wenig Bedeutung zugemessen. Unmittelbar nach der Machtübernahme ändert sich ihr Leben schlagartig. Sie wird aus einer Gesellschaft, symbolisiert durch die Schule als staatliche Institution, ausgegrenzt, ohne daß ihr eine Chance gegeben wird, dieser Benachteiligung entgegenzuwirken. Selbst wenn Ruth gewollt hätte, wäre es ihr nicht möglich gewesen, in die nun propagierte »Volksgemeinschaft« aufgenommen zu werden. Der lebensgeschichtliche Bruch, den diese Erfahrung darstellt, gleicht einer Entwurzelung. Die Interviewte gibt ihrer Verletzung deutlich Ausdruck, denn das habe ihr »schrecklich weh« getan. Sie muß sich infolge dieser Ausgrenzung mit ihrer jüdischen Herkunft auseinandersetzen und gerät damit bereits zu einem Zeitpunkt in Identitätskonflikte, als sich ihr Selbstbild erst zu entwickeln beginnt.

Die Zerstörung des Papiergeschäfts, mit dem sich Ruth sehr verbunden fühlt, gleicht in der Erzählung einem Angriff auf ihre Person. Das Geschäft scheint für Ruths bisherige Lebenswelt zu stehen, die massiv bedroht und letztlich zerstört wird. Die Erinnerung an dieses Ereignis ist für die Befragte derart intensiv, daß es ihr im Interview die Sprache verschlägt. In diesem Zusammenhang benutzt sie eine Formulierung, die aufschlußreich ist. Sie habe den ersten Boykotttag derart »überlebt«, daß sie dies heute kaum in Worte fassen könne. Die Interviewte meint hier eigentlich, daß sie das geschilderte Ereignis intensiv erlebt habe, indem sie aber von ihrem Überleben spricht, offenbart sich die Massivität der Bedrohung, der sie sich ausgesetzt sieht. Die Nationalsozialisten haben nicht nur dieses Papiergeschäft demoliert, sie haben eine für Ruth bis dahin »heile Welt« zerstört. Die verlorene Welt erscheint vor dem Hintergrund der Ereignisse von 1933 sorglos, denn in ihr existierte nach Ruths Wahrnehmung weder Ausgrenzung, Diskriminierung noch Gewalt. Wenn sich in diesem Bild auch der politische Machtwechsel konkretisiert, so steckt darin doch gleichzeitig auch die Zerstörung einer Kinderwelt. Im Interview merkt die Zeitzeugin an, daß sie 1933 bereits geistig sehr weit entwickelt gewesen sei, denn »besonders

9 Interviewtranskript, S. 4.

mein Vater hat dafür gesorgt, daß wir die Sachen sehen, wie sie sind«. ¹⁰ Für Ruth verbinden sich die dramatischen Ereignisse 1933/34 daher mit ihrer persönlichen Reifung, die sie aus einer kindlichen Naivität herausreißt. In diesem Zusammenhang erzählt sie im Interview von einem dritten Ereignis aus dem Jahr 1933.

»Ich kann mich sehr gut, sehr gut an den Reichstagsbrand erinnern. Mein Vater hat mich mitten in der Nacht aufgeweckt und hat gesagt: ›Der Reichstag brennt. Weißt du, was das bedeutet?‹ Und er fing an, mir zu erklären, was das, was für eine Bedeutung das haben wird. Nicht nur, daß der Reichstag brennt...« – Int.: »Das Gebäude an sich, ja.« – »Das Gebäude an sich. Weil das kann überall passieren. Aber sofort hat man Dimitroff festgenommen, und er sollte das Opfer sein, natürlich. Und eh, also das, was da drum und dran hing, das habe ich damals mitbekommen, obwohl ich wirklich jung war, dreizehn Jahre.« ¹¹

Diese Geschichte fügt sich in das vorher Erzählte ein. Ruths Vater klärt sie auf, welche Konsequenzen der Reichstagsbrand am 27. Februar 1933 für die jüdische Bevölkerung aus seiner Sicht haben werde. Die erzählte Situation hat insofern Schlüsselcharakter, als daß Ruths Vater in ihrer Erinnerung derjenige ist, der die Jugendliche über die politischen Vorgänge aufklärt und damit zugleich ihre kindliche Naivität zerstört. Da der Reichstagsbrand zeitlich das früheste Ereignis ist, das Ruth Bednarski im Interview schildert, zeigt sich an ihm der Bruch zwischen »heiler Welt« und dem Beginn der Verfolgung am deutlichsten. Unmittelbar nach der Machtübernahme im Januar 1933 endet in der Erzählung Ruths Kindheit, da sie sich nun einer feindlichen Außenwelt gegenüber sieht, der sie nicht mehr ahnungslos begegnen kann. Die pubertäre Reifung verschränkt sich mit den politischen Ereignissen 1933/34, so daß die persönliche Identitätsfindung erschüttert wird und nicht mehr unabhängig von den anti-jüdischen Zuschreibungen der dreißiger Jahre gedeutet werden kann. ¹²

Die Interviewte faßt ihr Grundgefühl aus dieser Zeit dahingehend zusammen, daß sie auf die Frage, ob sie sich an ihre Jahre in Berlin erinnern könne, schlicht mit »furchtbar« antwortet. Obwohl sich die Frage auf ihre gesamte Kindheit und Jugend in Deutschland bezieht, spricht sie allein über Ereignisse aus den Jahren 1933/34. Die Phase vorher bleibt aus der Erzählung gänzlich ausgeschlossen. Damit überlagert die beginnende Verfolgung Ruths gesamte Kindheit.

Ruth Bednarski muß mit dreizehn Jahren einen Identitätsbruch verkraften, der einerseits von ihrer Identifikation mit Deutschland bestimmt ist, andererseits ihre Ausgrenzung aus der deutschen Gesellschaft und ihre Entwertung als Jüdin bedeutet. Diese inneren Konflikte beschäftigen die Jugendliche nicht nur rational, sondern die Erzählung zeugt von den Ängsten, Enttäuschungen und Verletzungen des Mädchens, das sich in ihrem sozialen Umfeld nicht mehr zurechtfindet. Ruth Bednarski erlebt diesen massiven Umbruch schockartig. Ihre Schwester Eva berichtet über die Jahre 1933/34, daß Ruth nach dem Schulausschluß nervlich am Ende und völlig durchein-

10 Ebd.

11 Ebd., S. 5.

12 Vgl. zu altersspezifischen Aspekten der Verfolgung, S. 126f.

ander gewesen sei. Die Eltern hätten Ruth daraufhin zunächst zu einem Onkel in die Tschechoslowakei, später zu den Großeltern nach Polen geschickt, um ihrer Tochter weitere Demütigungen zu ersparen.¹³

Die Eltern, Binem Herschberg und seine Frau Etkä, geb. Neumark, sind noch vor dem Ersten Weltkrieg aus Polen nach Berlin übergesiedelt.¹⁴ Der Vater baut sich in den zwanziger Jahren als selbständiger Handwerker eine Kürschnerei auf, die Mutter ist gelernte Schneiderin. Der Betrieb, in dem 1933 zehn Angestellte arbeiten, verfügt über einen breiten Kundenstamm und kann gute Umsätze erzielen. Nach der Machtübernahme allerdings gehen die Aufträge zurück, so daß die Familie sozial absteigt.¹⁵

Der Vater ist für Ruth anscheinend die engere Bezugsperson. Von ihm erzählt die Zeitzeugin mit Bewunderung und Liebe. Er ist in ihren Augen derjenige, der ihr die Welt erklärt, der den beiden Töchtern Normen und Werte vermittelt, die Ruth für sich noch heute als richtungsweisend ansieht. »Wobei ich sagen muß, mein Vater hat uns Traditionen beigebracht. [...] Sachen, die ein Mensch wissen muß, wenn er, wenn er Jude ist. Und das hat keiner geleugnet.«¹⁶ Die Mutter hingegen bleibt im Hintergrund. Ruth erinnert sie als energisch und selbstbewußt, sie ist diejenige, die in den dreißiger Jahren zur Emigration drängt.¹⁷

»Und meine Mutti hat sich sehr bemüht, irgendwo ein Visum nach irgendwohin zu bekommen. Wir waren nicht sehr gut situiert. Es war auch eine schwere Zeit, es war große Arbeitslosigkeit. Aber wir hätten vielleicht irgendwo unterkommen können, mit Hilfe von anderen. Es ging nicht. Mein Vater wollte auch auf keinen Fall, wir konnten eventuell, mein Vater konnte eventuell herkommen, hier nach Palästina. Mit dem Versprechen, daß ich, wir eine Einreiseerlaubnis dann bekommen, wenn er schon ein Jahr oder wie lange hier ist.« – Int.: »Das heißt, sie wären eine Zeitlang getrennt gewesen.« – »Das hat mein Vater absolut nicht gewollt und nicht getan. Meine Mutter hat gesagt: ›Ich geb' mir schon ein Jahr. Ich werde mir schon helfen. [...] Ich komme schon durch mit meinen Mädchen. Aber fahr' du als erster, daß wir rauskommen.‹ Daß man rauskommt. Und mein Vater hat gesagt: ›In solchen Zeiten fährt kei-, fahr ich nicht allein. Man kann nie wissen, was denn kommen wird. Er war sehr realistisch, er konnte alles sehr gut verstehen.«¹⁸

Das Bemühen, aus Deutschland zu emigrieren, geht in der Erzählung eindeutig von der Mutter aus.¹⁹ Sie wird als entschlossene und selbstbewußte Frau geschildert.

13 Vgl. Eidesstattliche Erklärung der Schwester vom 2.3.1958, in: Entschädigungsamt Berlin (EB), Wiedergutmachungsakte Bednarski, Sign. III F 334664, Bl. B6.

14 Weder das Interview noch andere Unterlagen geben Aufschluß darüber, ob sich die Eltern bereits in Polen kannten oder erst in Berlin geheiratet haben.

15 Frau Bednarski erwähnt im Interview nicht, ob der väterliche Betrieb »arisiert« wird. Das mag damit zusammenhängen, daß sie ab 1934 nicht mehr in Berlin lebt und die Eltern 1938 ausgewiesen werden. Ein entsprechendes Rückerstattungsverfahren liegt bei den zuständigen Behörden jedenfalls nicht vor.

16 Interviewtranskript, S. 7.

17 Bis Kriegsausbruch emigrieren schätzungsweise 80.000 Juden aus Berlin. Vgl. Statistik der Reichsvereinigung vom Oktober 1939, in: Rürup, Jüdische Geschichte (1995), Bd. 2, S. 302.

18 Interviewtranskript, S. 5f.

19 Daß die Frauen diejenigen sind, die eher als die Männer zur Emigration drängen, stellt auch Pollak fest. Vgl. Pollak, Grenzen des Sagbaren (1988), S. 27.

Die Mutter ist zugleich diejenige, die sich der Situation, in der sich die Familie in den dreißiger Jahren befindet, am ehesten stellt. Sie will nur raus aus Deutschland und das möglichst schnell und möglichst weit weg. Überlegungen, zur Verwandtschaft nach Polen zu ziehen, lehnt sie zunächst ab. Sie denkt an eine Emigration ins fernere Ausland. Wenn Ruth Bednarski ihrem Vater zuspricht, daß er »sehr realistisch« gewesen sei, so steckt darin eine gewisse Idealisierung, denn der Vater wirkt in ihrer Erzählung unflexibler als die Mutter. Das mag mit seiner beruflichen Tätigkeit zu tun haben, die ihn glauben läßt, in Berlin bleiben zu können. Ruth Bednarski erzählt eine Geschichte, die dafür Hinweise liefert. Ihr Vater habe den Auftrag erhalten, für Frau Göring ein Hermelincepe zu fertigen. Die Auftraggeberin habe sehr wohl gewußt, daß ihr Vater jüdisch ist, doch anscheinend sei ihr der Luxus, ein derart kostbares Stück zu besitzen, wichtiger gewesen als ihre Überzeugung. Benim Herschberg habe diesen Auftrag mit Genugtuung ausgeführt und habe über die Eitelkeit seiner Kundin sehr gelacht.²⁰

Mit dieser Episode charakterisiert die Zeitzeugin Frau Göring als lächerlich eitel und zudem noch ideologisch inkonsequent. Sie zeigt sie in ihrer Gier nach Macht und Luxus, die sie über ihre eigene Weltanschauung hinwegsehen läßt. Die Nazis sind in dieser Geschichte die Dummen, aber leider auch die Mächtigen. Insofern liegt in dieser scherzhaft erzählten Episode auch etwas Tragisches, denn der Vater erkennt nicht, daß sich die Verfolger zwar seiner Kompetenz bedienen, aber ihm diese geschäftlichen Verbindungen langfristig keinerlei Schutz bieten werden. Er grenzt sich gegen ihre Niveaulosigkeit ab, unterschätzt damit aber zugleich die von ihnen ausgehende Gefahr.

Die Emigrationspläne scheitern unter anderem auch an seiner Weigerung, zunächst allein nach Palästina zu gehen, um seine Familie später dorthin nachzuholen. Seine Regel, die Familie solle in diesen bedrohlichen Zeiten zusammen bleiben, hält er aber selbst nicht ganz ein. Nachdem Ruth im Mai 1934 das Gymnasium verlassen muß, beschließen die Eltern, sie zunächst für kurze Zeit in die Tschechoslowakei, später zur väterlichen Verwandtschaft nach Zdunska-Wola in Polen zu schicken. Also nicht der Vater geht nach Palästina, sondern Ruth muß Berlin verlassen. Für die Jugendliche beginnt ein Alptraum. Sie kann die Trennung von ihrer Familie nicht ertragen, sie fühlt sich abgeschoben und »verblödet«, wie sie im Interview sagt, da sie die polnische Sprache weder versteht noch sprechen kann. Sprache ist für Ruth immer ein Ausdruck von Zugehörigkeit. Ihre neue Umgebung bleibt ihr noch Jahre fremd, denn zunächst kann sie weder die Schule besuchen noch findet sie Anschluß an Gleichaltrige. Mit dem Umzug nach Polen setzt sich für Ruth Bednarski ihre Ausgrenzung fort. Wie ihre Schulrelegation in Berlin empfindet sie den Umzug nach Polen als soziale Deklassierung, aber auch als persönliche Entwertung. Die Kultur des polnischen Judentums ist der Heranwachsenden, die in Berlin in assimilierten Verhältnissen gelebt hat, fremd.

²⁰ Vermutlich ereignet sich diese Geschichte, als Ruth bereits Berlin verlassen hat. Göring heiratet erst 1935 seine zweite Ehefrau. Die Zeitzeugin kennt das Ereignis daher wohl allein aus den Erzählungen der Eltern. Vgl. Interviewtranskript, S. 8.

»Ich persönlich war schrecklich unglücklich, besonders in der ersten Zeit. Aus allen, meinem ganzen Milieu gerissen, aus meinem, aus meiner Sprache. Ich war fremd, ich war fremd. [...] Ich konnte nicht in die Schule gehen, ich konnte ja nichts. Ich war verblödet. Dann war das, war das so, da ging ich ins Gymnasium und hier sollte ich in die einfache Volksschule gehen. Weil, ich kann nicht, ich kann nicht, ich kann nicht.«²¹

Obwohl Ruth Bednarski sehr sprachbegabt ist, sträubt sie sich, Polnisch zu lernen. Erst ganz allmählich öffnet sie sich gegenüber ihrer neuen Umgebung. Sie erhält Privatunterricht und findet schließlich in einer zionistischen Jugendgruppe Kontakt zu anderen Jugendlichen.

Ob der angeordnete Umzug nach Polen das Verhältnis zu ihren Eltern, besonders zu ihrem Vater getrübt hat, läßt Ruth Bednarski im dunkeln. Vor dem Hintergrund, daß Eltern und Schwester 1938 ebenfalls nach Zdunska-Wola kommen, findet die Trennung zunächst ein gutes Ende.

Zwischen 1934 und 1938 lebt Ruth Bednarski also von ihren Eltern und ihrer Schwester getrennt. Sie erklärt sich deren Umzug nach Polen 1938 so, daß die väterliche Verwandtschaft in Zdunska-Wola nachhaltig gedrängt habe, die Herschbergs sollten doch Berlin endlich verlassen. Obwohl Mutter und Vater sich zunächst dagegen gesträubt hätten, seien sie schließlich darauf eingegangen und ebenfalls nach Polen gekommen. In der Erinnerung von Ruth Bednarski handelt es sich zwar nicht um eine freiwillige Auswanderung, aber immerhin um einen selbständigen Entschluß, Deutschland zu verlassen. Im Gegensatz zu dieser Darstellung stellt das Entschädigungsamt Berlin fest, daß Binem Herschberg, seine Ehefrau und seine Tochter Eva am 28. Oktober 1938 aus Berlin ausgewiesen und nach Polen abgeschoben worden sind.²² Während dieser Abschiebung Ende Oktober müssen 17.000 Juden polnischer Staatsangehörigkeit das Land verlassen, werden zwangsweise überwiegend nach Zbaszyn verschleppt und von dort auf brutale Art und Weise über die polnische Grenze gejagt.²³

Über die Gründe für die abweichende Darstellung in den Quellen läßt sich nur spekulieren. Da Ruth die Situation in Berlin nach 1934 nicht aus eigenem Erleben kennt, hat sich dieser Teil ihrer Familiengeschichte möglicherweise nicht in ihr Gedächtnis eingeschrieben. Gleichzeitig mag es aber auch für sie wichtig sein, ihre Eltern rückblickend nicht der demütigenden Situation der Abschiebung ausgesetzt zu sehen. Naheliegender ist allerdings, daß der Umzug der Eltern nach Polen für Ruth Bednarski subjektiv ein positiv besetztes Erlebnis darstellt. Nach vier Jahren Trennung, die die Jugendliche weder gewollt noch erwirkt hatte, kann sie nun endlich

21 Ebd., S. 9.

22 Vgl. Wiedergutmachungsakte Bednarski, Sign. III F 334664, Bl. M 28.

23 Auslöser dieser Abschiebung ist die Verschärfung der polnischen Minderheitenpolitik, die eine Ausbürgerung derjenigen jüdischen Staatsangehörigen anordnet, die länger als fünf Jahre außerhalb des polnischen Staates gelebt haben. Daraufhin schiebt die deutsche Regierung alle Juden polnischer Staatsangehörigkeit aus Deutschland ab. Die Menschen sind somit zum einen der zunehmend antisemitischen Politik beider Länder ausgeliefert, zum anderen werden sie zum Spielball deutsch-polnischer Konflikte. Zum Ablauf der Abschiebung vgl. Herbert, Best (1996), S. 216ff.

wieder mit Eltern und Schwester zusammenleben. Da sie in Zdunska-Wola unglücklich ist, mag man sich vorstellen können, was die Ankunft ihrer Familie für sie bedeutet hat. Wenn also die Freude über ein Wiedersehen für Ruth zentral ist, dann drückt sich in ihrer Erzählung genau dieses Erleben aus, und die negativ besetzten Umstände dieser Zwangsausweisung scheinen in den Hintergrund getreten zu sein.

Zdunska-Wola, etwa vierzig Kilometer von Lodz entfernt, zählt in den dreißiger Jahren etwa 40.000 Einwohner, von denen ein Viertel jüdisch ist und ein weiteres Viertel als »Volksdeutsche« gelten. Die Familie Bednarski erfährt umfassende Unterstützung durch die väterliche Verwandtschaft und lebt in einem größeren Familienverband. Ruths Vater, der bereits in Berlin gesundheitlich beeinträchtigt ist, erkrankt ernsthaft an Angina pectoris und kann für den Lebensunterhalt der Familie nicht mehr sorgen. Ruth beginnt, in der örtlichen Textilindustrie zu arbeiten. Ihre Integration in die für sie zunächst so fremde Gesellschaft nimmt durch ihre Mitgliedschaft in einer zionistischen Jugendgruppe Konturen an. Ruth setzt sich nun mit jüdischen Traditionen und Literatur auseinander, engere Kontakte zur polnischen Bevölkerung habe sie nicht gehabt.

»Und nachdem ich gelernt hatte und die Sprache beherrschte, und ich Freunde gefunden habe und erwachsener war, ging alles viel leichter. Einfacher. Aber das hat der Krieg, dann nachher alles wieder zerstört. Der Ausbruch des Krieges 1939 war etwas, was alles irgendwie wieder zerbrochen hat, was man so kaum und mit Schwierigkeiten aufgebaut hat.«²⁴

Mit Kriegsbeginn wird Ruths mühsam geschaffene Stabilität erneut erschüttert. Die in Zdunska-Wola ansässigen »Volksdeutschen« beginnen damit, die jüdische Bevölkerung nicht nur zu schikanieren, sondern sich ihres Besitzes zu bemächtigen.²⁵ Ruths Familie, zu der auch die inzwischen verwitwete Großmutter mütterlicherseits gehört, wird aus ihrer Wohnung vertrieben und ausgeraubt. Sie muß in einem kleinen Zimmer des Mehrfamilienhauses leben, in das nun deutsches Militär und andere Versorgungseinheiten einziehen. Ruth Bednarski beschreibt eindrucklich, mit welcher Arroganz und Selbstgefälligkeit sich die deutschen Besatzer als »Herrenmenschen« gebärden und mit welcher Brutalität und Menschenverachtung sie gegen ihre Opfer vorgehen.²⁶ Sie stellt heraus: »Und für mich war das sehr schwer zu verdauen. Weil ich drüben aufgewachsen war und diese Leute kannte und ihre Art kannte und

24 Interviewtranskript, S. 11.

25 Zdunska-Wola liegt nach Kriegsbeginn im sogenannten Reichsgau Wartheland, das in drei Regierungsbezirke Posen, Hohensalza und Kalisch, ab 1940 auch Lodz unterteilt ist. Der Regierungsbezirk Lodz gliedert sich wiederum in Landkreise, zu dem auch der Landkreis Schiratz gehört, dem Zdunska-Wola zugeordnet ist. Für sämtliche »Judenangelegenheiten« im Regierungsbezirk Lodz ist das Referat II B 4 in der Stapostelle Lodz zuständig, das Kriminalkommissar Fuchs leitet. Ihm untergeordnet ist die Stapoaußenstelle in Schieratz, der Leo Stalinski vorsteht. Das Ghetto in Zdunska-Wola untersteht zudem einer deutschen Ghettoverwaltung, die zunächst von einem gewissen Dampf (oder Damps), später von Bittel (Vorname unbekannt) geführt wird. An den in Zdunska-Wola verübten Verbrechen an der jüdischen Bevölkerung sind sowohl Einheiten der Stapostellen, der deutschen Zivilverwaltung als auch Angehörige der örtlichen Schutzpolizei und Gendarmerie beteiligt. Vgl. Staatsanwaltschaft Dortmund (StD), Verfahren gegen Leo Stalinski u.a., Sign. 45 Js 12/74.

26 Unmittelbar nach dem Einmarsch deutscher Truppen in Zdunska-Wola werden erste Erschießun-

dieses Leben kannte.«²⁷ Gleichzeitig beschreibt sie aber auch, daß es unter den jungen Deutschen auch einzelne »sehr nette« Menschen gegeben habe.²⁸

Zu welchem Zeitpunkt die jüdische Bevölkerung in Zdunska-Wola gezwungen wird, im Ghetto zu leben, bleibt im Interview mit Ruth Bednarski unklar. Andere Quellen geben auf diese Frage auch keine eindeutige Antwort.²⁹ Während der Nachkriegsermittlungen zum Ghetto Zdunska-Wola erwähnen die vernommenen Zeugen unterschiedliche Daten, aus denen nur geschlußfolgert werden kann, daß im Laufe des Jahres 1940 im nördlichen Stadtbezirk ein Ghetto errichtet wird, in das 10.000-12.000 Juden übersiedeln müssen. Das Ghetto umfaßt unter anderem die Straßen Steszycza, Ogrodowa, Krucza und jeweils eine Seite der Łaska und Sieradzkastraße. Die Straßenmündungen sind durch Zäune abgeriegelt, die Ghettogrenzen werden von außen durch Polizeikräfte, von innen durch einen jüdischen Ordnungsdienst bewacht. Im Ghetto selbst herrschen drangvolle Enge, Hunger und Krankheiten. Ein Teil der Bewohner wird in ghettoeigenen Werkstätten zur Arbeit herangezogen, andere müssen außerhalb des abgeriegelten Viertels verschiedene Bauarbeiten verrichten.

»Diese Wohnungsbedingungen im Ghetto waren fürchterlich. Fürchterlich. Dieser Vorsitzende von der eh, zionistischen Organisation vor dem Krieg, Dr. Lemberg, war auch nachher Vorsitzender des..., im Generalgouvernement haben sie gesagt Judenrat. Aber bei uns hat das geheißen, ja, wie hat es geheißen? Der..., wie es auch geheißen hat, ist ganz egal.« – Int.: »Die Verwaltung.« – »Die Verwaltung, die jüdische Verwaltung des Ghettos. Da waren verschiedene Leute drin. Eigentlich Vorsteher von, von der, von den verschiedenen Schichten der jüdischen Bevölkerung, der Stab. Er war Arzt, Dr. Lemberg.³⁰ Ein äußerst tatkräftiger und energischer Mann und einer von den wenigen, die eh, gewissen Widerstand geleistet haben. Schon damals. Es gab einen Ordnungsdienst, es gab eine soziale Versorgung, bei uns gab es sehr viel Not.«³¹

Daß Ruth Bednarski zunächst nicht einfällt, welchen Namen die jüdische Verwaltung des Ghettos trägt, mag umso mehr verwundern, als sich bald herausstellt, daß sie für das »Hilfskomitee« – die Bezeichnung fällt ihr erst später ein – selbst ge-

gen durchgeführt. Bereits im September sollen auf dem Marktplatz einmal drei und einmal vier Personen erschossen worden sein. Im November des gleichen Jahres werden zahlreiche Juden der Stadt in das Gefängnis nach Schieratz verschleppt und mißhandelt, andere unmittelbar in Zdunska-Wola erschossen. Die Erschießungen sollen als Vergeltung für einen tot aufgefundenen deutschen Soldaten durchgeführt worden sein. Einige der Verhafteten kehren aus Schieratz nicht wieder zurück. Ihr Schicksal ist ungeklärt. Vgl. StD, Verfahren gegen Leo Stalinski u.a., 45 Js 12/74, Fälle 61/62.

27 Interviewtranskript, S. 28f.

28 Vgl. ebd., S. 14.

29 Zum Ghetto Zdunska-Wola liegt bisher keine deutsche Untersuchung vor. Daher muß hier auf Prozeßunterlagen zurückgegriffen werden. Vgl. ZSI, Vorermittlungsverfahren gegen Helmut Krizons, Sign. 203 AR-Z 161/67; ebenso: ZSI, Vorermittlungsverfahren gegen Unbekannt, Sign. I-203 AR-Z 61/79. Die Ermittlungen werden an die Staatsanwaltschaft Dortmund abgegeben, können aber im dortigen Archiv nicht aufgefunden werden. Allein eine Verfügung vom 13.12.1977 liegt vor. Vgl. StD, Verfahren gegen Leo Stalinski u.a., Sign. 45 Js 12/74.

30 In anderen Quellen wird auch der Name Dr. Lemberger genannt. Er und zwei andere Ärzte führen das ghettoeigene Spital. Nach der Räumung des Ghettos Zdunska-Wola soll er aus dem Transport nach Lodz herausgeholt und erschossen worden sein. Vgl. ZSI, 203 AR-Z 161/67.

31 Interviewtranskript, S. 17.

arbeitet hat. Die Zeitzeugin verrichtet für die jüdische Verwaltung administrative Aufgaben, das heißt sie ist dafür zuständig, jeden Todesfall und jede Geburt im Ghetto der Stadtverwaltung Zdunska-Wola zu melden. Diese Tätigkeit bringt es mit sich, daß Ruth Bednarski über einen Passierschein verfügt, der es ihr erlaubt, beinahe täglich das Ghetto zu verlassen, um ihrer Arbeit nachzugehen. Sicherlich zählt diese Aufgabe zu den privilegierten Positionen im Ghetto, denn Ruth Bednarski muß keine körperliche Arbeit wie die meisten anderen Ghettobewohner verrichten. Gleichzeitig gewährt ihr diese Stellung auch einen gewissen Schutz, obwohl die Interviewte in ihrer Erzählung betont, daß die Arbeit für das »Hilfskomitee« bei weitem kein Überleben garantiert habe. Monatlich habe sie den Passierschein verlängern müssen, was jeweils wenige Tage in Anspruch genommen habe. Während dieser Zeit sei sie darauf angewiesen gewesen, daß die Wachhabenden sie erkennen, um nicht der Flucht verdächtigt zu werden. Einmal habe man sie festgenommen und bei der Gendarmerie verhört. Zum Glück habe sie aber, da sie die deutsche Sprache perfekt beherrschte, den Zwischenfall aufklären können.³²

Durch ihre Arbeit für das »Hilfskomitee« erhält Ruth Bednarski weitreichende Informationen über die Vorgänge im Ghetto Zdunska-Wola. Sie erinnert sich daher an zahlreiche »Aktionen«, bei denen überwiegend männliche Ghettobewohner aufgegriffen und verschleppt werden. Einige sollen zum Arbeitseinsatz nach Posen gebracht worden sein, von einem anderen Transport erfährt sie, daß die zwanzig Männer nach Chelmno gebracht wurden.³³ Dr. Lemberg habe in diesem Zusammenhang 1942 von der Ermordung der Juden im Vernichtungslager Chelmno erfahren, so daß es im Ghetto zumindest gerüchteweise bekannt gewesen sei, daß die sogenannten Aussiedlungen die Ermordung der Juden bedeuten.

Im März und Mai 1942 werden im Ghetto wie in anderen Städten des »Warthegaus« jeweils zehn Juden öffentlich gehängt. Die Ghettobewohner müssen dem grausamen Geschehen beiwohnen.³⁴ Ruth Bednarski erinnert sich an die öffentlichen Hinrichtungen gut, denn im Mai 1942 gehört zu dieser Gruppe ein mit ihr befreundeter Zahnarzt, der beschuldigt wird, eine Polin behandelt zu haben.

»Beim zweiten Mal hab' ich gesagt: ›Nein. Das muß bei mir im Gedächtnis bleiben. Das ist nicht nur eine Hängung meines Kollegen und anderer. Das ist ein Verbrechen, das gesühnt werden muß, wenn, wenn wir das mal erleben.« – Int.: »Also auch als Zeugin?« – »Als Zeugin. Eine Aussage ablegen können. Darüber. Sie sehen, es sind seit 1942 mehr als fünfzig Jahre vergangen. Ich sehe das vor meinen Augen,

32 Vgl. ebd., S. 22.

33 Im Juni 1941 soll eine unbekannte Anzahl männlicher Juden nach Posen zum Arbeitseinsatz gebracht worden sein. Von ihnen kehrt nur ein Teil ins Ghetto zurück. Ende Juli/Anfang August 1942 sollen zwanzig Männer nach Chelmno zum Ausheben von Massengräbern verschleppt und dort anschließend ermordet worden sein. Vg. StD, Sign. 45 Js 12/74, Fälle 64 und 68.

34 Die Hinrichtungen finden am 3. März und am 21. Mai 1942 statt. Die Sterbeurkunden der Opfer befinden sich bei der Hauptkommission zur Untersuchung von NS-Verbrechen in Polen, vgl. deren Mitteilung an die Zentrale Stelle der Landesjustizverwaltungen in Ludwigsburg vom 8.3.1979, in: ZSL, Sign. I-203 AR-Z 61/79. Dort auch weitere Zeugenaussagen zu den Hinrichtungen. Vgl. ebenso: ZSL, Sign. 203 AR-Z 161/67. Bei den Hinrichtungen handelt es sich um »Aktionen«, die zeitgleich in zahlreichen Städten des »Warthegaus« durchgeführt werden..

diese ganze Szene. Und es, es hat nicht an Erlebnissen gefehlt, die nachher kamen. Sie haben es nicht weggewischt.«³⁵

Eines dieser Erlebnisse, die Ruth Bednarski andeutet, schildert sie unmittelbar im Anschluß, und die zentrale Bedeutung dieser Erfahrung wird dem Zuhörer bereits dadurch deutlich, daß die Zeitzeugin darum ringt, einen sachlichen Ton für ihre Darstellung zu finden. Im August 1942 wird das Ghetto Zdunska-Wola liquidiert. »Da sind meine Großmutter,³⁶ Vaters Mutter, mein Vater, meine Mutter und meine zukünftige Schwiegermutter alle ins Gas gegangen. Nach Chelmno. Es gab soundso viel Tote an Ort und Stelle. Kann die Zahlen heute nicht bezeichnen. Aber von 8.000 Einwohnern kamen 1.200 nach Lodz. Und der Rest alle ins...«³⁷

Nur Ruth und ihre vier Jahre jüngere Schwester überleben von ihrer Familie die Selektionen, bei denen SS und Polizei diejenigen herausuchen, die ins Ghetto Lodz deportiert werden sollen. Außerdem scheint die Zeitzeugin zu dieser Zeit bereits verlobt gewesen zu sein, denn sie erreicht Lodz gemeinsam mit ihrem zukünftigen Ehemann, der allerdings in ihrer gesamten Erzählung völlig konturlos bleibt.

Soweit sich die Auflösung des Ghettos anhand vorliegender Quellen rekonstruieren läßt, dringen zwischen dem 22. und dem 24. August 1942 verschiedene deutsche Verbände (SS, SD, Polizei) in das abgezaunte Viertel ein und treiben die Menschen aus ihren Häusern, wobei bereits die ersten an Ort und Stelle erschossen werden.³⁸ Das ghettoeigene Spital wird geräumt. Diejenigen, die nicht gehfähig sind oder sich weigern, den Befehlen Folge zu leisten, werden sofort erschossen, ebenso viele alte Menschen und Kinder. Die jüdischen Bewohner müssen zunächst zu einem Sammelplatz in der Steszycakastraße, wo vor allem alte Menschen und Kranke aussortiert werden, anschließend jagen die Deutschen sie zum jüdischen Friedhof, der außerhalb des Ghettos liegt. Dort waren zuvor bereits Massengräber für die Opfer ausgehoben worden. Auf dem Friedhof werden die Menschen erneut selektiert. Die genaue Anzahl derjenigen, die zum Abtransport nach Lodz vorgesehen sind, läßt sich nicht eindeutig ermitteln. Die Angaben schwanken zwischen 800 und 1500. Alle anderen Ghattobewohner, wenn sie nicht bereits vor Ort erschossen werden, müssen auf Lastwagen steigen und werden nach Chelmno transportiert. Es kann als sicher gelten, daß Ende August 1942 mehrere Tausend Menschen aus Zdunska-Wola in Chelmno vergast werden, unter ihnen das Ehepaar Herschberg und andere Familienangehörige von Ruth Bednarski.

Da die Räumung des Ghettos Zdunska-Wola mit der Trennung und damit mit dem Tod der Eltern und anderer Verwandter verbunden ist, gehört diese Passage zu den zentralen Stellen im Interview. Ruth Bednarski berichtet, sie verbinde mit dieser

35 Interviewtranskript, S. 24.

36 Die Großmutter mütterlicherseits war bereits Ende 1939 verstorben.

37 Interviewtranskript, S. 25.

38 Die Räumung des Ghettos erstreckt sich über mehrere Tage. Nachfolgende, sicherlich verkürzte Darstellung wurde anhand der vorliegenden Ermittlungsergebnisse erarbeitet. Aus ihnen ergibt sich, daß im gleichen Zeitraum auch andere Ghettos der Umgebung, unter anderem in Warta, Schieratz, Wielungen und Löwenstadt, aufgelöst werden. Vgl. StD, Sign. 45 Js 12/74; ZSL, Sign. I-203 AR-Z 61/79; ZSL, Sign. 203 AR-Z 161/67.

»Aussiedlung« eine sogenannte Stempelaktion, die ihrer Erinnerung nach einige Wochen zuvor durchgeführt wurde. Allen Ghettobewohner sei befohlen worden, sich im Gebäude des »Hilfskomitees« registrieren zu lassen. Die Menschen hätten sich ausziehen müssen und seien von SS-Männern nach einem Buchstabensystem kategorisiert worden.

»Auf diesem Zettel, diesen Zettel mußte man in der Hand haben, und auf diesen Zettel kamen Buchstaben gedruckt, also gestempelt und auf dem Körper genau dasselbe. Hier, hier und hier. Es gab ›A‹, ›B‹ und ›P‹. [...] Dr. Lemberg hat gesagt, eben deswegen, weil ich Deutsch verstand, ich soll da in das Zimmer gehen, wo die Stempel auf-, die gleichen Stempel auf diese Zettel kamen, wo dieser Mensch kam. Und ich soll mithören, was man da spricht. Ob man was erfahren kann, was die Buchstaben bedeuten. Vielleicht sagen sie was, was das überhaupt zu bedeuten hat. Diese armen ausgemergelten Menschen 1942. In einem schlechten körperlichen Zustand, sehr viele von ihnen kamen da. Und es war so be-lei-di-gend. Und das war so erniedrigend. Stellen sich da in die Reihe und defilieren vor diesen Herren vorbei. Und der, einer von ihnen sagte: ›P‹ oder ›B‹ oder ›A‹. Und ein zweiter stempelte und ich hatte die, die Ehre, haha, diese gestempelten auf so'n Spieß raufzustecken. Also alle P's zusammen, alle A's zusammen, alle B's zusammen. Und eh, das ging so drei Tage lang. Gab doch viele Leute. Kinder von zehn Jahren aufwärts. Uh, was dann passiert ist. Ja. Dann hat man diese Zettel gezählt. Und, was weiß ich, in ein Kuvert getan, darauf geschrieben: das war soviel, das war soviel, das war soviel. Und dann kam ich nachher zur Überzeugung, daß 1.200, die nach Lodz geschickt wurden, das waren die ›A‹. Nicht die, die dieses ›A‹ bekommen haben, sondern zahlenmäßig.«³⁹

Natürlich glauben alle, daß diejenigen, die den Buchstaben ›A‹ zugewiesen bekommen, überleben werden, weil sie als arbeitsfähig gelten. Doch es habe sich später gezeigt, so die Zeitzeugin, daß zum Beispiel eine Freundin während der sogenannten Stempelaktion ein ›P‹ zugeordnet worden sei, sie dann aber bei der Auflösung des Ghettos doch nach Lodz gekommen sei. Wer auf die Seite der Lebenden kommt, so will Ruth Bednarski sagen, richtet sich nicht danach, welchen Buchstaben er oder sie bei der Selektion zuvor erhalten hatte. Diese dient nur dazu, eine bestimmte Anzahl festzulegen. Den Deutschen ging es nicht um bestimmte Individuen, die überleben sollten, sondern schlicht darum, eine ungefähre Zahl der als arbeitsfähig Geltenden zu ermitteln.

In dieser Erzählung von Ruth Bednarski schlägt sich die von den deutschen Be-

39 Interviewtranskript, S. 25f. Interessanterweise gibt es einen weiteren Zeugen, der diese sogenannte Stempelaktion im Ghetto Zdunska-Wola ähnlich wie Ruth Bednarski erinnert. »Ende Juni oder Anfang Juli 1942 haben die Deutschen allen im Ghetto zusammengetriebenen Juden befohlen, zum Gebäude des Hilfskomitees zu kommen. Dort ist jeder einzelne in einen Raum hineingegangen, in dem vier oder fünf Deutsche – einige von ihnen hatten schwarze oder grüngraue Uniformen an – eine Selektion durchgeführt haben. Juden, sowohl Frauen, Männer und auch die Jugend ab 14 Jahren mußten nackt an ihnen vorbeidefilieren, und sie haben jedem einen gefärbten Stempel mit den Buchstaben ›H‹ oder ›B‹ aufgedrückt, wobei sie das auf erniedrigende Weise gemacht haben: Sie haben den Stempel auf das Gesäß, auf den Bauch oder auf die Brust gedrückt und haben sich über ihre Opfer lustig gemacht.« Vgl. Zeugenaussage von Rafal Lewkowicz (1978), in: ZSL, Sign. I-203 AR-Z 61/79.

hörden als ABC-Registrierung der jüdischen Bevölkerung bezeichnete Kategorisierung nieder. »A« stand für Facharbeiter bei den deutschen Institutionen, »B« für allgemein Arbeitsfähige und »C« – in der Erinnerung der Zeitzeugin »P« – für nicht Arbeitsfähige. Möglicherweise deutet die Erzählung von Ruth Bednarski darauf hin, daß diese der Kategorisierung zugrundeliegende Zuschreibung bei weitem nicht ihrer Umsetzung entsprach, sondern die »Aktionen« sehr viel unsystematischer und willkürlicher erfolgten. Wenn es ihnen tatsächlich darum gegangen wäre, diejenigen, die sie als leistungsfähig ansehen, nach Lodz zu deportieren, dann hätten sie mit der sogenannten Stempelaktion die Gelegenheit gehabt, diese Menschen gezielt auszusuchen. Indem sie gerade das nicht getan haben – so die Deutung von Ruth Bednarski – zeige sich, daß die Entscheidung über Leben und Tod letztlich völlig willkürlich gewesen sei. Neben der Erniedrigung, der die Menschen in dieser Situation ausgeliefert sind, sieht Ruth Bednarski darin noch eine zusätzliche Täuschung, mit der die Verfolger zwischen Leben und Tod entschieden hätten. Die Arbeitsfähigkeit der Menschen gehörte ihrer Meinung nach 1942 nur sehr eingeschränkt zu den Entscheidungskriterien, nach denen die Deutschen die Selektionen durchgeführt hätten. »Ihnen lag nichts daran, ob die Rosa oder die Edith oder der Hans oder der Peter kamen. Es waren 1.200, die rüberkommen sollten. Und der Rest ging alles in den Ofen.«⁴⁰

Diese Deutung von Ruth Bednarski steht allerdings auch im Zusammenhang mit ihrer eigenen Tätigkeit im Ghetto. Ihre Arbeit im »Hilfskomitee« führt dazu, daß sie in die Registrierung der Bewohner unmittelbar eingebunden wird. Ihre Aufgabe, die gestempelten Zettel zu sortieren, gehört zwar nur zu den untergeordneten Arbeiten, gleichwohl drückt sich darin die Zuarbeit der jüdischer Ghettoverwaltung aus. Gleichzeitig ist es Ruth Bednarski nicht möglich, Einfluß auf die Entscheidung über Leben und Tod zu nehmen. Sowohl bei der sogenannten Stempelaktion als auch bei der Auflösung des Ghettos wenige Wochen später gelingt es ihr nicht, die Eltern und andere Verwandte zu schützen beziehungsweise sie vor der Deportation nach Chelmo zu bewahren. Inwiefern die Arbeit für das »Hilfskomitee« bewirkt hat, daß Ruth Bednarski und ihre Schwester zu denjenigen gehören, die nach Lodz kommen, bleibt in ihrer Erzählung unklar. Ruth Bednarski stellt damit ihr eigenes Überleben in den Kontext eines völlig willkürlichen, hinterhältigen und menschenverachtenden Entscheidungsprozesses der SS, der sich für die Betroffenen als völlig zufällig darstellt und in weiten Teilen wohl auch als solcher einzuordnen ist.

»Ich war wiedermal fremd, allein, verlassen. Nach so einem schweren Verlust, meine Eltern waren jung. Mein Vater war 50, meine Mutter war 47. Das sind junge Leute. So. Und diese zwei Jahre, genau zwei Jahre, auf den Tag war ich im Ghetto (Lodz). Hab' furchtbar viel durchgemacht. Alle möglichen Sachen, alle möglichen Sachen. Erstens dieser furchtbare Hunger. Der Typhus. Dann habe ich angefangen, in der Gesundheitsabteilung zu arbeiten.«⁴¹

Ruth Bednarski befindet sich in äußerst schlechter gesundheitlicher Verfassung,

40 Interviewtranskript, S. 26.

41 Ebd., S. 30.

als sie Ende August 1942 in das Ghetto Lodz kommt.⁴² Sie weiß, daß sie ihre Eltern nicht mehr wiedersehen wird, denn schließlich verfügt sie durch ihre Arbeit im »Hilfskomitee« über Kenntnisse, die sie wissen lassen, daß ihre Eltern im Vernichtungslager Chelumno ermordet werden. Diese traumatische Erfahrung des Verlusts schlägt sich in der Erzählung insofern nieder, als die Zeitzeugin berichtet, sie sei bald nach ihrer Ankunft in Lodz schwer erkrankt. Ihre Typhuserkrankung kann sicherlich nicht nur auf psychische Ursachen zurückgeführt werden, allerdings macht die Zeitzeugin deutlich, daß sie sich nicht nur körperlich, sondern auch seelisch am Ende ihrer Kräfte befunden habe. An dieser Stelle im Interview schlägt Ruth Bednarski eine Unterbrechung vor, und ihr ist deutlich anzumerken, daß sie einerseits diese Pause benötigt, andererseits spürt man ihre Erleichterung, in der chronologischen Erzählung nun bereits die Auflösung des Ghettos Zdunska-Wola hinter sich gebracht zu haben.

Im Ghetto Lodz finden Anfang September 1942 erneut Selektionen statt, bei denen überwiegend Kinder, alte und kranke Menschen herausgesucht und nach Chelumno deportiert werden. Ebenso wie in der Räumung des Ghettos Zdunska-Wola spiegelt sich darin die veränderte »Judenpolitik« im sogenannten Warthegau wider. Alle zur Arbeit bestimmten Juden werden in Lodz konzentriert, während die anderen Ghettos des »Warthelandes« liquidiert und ihre Bewohner ermordet werden. Daher kann ab Herbst 1942 von einem reinen »Arbeitsghetto« in Lodz gesprochen werden.⁴³

Ruth Bednarski kann sich von ihrer Erkrankung trotz unzureichender medizinischer Hilfe erholen und erhält die Möglichkeit, in der Gesundheitsabteilung der jüdischen »Selbstverwaltung« zu arbeiten. Die »Organisation des Ältesten der Juden in Litzmannstadt«, wie die jüdische »Selbstverwaltung« im Ghetto Lodz heißt, ist in sechzehn Abteilungen unterteilt. Der Gesundheitsabteilung unterstehen die Apothekenbetreuung und die Aufsicht über die ghettoeigenen Krankenhäuser, außerdem koordiniert sie den Einsatz der Ärzte und ist für die Trinkwasserversorgung, das Bestattungswesen sowie für die Latrinen und Fäkalienabfuhr zuständig.⁴⁴

»Und die administrative Arbeit, eine von diesen administrativen Arbeiten hab' ich gemacht. Das war die Kartei. Abgänge, Zugänge, es kamen doch ins Ghetto herein, auch von der Provinz wurden hereingeschickt Ärzte, Krankenschwester. Und eh, andere Sachen, administrativ. – Int.: »Bürotätigkeit?« – »Bürotätigkeit. Da hatte ich insoweit, insoweit gut, daß ich, daß es warm war, daß es unterm Dach war. Obwohl man zwölf Stunden täglich gearbeitet hat. Von acht bis acht.«⁴⁵

Ruth Bednarski kann also in einer ganz ähnlichen Stellung, wie sie sie zuvor im

42 Die Ankunft eines Deportationszuges aus Zdunska-Wola am 1. September 1942 ist im Tagebuch von Oskar Rosenfeld wie folgt festgehalten: »Aus Zdunska-Wola angekommen 27 Tote, 23 Männer, 4 Frauen, zum Teil Namen nicht bekannt. Familien getrennt: im Getto 2 Personen, die übrigen wo?« Das Originalmanuskript befindet sich im Yad Vashem Archiv, 06/105, Heft E, S. 23ff.; hier zit.n.: Jüdisches Museum Frankfurt, Lodz (1990), S. 228.

43 Vgl. zum Ghetto Lodz auch die Ausführungen zum Interview mit Ewa Wigand, S. 236ff.

44 Vgl. Geheimes Rundschreiben von Regierungspräsident Uebelhoer vom 10.12.1939, abgedruckt in: Jüdisches Museum Frankfurt, Lodz (1990), S. 152-154. Ebenso: graphische Darstellung der einzelnen Abteilungen im Ghetto Lodz (o.Datum), in: ebd., S. 177.

45 Interviewtranskript, S. 32.

Ghetto Zdunska-Wola erfüllt hat, arbeiten. Trotz dieser privilegierten Position, die sich zweifellos mit der Arbeit in der Gesundheitsabteilung verbindet, betont die Zeitzeugin, daß eine solche Stellung zwar gewisse Vorteile gebracht und sicherlich auch einen gewissen Schutz bedeutet habe, allerdings sei ihre Arbeit bei weitem keine Garantie für ein Überleben gewesen. »Die Mehrzahl der Mitarbeiter hat nicht überlebt.«⁴⁶

Krankheiten, Seuchen und Hunger gehören zu den häufigsten Todesursachen innerhalb des Ghettos Lodz. Insbesondere diejenigen, die aus dem Westen nach Lodz verschleppt werden, können die katastrophale Versorgungslage nicht überstehen. »Sehr viele Transporte aus Deutschland, aus Hamburg eine Menge Leute, sind in wenigen Wochen umgekommen. Des Hungers gestorben. Wir hatten sozusagen (lacht leise) eine Vorbereitung. Nicht so, wie man in Lodz gehungert hat, aber man hat, man, der Körper war vorbereitet.«⁴⁷ Ruth Bednarski erzählt im Interview einige Einzelepisoden, anhand derer sie zu verdeutlichen versucht, was der Hunger im Ghetto bedeutet habe. Vielleicht seien diese Details nicht von Interesse, erklärt sie ihre Form der Darstellung, doch in diesen ›Geschichten‹ stecke »das Große«.⁴⁸ So berichtet die Zeitzeugin über zwei Frauen, mit denen sie gemeinsam im Büro gearbeitet habe. Die eine habe die Brotzuteilung, die nur alle zehn Tage erfolgt sei, bereits in den ersten Tagen restlos aufgegessen und anschließend »herzzerreißend« gehungert. Die andere Kollegin hingegen sei sehr beherrscht und kontrolliert gewesen und habe sich ihr Brot und andere Lebensmittel genau eingeteilt.

»Und sie hat nicht überlebt, und sie hat nicht überlebt. Ist das nicht komisch? Es hat weder das genützt noch das andere. Eh, das sind alles solche... . Man sieht, heute sieht man, das sind Kleinigkeiten, was ist da ein Stückchen Brot weniger oder mehr. Daraus bestand das Leben.«⁴⁹

Die Zeitzeugin weist mit ihrer Darstellung die Grenzen individueller Handlungsspielräume auf. Sie verdeutlicht, daß es ihrer Meinung nach keinen wirklich wirksamen Umgang mit dem Hunger im Ghetto gegeben habe. Gleichgültig, für welche ›Technik‹ sich der oder die einzelne entschieden habe, letztlich bleibe das individuelle Überleben immer glücklichen Umständen geschuldet und müsse daher als zufällig angesehen werden.

Nachdem im Juni und Juli 1944 wiederum 7.000 Ghettobewohner nach Chelmo deportiert und dort ermordet werden, wird das Ghetto Lodz im August des gleichen Jahres endgültig geräumt. Die etwa 60.000 Menschen, die sich zu diesem Zeitpunkt noch im jüdischen Wohnbezirk aufhalten, werden in mindestens elf Transporten nach Auschwitz-Birkenau deportiert.⁵⁰ Der überwiegende Teil der Lodzener Juden wird unmittelbar nach seiner Ankunft vergast. Während der Selektionen wählt die SS etwa 2.500 Menschen zur Arbeit aus, die in das Lager aufgenommen werden. Eine unbekannte Anzahl von Häftlingen wird in einen Lagerabschnitt geschafft, der als

46 Ebd., S. 33.

47 Ebd.

48 Vgl. ebd., S. 36.

49 Ebd., S. 35.

50 Vgl. Czech, *Kalendarium* (1989), S. 850-882.

Durchgangslager fungiert. Zu dieser Gruppe gehören auch Ruth Bednarski, ihre Schwester Eva und eine Schwägerin. Letztgenannte ist die Schwester ihres Verlobten, den die Zeitzeugin im Ghetto Lodz geheiratet hatte.

In der Erzählung von Ruth Bednarski bleibt ihr erster Ehemann völlig im Hintergrund. Weder sein Name noch die Umstände ihrer Trennung werden thematisiert. An dieser Erinnerung möchte die Zeitzeugin anscheinend gar nicht rühren, und so läßt sich nur vermuten, daß ihr erster Ehemann das Lager Auschwitz-Birkenau nicht überlebt hat.⁵¹

»Und plötzlich sagt man: ›Anstellen, Ausziehen.‹ Nackt. Wieder eine Selektion. Und wir wurden auf eine Wiese geführt. Es war in den späten Nachmittagsstunden. Nackt übers Lager. [...] Dann war da ein Zaun und hier das Krematorium. Und nun saß-, wir sahen den Rauch da und das Feuer daraus. Und nun saßen wir eh, wieviele waren das? Weiß ich gar nicht mehr. Tausend, glaub' ich. Vor diesem Krematorium. Alles junge Menschen. Nackt in einer..., das war kalt. Es war mir noch nie so kalt wie damals. Nicht nur mir, anderen auch. Und wir saßen auf dieser Nacht, voller Tau dieses Gras, die ganze völlige Nacht und warten, daß man uns ins, ins Krematorium hereinführt, weil das war besetzt, und die Gaskammern waren besetzt, man konnte, man konnte uns noch nicht reinführen. Wir warten darauf. Und ich sag' zu meiner Schwester: ›Dann sollen sie schon Schluß machen.‹ Dieses, das war furchtbar. Das ist nicht zu erklären. Und nicht zu schildern. [...] Und um fünf Uhr früh, bildlich, wir sitzen hier und hier ist ein großer Zaun, das von einem anderen Lagerabschnitt. Großer Zaun, getrennt, kommt an diesen Zaun oder fast an diesen, man konnte nicht ran, weil es doch elektrisiert war, Strom geladen war, kommt ein Mädchen heran und sagt: ›Ihr geht auf Transport.‹ Das heißt, wir gehen nicht darein. Wir gehen auf Transport. Aber das hat gar keine Rolle gespielt in..., wäre sie ein bißchen später gekommen, da... .«⁵²

Mit der Ankunft in Auschwitz-Birkenau verändert sich der Erzählstil von Ruth Bednarski. Ihre ansonsten eher sachliche, wenn auch nicht emotionslose Sprache weist nun metaphorische Züge auf, die die Zeitzeugin selbst registriert, indem sie ihre Darstellung als »bildhaft« beschreibt. Es läßt sich nicht entscheiden, ob sich die geschilderte Szene in Auschwitz-Birkenau so zugetragen hat. Zumindest kann angenommen werden, daß zu dem Zeitpunkt, als Ruth Bednarski mit einer ganzen Gruppe von anderen Häftlingen auf einer Wiese ausharren muß, die Entscheidung über Leben und Tod der Frauen bereits gefallen ist. Auschwitz ist der Ort, an dem Ruth Bednarski und mit ihr alle anderen Deportierten dem sicheren Tod so nahe wie nie zuvor sind. »Es war mir noch nie so kalt wie damals.«⁵³ Um ihr Erleben überhaupt ausdrücken zu können, scheint die Interviewte auf eine Sprache zurückgreifen zu

51 Frau Bednarski erwähnt, als sie von dem Transport nach Auschwitz berichtet, ihren Ehemann nicht, allerdings erzählt sie über die erste Selektion in Auschwitz-Birkenau: »Wir wurden selektiert. Und wir blieben zusammen, also meine Schwester, meine Schwägerin und ich.« (Interviewtranskript, S. 39) Den Verbleib ihres ersten Ehemanns läßt sie im dunkeln.

52 Interviewtranskript, S. 39f.

53 Ebd., S. 40.

müssen, die sich deutlich von ihrem üblichen Erzählstil abhebt. Die Unfaßbarkeit dieses Erlebnisses verlangt nach einer narrativen Gestalt, die metaphorisch ist, die sich aber zugleich auch als begrenzt erweist. »Das ist nicht zu erklären. Und nicht zu schildern.«⁵⁴

Kälte, Nacht und die Nähe zum gegenüberliegenden Krematorium symbolisieren die unmittelbare Konfrontation mit dem Tod, den Ruth nun als ihren eigenen wahrnehmen muß und der unaufhaltsam auf die Betroffenen zuzukommen scheint. Alle Beteiligten sind dieser Situation hilflos und schutzlos ausgeliefert. Dabei inszeniert sich das innere Erleben in der metaphorischen Darstellung der örtlichen Gegebenheiten, denn der Lagerabschnitt, in dem sich Ruth Bednarski befindet, erweist sich quasi als Vorraum zur Vernichtung. Das »Mädchen«, das »um fünf Uhr früh« aus einem anderen, durch einen elektrischen Zaun abgetrennten Lagerabschnitt, man könnte auch sagen, aus dem Leben kommt und den Abtransport ankündigt, markiert die deutliche Trennung zwischen Leben und Tod. Der Abtransport aus Auschwitz, durch einen weiblichen Boten angekündigt, trägt in der Erzählung weniger den Charakter einer glücklichen Rettung, sondern Ruth Bednarski sieht darin retrospektiv die Zufälligkeit ihres eigenen Überlebens. »... wäre sie ein bißchen später gekommen, da... .«⁵⁵ Dabei transportiert die erzählte Szene nicht den Eindruck, die Zeitzeugin sehe ihr Überleben als schicksalhaft an, vielmehr gibt sie wie in anderen Erzählabschnitten zu verstehen, daß sie während ihrer Verfolgung Ereignissen ausgesetzt gewesen sei, in denen sie über keinerlei Handlungsspielraum mehr verfügt habe, sondern allein glückliche und für sie nicht zu durchschauende Umstände dafür ausschlaggebend gewesen seien, daß sie und nicht andere Häftlinge überlebt habe. Alle »Überlebensstrategien« mögen in einzelnen Situationen darauf Einfluß genommen haben, wer die Lagerhaft übersteht, grundsätzlich will Ruth Bednarski aber mit dieser Erzählpassage verdeutlichen, daß ein Überleben nicht durch individuelle Verhaltens- und Handlungsmuster erwirkt werden konnte.

Der Transport, dem Ruth Bednarski in Auschwitz-Birkenau zugeteilt wird, erreicht Bremen.⁵⁶ Die dreihundert Jüdinnen, die allesamt zuvor im Ghetto Lodz lebten, treffen im September 1944 in einem Außenlager des KZ Neuengamme ein, das in den Reitställen der ehemaligen Hindenburgkaserne untergebracht ist. Bis Juni 1944 hatte dort die 2. SS-Baubrigade mit insgesamt 750 männlichen KZ-Häftlingen ihre Unterkunft, bevor diese dem KZ Sachsenhausen zugeteilt wurde. Neben den dreihundert polnischen Jüdinnen befinden sich noch etwa fünfhundert ungarische Jüdinnen in diesem Außenlager. Sie waren bereits Ende Juli in Auschwitz-Birkenau zum Arbeitseinsatz selektiert und nach Bremen verschleppt worden.

Die Mädchen und Frauen, der überwiegende Teil von ihnen ist zwischen 15 und 25 Jahre alt, müssen für den Bremer Senator für das Bauwesen Aufräumarbeiten in der bombenzerstörten Stadt sowie Hilfsarbeit bei der Errichtung von Behelfswoh-

54 Ebd.

55 Ebd.

56 Der Transport fehlt im Kalendarium, das von Danuta Czech zusammengestellt ist.

nungen leisten.⁵⁷ In das Bauprogramm sind zahlreiche Firmen involviert, darunter die Baufirmen Diedrich Rohlf's, Siemer & Müller, Kirbitz & Breiter, die Betonsteinwerke Lünig & Sohn, die Firma Rodieck und andere Bremer Unternehmen.⁵⁸ Täglich werden die Häftlinge zu Arbeitskommandos von 50-100 Personen zusammengestellt und von SS-Angehörigen sowie dienstverpflichteten Wehrmachtssoldaten zu ihren Arbeitsplätzen gebracht.

Vorausgegangen sind dem Einsatz der KZ-Häftlinge Verhandlungen zwischen den beteiligten Behörden. Ein umfangreich erhalten gebliebener Schriftwechsel zeigt, daß bereits im Mai 1944 bei der reichsweiten Koordination des Behelfswohnungsbaus »Juden« als eine »Gruppe« von Arbeitskräften vorgesehen sind.⁵⁹ Bereits zwei Wochen später fordert der Gauwohnungskommissar Weser-Ems die Zuständigen in Bremen auf, ihren Arbeitskräftebedarf anzugeben. Dieser wird vom Regierenden Bürgermeister daraufhin auf etwa 1.000 Personen beziffert. Die Vorbereitungen für den Häftlingseinsatz laufen nun auf Hochtouren. Nachdem der Plan scheitert, die Häftlinge im Gemeinschaftslager Sebaldsbrück unterzubringen, entschließen sich die Verantwortlichen zur Einquartierung in den Reitställen der Hindenburgkaserne, die in der Bremer Neustadt an der Bossdorfstraße liegt.⁶⁰

Am 26. September 1944 bombardieren alliierte Streitkräfte die Hindenburgkaserne, die dabei vollständig zerstört wird. Während des Angriffs halten sich nur zwei erkrankte Häftlinge in den Unterkünften auf, die in den Trümmern ums Leben kommen. Alle anderen Frauen befinden sich zu diesem Zeitpunkt an ihren Arbeitsplätzen. Die Schäden am Gebäude sind so umfassend, daß das Außenlager noch am gleichen Tag verlegt werden muß. Die Häftlinge werden in das Lager Bremen-Obernheide überführt.⁶¹

Für die weiblichen Häftlinge ändert sich zwar die Unterkunft, nicht aber der körperlich kräftzehrende Arbeitseinsatz und die völlig unzureichende Ernährung und Kleidung. An der Obernheider Straße, unweit der Gemeindegrenze zwischen Stuhr und Brinkum, stehen nun zwei Wohnbaracken zur Verfügung, in denen die Gefangenen hausen müssen. Das Lager, in den Vorkriegsjahren für die »Organisation Todt« errichtet, hatte zuvor der Unterbringung von Zwangsarbeitern und Kriegsgefangenen gedient.

57 Ehemalige Häftlinge stellten eine Liste mit 315 Namen von Überlebenden des Lagers Obernheide zusammen. Obwohl daraus keine genaue Altersstatistik ermittelt werden kann, zeigt sich tendenziell, daß der überwiegende Teil von ihnen zwischen 1920 und 1930 geboren wurde. Vgl. AGN, KZ Neuengamme und seine Außenlager, Sign. 3.2.4.8.

58 Zu den Bremer Außenlagern in der Hindenburgkaserne, in Obernheide und Uphusen vgl. die Quellenkritisch problematische Untersuchung von: Müller, Die Frauen von Obernheide (1988).

59 Schreiben des Reichswohnungskommissars in Berlin an die Gauwohnungskommissare vom 22.5.1944, in: Staatsarchiv Bremen (StHB), 4, 29/11-1387.

60 Zur Unterbringung in der Hindenburgkaserne vgl.: Schreiben des Bremer Senators für das Bauwesen an das SS-Wirtschaftsverwaltungshauptamt vom 12.8.1944, in: StHB, 4,29/11-1387; Kostenvoranschlag über die Einnahmen und Ausgaben für die KZ Häftlinge im Lager »Hindenburg-Kaserne« vom 16.8.1944, in: StHB, 4,29/1-1387.

61 Vgl. Schreiben des Oberregierungsrats Köster beim Senator für das Bauwesen in Bremen an den Kommandanten des KZ Neuengamme vom 11.10.1944, in: StHB, 4,29/11-1387.

Wenn die Häftlinge täglich zur Arbeit ausrücken, müssen sie zunächst drei Kilometer bis zum Stuhrer Bahnhof marschieren, um von dort mit einem Sonderzug nach Bremen zu den verschiedenen Arbeitsstellen transportiert zu werden. Mit anhaltender Bombardierung der Stadt läßt sich diese Anfahrt bald nicht mehr durchführen. Die SS greift nun auf Lastkraftwagen zurück.⁶² Treibstoffmangel führt im Winter 1944/45 dazu, daß die Mädchen und Frauen nun die gesamte Strecke, die teilweise mehr als zwanzig Kilometer pro Weg zählt, zu Fuß zurücklegen müssen. Die körperliche Auszehrung der Häftlinge schlägt sich in Erschöpfungszuständen, Unterernährung und lebensbedrohlichen Erkrankungen nieder.⁶³ Die in das Bauprogramm involvierte Firma Lüning nimmt den schlechten gesundheitlichen Zustand ihrer Arbeitskräfte zum Anlaß, beim Lagerkommandanten Hille Beschwerde einzulegen. In einem Schreiben heißt es: »Ein weiterer Mangel besteht darin, daß die Frauen bzw. Mädchen anscheinend trotz Krankheit zur Arbeit beordert werden. Die Leistungsfähigkeit dieser Kranken oder Halbkranken ist im allgemeinen gleich null. Wir können derartige Kräfte unmöglich gebrauchen und bitten deshalb, die Kranken entweder in Ihrem Lager zu behalten oder anderweitig zu beschäftigen. [...] Dies (Arbeitseinschränkungen durch Krankheit, Anm.d.Verf.) ist aber weder wirtschaftlich noch finanziell für uns tragbar, weshalb auch das Entgelt von RM 0,60 pro Arbeitsstunde als zu hoch bezeichnet werden muß. Betriebserfahrungen haben gezeigt, daß nicht mehr als RM 0,25 bis RM 0,30 bezahlt werden können, wenn der Kalkulationspreis für das betreffende Stück beibehalten werden soll.«⁶⁴

Dem Bauunternehmen liegt anscheinend weniger an einer Verbesserung der Lebens- und Unterkunftsbedingungen als vielmehr daran, wirtschaftlich rentabel produzieren zu können.

Ruth Bednarski und ihre Schwester Eva werden zunächst zu unterschiedlichen Arbeitseinsätzen eingeteilt. So sollen sie zeitweise für die Firma Focke-Wulf, im berüchtigten Kommando Heitmann und schließlich für die Firma Rodieck in Uphusen gearbeitet haben. Eva, zu diesem Zeitpunkt siebzehn Jahre alt, kann den menschenunwürdigen Bedingungen nicht standhalten. Sie leidet an lebensbedrohender Unterernährung und muß über mehrere Wochen im »Revier« des Lagers bleiben. Ruth Bednarski erzählt von ihrer Angst, denn ein Aufenthalt in der Krankenstube ist für sie assoziativ mit den Selektionen im Ghetto Lodz verbunden. Obwohl Eva sich immer wieder bemüht, zur Arbeit zu gehen, reichen ihre Kräfte kaum aus.

Bereits im Oktober 1944 verhandeln die beteiligten Instanzen über die Einrichtung eines Nebenlagers in Bremen-Uphusen.⁶⁵ Die bisher aus Oberheide täglich

62 Vgl. ebd.

63 Kranke und damit als arbeitsunfähig geltende Häftlinge sollen in andere Lager verbracht worden sein, allerdings liegen dazu keinerlei Zahlen vor. Im Außenlager Oberheide starben mindestens zehn Häftlinge. Ihre Leichen wurden vermutlich im Krematorium des Riensberger Friedhofs verbrannt. Vgl. Müller, *Die Frauen von Oberheide* (1988), S. 125ff.

64 Schreiben von Eduard Lüning an den Lagerkommandanten Hille vom 28.11.1944, in: StHB, 4,29/11-1387.

65 Vgl. Schreiben des Lagerkommandanten des KZ Neuengamme Max Pauly an den Oberregierungsrat Köster beim Senator für das Bauwesen in Bremen vom 18.10.1944, in: StHB, 4,29/11-1387.

dorthin transportierten Häftlinge sollen in unmittelbarer Nähe ihres Arbeitseinsatzes bei der Firma Rodieck untergebracht werden, um zeitintensive Transportwege zu vermeiden. Anfang Februar 1945 ist die in Aussicht genommene Unterkunft soweit umgebaut, daß der Einquartierung der mehr als einhundert Frauen nichts mehr im Wege steht. Ruth Bednarski befindet sich nun in einem Zwiespalt: Einerseits gelten die Arbeitsbedingungen bei der Firma Rodieck als besser, andererseits möchte sie sich nicht von ihrer Schwester Eva trennen, die sich weiterhin im »Revier« des Lagers Oberheide befindet.

»Und da ham die, die Rodieck haben beschlossen, sie machen eine Baracke, stellen eine Baracke auf und nehmen da die 80 Mann hin, brauchen wir nicht hin- und herfahren.⁶⁶ Und das haben sie getan und im letzten Moment hab' ich dann resigniert. Ich wollte das nicht. Ich hatte einfach Angst (?). Meine Schwester war auch sehr krank. Hat drei Wochen, drei Monate im, im Revier gelegen. Und obwohl sie schon dann ein bißchen besser war, hab' ich doch Angst.«⁶⁷

Die Zeitzeugin macht mit ihrer Erzählung deutlich, wie schwer für sie die Entscheidung, nicht in das Lager nach Uphusen zu gehen, gewesen ist. Nach dem Verlust ihrer Eltern und anderer Angehöriger fühlt sie sich als ältere Schwester für Eva verantwortlich, die zudem noch durch ihren schlechten Allgemeinzustand auf Hilfe angewiesen ist. Ruth Bednarski verzichtet deswegen auf die Chance, unter vergleichsweise besseren Bedingungen, die sie durch ihren vorherigen Arbeitseinsatz bei der Firma Rodieck kennt, arbeiten zu können. In dem schwesterlichen Verhältnis ist die Zeitzeugin eindeutig die Stärkere, die sich um ihre jüngere Schwester sorgt und ihr helfend zur Seite steht. Ruth Bednarski übernimmt damit eine Elternersatzfunktion, die sie für sich als entscheidungsrelevant und damit als handlungsmächtig begreift.

Anfang 1945 arbeiten Ruth Bednarski und ihre Schwester in Hastedt, einem Arbeitskommando, das Balken, Bretter und Eisenträger aus Ruinen bergen muß. Die schwere körperliche Arbeit wird durch die klirrende Kälte des Winters noch unerträglicher. Während der Arbeit lernen die Schwestern Henny Brunken kennen, eine junge Frau, die gemeinsam mit ihrer Mutter und zwei kleinen Kindern in der Nähe des Arbeitseinsatzes wohnt.

»Diese Dame war aus Bremen, und die hat mir und meiner Schwester sechs Wochen lang, fünf oder sechs Wochen lang bei der Arbeit, sie hatte gegenüber gewohnt, geholfen. Sie hat in der Früh, das war im Winter, Januar 1945, Anfang Februar, bis Anfang Februar eh, nein, Mitte Januar bis Mitte Februar, es waren solche, also kaltes Wetter, daß man von diesem Lastauto gar nicht runter konnte. Wir waren so gefroren, so erfroren, so steif, wir konnten gar nicht runterspringen. Und sie hat das gemerkt, und sie hat das Kind, fünfjähriges Kind mit einer Flasche mit Haferflocken mit Milch, sie hatte ein Baby noch außerdem. Hatte sie so'ne kleine Flasche, so'ne Babyflasche rübergeschickt. Kochendheiß. Und das war für uns, was soll ich Ihnen

66 Frau Bednarski erinnert sich an etwa 80 Häftlinge, die nach Uphusen verlegt werden. In anderen Quellen werden Zahlen zwischen 100 und 200 Personen genannt.

67 Interviewtranskript, S. 48.

sagen, 'n Gänsebraten hätte es nicht besser machen können. Jeden Tag hat sie das gemacht. Natürlich heimlich, das durfte man ja natürlich nicht. Und die ganze Zeit habe ich, ich habe nicht mehr in Erinnerung gehabt, wie sie hieß. Ich habe es an dem Schild erkannt, ich bin einmal rübergelaufen, aber ich hab' das nicht mehr in Erinnerung gehabt. Und ich wußte auch nicht mehr, wie die Straße hieß. Aber ich wollte sie finden. Und ich habe sie gefunden. Und sie war schon, glaube fünf Mal hier in Israel.«⁶⁸

Aus der Erzählung spricht tiefe Dankbarkeit für die Hilfe und Zuwendung, die Frau Brunken den Schwestern hat zukommen lassen, obwohl sie sich selbst damit in eine nicht ungefährliche Situation gebracht hat. Ruth Bednarski bemüht sich nach Kriegsende intensiv darum, die Familie Brunken ausfindig zu machen, was ihr 1967 schließlich durch eine Suchanzeige im Weser-Kurier auch gelingt. Ein Jahr später trägt ein Baum in der Allee der Gerechten in Yad Vashem den Namen Henny Brunken.

Im Interview bewertet Ruth Bednarski das Verhalten »der Deutschen« nicht pauschal. Sie unterscheidet zwischen den »guten« und den »schlechten« Deutschen, was sie anhand einiger Einzelschilderungen erläutert. Henny Brunken hat mit ihrer Mitmenschlichkeit zugleich verdeutlicht, daß es auch für die deutsche Zivilbevölkerung Möglichkeiten gab, den in der Öffentlichkeit durchaus präsenten KZ-Häftlingen zu helfen. Trotz Kriegsverlaufs und eines autoritären Regimes bestanden individuelle Handlungsspielräume, die der einzelne hätte nutzen können, wenn er denn gewollt hätte. Hier geht es nicht um einen politischen Widerstand gegen die nationalsozialistische Herrschaft, sondern Ruth Bednarski geht es um das individuelle Verhalten einzelner und ihre Bereitschaft, Handlungsspielräume zum Vorteil der jeweils Schwächeren zu nutzen.

Diese grundsätzlichen Überlegungen spielen auch eine Rolle, wenn Ruth Bednarski über die SS-Angehörigen im Außenlager Bremen-Obernheide berichtet. Der erste Lagerführer Pittmann sei »ein wildes Biest« gewesen, »kein menschliches Wesen«, denn er habe die Frauen erbarmungslos geschlagen.⁶⁹ Nach seiner Absetzung im September 1944 übernimmt Johann Hille das Lager. Hille, 1890 in Tellingstedt, Kreis Norddithmarschen geboren, ist 1929 als einfacher Arbeiter in die NSDAP eingetreten. Nach 1933 schließt er sich zunächst der SA, dann der SS an. Innerhalb der Konzentrationslager-SS steigt er auf. 1943 erfolgt seine Beförderung zum Hauptstabsführer.⁷⁰

Ruth Bednarski hat den zweiten Lagerkommandanten in deutlich anderer Erinnerung als seinen Vorgänger. Hille sei »halbwegs menschlich« gewesen, denn er habe Dinge getan, die Ruth Bednarski ihm anrechnen müsse. Der Kommandant habe zwei schwangeren Frauen im Lager eine Krankenstube hergerichtet, so daß sie beide ihre Kinder unter relativ guten Umständen hätten zur Welt bringen und hinterher auch hätten versorgen können. »Und plötzlich war das Kind da, und er hat das, er hat die Windel gehabt, Windeln gebracht. Er hat Körbchen gebracht, er hat Hemdchen

68 Ebd., S. 45.

69 Vgl. ebd., S. 50.

70 Vgl. Müller, Die Frauen von Oberheide (1988), S. 87f.

nähen lassen. Alles war da. [...] Milch, plötzlich war Milch da. Und er war da zwei-, dreimal täglich.«⁷¹ Indem die Zeitzeugin das fast fürsorgliche Verhalten von Johann Hille mit dem von Pittmann kontrastiert, denn er hatte zuvor eine schwangere Frau in ein Vernichtungslager schaffen lassen, konkretisiert sie ihre Auffassung, jeder Mensch habe einen individuellen Handlungsspielraum gehabt, erneut anhand konkreter Personen. Beide Funktionsträger sind mit der gleichen Situation konfrontiert, verhalten sich aber geradezu gegensätzlich. Damit zeigt die Zeitzeugin, daß trotz übereinstimmender Rahmenbedingungen und Befehls- und Kompetenzstrukturen die persönlichen Eigenschaften darauf Einfluß nehmen, wie die zugewiesene Funktion ausgefüllt wird. »Deswegen sage ich, dieser Mensch war kein schlechter Mensch. Die Bedingungen, unter denen er lebte, haben ihn zu manchen Sachen gezwungen, die er hätte vielleicht nie hätte tun können oder sollen oder gemacht hätte.« – Int.: »Von sich aus?« – »Ja, von sich aus.«⁷²

Den jungen Müttern und ihren Kindern droht hingegen von anderer Seite Gefahr. Nach Räumung östlicher Konzentrationslager kommen im Oktober 1944 Aufseherinnen aus Auschwitz ins Außenlager Obernheide, unter ihnen befindet sich auch Gertrud Heise.⁷³ Die Aufseherin, mit 23 Jahren im gleichen Alter wie die meisten Häftlinge, ist nach Aussagen von Überlebenden bald für ihre Brutalität im Lager bekannt. Sie schlägt und schikaniert die Frauen, wo sich ihr nur Gelegenheit dazu bietet. Gertrud Heise denunziert den Lagerkommandanten Hille bei seinen Vorgesetzten, da er dazu verpflichtet gewesen wäre, die schwangeren Frauen im KZ Neugamme zu melden. Daraufhin werden die beiden Säuglinge aus dem Lager abgeholt und vermutlich nach Bergen-Belsen geschafft. Johann Hille kann entgegen der üblichen Handhabung allerdings durchsetzen, daß die beiden jungen Mütter weiterhin als »arbeitsfähig« gelten und in Obernheide verbleiben. »Die Mütter waren 20, 22 Jahre alt. Und er wollte sie retten. Und er hat ihnen nachher gesagt: ›Ihr seid jung, und ihr werdet andere Kinder haben. Ich wollte sie retten.‹ Die Kinder waren schon, was weiß ich, sechs Wochen alt oder so, wie das passiert ist. Und als wir nach Bergen-Belsen kamen, waren schon keine Kinder mehr da.«⁷⁴

Am 4. April 1945 läßt die SS das Lager Obernheide räumen. Die weiblichen Häftlinge müssen zunächst zu Fuß über Uesen nach Uphusen marschieren, wo sie mit dem dortigen Kommando zusammentreffen. Dann werden sie bis Verden getrieben und in offene Güterwaggons verladen, die ziellos durch Norddeutschland fahren. Ruth Bednarski erklärt, daß der Lagerkommandant für diese Verzögerung verantwortlich ge-

71 Interviewtranskript, S. 51.

72 Ebd., S. 53.

73 Gertrud Heise wird 1921 in Berlin geboren. Bei Kriegsbeginn arbeitet sie als Maschinenarbeiterin bei der Firma Heinkel. 1942 bewirbt sie sich bei der SS und kommt zur Ausbildung ins KZ Ravensbrück. Im März 1943 wird sie dem KZ Lublin/Majdanek zugewiesen, 1944 nach Plaszow und Auschwitz versetzt, bevor sie im Oktober nach Bremen kommt. 1946 verurteilt ein britisches Militärgericht Gertrud Heise zu fünfzehn Jahren Zuchthaus. Die Strafe wird später auf sieben Jahre herabgesetzt. Vgl. zu Gertrud Heise das entsprechende Material im 2. Bergen-Belsen Prozeß 1946, in: PRO, WO 309/429; WO 235/136.

74 Interviewtranskript, S. 53.

wesen sei. Er habe die Ankunft im KZ Bergen-Belsen verschleppt, um die Mädchen und Frauen möglichst nicht den dortigen Bedingungen ausliefern zu müssen.

»Und schließlich sind wir in Bergen-Belsen angekommen. Und von der Bahn bis ins Lager waren es ein paar Kilometer Fußweg. Und wir sind gegangen und gegangen und gegangen, gegangen. Es war nachts. Und wir kommen an das Tor. Und er (der Lagerkommandant, Anm. d. Verf.) stellt sich an das Tor, so mit der Hand, und den Kopf lehnt er ans Tor und die eine Hälfte vom Tor geht auf und wir sollen reinmarschieren, sagt er: ›Ich wollte, ihr hättet mich gerettet.‹ [...] Er hat geheult. Er hat geweint wie ein Mensch. Wie ein Mensch war er. Und damit war unser Los gestempelt. Weil Bergen-Belsen, das war, das war nicht zu beschreiben. Es war nachts. Finster. Nicht zu beschreiben wie finster. Und da sagt meine Schwägerin zu mir: ›Hier riecht es nach Leichen.‹ Sag' ich: ›Was dir einfällt.‹ Sie hatte recht.«⁷⁵

Am 7. April 1945 erreichen die Häftlinge des Bremer Außenlagers das KZ Bergen-Belsen.⁷⁶ Wie im gesamten Lager herrscht dort im Großen und Kleinen Frauenlager, in denen über 28.000 Frauen festgehalten werden, ein Massensterben infolge der katastrophalen Bedingungen. Die Menschen verhungern, verdursten oder sterben an den schnell um sich greifenden Seuchen.⁷⁷ »Es gab in solchen Bedingungen wie Bergen-Belsen außer Ungeziefer glaub' ich gar nichts. Gar nichts. Grausamkeit und Ungeziefer.«⁷⁸ Ruth Bednarski trifft in diesem Lager, in dem sich bald Tausende von unbegrabenen Leichen auftürmen, ihre Tante, eine Schwägerin ihres Vaters, bei der sie für kurze Zeit in der Tschechoslowakei gelebt hatte.

»Und ich guck' sie an, und ich weiß nicht, wer sie ist. Und hier läuft ihr eine Laus entlang. Und plötzlich sagt sie zu mir: ›Ruth, du erkennst mich nicht mehr?‹ Und sie hatte eine Stimme, sehr, sehr charakteristisch. [...] Wie ein kleines Glöckchen. Wie ich diese Stimme gehört hab', wußte ich, das kann nur Tante (Name?) sein. Und wir begannen alle drei zu heulen.«⁷⁹

Die Tante ist sterbenskrank und bereits vom Tod gezeichnet. Einen Tag vor der Befreiung finden Ruth Bednarski und ihre Schwester sie nicht mehr wieder. Sie sind sich sicher, daß sie irgendwo tot auf dem Lagergelände liegt, und wollen ihre Leiche suchen, um sie separat zu begraben. »Damit wir eventuell, wenn jemand von der Familie lebt, daß sie ein Grab hat. Daß sie einen Namen hat, daß sie einen Ort hat.«⁸⁰ Ihre Suche bleibt erfolglos. Auch nachdem britische Truppen am 15. April 1945 das Lager Bergen-Belsen befreien, können die Schwestern ihre Tante nicht finden. Die Soldaten beginnen bereits in den ersten Tagen mit der Beseitigung der Leichen, und Ruth steht suchend an den Massengräbern.

»Stand ich am Rande so eines Grabes und schaute hinein. Dachte mir: ›Vielleicht erkenne ich sie. An den roten Haaren, vielleicht erkenn' ich sie.‹ Da kam ein Englän-

75 Ebd., S. 55.

76 Vgl. AGN, KZ Neuengamme und seine Außenlager, Sign. 3.2.4.8.

77 Vgl. zum KZ Bergen-Belsen auch S. 170ff.

78 Interviewtranskript, S. 37.

79 Ebd., S. 56.

80 Ebd., S. 57.

der, stellt sich da auf diesen ausgebuddelten Sand, der ringsherum stand und schaute in dieses Grab und sagte: ›It's impossible, it's impossible.‹ Und er steht da, und er glaubt nicht, was er sieht. Ja, und was er sieht, denn das waren nicht nur Leichen. Das waren Skelette. Es waren die schrecklichsten Skelette, die man überhaupt sich vorstellen kann. Zu Tausenden und Abertausenden.«⁸¹

In der Erzählung von Ruth Bednarski wird das KZ Bergen-Belsen als Todeslager konkret vor Augen geführt. Das Massensterben steht nicht nur für den anonymen Tod zahlloser Häftlinge, die in den letzten Wochen dorthin verschleppt werden, sondern durch den Tod der Tante wird diese Katastrophe individualisiert und damit greifbar gemacht. Indem die Zeitzeugin ihre vom Sterben gezeichnete Tante zunächst nicht erkennt, steckt darin auch neben der Dramatik eine symbolische Bedeutung, denn die Tante steht bereits auf der Seite derjenigen, die nicht überleben. Ruth Bednarski und ihre Schwester begegnen ihrer Tante und damit gleichzeitig dem sehr spezifischen Tod in Bergen-Belsen. Für die Sterbenden gibt es keinerlei Hilfe, die Bedingungen des Lagers ermöglichen es nicht einmal, daß die Zeitzeugin ihrer Tante in den letzten Stunden beistehen kann, denn diese Dimension massenhaften Sterbens, wie sie in Bergen-Belsen grausame Realität wird, erlaubt kaum noch eine menschliche Verbindung. Die Schwestern verlieren ihre Tante einfach wieder aus den Augen. Das Lager Bergen-Belsen zeigt in der Erzählung den Tod in seiner würdelosesten Form, es ist der Abgrund, an dem Ruth Bednarski steht und hinunter in das Massengrab sieht, mit dem vergeblichen Wunsch, dem anonymen Tod seine individuelle Würde zurückzugeben.

Nach der Übernahme des Lagers durch britische Truppen bemühen diese sich um eine rasche Hilfe für diejenigen, die überhaupt noch zu retten sind. Ruth Bednarski und ihre Schwester erkrankten beide an Flecktyphus und werden in die nahegelegenen Kasernen überführt, die inzwischen zu Notlazaretten hergerichtet sind. Ihr Gesundheitszustand bessert sich in den nächsten Wochen, so daß sie beide nach Schweden transportiert werden. Am 28. Juni erreichen die Schwestern ein Durchgangslager in Lübeck und treten zwei Tage später auf der »Ronkaer« ihre Reise nach Schweden an.⁸²

»Ich hab' in Schweden gleich nach der Quarantäne angefangen zu arbeiten. Und meine Schwester auch. Man hat gesagt: ›Ihr kommt in ein Lager und werdet euch für ein halbes Jahr erholen.‹ Wie ich das Wort ›Lager‹ gehört habe, hab' ich gesagt: ›Ich nicht.‹ Lager? Ich hab's, ich hab' nicht richtig getan. Ich hab's schlecht getan. Denn ich war, wir waren beide so erschöpft, daß wir wenigstens ein halbes Jahr Erholung nötig hätten. Aber dieses Wort ›Lager‹ hat mich vollständig fertig gemacht. Ich: ›Kein Lager. Ich bin ein privater Mensch und will ein privates Leben.‹«⁸³

Heute sieht die Zeitzeugin, daß es für sie und ihre Schwester angemessen gewesen wäre, das Angebot, sich ein halbes Jahr zu erholen, anzunehmen. Doch die er-

81 Ebd., S. 58f.

82 Vgl. Haftbescheinigung des Internationalen Roten Kreuzes vom 4.5.1960, in: EB, Wiedergutmachungsakte Bednarski, Sign. III F 334664, Bl. C14.

83 Interviewtranskript, S. 59f.

lebte Entwürdigung während der Verfolgung macht es Ruth Bednarski unmöglich, sich in einem der schwedischen Sammellager aufzuhalten. Das Wort ›Lager‹ ist für sie unmittelbar mit Entmenschlichung, Zwangsarbeit, Hunger und Tod verbunden. Für sie stellt es sich 1945 als wichtiger dar, die wiedergewonnene Würde auch zu leben. Ruth Bednarski nimmt dafür sogar in Kauf, daß sie trotz angeschlagener Gesundheit wieder zu arbeiten beginnt. Ihre Tätigkeit in einer schwedischen Konfektionsfabrik, die unter anderem Pelze herstellt, verschafft ihr die Möglichkeit, nicht nur ein »privates«, sondern auch ein selbständiges Leben zu führen, das sie von staatlichen Institutionen unabhängig macht. Bei ihrer Jobsuche spielen aber auch zwei andere Aspekte eine Rolle. Ihre Arbeit in einer Kürschnerei erinnert an den väterlichen Betrieb in Berlin, selbst wenn Ruth Bednarski dafür keine besondere Qualifikation mitbringt, denn sie hat als Jugendliche diesen Beruf nicht erlernt. Persönlich liegt darin aber auch eine Anknüpfung an die Zeit vor 1934, denn die Zeitzeugin übt nun einen ganz ähnlichen Beruf aus wie ihr Vater damals.

Gleichzeitig steht ihre Jobsuche in Schweden aber auch mit ihrer Verfolgung in unmittelbarem Zusammenhang. Mit der Entscheidung, lieber zu arbeiten als in einem Lager zu wohnen, grenzt die Befragte sich zwar eindeutig von ihrem vorherigen »Häftlingsstatus« ab, zum anderen sieht sie aber gerade in ihrer Arbeitsfähigkeit die Chance, diese für sie schwierige Situation zu meistern. Ruth Bednarski arbeitet, um zu (über)leben. »Wir haben gelernt bei den Deutschen, daß man alles kann. Wenn ein Deutscher gefragt hat: ›Was, bist du'n Schneider?‹, dann war man 'n Schneider. [...] Das war die Politik der Rettung. Ha, er (der schwedische Fabrikant, Anm. d. Verf.) hat mich gefragt: ›Kannst du Pelze nähen?‹ Ich: ›Natürlich.‹ Ich konnte so Pelze nähen, wie Sie welche können.«⁸⁴

Die Zeitzeugin lernt in Schweden ihren späteren zweiten Ehemann kennen, der wie sie jüdischer Überlebender ist und aus Polen stammt. Marian Bednarski ist Schriftsteller. Obwohl die Zeitzeugin zunächst nicht daran denkt, nach Polen zurückzukehren, drängt ihr Ehemann, Schweden zu verlassen. »Es ist nicht sein Land, nicht seine Sprache.«⁸⁵ Vermutlich 1947 verlassen beide das Land und kehren nach Polen zurück. Die Schwester Eva wandert mit ihrem Ehemann über Zypern illegal nach Palästina ein.

Die Bednarskis leben Anfang der fünfziger Jahre in Katowice und Sopot. Beide haben als unmittelbare Folgen ihrer Konzentrationslagerhaft enorme gesundheitliche Probleme. Ruth Bednarski leidet an niedrigem Blutdruck und Blutarmut sowie an den Folgen von Bauch- und Flecktyphus. Sie ist körperlich geschwächt und muß wegen ihrer psychischen Probleme medikamentös behandelt werden. Über viele Jahre ist sie nicht oder nur sehr eingeschränkt erwerbsfähig. Am 15. Mai 1955 bekommt das Ehepaar sein erstes und einziges Kind. Als die Tochter Ida Natalie ein- einhalb Jahre alt ist, entschließen sich die Eltern zur Auswanderung nach Israel. Re-

84 Ebd., S. 60.

85 Ebd., S. 61.

86 Vgl. Ärztliche Bescheinigungen von 1956 und 1961, in: EB, Wiedergutmachungsakte Bednarski, Sign. III F 334664, Bl. B9 u. B11.

ligiöse Gründe hätten bei dieser Entscheidung keine Rolle gespielt, vielmehr führt die Zeitzeugin den herrschenden Antisemitismus als Hauptmotiv an, Polen zu verlassen.

»Wir haben gesehen, daß das die einzige Möglichkeit ist, als, menschlich zu leben. Nicht zu, nicht gedemütigt zu werden. Nicht gedemütigt zu werden. Nicht diskriminiert. Ich muß mich nicht schämen. Ich muß mich nicht schämen. Hier bin ich gleichberechtigt. Ich werde nicht verfolgt. Von keinem, weder von Polen noch von Deutschen noch von Ukrainern, von weiß ich wem.«⁸⁷

Die Auswanderung nach Israel ist mit enormen Umstellungsschwierigkeiten verbunden. Da in Israel viel Polnisch und Deutsch gesprochen werde, sei die Sprache weniger problematisch gewesen, vielmehr habe man zunächst keine Arbeit gehabt. »Schwere Zeiten« – so charakterisiert die Zeitzeugin ihre ersten Jahre im »gelobten Land«. Die Bednarskis verschreiben sich beruflich der Auseinandersetzung mit dem Holocaust. Der Ehemann arbeitet sieben Jahre in Yad Vashem, Ruth Bednarski nimmt eine Tätigkeit bei der »Untersuchungsstelle für NS-Gewaltverbrechen beim Landesstab der Israel Polizei« an. Ihre Aufgabe besteht überwiegend darin, Holocaustüberlebende zu vernehmen und ihre Aussagen zu übersetzen, die im Rahmen der Rechtshilfe an deutsche Gerichte weitergeleitet werden. Durch diese Arbeit, die Ruth Bednarski mehr als zwanzig Jahre leistet, ist sie permanent mit den Massenverbrechen unter nationalsozialistischer Herrschaft und damit ihrer eigenen Verfolgungserfahrung konfrontiert. Sie habe »unglaubliche Geschichten« gehört, erzählt sie im Interview, wie Menschen dem Holocaust entkommen sind.

»Und es war nicht selten, daß ich mit diesen Leuten zusammen geweint habe. Nicht selten. Wenn Dir, vor Dir eine Frau sitzt und erzählt, und das ist wirklich wahr, denn es gab andere, die das bestätigen haben – sie war ausgezogen, vor dem Grab, nackt, ein junges Mädchen. Und zusammen mit ihrer Mutter, und die Mutter ist erschossen, und sie ist lebendig ins Grab gefallen. Und wie die Deutschen weg sind, von dem Grab weggegangen sind, ist sie rausgekrochen, nackt aus diesem Grab. [...] Und sie hat geheult, und ich hab' mit ihr geheult. Aber sie liegt noch bis heute im Grab.«⁸⁸

Da diese Erzählung die einzige ist, die Ruth Bednarski aus der Vielzahl der ihr inzwischen bekannten Zeugnisse herausgreift, steckt in ihr eine gewisse Symbolik. Die Frau, die sie im Rahmen ihrer Tätigkeit befragt, überlebt wie durch ein Wunder eine Massenerschießung, bei der ihre eigene Mutter vor ihren Augen ermordet wird. Bis heute hat sie dieses Erlebnis nicht verarbeiten können, sondern »liegt noch bis heute im Grab«. Diese Szene drückt gleichzeitig die Erfahrung aller Holocaustüberlebenden bildlich aus: Jeder einzelne hat die Ermordung seiner Familienangehörigen miterleben müssen, jeder von ihnen war selbst unmittelbar mit dem Tod bedroht und stand daher im übertragenen Sinne bereits an den Erschießungsgruben der SS. Wie durch ein Wunder haben einzelne den Holocaust überlebt, doch letztlich liegen sie, wie diese junge Frau in der Erzählung, noch immer zwischen den ermordeten Opfern. Die Geschichte symbolisiert die Unwahrscheinlichkeit und Zufälligkeit des individuellen

87 Interviewtranskript, S. 62.

88 Ebd., S. 66.

Überlebens, zugleich aber auch die bis heute aktuelle Präsenz des eigenen Traumas. Ruth Bednarski weint mit der von ihr befragten Zeitzeugin aus einer Anteilnahme heraus, in der sich mehr als Mitgefühl offenbart. Die Geschichte, die die Frau erzählt, ist im übertragenen Sinne auch Ruths Geschichte.

Auf die Frage, ob ihre Arbeit ihr dabei geholfen habe, mit ihren eigenen Erlebnissen umzugehen, zögert Ruth Bednarski zunächst. Es sei eine »sehr schwere Aufgabe« gewesen, die allen Mitarbeitern nicht leicht gefallen sei, aber man habe eine »Genugtuung« gefühlt, wenn so ein Verbrecher bestraft wurde.

»Er saß im Gefängnis. Das Gefängnis war nicht das, was unser Lager war, das ist klar. Und die, die Bedingungen nicht, und er hat nicht gehungert. Das alles, alles war... . Aber irgend etwas..., und er war von seiner Familie getrennt. Irgend etwas war es doch. Auch wenn es nur ein paar Jahre waren.«⁸⁹

»Unser einziger Weg ist Arbeit«

»Mir scheint, daß man in Rumkowskis Geschichte beispielhaft die geradezu physische Notwendigkeit erkennen kann, die unter dem politischen Zwang den undefinierten Bereich der Zwiespältigkeit und des Kompromisses entstehen läßt. Zu Füßen eines jeden absolutistischen Throns drängen sich Männer wie er, um ihren kleinen Anteil an der Macht zu ergattern.«⁹⁰ Primo Levi greift die Person Chaim Rumkowskis, der bis zur Auflösung im August 1944 als »Ältester der Juden« das Ghetto Lodz mit harter Hand führte, heraus, um die Lage der »Judenräte« während der nationalsozialistischen Verfolgung aufzuzeigen. Rumkowski, bei seiner Ernennung zum »Judenältesten« 1939 bereits 62 Jahre alt, ist eine umstrittene Figur.⁹¹

Über seine Amtsübernahme liegen widersprüchliche Berichte vor. Warum wird gerade zu Beginn des Kriegs diese so unwichtige Gestalt an die Spitze gehoben? Viele Geschichten über Rumkowski verbleiben im Nebel von Gerüchten, aber eines ist klar: Der gescheiterte Kaufmann mit bescheidener Schulbildung gehört nicht zu den anerkannten Persönlichkeiten in Lodz. Er gilt als autoritär, machthungrig und selbstherrlich. Doch weit entscheidender wirkt sich seine Politik gegenüber der deutschen Verwaltung aus. Mit der Ghettoschließung in Lodz werden die Menschen ihrer Existenzgrundlage beraubt. Rumkowski geht den ersten Schritt der Kooperation und bietet den deutschen Behörden Arbeitskräfte an, um der desolaten Lage der Ghettobewohner entgegenzuwirken. Gleichzeitig steckt darin auch die Hoffnung, die Verfolger in ihrem Vorgehen berechenbarer zu machen, denn ihre wirtschaftlichen Interessen ermöglichen Ansatzpunkte für Verhandlungen. Rumkowski verfolgt damit eine nicht unkluge Strategie, allerdings legt sie den Grundstein für ein Abhängigkeitsverhältnis, das sich später gegen die jüdische Bevölkerung selbst richten wird,

89 Ebd., S. 65.

90 Levi, Die Untergegangenen und die Geretteten (1990), S. 67.

91 Vgl. Trunk, Judenrat (1972); Mostowicz, Es war einmal ein König... (1990), S. 41-44.

denn mit Beginn der Massenvernichtung transformiert sich diese Strategie in einen Rettungsversuch, der allein auf der Bereitstellung von Arbeitskräften fußt. »Unser einziger Weg ist Arbeit« lautet die umstrittene Parole, mit der Rumkowski versucht, durch den sich »ständig wiederholenden Austausch von arbeitsfähigem Leben gegen den Tod der nicht mehr ›Nützlichen‹«⁹² Zeit und damit Überlebenschancen für zumindest einen Teil der Ghettobewohner zu gewinnen. An dieser Strategie hängt die Errichtung eines ganzen Produktions- und Verwaltungskomplexes, der sich in Lodz wie in keinem anderen Ghetto ausbildet. Welchen Einfluß hat das Verhalten des »Judenrats« auf die Erinnerungen derjenigen, die selbst im Ghetto Lodz leben mußten?

Ruth Bednarski ist durch ihre Arbeit im »Hilfskomitee« des Ghettos Zdunska-Wola und ihrer anschließenden Tätigkeit in der Gesundheitsabteilung der jüdischen »Selbstverwaltung« in Lodz in besonderer Weise mit der Politik der »Judenräte« verbunden. Sicherlich gehört sie nicht zu dem engen Kreis um Rumkowski, dafür ist ihre Arbeit zu untergeordnet, aber ihr eigenes Überleben hängt nicht unwesentlich damit zusammen, daß sie beinahe vier Jahre in Ghettos lebt, die durch Zwangsarbeit bestimmt sind. Sie selbst kann daher ihre eigene Rettung nicht ohne eine Auseinandersetzung mit dieser Verhaltensstrategie reflektieren. Auf die Person Rumkowskis angesprochen, argumentiert die Zeitzeugin:

»Es existieren sehr gesplittene Meinungen. Die einen haben gesagt: Er hat so und so viele Tausende gerettet. Und die anderen haben gesagt: Nein, das ist nicht wahr. Das ist alles... Er hat den Deutschen gedient. Er hat seinen eh, er hat Sicherheiten, aber, und hat gut gelebt, während wir darben und so weiter. Aber bis heute, bis heute ist dieselbe Meinung, die einen sind pro, die anderen sind anti. Und eh, es ist sehr schwer zu sagen, welche Meinung wirklich die richtige ist. Ich glaube beide. Ich glaube beide. Einerseits hat er wirklich den Deutschen gedient durch diese straffe und strenge und eh, unbarmherzige Arbeit, die diesen kranken, ausgehungerten Leuten aufgebürdet wurde. Andererseits glaube ich, wären nicht weniger Leute umgekommen, wenn sie nicht gearbeitet hätten. Denn als ich, ich hab' das verglichen, und ich glaube, ich bin mir darüber mit mir einig. Als ich nach Bergen-Belsen kam, von Bremen, und ich gesehen habe, es gibt keine Arbeit, nur man sitzt herum, tut nichts, hab' ich gesagt: Hier sterbe ich.«⁹³

Es ist der Interviewpassage anzumerken, daß sich Ruth Bednarski eingehender mit der kontroversen Diskussion um das Verhalten der »Judenräte«, speziell mit der Person Rumkowskis auseinandergesetzt hat. Sie skizziert die gegensätzlichen Positionen eines öffentlichen Diskurses, um daraus ihre eigenen Schlußfolgerungen herzuleiten. Die Argumentation zeugt von einer Sensibilität und Differenzierung, die nicht abstrakt bleibt, sondern den konkreten Bezug zum persönlichen Erleben der Zeitzeugin herstellt. Das Zitat läßt daher im Hintergrund eine Assoziationskette erkennen, die mit den Stichworten Rumkowski – Arbeit – Überleben umschrieben werden kann. Ruth Bednarski verbindet die Debatte um den »Judenältesten« unmittelbar

92 Diner, *Jenseits des Vorstellbaren* (1990), S. 34.

93 Interviewtranskript, S. 36f.

mit der Frage, ob sein Bemühen, durch Arbeit Leben zu retten, angesichts der zahllosen Opfer noch zu rechtfertigen ist. Bei aller ihr durchaus berechtigt erscheinenden Kritik an Rumkowski erkennt sie seine Strategie als potentiell lebensrettend an. Entscheidend für sie ist, daß nicht mehr Menschen durch die angeordnete Arbeit umgekommen sind. Rumkowski hat nicht gemordet, obwohl er sich auf anderer Ebene vielleicht schuldig gemacht hat. Damit rückt die Zeitzeugin das Machtverhältnis im Ghetto Lodz ins rechte Licht, denn schließlich ist die deutsche Verwaltung für die Ermordung der Lodzener Juden verantwortlich.

Bemerkenswert an der zitierten Interviewpassage ist zugleich, daß die Zeitzeugin unmittelbar vom Diskurs auf ihre eigenen Verfolgungserfahrungen zu sprechen kommt. Indem sie die Situation in Bergen-Belsen mit der im Ghetto Lodz kontrastiert, zeigt sich die Strategie »Rettung durch Arbeit« als verinnerlichte Prämisse. »Aber man hat gesagt: Ja, solange sie uns brauchen, das heißt solange wir was leisten, solange werden sie uns erhalten. Und hier, also in Bergen-Belsen, braucht man niemanden. Und dann lassen sie uns wirklich sterben. Und so war es.«⁹⁴

Ruth Bednarski bezieht also die im Ghetto Lodz vorherrschende Verhaltensstrategie auf ihre ganz persönliche Verfolgungssituation und verweist damit auf die Relevanz, die diese »Ghettomentalität« auch für ihre eigene Deutung des Geschehens einnimmt. Wenn es keine Arbeit mehr gibt, wie in Bergen-Belsen, dann sieht sie für sich keine Überlebenschance mehr. »Hier sterbe ich.«⁹⁵ Gleichzeitig bindet sie sich damit in kollektive Zusammenhänge ein. Solange »wir«, also die verfolgten Juden, etwas leisten, solange werden »sie«, die deutschen Verfolger, »uns erhalten«.

Dan Diner hat sich in seinen Arbeiten kritisch mit dem Verhalten der »Judenräte« in den Ghettos beschäftigt.⁹⁶ Für den Autor bietet die strukturelle Position des »Judenrats« als Vermittlungsinstanz zwischen nationalsozialistischem Willen und jüdischer Interessensvertretung die Möglichkeit, die historische Analyse nationalsozialistischer Massenverbrechen nicht in einer Aufspaltung zwischen Opfer- und Täterperspektive zu belassen. Den »Judenrat« will Diner als Situation, als permanente Grenzerfahrung verstanden wissen, in deren »Zentrum eine Handlungsfalle steht, in der sich die »Judenräte« zwischen Selbsterhaltung und Selbstvernichtung, ja, der Selbstvernichtung mittels Selbsterhaltung wiederfinden«.⁹⁷ Die deutschen Okkupanten hätten damit den Gipfel erklommen, nämlich die Opfer in den Tatzusammenhang ihrer eigenen Vernichtung zu verstricken. Wer zuerst oder erst später sterben sollte, entschieden die »Judenräte«.

Diner will bei der innerjüdischen Debatte um Schuld und Verstrickung der »Judenräte« nicht stehen bleiben. Ihm geht es vielmehr darum, am Beispiel der jüdischen »Selbstverwaltungen« ein strukturelles Paradigma für die Geschichts-

94 Ebd., S. 37.

95 Ebd.

96 Vgl. Diner, Zivilisationsbruch (1988); Ders., Perspektivenwahl und Geschichtserfahrung (1990), S. 94-113; Ders., Jenseits des Vorstellbaren (1990); Ders., Die Perspektive des »Judenrats« (1992), S. 11-35. Zur Kritik an Diners Ansatz vgl. Sandkühler, Aporetische Erinnerung (1992), S. 144-159.

97 Diner, Jenseits des Vorstellbaren (1990), S. 32.

schreibung des Nationalsozialismus auszuloten, denn in deren Situation offenbare sich die universelle Krise handlungsleitender Denkformen. Mit ihrem antizipatorischen Handeln hätten die »Judenräte« rational auf ein von ihnen angenommenes »traditionell Böses« reagiert, dessen Interesse sich dann aber als vielschichtiger erwiesen habe. Von diesem an der »ökonomischen Nutzungskategorie der Arbeit orientierte Verhalten« sei angenommen worden, es werde sich für die Opfer lebenserhaltend auswirken, dabei sei das Handeln der Täter aber gar nicht oder zumindest nicht nur von den »Nützlichkeitsabwägungen im Sinne des traditionell Bösen« angeleitet gewesen.⁹⁸ Daher sei das Handeln der Nationalsozialisten aus der Perspektive der »Judenräte« nicht irrational, sondern gegenrational gewesen.⁹⁹

Der Autor erfaßt mit dem Begriff »Gegenrationalität« jenen Widerspruch, der sich doch letztlich nur im nachhinein erkennen läßt. So scheinen die »Judenräte« die handlungsbestimmende Vernichtungsabsicht ihrer Verfolger verkannt und mit daher unangemessenen, weil rationalen Strategien reagiert zu haben. Wie Diner allerdings überzeugend argumentiert, kann es, abgesehen von der Alternativlosigkeit, »keine handlungsrelevante Vorstellung vom Unvorstellbaren geben«.¹⁰⁰

In der Auseinandersetzung um das Verhalten der »Judenräte« rückt die Arbeit als lebensrettendes und zugleich vernichtendes Medium zwischen Täter und Opfer in den Mittelpunkt der Betrachtung. Die Arbeit im Ghetto Lodz, aber nicht nur dort, gerinnt zum einen zur dominanten »Überlebensstrategie« der Opfer, zum anderen entleert sich der Arbeitsbegriff seines eigentlichen Sinns, indem er zum Synonym für die systematische »Vernichtung durch Arbeit« wird. Sarah Kofmann hat diese Transformation als die »Zerstörung der Arbeit in der und durch die Arbeit« umschrieben. Sie sei nun end-, ziel- und pausenlos und bedeute daher den Tod.¹⁰¹

Für diejenigen, die wie Ruth Bednarski ihr persönliches Überleben nicht ohne die Rettungsstrategie der »Judenräte« reflektieren können, wirkt sich die festzustellende »Gegenrationalität« als gebrochene Sinndeutung aus. Die Zeitzeugin ist durch ihre Tätigkeit für das »Hilfskomitee« im Ghetto Zdunska-Wola von dem strukturellen Antagonismus dieser Institution unmittelbar betroffen. Am deutlichsten zeigt sich diese Zugehörigkeit in der Szene, als Ruth Bednarski über die sogenannte Stempelaktion im Vorfeld der Ghettoliquidation berichtet. Ihre Aufgabe, die gestempelten Zettel zu sortieren, darf dabei nicht gleichgesetzt werden mit der Entscheidung der »Judenräte«, wer früher oder später zu deportieren sei. Trotzdem zeigt sich in der dargelegten Erzählpassage eine Verstrickung, die weder juristisch noch moralisch zu bewerten ist, sondern in ihrer psychologischen Bedeutung relevant bleibt. Die kollektive Verhaltensstrategie der »Judenräte« bildet sich in den Deutungskonstruktionen der Überlebenden nicht identisch, aber in ihrer grundsätzlichen Problematik ab. Nicht verwunderlich ist daher, daß der Begriff »Arbeit« für Ruth Bednarski eine ganz zentrale

98 Diner, *Perspektivenwahl und Geschichtserfahrung* (1990), S. 112.

99 Die Diskussion um die Rationalität, Irrationalität oder Gegenrationalität nationalsozialistischer Politik führt Diner an anderer Stelle weiter aus. Vgl. Diner, *Historisches Verstehen* (1991), S. 307-321.

100 Diner, *Negative Symbiose* (1987), S. 186.

101 Kofman, *Erstickte Worte* (1988), S. 51.

und sinnstiftende Relevanz enthält. »Wenn keine Arbeit da ist, was, soll es die leichteste sein, soll es die einfachste sein, dann gehen wir ins Verderben. Weil wir dann nichts mehr, wir brauchen dann nicht, wir sind nicht mehr gebraucht.«¹⁰² Die ökonomische Ausbeutung, die von den Opfern als handlungsleitendes Ziel bei ihren Verfolger vorausgesetzt wird, bietet die Chance, zweckgerichtet zu reagieren, indem das vermeintliche Begehren durch Zwangsarbeit antizipiert wird. Produktivität, Nützlichkeit und Leistungsfähigkeit stehen daher im Zentrum einer Handlungsstrategie, die im wahrsten Sinne des Wortes lebensentscheidend und daher prägend ist.

Ilka Quindeau hat in ihrer Untersuchung autobiographischer Erzählungen von Holocaustüberlebenden daher »Arbeit« als eine »Überlebensstrategie« während und nach der Verfolgung herausgestellt. Anhand eines Einzelinterviews macht sie deutlich, daß ein zentraler Bestandteil des Selbstverständnisses in der Überzeugung liege, »immer gearbeitet zu haben«. Die Arbeit werde zum Integrationsmoment der Lebensgeschichte.¹⁰³

Die Erzählung von Ruth Bednarski bestätigt diese Beobachtung weitgehend. Insofern scheint sich darin ein Typus widerzuspiegeln, der die individuelle Arbeit als sinnstiftend und lebenserhaltend deutet. Die Zeitzeugin führt in ihrer Erzählung zahlreiche Episoden an, die von der zentralen Bedeutung der persönlichen Leistungsfähigkeit zeugen. Erinnert sei hier exemplarisch an ihr Verhalten, als sie 1945 nach der Befreiung in Bergen-Belsen nach Schweden kommt und sich weigert, in einem Sammellager zu leben. Ruth Bednarski löst diesen Konflikt, indem sie auf ihre Arbeitsfähigkeit vertraut und in einer Konfektionsfabrik zu arbeiten beginnt, obwohl ihre gesundheitliche Verfassung dies bei weitem noch nicht zugelassen hat, wie sie rückblickend selbst einräumt. Insgesamt zeigt ihr Lebenslauf nach Kriegsende, daß sie trotz gesundheitlicher Folgen der Konzentrationslagerhaft diejenige ist, die die Familie weitgehend organisiert und über viele Jahre auch ernährt. Darin drückt sich eine persönliche Stärke aus, die angesichts der traumatischen Erfahrungen zwar beeindruckt, aber eigentlich nicht verwundern kann, denn letztlich setzt sich nach 1945 die verinnerlichte Prämisse fort, nur durch persönliche Leistung überleben zu können. Ruth Bednarski arbeitet, um zu leben.

Gesamtbiographisch fügt sich dieser individuelle Umgang mit den eigenen Verfolgungserfahrungen in die Erzählung ein. Die Zeitzeugin beginnt das Interview damit, daß sie von ihrer Schulrelegation 1934 erzählt. Der lebensgeschichtliche Bruch, der sich mit der beginnenden Verfolgung unmittelbar nach der Machtübernahme der nationalsozialistischen Regierung verbindet, findet seinen episodischen Ausdruck unter anderem in der Ausgrenzung aus der Schule. Wie massiv Ruth Bednarski ihren Schulausschluß erlebt, zeigen die im Interview mitschwingenden Gefühle von Verletzung und Wut. Ihre Reaktion fußt unter anderem auf einer sozialisationsbedingten Ausrichtung, die eine akademische Laufbahn vorsieht und eine Leistungsorientierung in sich trägt. Wenn die Zeitzeugin dieser Möglichkeiten auch gewaltsam be-

102 Interviewtranskript, S. 37.

103 Vgl. Quindeau, *Trauma und Geschichte* (1995), S. 188.

raubt wird, bleibt diese Prägung verinnerlicht. Ruth Bednarski definiert sich selbst zu einem nicht unwesentlichen Teil über ihr Arbeitsvermögen und wird bereits frühzeitig in diesem Sinne gefördert. Insofern trifft die spätere »Rettungsstrategie«, wie sie in Zdunska-Wola und Lodz verfolgt wird, bei Ruth Bednarski auf ein bereits vorhandenes Potential. Ihre verinnerlichteten Handlungsmuster lassen sich mit den von außen angebotenen Lösungsversuchen in Einklang bringen. Leistungs- und Arbeitsfähigkeit sind im Leben von Ruth Bednarski zu zentralen Kontinuitätslinien geworden, die bis heute von ihrer Relevanz kaum etwas eingebüßt haben.

Das Integrationsmoment »Arbeit« kann aber angesichts der ihr innewohnenden »Gegenrationalität« im Kontext der nationalsozialistischen Massenvernichtung nicht als bruchlos und widerspruchsfrei gesehen werden, denn kollektiv hat sich diese »Strategie« nicht als tragfähig erwiesen. Die Verfolger handelten nicht zweckrational, sondern negierten mit ihrem Vernichtungswillen bis dahin universell gültige Handlungs- und Denkmuster. Darin liegt der »Zivilisationsbruch«, den Dan Diner für die Geschichte des Nationalsozialismus als elementar betont.¹⁰⁴ Somit schlägt sich zwar die kollektive »Rettungsstrategie« durch das Angebot von Zwangsarbeit in den individuellen Sinnkonstruktionen der Überlebenden nieder, diese muß sich aber beinahe zwangsläufig als brüchig erweisen. In der Erzählung von Ruth Bednarski existiert eine zweite Bedeutungskonstruktion, mit der gleichsam das entstandene Erklärungsdefizit ausgefüllt wird. Die Zeitzeugin erzählt mehrere Erlebnisse, mit denen sie die Zufälligkeit des individuellen und damit auch ihres eigenen Überlebens verdeutlicht. Mit der sogenannten Stempelaktion im Ghetto Zdunska-Wola beispielsweise demonstriert sie die Willkür, mit der die Auswahl der nach Lodz zu Deportierenden erfolgte. Wäre den deutschen Behörden allein an der ökonomischen Ausbeutung der Ghettobewohner gelegen gewesen, hätte sich – so die Zeitzeugin – die Selektion an Kriterien wie Arbeitsfähigkeit und Produktivität orientieren müssen. Die Realität erweist sich als unkalkulierbar und wirkt gerade dadurch traumatisch, denn Ruth Bednarski muß nun erleben, daß ihre Eltern und andere Familienangehörige dem Vernichtungswillen der SS zum Opfer fallen. Die Konstruktion, durch Arbeit Leben retten zu können, kann angesichts dieses Verbrechens nicht mehr durchgängig als tragfähig gelten, und Ruth Bednarski zieht für sich daraus den Schluß, daß ein individuelles Überleben der nationalsozialistischen Massenvernichtung zwar vom Arbeitsvermögen beeinflusst, aber letztlich doch dem Zufall geschuldet bleibt. Daher bewegt sich ihr Lebensrückblick im Spannungsbogen zwischen lebensgeschichtlichen Zufällen und einem kollektiven Sinnangebot, das immer wieder in seiner Brüchigkeit hervortritt. »Wenn keine Arbeit da ist, was, soll es die leichteste sein, soll es die einfachste sein, dann gehen wir ins Verderben. Weil wir dann nichts mehr, wir brauchen dann nicht, wir sind nicht mehr gebraucht. Wir sind auch schon vorher nicht gebraucht gewesen in Wirklichkeit, ja.«¹⁰⁵ Unterstützt wird diese aktuelle Deutung der eigenen Verfolgung durch ihre langjährige Arbeit im Rahmen der Ermittlungen gegen NS-Täter. Die zahllosen

104 Vgl. alle bisher zitierten Untersuchungen des Autors.

105 Interviewtranskript, S. 37.

»unglaublichen Geschichten«, die Ruth Bednarski von den Zeugen erfahren hat, vergewärtigen die weitgehend unkalkulierbaren Ereignisse, die auf eine Entscheidung über Leben und Tod Einfluß genommen haben.

Die Sinnkonstruktionen im Interview, die sich mit den Stichworten »Arbeit« und »Zufall« skizzieren lassen, bedürfen auch einer diskursanalytischen Betrachtung, da sie thematisch eine Frage implizieren, die in Israel zu unterschiedlichen Zeiten und mit unterschiedlicher Intention öffentlich diskutiert wurde und bis heute an Brisanz wenig eingebüßt hat. Von diesen Debatten bleiben die persönlichen Auseinandersetzungen der Überlebenden mit ihren eigenen Verfolgungserfahrungen nicht unberührt, wie man dem Gespräch mit Ruth Bednarski eindeutig entnehmen kann. Ihre Argumentation zur Person Rumkowski zeugt von einer langjährigen und intensiven Beschäftigung mit dem Verhalten der »Judenräte«. Es ist daher sinnvoll, verschiedene Etappen des in Israel äußerst kontrovers geführten Diskurses über das jüdische Verhalten während der nationalsozialistischen Verfolgung nachzuzeichnen. Eine solche Betrachtung, selbst wenn sie im Rahmen dieser Untersuchung begrenzt bleiben muß, ist für die Genese der aktuellen Sinnkonstruktion im Interview mit Ruth Bednarski unverzichtbar.

Zahava Solomon reflektiert in ihrem Aufsatz die gesellschaftliche und politische Situation in Israel dahingehend, welche Integrationsangebote für die nach 1945 zahlreich eingewanderten Überlebenden der nationalsozialistischen Judenverfolgung bereitgestellt wurden.¹⁰⁶ Prägend sei eine Aufbaumentalität gewesen, die ein Gesellschaftssystem angestrebt habe, in dem sich das Bild eines »neuen Juden« realisieren sollte. Stärke, Entschlossenheit und politische Handlungskompetenz seien für ein Selbstbewußtsein kennzeichnend, das eine Identifikation ermöglicht und zugleich auch gefordert habe. Der Staat Israel sei für die Überlebenden in diesem Sinne eine Zuflucht gewesen. Allerdings habe diese »neue« Identität auch seinen Preis gefordert, denn die emotionalen Probleme, die für die Betroffenen mit ihren Verfolgungserfahrungen verknüpft seien, habe man nicht integrieren wollen oder können. Die psychischen Probleme der Überlebenden hätten eine Vergangenheit repräsentiert, die man gerade hinter sich lassen wollte.

Der Verdrängungsdruck von außen muß daher als massiv eingeschätzt werden. Überlebende wie Ruth Bednarski erfahren in den fünfziger Jahren eine Integration, die zwar Halt bietet, die aber auch dazu zwingt, die eigene Verfolgungsgeschichte, oder genauer gesagt die mit ihr verbundenen psychischen Probleme auszublenden. Trotz materieller Hilfe, die viele Einwanderer gerade in den fünfziger Jahren erfahren, herrscht entweder Stillschweigen über die Holocausterfahrungen der Betroffenen, oder es wird der latente Vorwurf erhoben, die Überlebenden hätten die Verfolgung nur durch eigenes schuldhaftes Verhalten überstehen können. Auf der politischen Ebene spiegelt sich dieser Diskurs in der sogenannten Kastner-Affäre wider.¹⁰⁷

106 Vgl. Solomon, *Jüdische Überlebende in Israel* (1996), S. 23-37; ebenso: Dasberg, *Trauma der israelischen Gesellschaft* (1992), S. 18-31.

107 Vgl. Landau, *Der Kastner-Bericht* (1961).

Rudolf Kastner gehörte während des Zweiten Weltkrieges zu den führenden Persönlichkeiten der zionistischen Bewegung und verhandelte 1944 im Namen des jüdischen Rettungskomitees in Budapest mit Eichmann über die Ausreise von über 1.300 in Bergen-Belsen inhaftierten Juden in die Schweiz. Kastner wird 1953 in Israel wegen Kollaboration angeklagt und zwei Jahre später in einigen Punkten für schuldig befunden. 1958 revidiert ein Gericht dieses Urteil zwar im Rahmen einer Berufungsverhandlung, jedoch ist Kastner zu diesem Zeitpunkt bereits in Tel Aviv einem Attentat zum Opfer gefallen.

Mit Beginn des Prozesses gegen Adolf Eichmann in Jerusalem 1961 setzt sich die öffentliche Diskussion über das Verhalten der Opfer gegenüber ihren Verfolgern weiter fort, obgleich nun andere Maßgaben eine Rolle spielen. Zum einen treten die Qualen der Opfer, die im Prozeß ausführlich zu Worte kommen, nun in die Öffentlichkeit und verweisen damit auf eine Seite der nationalsozialistischen Massenvernichtung, die zumindest in dieser emotionalen Tiefe bisher nicht präsent gewesen zu sein scheint. Zum anderen zieht die von Hannah Arendt pointiert formulierte Behauptung, ohne die Mitarbeit jüdischer Funktionäre hätte der bürokratisch organisierte Massenmord in dieser Form nicht stattfinden können, eine heftige und langanhaltende Kontroverse nach sich. Die Philosophin stellt in ihren Prozeßbeobachtungen und ihrer darauf beruhenden Veröffentlichung fest, daß »die Rolle der jüdischen Führer bei der Zerstörung ihres eigenen Volkes für Juden zweifellos das dunkelste Kapitel in der ganzen dunklen Geschichte (ist)«. ¹⁰⁸ Gleichzeitig kontrastiert sie »das Gespenst einer allseitigen Gefügigkeit« mit den Aussagen derjenigen Zeugen, die dem militanten jüdischen Widerstand angehört haben. ¹⁰⁹ Deren Berichte seien eine »ausgesprochene Wohltat« im gesamten Prozeß gegen Eichmann gewesen. Nicht ohne Vorwurf an die jüdischen Funktionäre stellt Arendt die provozierende Frage, warum diese die Mitarbeit an der Zerstörung ihres eigenen Volkes und letztlich am eigenen Untergang nicht verweigert haben. ¹¹⁰

In der israelischen Öffentlichkeit etabliert sich mit dem Eichmannprozeß in den sechziger Jahren ein Diskurs, der nicht nur weitreichende Forschungen zu dieser Thematik motiviert, sondern der auch die Erinnerungen der Überlebenden erheblich beeinflusst. Ruth Bednarski hat im Interview diese kontroverse Debatte einbezogen und selbst Stellung bezogen. Auffällig bleibt daran, daß sie die Debatte um die Verstrickung der »Judenräte« zum Anlaß nimmt, ihr persönliches Überleben zu reflektieren. Sie selbst gehörte nicht zu den jüdischen Funktionären, die Arendt in ihrem Bericht angreift, selbst wenn sie durch ihre Tätigkeit in den Ghettos Zdunska-Wola und Lodz mit dieser Strategie zu tun hatte. Doch Arendt hat deutlich gemacht, daß es ihr nicht darum gehe, allen verfolgten Juden eine Verstrickung anzulasten. Obwohl die »furchtbaren Tatsachen, wie Tausende und aber Tausende, schließlich Millionen von Menschen sich pünktlich an den Transportstellen einfanden, um in den

108 Arendt, Eichmann in Jerusalem (1995), S. 153.

109 Ebd., S. 159.

110 Vgl. ebd., S. 160.

Tod geschickt zu werden, wie sie Schritt für Schritt selbst zur Hinrichtungsstätte gingen, dort sich ihre Gräber schaufelten, sich die Kleider auszogen und säuberlich zusammenfalteten, gehorsam Seite an Seite sich niederlegten, um erschossen zu werden«, im Prozeß offenkundig geworden seien, sei die insistierende Frage des Staatsanwaltes, warum nicht Widerstand geleistet worden sei, doch »grundfalsch« gewesen. Denn keine nichtjüdische Gruppe und kein anderes Volk hätten sich unter diesen Umständen anders verhalten. Die angemessene Antwort auf die Frage des Staatsanwaltes sei daher, daß es noch Schlimmeres als diesen Tod gegeben habe.¹¹¹

Die Gleichsetzung des jüdischen Volkes mit seinen Funktionären will Arendt also bewußt ausschließen. Trotzdem läßt sich beispielsweise am Interview mit Ruth Bednarski zeigen, daß gerade diese Grenzziehung für die Opfer kaum zu leisten ist. Die Frage nach den Gründen ihres persönlichen Überlebens angesichts millionenfachen Mordes können sie nicht ohne den im Ghetto eingeschlagenen Rettungsversuch deuten. Die Auseinandersetzung über die schuldhafte Verstrickung der Institution »Judenrat« wirkt aus ihrer Perspektive wie ein Schuldvorwurf gegenüber allen Überlebenden. Tragischerweise sind die Betroffenen selbst daran nicht unbeteiligt, denn ihre Scham über die eigene Rettung vermag diesen »grundfalschen« Schuldvorwurf nicht abzuwehren.

In Israel hat sich diese Debatte in den letzten zwanzig Jahren gewandelt. Das bis dahin vorherrschende Wertesystem, das Schwäche stigmatisierte und Stärke pries, ist nach den Kriegserfahrungen Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre ins Wanken geraten. Die kollektiven Erfahrungen im sogenannten Sechs-Tage-Krieg und im Jom-Kippur-Krieg zwangen dazu, sich mit eigener Verletzbarkeit und Angst auseinanderzusetzen. Darin zeigt sich eine zunehmende »Distanz des jüdischen Bewußtseins [...] einem seit der Staatsgründung geförderten Kult der Militanz gegenüber: einem Kult, wie er in negativer Abgrenzung zur vermeintlich nachgiebigen jüdischen Diaspora gang und gäbe gewesen war«.¹¹²

Ruth Bednarski macht in ihrer Erzählung deutlich, daß für sie das Integrationsangebot in Israel lebenswichtig war. Nach der erlittenen Verfolgung unter nationalsozialistischer Herrschaft und nach den antisemitischen Nachkriegserfahrungen in Polen schien allein dieser Staat den benötigten Raum bereitzustellen, um eine sichere Existenz aufbauen zu können. Den Preis der Verdrängung hat sicherlich auch sie bezahlen müssen, allerdings variiert sich bei ihr die »Überlebensstrategie« Arbeit dahingehend, daß Ruth Bednarski mehr als zwanzig Jahre eine Tätigkeit ausübt, die die traumatischen Erfahrungen der Judenvernichtung präsent bleiben läßt. Ihre Arbeit dient daher nicht der Verdrängung oder Kompensation, sondern steht hier eher als Gegengewicht zu der gesellschaftlich geforderten Anpassung. Der Zeitzeugin gelingt es darüber, ihre eigenen Verfolgungserfahrungen in ihr Leben zu integrieren und damit dem äußeren Verdrängungsdruck nicht nachzugeben, ohne jedoch Gefahr zu laufen, eine massive gesellschaftliche Ausgrenzung zu erfahren.

111 Ebd., S. 35f.

112 Diner, *Jenseits des Vorstellbaren* (1990), S. 33.

Ruth Bednarski merkt im Interview an, es seien keinerlei religiösen Motive dafür ausschlaggebend gewesen, daß sie nach Israel ausgewandert ist. Sie charakterisiert ihre Gründe als »national«, auch wenn sie zugleich einschränkt, daß sie sich nie als Nationalistin verstanden habe.¹¹³ Ihre vorsichtige Formulierung läßt sich eher dahingehend auslegen, daß ihr Entschluß, in Israel zu leben, mit einer Identitätssuche zusammenhängt, die aufgrund ihrer lebensgeschichtlich frühen Verfolgungserfahrungen erschüttert wurde. In assimilierten Verhältnissen aufgewachsen, bricht die von außen herangetragene Zuschreibung, jüdisch und damit in den Augen der Nazis »minderwertig« zu sein, wie eine Katastrophe in das Leben der Dreizehnjährigen ein. Die sich in Polen bietenden Identifikationsangebote umfassen eine Aufnahme in ein jüdisches Kollektiv, das sich zu weiten Teilen zwar religiös definiert, aber eine starke zionistische Komponente in sich trägt. Die Jugendliche greift diese Chance der Einbindung auf, selbst wenn sie der jüdischen Religion gegenüber distanziert bleibt. Allerdings spielt hier bereits auch ein Zusammengehörigkeitsgefühl herein, das sich wesentlich aus der kollektiven Verfolgungserfahrung speist und nach Kriegsende prägend bleibt.

Ruth Bednarski hat sich durch die Verfolgung unter nationalsozialistischer Herrschaft mit ihrer jüdischen Herkunft auseinandersetzen müssen und darin Identifikationsmöglichkeiten gesucht, die ihr in Deutschland gewaltsam geraubt wurden. Der Konflikt, eine »neue« Identität angesichts rassistischer Zuschreibungen zu finden, ist traumatisch in ihr Leben eingebrochen und kann während der Verfolgung nicht aufgelöst werden. Ihre Erzählung beschäftigt sich daher auch immer wieder mit Deutschen, denen sie zwischen 1933 und 1945 begegnet ist. Ihre Perspektive auf die Täter und Mitläufer bewegt sich zwischen der Wahrnehmung einer mehr oder weniger anonymen Masse, die sich antisemitisch, gewalttätig und menschenverachtend verhält, und einigen wenigen Einzelpersonen, wie beispielsweise Henny Brunken oder dem Lagerkommandanten Hille, die Ruth Bednarski als »menschlich« oder zumindest als nicht außergewöhnlich grausam erlebt hat. Für sie sind diese Begegnungen, abgesehen von der Unterstützung, die sie erhalten hat, auch deswegen so wichtig, weil sich für die Zeitzeugin darin ein Deutschland widerspiegelt, zu dem sie sich selbst einmal zugehörig gefühlt hat. Trotz der brutalen Ausgrenzung, die sie in Berlin erfahren mußte, und der erlittenen Verfolgung bleibt ein Teil von ihr mit Deutschland verbunden. Sprache ist für Ruth Bednarski immer ein Zeichen für Zugehörigkeit. Die Integration ihrer »deutschen« Sozialisation muß aber angesichts der verübten Verbrechen durch Deutsche konflikthaft bleiben, schließlich wurden ihre Eltern und andere Familienangehörige Opfer der nationalsozialistischen Judenvernichtung. Die Zeitzeugin ist nach Kriegsende mehrmals nach Deutschland gereist und verfügt auch über enge Kontakte zu Deutschen. Außerdem hat sie mehrmals im Rahmen von Einladungsprogrammen die Stadt Bremen besucht und dort mit anderen Überlebenden den Ort ihrer Haftzeit aufgesucht. Ruth Bednarski hat sich intensiv mit ihren eigenen Verfolgungserfahrungen beschäftigt, nicht zuletzt auch aufgrund ihrer beruflichen Tätigkeit. Sie kann verübtes Unrecht benennen und anklagen, sie kann »Genugtuung« empfinden, wenn

113 Interviewtranskript, S. 62.

Täter für ihre Verbrechen zur Verantwortung gezogen werden. Möglicherweise erlaubt ihr diese Haltung erst, so differenziert mit Deutschland und damit auch mit ihrer eigenen Geschichte umzugehen. Ihre Verbindung zu Deutschland war und ist intensiv, allerdings hat ihre Fähigkeit zur Konfrontation auch Grenzen. Im Gegensatz zu vielen anderen Überlebenden besucht Ruth Bednarski zwar Deutschland, allerdings war sie niemals wieder in Berlin. Eine Begegnung mit dem Ort ihrer Kindheit wäre auch mehr als sechzig Jahre später wohl zu schmerzhaft.

Gesamtbiographische Analysen

Die Erzählung von Ruth Bednarski erweist sich als geordnete und überwiegend chronologisch strukturierte Selbstpräsentation, die von einer langjährigen Auseinandersetzung mit den eigenen Verfolgungserfahrungen sowie mit der nationalsozialistischen Judenverfolgung zeugt. Wenn auch stellenweise eine gewisse Ritualisierung der Erzählung festzustellen ist, so läßt sich das Interview doch nicht als vorstrukturierte und in seiner Gestalt bereits oftmals präsentierte Selbstdarstellung beschreiben. Ruth Bednarski hat sich zwar durch ihre berufliche Tätigkeit intensiv mit dem Holocaust beschäftigt, jedoch scheint diese Tatsache nicht dazu geführt zu haben, die eigenen Erfahrungen zu rationalisieren. Gleichzeitig markiert die Zeitzeugin in ihrer Erzählung deutlich, ob sie von persönlichen Erlebnissen oder aber von Ereignissen berichtet, die sie aus anderen Quellen schöpft. In dieser Hinsicht findet die Erzählung überwiegend eine bewußte Einbindung in kollektive Erfahrungszusammenhänge.

Durch diese klare Trennung lassen sich an der Erzählung von Ruth Bednarski die individuelle Erfahrungsaufschichtung sowie nachträgliche Umarbeitungsprozesse besonders deutlich herausarbeiten.¹¹⁴ Dabei zeigt sich, daß die Lebensgeschichte der Zeitzeugin durch eine verfolgungsbedingte Identitätskrise geprägt ist, die sich in ihrer Dynamik nur durch eine gesamtbiographische Analyse offenbart. Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten 1933 bricht nicht nur die Verfolgung in das Leben der damals Dreizehnjährigen ein, die beginnende Diskriminierung und die sich daran anschließende Verfolgung bleibt mit einem Identitätskonflikt behaftet, den Ruth Bednarski für sich erst viele Jahre nach Kriegsende zwar nicht lösen, aber zumindest verarbeiten kann. Entwicklungspsychologisch prallen pubertätsbedingte Selbstfindungsprozesse mit gewaltsam herbeigeführten Identitätsstörungen zusammen. Dieser innere Konflikt löst eine anhaltende Orientierungslosigkeit aus. Als Jüdin ausgegrenzt und entwertet zu werden, steht ihrer bisherigen Sozialisation in Deutschland diametral entgegen. Der Zwiespalt, sich aufgrund assimilierter Verhältnisse erst infolge antijüdischer Zuschreibungen mit dem nun negativ besetzten Judentum auseinanderzusetzen und gleichzeitig weiterhin über eine innere Verbindung zum ›Land der Täter‹ zu verfügen, stürzt nicht nur die Zeitzeugin in enorme Konflikte, sondern darin spiegelt sich die Situation einer Mehrzahl der deutschen Juden in den dreißiger Jahren wider. Ruths

114 Vgl. dazu S. 93ff.

Identitätskonflikte konkretisieren eine kollektive Erfahrung, die gerade über diejenigen hereinbricht, die vor 1933 in assimilierten Verhältnissen gelebt haben. Ihnen wird aufgrund rassistischer Zuschreibungen eine Identität aufgezwungen, die viele bis dahin als bedeutungslos oder zumindest als wenig sinnstiftend empfunden haben. Da die von außen erzwungene Feststellung ihres Jüdisch-Seins unmittelbar mit rassistischen Entwertungen einhergeht, stehen die Betroffenen in der Situation, einem nun als minderwertig erachteten Zwangskollektiv zugerechnet zu werden. Eine konfliktfreie und stabilisierende Hinwendung zum Judentum kann aufgrund dieser negativen Definition kaum gelingen. Für Ruth Bednarski verbindet sich dieser Identitätskonflikt zudem mit pubertätsbedingten Selbstfindungsprozessen, die ihr Raum geben, sich zionistischen Ideen gegenüber zu öffnen. Die Entwurzelung bleibt mit Gefühlen der persönlichen Entwertung verbunden und löst einen lebensgeschichtlichen Bruch aus, der gesamtbiographisch prägend wird. Rückblickend kann die Zeitzeugin ihre ersten dreizehn Lebensjahre in Deutschland von der nachfolgenden Verfolgung nicht mehr losgelöst erinnern, gleichzeitig schwingt in ihrer Erzählung immer die Frage mit, welches Verhältnis sie zu ihrer ursprünglichen Heimat überhaupt aufbauen kann. Bereits während der Verfolgung und letztlich auch durch sie deutet sich die Hinwendung zu jüdischen Identifikationsangeboten an, die mit der Auswanderung nach Israel Ende der fünfziger Jahre vorherrschend wird. Da Ruth Bednarski keine gläubige Jüdin ist, löst sie für sich die Identitätsfrage durch eine, wie sie es nennt, »nationale« Zugehörigkeit. Damit kann sie eine Stabilität aufbauen, die lebenswichtig ist, selbst wenn ihre deutsche Herkunft dadurch an Ambivalenz wenig einbüßt.

Methodisch zeigt diese individuelle Erfahrungsaufschichtung, daß nur durch eine gesamtbiographische Analyse zentrale Themen herausgearbeitet werden können. Die Notwendigkeit, die biographiebestimmenden Aspekte zu erkennen, erweist sich nicht nur deswegen als entscheidend, weil sie zu Kontinuitätslinien der Erzählung geworden sind, sondern sie prägen die lebensgeschichtliche Bedeutungs- und Sinnkonstruktion nachhaltig. So läßt die Zeitzeugin ihr Leben vor dem Hintergrund Revue passieren, daß es ihr mit der Einwanderung nach Israel gelungen ist, eine konfliktvolle Identitätssuche insoweit aufzulösen, daß sie ihr Leben heute als stabil erfahren kann. Der Gegenwartsbezug der autobiographischen Erzählung fokussiert das Vergangene auf eine lebensgeschichtlich gewachsene Deutungsvariante.¹¹⁵

Die Verarbeitung individueller Verfolgungserfahrungen kann somit nicht ohne die sinnstiftenden Diskurse der jeweiligen Nachkriegsgesellschaft betrachtet werden. Für die Erzählung von Ruth Bednarski sind daher innerjüdische Debatten über die tatsächliche oder vermeintliche Verstrickung der sogenannten Judenräte bedeutsam. Ihre Erzählung zeigt, daß die Erinnerungen der Überlebenden von diesen meinungsbildenden Auseinandersetzungen nachhaltig beeinflußt werden, ohne daß sie sich zwangsläufig in den Interviews abbilden. Ruth Bednarski greift die in der israelischen Gesellschaft kontrovers geführte Debatte auf direkte Nachfrage im Interview auf und erläutert ihren persönlichen Standpunkt. Der Argumentationscharakter ih-

115 Vgl. dazu S. 110.

rer Erzählung verweist an dieser Stelle auf den thematischen Zusammenhang zwischen eigener Verfolgungsverarbeitung und öffentlichem Diskurs. Die Intervention im Interview legt eine Verbindung offen, die ansonsten möglicherweise weniger augenfällig wäre. Die Relevanz des kollektiven Diskurses liegt in diesem Fall auf der Hand und kann in seiner bedeutungstiftenden Funktion untersucht werden. Insofern bildet sich der öffentliche Diskurs im Ineinandergreifen von individueller und kollektiver Auseinandersetzung mit dem jüdischen Verhalten unter nationalsozialistischer Herrschaft ab. Die autobiographische Erzählung erweist sich an dieser Stelle wiederum als »Ausblickspunkt« auf das Allgemeine, ohne von ihm unbeeinflusst oder mit ihm identisch zu sein.

Methodisch handelt es sich bei der genannten Interviewpassage mit Ruth Bednarski nahezu um einen Glücksfall, denn es ist ansonsten nicht davon auszugehen, daß sich der Zusammenhang zu kollektiven Diskursen in den individuellen Erzählungen explizit niederschlägt. Die Aufgabe des Interpretierenden, die für die autobiographischen Erzählungen jeweils relevanten Diskurse ausfindig zu machen, stellt sich nämlich üblicherweise als ein schwieriges Unterfangen dar. Ausgehend von Hinweisen im Text gilt es, Auslöser für und Einflüsse auf die nachträglichen Umarbeitungsprozesse herauszuarbeiten. Welche öffentlichen Auseinandersetzungen um die nationalsozialistische Verfolgungspolitik prägen die jeweilige Nachkriegsgesellschaft, in der der Zeitzeuge lebt oder gelebt hat? Welche Themen können als vorherrschend gelten? In welche gruppeninternen Debatten ist oder war der Betreffende involviert? Welche Ereignisse der Nachkriegszeit, die für die gesellschaftliche Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus bedeutsam sind, haben sich in den Erinnerungen der Zeitzeugen niedergeschlagen?

Eine diskursanalytische Betrachtung der Verfolgungsverarbeitung umfaßt daher drei Ebenen. Zum einen handelt es sich um private und halböffentliche Diskurse, an denen überwiegend die Verfolgten selbst beteiligt sind. Dazu gehören beispielsweise Auseinandersetzungen um das Verhältnis der verschiedenen Verfolgtengruppen zueinander oder um die Spielräume, die in den jeweiligen Organisationen für die Deutung der erlebten Verfolgung existieren. Zum anderen sind Diskurse relevant, die aus der spezifischen Nachkriegssituation der einzelnen Länder resultieren. In Polen und anderen osteuropäischen Staaten schafft das politische Klima der Nachkriegszeit gänzlich andere Voraussetzungen zur Verfolgungsverarbeitung als beispielsweise in Israel oder in den Vereinigten Staaten. Die dritte Ebene diskursanalytischer Betrachtung bezieht sich auf international geführte Diskussionen, die sich beispielsweise an spektakulären Prozessen gegen NS-Täter wie Adolf Eichmann oder Klaus Barbie entzünden, und deren Wirkung nicht auf die jeweiligen nationalen Kontexte beschränkt bleibt.

Wenn der Interviewer bereits vor dem Gespräch über Informationen zur Nachkriegsgeschichte des Zeitzeugen verfügt, dann lassen sich diskursanalytische Zusammenhänge möglicherweise im Vorfeld abklopfen und können dann in das Interview selbst eingebracht werden. Ohne solche Vorkenntnisse ist der Interviewer darauf angewiesen, sich ein breites Spektrum an Wissen über möglicherweise relevante Nach-

kriegsdiskurse anzueignen, um sie dann gegebenenfalls im Interview anzusprechen. Das setzt Detailkenntnisse voraus, die bei fehlenden Vorinformationen beträchtlich und daher nicht in jedem Fall leistbar sind. Nicht jeder Historiker weiß zum Beispiel über die Diskurse in der rumänischen Nachkriegsgesellschaft ausführlicher Bescheid. Daher wird es immer Interviewauswertungen geben, die erst im nachhinein nachvollziehen müssen, welche halböffentlichen oder öffentlichen Debatten für die autobiographischen Konstruktionen relevant sind. Die Komplexität und die erhebliche individuelle Varianz der Erzählungen macht es kaum möglich, verallgemeinernde Untersuchungsverfahren zu entwickeln. Nur so viel läßt sich sagen: Der Einfluß von Filmproduktionen wie »Holocaust«, »Shoah« oder »Schindlers Liste« hat durch die damit einhergehende Diskussion in den Medien manche gesellschaftliche Auseinandersetzung mehr beeinflußt als mehrbändige Werke anerkannter Historiker dies jemals leisten werden, selbst wenn das Buch von Daniel Goldhagen in letzter Zeit den Gegenbeweis anzutreten scheint. Der öffentliche Diskurs, ob er sich nun in der Presse, im Fernsehen oder in der Film- und Buchproduktion niederschlägt, entzündet sich häufig an Kontroversen, die nicht immer neu, aber damit zumindest aktualisiert sind. Prozesse gegen NS-Täter haben während der gesamten Nachkriegsgeschichte das Thema Massenvernichtung im Nationalsozialismus präsent gemacht. Darüber hinaus weist nicht nur die deutsche Nachkriegsgeschichte zahlreiche politische Skandale um schuldverstrickte Staatsdiener auf. Gleichzeitig können auch politische Ereignisse, die zunächst keinen unmittelbaren Zusammenhang zur nationalsozialistischen Vergangenheit aufweisen, eine Diskussion um Verfolgungs- und Kriegserfahrungen hervorbringen. Als Beispiel sei hier der Golfkrieg genannt, der in Israel Retraumatisierungen auslöste. Für Holocaustüberlebende wird das unmittelbare Kriegsgeschehen und die erneute individuelle Todesbedrohung Anlaß gewesen sein, ihre eigenen Verfolgungserfahrungen vor diesem Hintergrund zu reflektieren.

Die hier nur exemplarisch skizzierte Diskursvielfalt muß im Einzelfall zudem gesellschaftlich und sozial konkretisiert werden. Dabei spielt es eine entscheidende Rolle, welche kollektiven Bedeutungskonstruktionen zur Geschichte des Nationalsozialismus im jeweiligen Gesellschaftssystem dominieren. In Polen sind die Überlebenden mit anderen ideologischen Vorgaben als in Norwegen konfrontiert. Selbst wenn die Frage nach Widerstand und Kollaboration sowohl für die okkupierten als auch für die mit Nazi-Deutschland verbündeten Staaten inzwischen zentral ist, so stellen sich die Auswirkungen einer Politik, die ehemaligen KZ-Häftlingen ein schuldhaftes Verhalten anlastet, gänzlich anders dar als ein Diskurs, der sich zumindest mit den Ambivalenzen von Verfolgungserfahrungen zu beschäftigen bereit ist.

III. Erinnerungsmuster: Konstruktionen sozialer Wirklichkeit

1. Wegbeschreibungen.

Die Bedeutungsvielfalt von Verfolgungserfahrungen

Hannah Arendt beschreibt die Konzentrations- und Vernichtungslager als die »ungeheuerlichen Entdeckungen im Bereich des Möglichen«, die zugleich den Abgrund des Möglichen, die Dimension des Maßlosen der Verfolgung widerspiegeln.¹ In der wissenschaftlichen Forschung zur Verfolgungs- und Vernichtungspolitik unter nationalsozialistischer Herrschaft offenbart sich dieses Maß an Destruktivität häufig in Form von Größenordnungen, strukturellen Merkmalen und Ereignisabläufen der Massenvernichtung, jedoch wird die konkrete menschliche Dimension auf Opfer- und Täterseite nur selten zum Untersuchungsgegenstand. In jüngster Zeit hat die Diskussion um die individuellen Handlungsmuster der Täter durch das Buch von Daniel Goldhagen eine geschichtswissenschaftliche Kontroverse entfacht, die – bei aller Kritik an der Veröffentlichung – weitreichende Forschungsdefizite offengelegt hat.² Jenseits der Frage nach Schuld und Verantwortung an den nationalsozialistischen Massenverbrechen, geht es in dieser Debatte auch um die Frage, wie individuelles Handeln in die analytische Betrachtung zurückgeholt werden kann. Die Geschichtswissenschaft kann sich nicht nur auf die Erforschung gesellschaftlicher Strukturen und Handlungsprozesse konzentrieren und dabei das historische Subjekt ausklammern. Andererseits erklärt sich die Welt nicht im Mikrokosmos »Mensch« und seiner Lebenswelt. Alltagshistoriker, Mentalitätenforscher und Psychohistoriker haben diese Begrenztheit bereits feststellen müssen und bemühen sich seitdem darum, strukturanalytische und erfahrungsgeschichtliche Ansätze zusammenzuführen.

In der wissenschaftlichen Auseinandersetzung um die Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung geht es daher zunehmend darum, die Verschränkung individueller Lebenspraxis und gesellschaftlicher Prozesse aufzuzeigen. Dabei stehen zur weiteren Differenzierung eines scheinbar homogenen Opferbegriffs wissenschaftliche Kategorien sozialer Existenz zur Verfügung, die allerdings in ihrer Anwendung auf Verfolgungserfahrungen strittig sind. Joan Ringelheim konstatiert daher: »Das Grauen des Holocaust ist von solchen Ausmaßen, daß jeder Versuch, Unterscheidungen nach Klasse, Nationalität, Alter oder Geschlecht zu treffen, empörend scheint.«³ Gleichzeitig besteht allerdings die Aufgabe, die Opfer nicht in ihrer Ano-

1 Arendt, *Elemente und Ursprünge* (1955), S. 673.

2 Vgl. Goldhagen, *Hitlers willige Vollstrecker* (1996).

3 Ringelheim, *The Unethical and the Unspeakable* (1984), S. 70.

nymität und damit in ihrer Entmenschlichung zu belassen, gerade weil die Nationalsozialisten das radikale Auslöschen ihrer Existenzen zum Ziel hatten.⁴ Hannah Arendt charakterisiert die Konzentrations- und Vernichtungslager auch als »Systeme des Vergessens«. Es sei den Tätern um die totale Vernichtung gegangen, die auch eine Erinnerung an die Opfer unmöglich zu machen versucht habe.⁵ In die Geschichtsschreibung lassen sich individuelle Verfolgungserfahrungen einerseits durch den allerdings begrenzten Fundus zeitgeschichtlicher Überlieferungen einbinden, überwiegend ist die Forschung aber auf Aussagen der Überlebenden angewiesen, denen zugleich die Besonderheit anhaftet, daß gerade sie diejenigen sind, die »den tiefsten Abgrund (nicht) berührt haben«.⁶

Die Verschränkung gesellschaftlicher Prozesse und individueller Lebenspraxis kann anhand folgender Fragen konkretisiert werden: Welche Maßnahmen dringen in welche Lebenswelten ein, und wie reagiert der oder die Betroffene darauf? Wie läßt sich die Konfrontation des Subjekts mit der staatlich intendierten Verfolgung in ihrer biographischen Dynamik einfangen? Eine solche analytische Herangehensweise setzt voraus, daß individuelle Dispositionen und sozialisationsbedingte Vorstrukturierungen herausgearbeitet werden können, um eine gesamtbiographische Entwicklung überhaupt abzuschätzen. Dabei ist nicht davon auszugehen, daß das subjektive Handlungsreservoir von vornherein festgelegt ist, andererseits verfügt jeder Mensch über eine gewisse soziale Kompetenz, die als handlungs- und entscheidungsrelevant gelten muß. Der einzelne versucht mittels seines persönlichen Instrumentariums den Ereignissen, denen er ausgesetzt ist, zu begegnen. Die Verfolgungssituation unter der NS-Herrschaft weist allerdings Spezifika auf, die es notwendig machen, nicht nur Handlungsräume zu untersuchen, denn die Verfolgten befanden sich auch in Situationen, denen sie völlig hilf- und wehrlos ausgeliefert waren. Die Analyse ihrer lebensgeschichtlichen Erinnerungen muß daher sowohl intentionale Verhaltensmuster der Verfolgten als auch fremdbestimmte Gegebenheiten einbeziehen.

Lebensgeschichtliche Erinnerungsinterviews ermöglichen – wie diese Untersuchung gezeigt hat – keinen unmittelbaren Zugang zur sozialen Wirklichkeit. Vielmehr ist ein Lebensrückblick als Entwurf einer Figur zu denken, als eine mehr oder weniger schematische Darstellung eines Gedankengebäudes, das der Erzählende nach vorgegebenen Größen und subjektiven Freiheitsgraden gestaltet. Autobiographische Selbstpräsentationen sind Konstruktionen, die rhetorisch und szenisch geformt sind, und in denen sich eine diachrone Erfahrungssynthese niederschlägt, die zudem in ihrer Identitäts- und Kontinuitätsstiftung eine Illusion bleibt. Indem das Individuum sein Leben Revue passieren läßt, wird das Erinnernte in eine subjektive Bedeutungs- und Sinnproduktion eingebunden, die eine textimmanente Trennung zwischen Ereignis, Erfahrung und Deutung nicht mehr ermöglicht.

4 Vgl. Kosnick, *Opfer und Überleben* (1992), S. 97.

5 Arendt, *Elemente und Ursprünge* (1955), S. 711ff.

6 Levi, *Die Untergegangenen und die Geretteten* (1993), S. 14.

Die sechs analysierten Interviews mit Überlebenden der Konzentrations- und Vernichtungslager veranschaulichen verschiedene Bedeutungskonstruktionen. Sie präsentieren bestimmte Muster sowohl der narrativen Darstellung als auch des jeweiligen Umgangs mit den erlittenen Verfolgungserfahrungen. Wenn nun im folgenden diese Typisierungen nachgezeichnet werden, so ist es wichtig zu betonen, daß es hier keineswegs um eine diagnostische Betrachtung der interviewten Personen geht, sondern um die Interpretation ihrer mündlichen Erzählung. Nur dieser Teil des individuellen Lebens ist einer analytischen Betrachtung zugänglich, die sich ausschließlich auf die biographische Kommunikation stützen kann.

Das Interview mit Hans Wassermann füllt die nüchternen Fakten historischer Analyse staatlicher Judenpolitik mit der persönlichen Dimension desjenigen, der sie erlitten hat. In seiner Erzählung verdeutlichen sich verschiedene Phasen der nationalsozialistischen Judenverfolgung in ihren konkreten Auswirkungen auf die Betroffenen. Die Verfolgung von Hans Wassermann präsentiert nur eine mögliche Variante, allerdings vermag sie die Dimension und die Entwicklungsdynamik nationalsozialistischer Verfolgung zwischen 1933 und 1945 aufzuzeigen. Hans Wassermann steht für die Gruppe assimilierter deutscher Juden, die bereits unmittelbar nach der Machtübernahme von dem politischen und gesellschaftlichen Kurswechsel betroffen sind. Die Verfolgung bricht zunächst in Form von antisemitischen Angriffen in das Leben des damals Dreizehnjährigen ein, setzt sich mit der Enteignung des Familienbesitzes und mit Ausgrenzungs- und Diskriminierungsmaßnahmen fort und kulminiert schließlich in der Massendeportation in verschiedene Ghettos und Konzentrationslager, womit der Schritt von der Stigmatisierung zur bewußt intendierten Vernichtung vollzogen wird.

Eine zentrale Lebenserfahrung des Interviewten ist daher die gesellschaftliche Ausgrenzung und Entwertung der jüdischen Bevölkerung, die Hans Wassermann bereits im jugendlichen Alter erfahren muß. Dieses Erlebnis steht nicht losgelöst von der späteren Massenvernichtung, die den Eltern, der Schwester und der Ehefrau das Leben kosten. Der Völkermord zeigt sich als eine menschliche Möglichkeit, die aus dem Diskurs der Ausgrenzung entstehen kann.⁷ Wenn sich die antijüdische Politik vor dem Zweiten Weltkrieg in der Erzählung von Hans Wassermann auch als Vorgeschichte der nachfolgenden Massenverbrechen darstellt, so bleibt zu betonen, daß der Antisemitismus der dreißiger Jahre zwar Voraussetzungen, aber keinerlei Zwangsläufigkeiten schuf.

Retrospektiv überlagert die Verfolgung sämtliche Lebensphasen des Interviewten. Hans Wassermann kann in seiner Erzählung eine verfolgungsunabhängige Verbindung zu der Zeit vor 1933 kaum mehr aufrechterhalten. Der Interviewtext ist durch eine massive Verfolgungserfahrung geprägt, der die Singularität und die Zufälligkeit des persönlichen Überlebens aufzuzeigen vermag. Darin liegt zugleich das zentrale Element der individuellen Bedeutungskonstruktion, die in dem phantasierten Bild, ein Vernichtungslager wie Treblinka überlebt zu haben, zum Aus-

7 Vgl. Maier, *Die Gegenwart der Vergangenheit* (1992), S. 204ff.

druck kommt. Diese Konstruktion transportiert eine Wahrheit, die jenseits historischer Faktenanalyse liegt; sie verdeutlicht die Unwahrscheinlichkeit individuellen Überlebens angesichts millionenfachen Mordes.

Das Interview mit Hans Wassermann erweist sich als chronologisch geordnete und nach festen Mustern der Lebenslaufdarstellung strukturierte Erzählung. Seine sachliche Darstellung beinhaltet zugleich, die bedrohlichen und destruktiven Anteile der Erinnerung auszuklammern. Die autobiographische Rede repräsentiert daher einen rationalen Umgang mit der eigenen Verfolgungserfahrung. Diese Rationalisierung dient dem Betroffenen als Schutzmechanismus, um nicht an der Wucht der den Erinnerungen innewohnenden Zerstörung zu zerbrechen. Der Erzähler gewinnt durch die so gewonnene Distanz zum erinnerten Geschehen eine innere Stabilität, die für ein Sprechen über die Verfolgungserfahrungen zur Voraussetzung wird. Der Bericht zeugt infolgedessen über weite Strecken von einer inneren Erstarrung, die auf eine massive Kontrolle emotionaler Impulse verweist. Es entsteht ein Lebensrückblick, der eine Fülle von Details aufweist und die traumatischen Ereignisse beschreibt, ohne einen emotionalen Bezug transportieren zu können.

Dieses Muster wird bei Hans Wassermann und anderen Zeitzeugen, die einen solchen Umgang mit ihren Verfolgungserfahrungen gefunden haben, von einem Erzählgestus unterstützt, der stark ritualisierte Erzählformen aufweist. Die Ausbildung fester Darstellungsmuster unterstützt das Bedürfnis, über die Verfolgung zu sprechen, sich gleichzeitig aber auch zu schützen. Ritualisierungen dienen der innerpsychischen Kontrolle bedrohlicher Erinnerungen, indem diese in vorgegebene Strukturen gebannt werden. Die Überformung der autobiographischen Erzählung durch Genre- und Diskursregeln erweist sich somit als Schutzschild, der immer wieder hergestellt und bekräftigt werden will. Die individuelle Verdrängung stellt kein einmaliges Geschehen dar, sondern verlangt eine ständige Kraftanstrengung, um bedrohliche Anteile der traumatischen Erinnerung von sich wegzuhalten.

Erinnerungsinterviews, die eine rationalisierte und ritualisierte Gestaltgebung aufweisen, erwecken einen professionellen Eindruck. Die erzählte Lebensgeschichte zeigt sich als eine nach starren Mustern komponierte Selbstpräsentation, die wenig adressatenspezifisch geformt ist, sondern eher als Rückgriff auf eine bereits vordisponierte Darstellung charakterisiert werden kann. Der Erzähler wirkt psychisch stabil und der Befragungssituation in vollem Umfang gewachsen. Daher gehört diese Gruppe von Zeitzeugen zu denjenigen, die am häufigsten in Interviewprojekten mitwirken, da sie sich dazu in der Lage sehen, den Anforderungen eines Interviews zu genügen.⁸ Doch der Anschein der gelungenen Integration trägt. Äußere Anlässe, Alterungsprozesse und Krankheiten können die mühsam errichtete Stabilität immer wieder in Frage stellen. Gleichzeitig müssen die Überlebenden nicht nur die sozialen und physischen Folgen ihrer Verfolgung kompensieren, sondern sie erleben sich

8 Die Professionalisierung schließt nicht notwendigerweise ein, daß diese Gruppe der Überlebenden als »Berufszeitzeugen« zu bezeichnen ist. Im Leben von Hans Wassermann beispielsweise spielt seine Verfolgung zwar eine zentrale Rolle, aber sie bestimmt nicht sämtliche Lebensbereiche wie Beruf, Familie und Freizeitgestaltung. Vielmehr liegt die Professionalität in der Form der Darstellung.

selbst innerhalb der Gesellschaft auch als von anderen abweichend, da sich die verfolgungsbedingte Verdrängung als anhaltend persönlichkeitsbestimmend erweist.

Im Gegensatz zu der strukturierten Erzählung von Hans Wassermann ist das Interview mit Karl Himmel durch seine Diffusität geprägt. Ohne eine umfangreiche quellenkritische Einordnung läßt sich seine Lebensgeschichte kaum greifbar machen, da sie ansonsten streckenweise völlig unverständlich bliebe. Die auffällige Fragmentarisierung des Lebensrückblicks zeugt von einem narrativ nicht harmonisierbaren Lebensgesamtzusammenhang. Das Interview mit Karl Himmel repräsentiert daher einen Typus, dem es in der Retrospektive nicht möglich ist, sein Leben als einheitliches Ganzes zu entwerfen, sondern dessen Bedeutungskonstruktion gerade in der bruchstückhaften Narration zu liegen scheint. Das fragmentarische Moment ist für solche Lebensrückblicke konstitutiv.

Zeitzeugen wie Karl Himmel werden nur sehr selten von Interviewprojekten befragt. Eine Annäherung an die individuelle Bedeutungskonstruktion erweist sich auch deswegen als so problematisch, weil die als verbindlich vorausgesetzten Interaktionsmuster nur eingeschränkt gültig sind. Die Sprachzerstörung als Folge traumatischer Erlebnisse erfordert andere Interpretations- und Deutungsansätze, die in der sozialwissenschaftlichen Forschung bisher wenig verbreitet sind. Mit Hilfe einer übertragungsanalytischen Auswertung, die sich im Sinne des szenischen Verstehens auf die Interaktion im Interview konzentriert, erschließt sich aus der aktuellen Inszenierung eine erschütternde Präsenz traumatischer Erfahrungen. Die Grenzen zwischen »Jetzt« und »Damals« scheinen im Interview selbst zu verwischen.

Wie in kaum einem anderen Gespräch offenbart sich die Verstrickung individueller Verhaltensmuster und staatlicher Disziplinierungs- und Verfolgungsmaßnahmen so augenfällig wie in dem Bericht von Karl Himmel. Von der familiären Ausgrenzung zieht sich ein Spannungsbogen über Heimaufenthalte, Gefängnisstrafen, Wehrmachtshaftstätten bis hin zur Psychiatrisierung und der Einweisung ins Konzentrationslager. Der individuelle Umgang mit diesen Erlebnissen folgt einem durchgängigen Muster. Karl Himmel versucht, sich den konflikthaften und für ihn bedrohlichen Situationen durch Flucht zu entziehen, muß aber in allen Fällen erleben, daß auf seine jeweilige Verweigerung die baldige Ergreifung folgt. Sinnbild dieses Mechanismus ist die Anklage gegen ihn vor dem Kriegsgesicht wegen »unerlaubter Entfernung im Felde«.

Karl Himmel bildet dieses Verhaltensmuster nicht erst während der nationalsozialistischen Verfolgung aus, sondern es handelt sich hier eindeutig um eine »vorkonzentrations« Strategie, die lebensgeschichtlich dominant zu bleiben scheint. Ihr Ursprung liegt –soweit sich das anhand des Materials nachzeichnen läßt –in der konflikthaften Familienkonstellation. In den folgenden Jahren trifft die Verfolgung unter nationalsozialistischer Herrschaft auf bereits bestehende Entwertungs- und Ausgrenzungserfahrungen. Karl Himmel wird seitdem mit Attributen wie »minderwertig« und »schwachsinnig« belegt, deren Gültigkeit bis heute rechtskräftig festgestellt bleibt. Mit diesen institutionellen Kategorisierungen setzt ein unheilvoller Kreislauf ein, da Karl Himmel beginnt, behördliche Zuschreibungen zu verinnerlichen und die

ihm zugewiesene Außenseiterrolle auszufüllen. Je stärker die jeweilige Gesellschaft die Einhaltung ihrer selbst gesetzten Normen einklagt, desto bedrohlicher wird die Lebenssituation für den Zeitzeugen. Trotz der massiven Zuspitzung während des »Dritten Reiches« gelingt es ihm aber anscheinend, selbst bei seinen nationalsozialistischen Verfolgern gewisse Ambivalenzen auszulösen, schließlich verfügt Karl Himmel inzwischen über eine Routine im Umgang mit den relevanten Institutionen gesellschaftlicher Sozialdisziplinierung.

Als zutiefst erschütternd erweist sich die gesamtbiographische Kontinuitätslinie, die im Interview mit Karl Himmel deutlich wird. Auf seine sozialen Anpassungsverweigerungen erfährt er massive gesellschaftliche Ausgrenzungen, rassistisch determinierte Stigmatisierungen und eine persönliche Entwürdigung, auf die er wiederum mit zunehmender Verweigerung und Delinquenz reagiert. Angesichts dieser erschreckenden Lebenskontinuität verwundert es eigentlich wenig, daß weder das Jahr 1933 noch das Kriegsende Brüche in der Biographie des Zeitzeugen markieren. Die Erzählung von Karl Himmel weist zwar in sich eine starke Fragmentarisierung auf, narrativ stellt allein die Heirat der Mutter 1922 einen Bruch dar, den Karl Himmel nicht verwinden kann.

Neben diesen individuellen Bedeutungskonstruktionen steht das Interview mit Karl Himmel aber auch für die Erinnerungen derjenigen, die bis heute auf eine Anerkennung und Entschädigung der ihnen zugefügten Leiden warten. Dazu gehören unter anderem Zwangssterilisierte und Wehrmachtjustizopfer. Der Einfluß bundesdeutscher Wiedergutmachungspraxis auf die Gestalt ihrer lebensgeschichtlichen Erzählungen ist erheblich. In Beweisnöte und Rechtfertigungszwänge gedrängt, sehen sich die Überlebenden veranlaßt, ihre Lebensgeschichte dahingehend zu formen, eine politische Verfolgung im Sinne des Bundesentschädigungsgesetzes vorzuweisen. Da sie nach Kriegsende häufig weiterhin gesellschaftlichen Gruppen angehören, die sozial ausgegrenzt sind, verfügen sie über keine institutionalisierte Lobby, die ihre Interessen vertreten und durchsetzen könnte. Wie im Falle von Karl Himmel scheinen in der Wahrnehmung der Mehrheitsgesellschaft seine anhaltenden sozialen Anpassungsverweigerungen die gegen ihn unter nationalsozialistischer Herrschaft getroffenen Gewaltmaßnahmen noch im nachhinein zu rechtfertigen, wobei die sozialen und gesellschaftlichen Ursachen seiner Lebenslage ausgeblendet bleiben. Erst in den letzten Jahren treten einzelne Sterilisations- und Wehrmachtjustizopfer an die Öffentlichkeit, um das ihnen zugefügte Unrecht als entschädigungswürdig einzuklagen. Den meisten Betroffenen fehlt dazu bis heute der Mut, denn schließlich ist ein solcher Schritt mit der Preisgabe intimer und zudem traumatischer Erfahrungen verbunden. Darüber hinaus wäre auch eine Offenlegung der eigenen Biographie nach 1945 notwendig. Karl Himmel mag selbst im Interview diesen Teil seines Lebenslaufs nicht aufdecken.

Der Lebensrückblick von Ewa Wigand repräsentiert einen Erzähltypus, der sich im Interview den sich einstellenden Bildern der Vergangenheit überläßt und somit in einen Erinnerungsprozeß eintritt, der ein erneutes Durchleben einzelner Szenen einschließt. Darin zeigt sich der Versuch, sich den eigenen Verfolgungserfahrungen anzunähern und die damit verbundenen Emotionen und Stimmungen wiederzuge-

winnen. Für diese Gruppe der Interviewten stellt die Konfrontation mit der Vergangenheit eine enorme psychische Belastung dar, da sie eigene Ohnmachtsgefühle, Entwertungen und Ambivalenzen weniger verdrängen. In einzelnen Schlüsselerlebnissen, beispielsweise als Ewa Wigand von ihren Angehörigen in Auschwitz-Birkenau getrennt wird, lebt die erinnerte Szene mit ihren traumatischen Implikationen auf und erlangt eine solche Präsenz, daß sie die Betroffene zu überwältigen droht. Die Gegenwärtigkeit der Vergangenheit zeigt sich an diesen Stellen in beklemmender Weise. Die Aktualisierung der traumatischen Erfahrung gehört daher zu den wesentlichen Merkmalen dieses Erzähltypus.

Gleichzeitig geht dieses emotionale und zudem auch verbalisierbare Aufleben der Vergangenheit mit einer inneren Stärke einher, die sich sowohl in der Bedeutungskonstruktion der Verfolgung als auch in der Interviewsituation selbst zeigt. Ewa Wigand erzählt von innerer Stabilität, indem sie sich dort, wo ihr Spielräume zugestanden werden, als handlungsfähig und sozial kompetent erleben kann. Ihre Hilfe gegenüber anderen steht in unmittelbarem Zusammenhang mit vorherigen Ohnmachtserfahrungen, die unerträgliche Scham- und Schuldgefühle hervorgerufen haben. Ihre Strategie, diesen traumatischen Erfahrungen etwas entgegenzuhalten, läßt sie innerhalb der Gruppe, in die sie während ihrer KZ-Haft integriert ist, eine Position einnehmen, die zumindest nach außen unabhängig und psychisch stabil wirkt. Der Versuch, durch die Hilfsbereitschaft gegenüber anderen den destruktiven Anteilen der Verfolgung zu entkommen, wird situativ von der Erfahrung eingeholt, daß sich eine Bewältigung der traumatischen Erlebnisse immer wieder als brüchig erweist. Im Zentrum der Erzählung stehen dann unbeantwortete Sinnfragen, mit denen das eigene Überleben angesichts der Ermordung von Familienangehörigen hinterfragt wird. »Warum ich?«

Gesamtbiographisch zeigt sich somit ein enger Zusammenhang zwischen Schuldgefühlen und einer nach außen gewandten Aktivität. Darin steckt ein Muster, das sich bei zahlreichen lebensgeschichtlichen Interviews mit Überlebenden der Konzentrations- und Vernichtungslager feststellen läßt. In ihren Lebensläufen nach Kriegsende setzt sich der Versuch, das traumatische Geschehen durch Aktivität zu kompensieren, insofern fort, als daß sie in ihren jeweiligen Tätigkeitsbereichen ein enormes Arbeitspensum erfüllen. Ewa Wigand arbeitet darüber hinaus noch in einem Beruf, der mit ihrem eigenen Lebensthema korrespondiert. Als Krankenschwester kann sie Handlungsspielräume nutzen, die ihr in zentralen »Überlebenssituationen« während der Verfolgung verwehrt waren.

In Unterschied zu diesem sich überwiegend auf verbaler Ebene äußernden Typus steht das Interview mit Helena Markewicz für eine Gruppe von Erzählungen, für die die aktuelle Inszenierung im Interview charakteristisch ist. Die Zeitzeugin präsentiert einen relativ kurzen und streckenweise nüchtern wirkenden Bericht, der sich an groben Fakten und Ereignisabläufen orientiert, hingegen aber emotionale Aspekte der Verfolgung ausklammert. Die Erzählung, wenn man sie denn noch als solche bezeichnen möchte, zerfällt in einen mehr oder weniger sachlichen Bericht sowie in eine emotionale Inszenierung im Interview. Das Schweigen dieser Zeitzeugen muß hier

cher als Verstummen gedeutet werden, da sich die erlittenen Verfolgungserfahrungen einer Verbalisierung verweigern. Gleichzeitig werden aber emotionale Anteile im Interview szenisch transportiert.

Im Gespräch mit Helena Markewicz gehören ihre emotionale Wärme und ihre Trauer um den Verlust von Angehörigen zu den Hauptmerkmalen des interaktiven Handelns. In anderen Interviews können auf nonverbaler Ebene durchaus auch andere Emotionen – seien es Wut, Angst oder Ohnmacht – zum Ausdruck kommen. Das Typische an diesem Erzählmodus liegt nicht in der Spezifik der individuellen Gefühle, sondern vielmehr in der Aufspaltung von Sprache und Gesten.

Neben diesen erzähltheoretischen Einordnungen steht die Bedeutungskonstruktion, die sich anhand des Interviews mit Helena Markewicz aufzeigen läßt, aber auch für einen Umgang mit Verfolgungserfahrungen, der in anderen Interviews ebenfalls festgestellt werden konnte. Dabei geht es zum einen um die lebensgeschichtliche Kontinuität sozialer Strukturen und zum anderen um die der Erzählung innewohnende Form der Verdrängung. Die Familie der Zeitzeugin gehört zu den zentralen Integrationsmomenten in der autobiographischen Selbstpräsentation. Diejenigen Überlebenden, die nach Kriegsende in soziale Bezüge zurückkehren, selbst wenn sie mit dem Verlust nahestehender Personen konfrontiert wurden, können eine Kontinuität aufrechterhalten, die überlebenswichtig scheint. Die Verfolgung bewirkt zwar einen tiefen und traumatischen Lebenschnitt, dessen Folgen hier nicht verharmlost werden sollen, allerdings verfügen die Zeitzeugen anschließend über ein vertrautes Bezugssystem, durch das sie an ihr Leben vor der Verfolgung zumindest partiell wieder anknüpfen können. Das Konstrukt der linearen Gesamtbiographie dient dazu, die verfolgungsbedingten Diskontinuitäten aufzufangen. Die unbewußte Herstellung einer solchen Kontinuität macht es aber gleichzeitig notwendig, traumatische und bis heute lebensbedrohliche Elemente der Erinnerung auszusparen. Beispielhaft konnte dieser Prozeß anhand des Interviews mit Helena Markewicz nachgezeichnet werden. Ihr Bericht verdeutlicht, wie die Zeitzeugin abwägt, über welche Ereignisse sie wie ausführlich erzählt. Dieses Ausbalancieren der lebensgeschichtlichen Selbstpräsentation darf nicht dahingehend gedeutet werden, die Interviewte habe die ausgeklammerten oder nur angedeuteten Erlebnisse vergessen. Vielmehr offenbart sich darin die Notwendigkeit, sich vor einem Wiederaufleben der traumatischen Erfahrungen zu schützen, was allerdings nicht durchgängig gelingt. Im Interview mit Helena Markewicz erweist sich ihr Schutz an der Stelle als besonders brüchig, als sie die Hinrichtungen zweier Mithäftlinge erwähnt. Diesen Erinnerungen kann die Zeitzeugin nur noch mit medikamentöser Beruhigung zu entkommen versuchen.

Ebenso wie auf narrativer Ebene müssen auch in der szenischen Darstellung während des Interviews Erinnerungen ausgeblendet bleiben. Es gehört zu den beeindruckenden Konstruktionen dieses Gesprächs, daß die Zeitzeugin eine tiefe Mitmenschlichkeit und emotionale Lebendigkeit einbringt, durch die die biographische Kommunikation nachhaltig geprägt ist. Mit Harmonie und menschlicher Nähe ist diese Interviewatmosphäre wohl treffend beschrieben. Die gemeinschaftliche Trauer gehört für Helena Markewicz zu den wichtigsten Erfahrungen im Umgang mit der

erlittenen Verfolgung. Im Interview leben aber weder Gefühle der Wut noch des Hasses gegenüber denjenigen auf, die für das zugefügte Unrecht verantwortlich sind. In dieser auch in anderen Zeitzeugeninterviews ersichtlichen Konstruktion bleiben aggressive Impulse weitgehend ausgeklammert. Darin liegt eine weitere Dimension des mehrdeutigen Schweigens in lebensgeschichtlichen Befragungen.

Von den bisher skizzierten Erzähltypen unterscheidet sich das Interview mit Pierre Claude dadurch, daß seine Erzählung ein Maß an Professionalität aufweist, das sich überwiegend aus seinem lebensgeschichtlichen Gesamtkontext herleitet. Herr Claude repräsentiert eine Gruppe von Gesprächspartnern, die in Zeitzeugenprojekten relativ häufig befragt werden. Das hängt nicht zuletzt damit zusammen, daß sich diese Personengruppe einen routinierten Umgang mit verschiedenen Formen der Selbstpräsentation angeeignet hat und daher keine Scheu vor einer öffentlichen Darstellung empfindet. Im Unterschied zu Hans Wassermann prägt allerdings die erlittene Verfolgung den gesamten Lebenszusammenhang von Pierre Claude, das heißt sowohl sein Privatleben als auch seine berufliche Tätigkeit weisen einen direkten Zusammenhang dazu auf.

Im Interview entwirft Pierre Claude ein Selbstbild, das er für seinen gesamten Lebenslauf als bedeutungstiftend herausstellt. Seine Identität ist wesentlich durch sein politisches Engagement bestimmt, wodurch er sich selbst als lebenslang überzeugten Sozialisten und Antifaschisten darstellt. Dieses Konstrukt ist bei ehemals politisch Verfolgten überdurchschnittlich häufig anzutreffen. Es ermöglicht, das eigene Leben retrospektiv als bruchlos und konsistent zu entwerfen. Selbst in den Erinnerungen an die erlittene Verfolgung wird das Bild eines handlungsfähigen, autonomen und selbstbewußten Menschen aufrechterhalten. Ereignisse, die ganz offensichtlich durch Ohnmacht, Entwürdigung und Hilflosigkeit bestimmt waren, werden entweder ausgeblendet oder dahingehend umgedeutet, daß sich auch in ihnen ein souveränes und mit den eigenen Idealen übereinstimmendes Verhalten aufzeigen läßt. Alles, was den eigenen Lebensentwurf zu bedrohen scheint, wirkt wie ausgelöscht. Darin offenbart sich nicht zuletzt ein enormes Schutzbedürfnis, das auf den ersten Blick kaum erkennbar ist, wirkt der Erzähler doch durchgängig stabil. Zeitzeugen wie Pierre Claude fühlen sich nicht als Opfer der NS-Verfolgung, sondern als Widerstandskämpfer. Bei ihm scheint dieses selbstbewußte und zugleich aktive Moment wohl nicht zuletzt deswegen so ausgeprägt zu sein, da er einer nahezu aussichtslosen Situation durch eigenes Handeln entkommen konnte. Daß er dem Massaker von Gardelegen durch Flucht entgeht, bedarf retrospektiv einer Erklärung, die der Zeitzeuge geradezu nahtlos in sein vorherrschendes Selbstbild einzufügen vermag.

Das Interview mit Pierre Claude steht im Rahmen dieser Untersuchung für einen spezifischen Umgang mit der erlittenen Verfolgung, der sich durch eine konstruierte Strategie der eigenen Autonomie und eines ungebrochenen Selbstbewußtseins auszeichnet. Das Konstrukt wird an den Textstellen besonders augenfällig, in denen dem Leser oder Zuhörer nahezu übermenschlich wirkende Handlungen angesichts persönlicher Lebensbedrohungen präsentiert werden. Der Text transportiert gerade dort ein Gefühl von Omnipotenz, in dessen Vehemenz sich möglicherweise ein mas-

siver Verdrängungsdruck widerspiegelt. Ein Mensch, der sich selbst als so autonom und kämpferisch ansieht, kann die erlittene Entwürdigung in seinen Selbstentwurf nur schwer integrieren. Um eine solche erschütternde Erfahrung abzuwehren, bedient sich der Erzähler verschiedener Techniken. Neben der Umdeutung von Ereignissen fällt im Interview mit Pierre Claude ein fehlender Selbstbezug auf, wodurch die Erinnerungen streckenweise wie von seiner Person entrückt erscheinen.

Ebenso wie sein selbstbewußtes Auftreten für eine bestimmte Gruppe von Überlebenden typisch ist, so entspricht auch die thematische Fokussierung im Interview gängigen Erzählfiguren. Bei genauer Betrachtung zeigt sich, daß in Gesprächen wie mit Pierre Claude weniger eine Lebensgeschichte erzählt, sondern vielmehr eine Rede gehalten wird, in der es überwiegend um die Solidarität unter den politischen KZ-Häftlingen geht. Zahlreiche Einzelepisoden sollen belegen, daß das von der SS intendierte Ziel, die Häftlinge ihrer Würde zu berauben, nicht erreicht wurde. Das solidarische Verhalten untereinander vermochte dieser Intention entgegenzuwirken. Sicherlich gehört diese Erfahrung für KZ-Überlebende zu den entscheidenden, allerdings blendet sie aus, daß der Überlebenskampf nach den in unserer Gesellschaft geltenden Normen nicht nur moralisch einwandfrei gewesen sein wird, sondern die Betroffenen schlicht für ihr eigenes Leben gekämpft haben.

Das Interview mit Ruth Bednarski repräsentiert einen Umgang mit der erlebten Verfolgung, bei dem die eigene Arbeitsfähigkeit im Mittelpunkt steht. Lebensgeschichtlich handelt es sich um ein Handlungsmuster, das bereits im Kindes- und Jugendalter angelegt zu sein scheint und während der Verfolgung durch die in den polnischen Ghettos vorherrschende Rettungsstrategie verhaltensbestimmend wird. Nach Kriegsende erweist sich dieser Mechanismus als verinnerlicht, so daß die Nachkriegserzählung weiterhin durch ein hohes Maß an Produktivität bestimmt ist. Die Arbeit nutzt Ruth Bednarski jedoch nicht nur zur Kompensation, sondern ihre Tätigkeit im Rahmen von NS-Prozessen führt dazu, daß sie sich über Jahrzehnte mit der Judenverfolgung unter nationalsozialistischer Herrschaft und damit auch mit ihrer eigenen Geschichte auseinandersetzt. Darin liegt sicherlich eine individuelle und nicht zu verallgemeinernde Entwicklung, die aber doch zu zeigen vermag, wie nachhaltig sich die jeweiligen Nachkriegserfahrungen auf die Verarbeitung von Verfolgungserfahrungen auswirken können.

Wenn auch das individuelle Leistungsvermögen als kontinuierstiftendes Element für diese Erzählung kennzeichnend ist, so stellt sich diese Konstruktion dennoch als brüchig heraus. Da sich während der Verfolgung die dominante Rettungsstrategie als nicht tragfähig erwiesen hat, spiegelt sich in verschiedenen Szenen des Interviews ein gegenrationales Verhalten der Verfolger wider, was retrospektiv letztlich zu der Erkenntnis führt, das eigene Überleben auch als zufällig betrachten zu müssen. Damit bewegt sich die Bedeutungskonstruktion in einem Spannungsbogen zwischen kollektiven Sinnangeboten und lebensgeschichtlichen Zufällen.

Narrativ repräsentiert das Interview eine Fähigkeit, sowohl lebensgeschichtliche Brüche als auch Kontinuitätslinien aufzudecken. Einzelne traumatische Erlebnisse werden in die Erzählung eingebunden, wobei es sogar gelingt, komplexe und durch-

aus widersprüchliche Empfindungen zum Ausdruck zu bringen. Generell zeichnet sich der Lebensbericht von Ruth Bednarski durch eine emotionale Bandbreite aus, die sowohl Wut, Enttäuschungen und Verletzungen, aber auch Zuneigung und Wärme umfaßt.

Über die bisher genannten allgemeinen Charakteristika hinaus repräsentiert das Interview mit Ruth Bednarski aber auch einen gruppenspezifischen Identitätskonflikt, der insbesondere für assimilierte deutsche Juden prägend ist. Unmittelbar nach der nationalsozialistischen Machtübernahme 1933 beginnt für diese Bevölkerungsgruppe ein massiver Ausgrenzungsprozeß, dem sie nicht nur schutzlos ausgeliefert sind, sondern durch den sie auch mit antisemitischen Zuschreibungen belegt werden. Viele Betroffene leben in dem Zwiespalt, sich erst infolge der äußeren Stigmatisierung mit dem nun negativ besetzten Judentum auseinanderzusetzen, während sie gleichzeitig weiterhin über eine emotionale Bindung an Deutschland verfügen. Der Identitätskonflikt verschärft sich bis weit über das Kriegsende hinaus, da die Verbindung nun einem Land gilt, in dem die systematische Vernichtung der europäischen Juden grausame Wirklichkeit geworden war. Nicht alle Betroffenen können diese innere Zerrissenheit wie Ruth Bednarski narrativ auffangen. Ihr gelingt es, durch die Auswanderung nach Israel eine Stabilität zu gewinnen, die zwar brüchig, aber überlebenswichtig ist. An ihrer Ambivalenz gegenüber Deutschland hat sich dadurch nichts geändert.

Die Typisierungen können die Bedeutungsvielfalt von Verfolgungserfahrungen verdeutlichen. In ihr zeigen sich sowohl individuelle und nicht zu verallgemeinernde Darstellungen der erlittenen Verfolgung als auch repräsentative und zueinander heterogene Erinnerungsmuster, die ein ganzes Spektrum möglicher Sinndeutungen offenlegen. Neben den ganz unterschiedlichen sozialen und physischen Folgen der KZ-Haft wollen auch alters- und geschlechtsspezifische Aspekte mitbedacht sein. So zeigt sich in den Interviews, daß es für den Umgang mit den Verfolgungen von erheblicher Relevanz ist, in welcher individuellen Lebensphase diese einsetzen. Sowohl in der Erzählung von Hans Wassermann als auch in denen von Ewa Wigand und Ruth Bednarski wird deutlich, daß die rassistischen Zuschreibungen von außen auf einen pubertätsbedingten Selbstfindungsprozeß treffen können, dessen konflikthafte Implikationen somit verstärkt werden. Bei diesen drei Zeitzeugen löst die Verklammerung von sozialisationsbedingter Verunsicherung und rassistischer Stigmatisierung erhebliche Krisen aus. Die gesellschaftliche Ausgrenzung korrespondiert mit persönlichen Diskriminierungs- und Entwertungserfahrungen, die im jugendlichen Alter bereits grundlegende Voraussetzungen zu einer positiven Lebensbewältigung beeinträchtigen. Für die Betroffenen ist daher retrospektiv ein verfolgungsunabhängiger Bezug zu ihrer Kindheit und Jugend kaum mehr möglich. Diese Lebensphasen bleiben in den Erzählungen weitgehend ausgeklammert beziehungsweise sind allein im Kontext der nachfolgenden Verfolgung erinnerbar. Individuell haben die drei Zeitzeugen zwar einen unterschiedlichen Umgang mit ihren traumatischen Erfahrungen gefunden, bei allen weisen die Erzählungen aber auf einen brüchigen Identitätswandel hin.

Im Unterschied dazu zeigen die Interviews mit Helena Markewicz, Karl Himmel und Pierre Claude andere Verläufe. Die drei Zeitzeugen sind zum Zeitpunkt der ein-

setzenden Verfolgung bereits älter, wobei Karl Himmel sich im Gegensatz zu den anderen beiden noch in einer spätpubertären Phase befindet. Auffällig bleibt, daß alle drei Lebensgeschichten Kontinuitätslinien aufweisen, die auf eine zumindest partielle Anknüpfung an die Zeit vor der Verfolgung hindeuten. Die Interviewten haben bereits vor ihrer Verhaftung ein gefestigtes Selbstbild entwickeln können, das für die erzählte Lebensgeschichte prägend bleibt. Retrospektiv wird dieses Konstrukt auch für die Zeit während der Verfolgung als identitätsstiftend empfunden, was dazu führt, daß verfolgungsbedingte Diskontinuitäten eingeebnet werden. Das Interview mit Karl Himmel stellt dabei eine Ausnahme dar. Seine fragmentarische Erzählung erweckt zunächst ganz und gar nicht den Eindruck, ein einheitliches Ganzes zu entwerfen. Die Interpretation zeigt jedoch, daß die lebensgeschichtliche Kontinuität gerade in dem zerstörten Lebensgesamtzusammenhang liegt. Der Erzähler knüpft in gewisser Weise an sein Leben vor der Verfolgung an, nur wirkt sich diese Kontinuität nicht stabilisierend aus, denn Karl Himmel bleibt lebenslang mit sozialen und gesellschaftlichen Anpassungsverweigerungen beschäftigt.

Die hier festgestellte altersspezifische Differenzierung korrespondiert gleichzeitig mit der Tatsache, daß die drei erstgenannten Zeitzeugen aufgrund ihrer jüdischen Herkunft verfolgt wurden, die anderen aus politischen beziehungsweise sozialrassistischen Motiven. Die Erfahrungen im Interviewprojekt machen hier auf eine zufällige Verteilung aufmerksam, zeigte sich doch in den anderen Gesprächen, daß altersspezifische Aspekte auch jenseits der Frage nach den Verfolgungsgründen von hoher Relevanz sind. Es ist unbestritten, daß die Verfolgungsmotive der Täter auch für die Wahrnehmung der Opfer bedeutsam sind, denn es macht für den Betroffenen sehr wohl einen Unterschied, ob die ergriffenen Maßnahmen seine individuellen Handlungen zu sanktionieren beabsichtigen oder aber sich auf sein fremddefiniertes »Wesen« beziehen. Darüber hinaus sind jüdische Zeitzeugen nach Kriegsende mit der Situation konfrontiert, daß sie häufig als einzige ihrer Familie den Holocaust überlebt haben. Zudem existieren ihre Lebenswelten, in die sie vor der Verfolgung integriert waren, nicht mehr. Angesichts dieser umfassenden Zerstörungen stellt sich die narrative Aufrechterhaltung lebensgeschichtlicher Kontinuitäten mehr als schwierig dar.

Mit den altersspezifischen Aspekten der Verfolgung hängen zumindest partiell auch die sozialen Folgen der erlebten Traumatisierung zusammen. Diejenigen, die aus ihrer Schul- oder Berufsausbildung herausgerissen wurden oder diese nicht wie geplant beenden konnten, erhalten nach Kriegsende nicht in jedem Fall die Chance, ihre abgebrochenen Laufbahnen wieder aufzunehmen. Die Lebensgeschichten von Ruth Bednarski und Hans Wassermann sind dafür beispielhaft. Andere lebensgeschichtliche Erzählungen von Überlebenden, die im Jugendalter verfolgt wurden, weisen aber auch auf abweichende Entwicklungen hin. Einigen gelingt es durchaus, nach 1945 erfolgreiche Karrieren zu beginnen. Daran zeigt sich, daß sich ein Zusammenhang zwischen altersspezifischen Gesichtspunkten und den sozialen Folgen der Haftenerfahrungen nicht eindeutig festlegen läßt. Zu zahlreich sind die Faktoren, die auf die spätere berufliche Laufbahn Einfluß nehmen. Bedeutsamer scheint es sich

auszuwirken, welches Gewicht dem eigenen Leistungsvermögen in der individuellen Bedeutungskonstruktion zugesprochen wird. Darüber hinaus sind die sozialen Lebensbedingungen der ehemals Verfolgten auch davon abhängig, mit welchen bleibenden physischen und psychischen Schäden die Betroffenen konfrontiert sind. Der Eindruck, daß diejenigen, die bei einsetzender Verfolgung bereits über eine abgeschlossene Berufsausbildung verfügen, diesen Weg am ehesten wieder aufzunehmen vermögen, kann nicht generalisiert werden, da das analysierte Gesamtsample eine solche Schlußfolgerung nicht rechtfertigt.

Obwohl in der vorliegenden Untersuchung geschlechtsspezifische Aspekte der individuellen Sinndeutungen angesprochen wurden, steht ein solches Erkenntnisinteresse nicht im Mittelpunkt. Um dazu weitreichende Aussagen zu treffen, wäre eine gesonderte Analyse notwendig. Es hat sich allerdings herauskristallisiert, daß eine geschlechtsspezifische Differenzierung sehr viel komplexer angelegt sein will, als dies bisherige Studien in der Regel tun. Eine notwendige Verfeinerung des Untersuchungsinstrumentariums muß zum einen die spezifische Gestalt von Erinnerungsdokumenten mitbedenken, zum anderen hängt daran auch die Frage, wie die Kategorie »Geschlecht« definiert sein soll. In jüngster Zeit werden in der Frauen- und Geschlechterforschung die Begriffe »sex« und »gender« unterschieden, wobei zu prüfen wäre, inwiefern eine solche Unterscheidung für die Analyse lebensgeschichtlicher Interviews generell sinnvoll ist. An den hier untersuchten Texten läßt sich zeigen, daß es beispielsweise für die Verfolgungssituation von Helena Markewicz überaus bedeutsam ist, daß sie zum Zeitpunkt ihrer Verhaftung schwanger war. Die biologische Dimension der Kategorie »Geschlecht« kann in ihrer Relevanz daher wohl als unbestritten gelten, die kulturelle Dimension hingegen erweist sich als sehr viel schwerer greifbar. Diese Schwierigkeit hängt auch damit zusammen, daß geschlechtsspezifische Forschungsansätze im Kontext nationalsozialistischer Verfolgung in der Regel mit Archivalien arbeiten, die zu einem erheblichen Teil aus mündlich erfragten Geschichtsquellen bestehen. In den Erzählungen reproduzieren sich kulturelle Weiblichkeits- und Männlichkeitsbilder, von denen nicht ohne weiteres auf die realen Gegebenheiten geschlossen werden kann. Textanalytisch ist es – wenn überhaupt – nur nach eingehender Quellenkritik möglich, zwischen dem Geschehen und der individuellen Bedeutungskonstruktion zu differenzieren.

Die uneindeutige Wirklichkeitsreferenz gehört zu den grundsätzlichen Schwierigkeiten, die lebensgeschichtliche Interviews aufwerfen. Darüber hinaus ist eine geschlechtsspezifische Betrachtungsweise von Lebensrückblicken mit dem Problem konfrontiert, daß sich darin nahezu zwangsläufig gesellschaftlich geprägte Vorstellungen von Weiblichkeit und Männlichkeit niederschlagen, denn schließlich vollzieht sich der Erinnerungsprozeß nach kulturellen und damit auch nach geschlechtsspezifischen Mustern. Anhand des hier untersuchten Materials wäre eine Kategorisierung ohne weiteres möglich. Die Erzählungen von Hans Wassermann und Pierre Claude zum Beispiel weisen deutlich männliche, die von Ewa Wigand und Helena Markewicz deutlich weibliche Muster auf. Die gängigen Vorstellungen, daß Männer eher rational, Frauen hingegen emotional erzählen, reproduzieren sich. Mit einer solchen

Zuordnung wäre also nicht viel gewonnen. Interessant ist vielmehr, daß der Lebensrückblick von Ruth Bednarski solche vereinfachenden Zuweisungen nicht zuläßt. Ihre Bedeutungskonstruktion integriert sowohl die ansonsten als »männlich« definierten Attribute als auch »weibliche« Anteile, wenn man in diesem Kontext überhaupt noch an solchen Begriffen festhalten möchte.

Die vorliegende Untersuchung hat gezeigt, daß die Kategorien sozialer Existenz wie beispielsweise Alter, Geschlecht, Nationalität und soziale Lebenssituation für die individuellen Bedeutungskonstruktionen konstitutiv sind. Eine solche analytische Vorgehensweise behält so lange ihre Berechtigung, wie sie nicht zur Hierarchisierung und damit zu einer moralischen Bewertung der Betroffenen mißbraucht wird. Gleichzeitig konnte die Interpretation der lebensgeschichtlichen Rückblicke aber auch verdeutlichen, daß über die sozialen Kategorien zwar Lebensläufe eingefangen werden können, daß sich aber die individuelle Bedeutungs- und Sinnkonstruktion allein aus dem subjektiven Erleben des Traumas herleiten läßt. Jeder Zeitzzeuge erlebt die Verfolgung vor dem Hintergrund seiner individuellen Vorgeschichte. Die traumatische Erfahrung umschließt zwar immer massive Entwertungen, Ohnmachts- und Angstzustände sowie massive Lebensbedrohungen und Schreckenserlebnisse, doch für jeden einzelnen verbindet sich das traumatische Geschehen mit ganz persönlichen Gegebenheiten. Dadurch existiert eine Vielfalt von Sinnentwürfen, die sich auch anhand von Typisierungen kaum einfangen läßt. Gleichzeitig haben aber auch alle Erinnerungsinterviews mit ehemaligen KZ-Häftlingen etwas Gemeinsames. Die extremen und lebensgeschichtlich einschneidenden Verfolgungserfahrungen bewirken, daß es in ihren Lebensrückblicken im wesentlichen darum geht, wie ihr eigenes Überleben angesichts millionenfachen Mordes erklärt werden kann. Der Wunsch, das eigene Leben als einheitliches Ganzes zu entwerfen und es gleichzeitig mit Sinn zu belegen, bricht sich bewußt oder unbewußt an der Erfahrung, der Massenvernichtung während des Nationalsozialismus nur zufällig entkommen zu sein.

2. Überlebensdiskurse.

Die Validität von Erinnerungsinterviews für die historische Forschung

Die methodischen Betrachtungen der vorliegenden Untersuchung haben sich einerseits auf Interviews mit Überlebenden der Konzentrations- und Vernichtungslager bezogen, andererseits wurden aber auch generelle Fragen nach der Validität von Zeitzeugeninterviews für die historische Forschung reflektiert. Zusammenfassend gilt es daher, sowohl Ergebnisse der allgemeinen Methodendiskussion um die Oral History aufzuzeigen als auch Besonderheiten von Erinnerungsinterviews mit ehemals Verfolgten festzuhalten.

Autobiographische Befragungen von Zeitzeugen vermögen eine Vielfalt menschlicher Erfahrungen einzufangen, die in konventionellen Archivalien selten zu finden ist. In vielen Gesellschaften tritt die mündliche Überlieferung menschlicher Lebenserfahrungen immer stärker in den Hintergrund.¹ Durch die Befragung von Zeitzeugen kann daher ein zusätzlicher Fundus an sozialgeschichtlichen Quellen erhoben werden.

In den Erinnerungsinterviews schlägt sich das individuelle Erleben von Geschichte nieder, dies allerdings zwangsläufig nur für einen begrenzten Zeitraum, der in der Regel nicht mehr als neunzig Jahre umfaßt. Dadurch ist die Oral History notwendigerweise eine Methode, die sich auf die Zeitgeschichte beschränken muß. Die subjektive Dimension ergänzt sozialgeschichtliche Fokussierungen und kann als komplementäres Element zu strukturanalytischen Forschungsansätzen charakterisiert werden. Durch ihre inzwischen verstärkt erfahrungsgeschichtlich orientierte Ausrichtung konnte die Oral History in den letzten Jahren an theoretisch-methodischer und inhaltlicher Substanz gewinnen. Ihre Aufgabe sollte aber nicht nur auf die Sammlung mündlich erfragter Geschichtsquellen begrenzt bleiben, sie dient vielmehr dazu, die Verschränkung individueller Lebenspraxis mit gesellschaftlichen Wandlungsprozessen und Strukturen aufzuzeigen. Daher kann sich eine Auswertung von Erinnerungsinterviews nicht nur auf eben diese Quellengattung beschränken, sondern muß bereits durch ihre methodische Herangehensweise einen Bezug zum

1 Durch den zunehmenden Gebrauch moderner Kommunikationstechnik wie Telefon oder computergestützte Medien verändert sich diese Entwicklung. Zahlreiche Sozialprozesse werden nicht mehr schriftlich festgehalten, sondern »on-line« verschickt, ohne daß eine Quelle im üblichen historiographischen Sinne hinterlassen wird. Nicht jedes E-Mail findet seinen Weg in einen herkömmlichen Aktenordner. Die Bedeutung der mündlichen beziehungsweise digitalisierten Überlieferung wird daher in Zukunft anwachsen.

historischen Kontext der erzählten Ereignisse herstellen. Eine spezifisch erweiterte Quellenkritik, wie sie hier skizziert wurde, gehört daher zum grundlegenden Handwerkszeug der Oral History-Forschung.

Neben der erfahrungsgeschichtlichen Verankerung der Oral History besteht darüber hinaus weiterhin eine enge Verbindung zur Alltagsgeschichte. Durch ein breites Sample mündlich erfragter Geschichtsquellen läßt sich Einblick in das nehmen, was in der Forschung heute unter »Alltag« verstanden wird. Eine systematische und differenzierte Definition dieses Begriffs steht allerdings weiterhin noch aus. Interviews mit Überlebenden der Konzentrations- und Vernichtungslager geben Aufschlüsse über die individuelle Erfahrung der Verfolgung, allerdings ist eine Anwendung des alltagsgeschichtlichen Begriffs hier insofern problematisch, als Verfolgungserfahrungen nicht mit den herkömmlichen Attributen »alltäglich« oder »vertraut« in Beziehung zu setzen sind. Verfolgungserfahrungen können durch Interviews zwar in ihren konkreten, lebenspraktischen Bezügen aufgezeigt werden, generell gehören Diskriminierung und KZ-Haft aber zu den außergewöhnlichen, weil traumatischen Erlebnissen eines Menschen.

Der mit der Oral History verknüpfte Perspektivwechsel in der historischen Forschung birgt allerdings auch Gefahren in sich. Zu meinen, über die autobiographischen Erzählungen einen unmittelbaren Zugang zur sozialen Wirklichkeit herstellen zu können, führt häufig dazu, die in den Quellen repräsentierte Sicht zu übernehmen. Interviews verleiten vielleicht mehr als andere Quellengattungen durch ihre eingängigen und uns allen bekannten Identifikationsangebote dazu, die wissenschaftlich notwendige Distanz zu den Quellen aufzugeben. Die Nähe zur Lebenspraxis stellt sich wissenschaftlich als Falle heraus. Der Begriff »Konstruktion« erweist sich als richtungweisend, da er zum einen den Charakter der erzählten Erinnerungen treffend wiederzugeben vermag, zum anderen gelingt über den Konstruktionsbegriff eine Zusammenführung verschiedener Interpretations- und Deutungsansätze, wie sie sich in den einzelnen Fachdisziplinen entwickelt haben. Sowohl die Geschichtswissenschaft, die Soziologie und die Kulturwissenschaften als auch die Psychoanalyse und die Literaturwissenschaften halten methodische Konzepte bereit, in denen Konstruktionen sozialer Wirklichkeit zum Gegenstand der Analyse gehören.

Wenn der Konstruktionscharakter der lebensgeschichtlichen Rückblicke als ihr Hauptmerkmal gelten kann, dann ist damit ihr Charakter allerdings noch nicht hinreichend beschrieben. Autobiographische Selbstpräsentationen bestehen überwiegend aus erzählten Erinnerungen, daher weisen sie auch diejenigen Eigenschaften auf, die menschlichen Erinnerungen generell anhaften. Daraus ergibt sich eine ganze Bandbreite relevanter Merkmale, deren Analyse zugleich aufzeigen kann, wie die textimmanente Konstruktion methodisch greifbar gemacht werden kann.

Nach der Eigenschaft von Erinnerungsinterviews gefragt, geben die meisten Menschen zur Antwort, sie seien vor allem subjektiv. Zunächst meint diese Charakterisierung, daß die erinnerten Ereignisse aus einer individuellen, damit auch tendenziösen und parteilichen Perspektive geschildert werden. Die Fokussierung beinhaltet zugleich, daß der einzelne nur einen spezifischen Ausschnitt erlebt, also möglicher-

weise gar nicht das gesamte Geschehen überblicken kann, über das er berichtet. Analytisch geht es also darum, den jeweiligen Standpunkt des Befragten innerhalb der mitgeteilten Szene zu erfassen. In der Auswertung zeigt sich, daß die Qualität der Erzählung wesentlich davon beeinflusst ist, ob der Betreffende selbst in das Geschehen involviert war oder beispielsweise nur von Dritten oder gerüchteweise von dem Ereignis gehört hat. Diese Verortung läßt sich am ehesten greifbar machen, indem die erinnerte Szene mit relevanten Gegenhorizonten konfrontiert wird. Selbst wenn sich das Problem der subjektiven Perspektive nur zu vervielfachen scheint, wenn andere Zeitzeugenberichte hinzugezogen werden, so ermöglicht eine Bandbreite von Darstellungen aber doch, die individuelle Fokussierung herauszuarbeiten.

Der subjektive Charakter der Erzählung beinhaltet zugleich, daß der Lebenslauf eine Erfahrungsaufschichtung aufweist, in der vorherige Erfahrungen immer die nachfolgende Praxis vorstrukturieren. Dieser lebenslange Prozeß wirkt wie eine linear verlaufende Entwicklung, real handelt es sich aber um einen komplexen, individualpsychologischen Vorgang, der weder zielgerichtet noch bruchlos abläuft. Im Grunde liegt darin die Individualität eines jeden Lebenslaufs, da zahllose Ereignisse auf einzigartige Weise zueinander in Beziehung stehen. In der Auswertung lebensgeschichtlicher Interviews geht es daher darum, diese Aufschichtung textimmanent herauszuarbeiten. Da der Interpretierende nur die erzählte und nicht die erlebte Geschichte kennt, muß sich die Analyse darauf beschränken, die notwendigerweise selektiv ausgewählten Einzelerzählungen sequenzanalytisch herauszuarbeiten, um so die individuelle, wenn auch reduzierte Erfahrungsaufschichtung nachzuzeichnen.

Damit ist das in der Forschung kontrovers diskutierte Verhältnis zwischen Ereignis, Erfahrung und Erzählung bereits angesprochen. Wie ausführlich dargelegt wurde, kann von einer quantitativen Homologie von Erfahrung und Erzählung nicht ausgegangen werden. Das hängt mit selektiven Wahrnehmungsprozessen, individuellen Verarbeitungsmustern und narrativen Zugzwängen zusammen. Ein Ereignis ist von der Erinnerung daran grundsätzlich verschieden. Strittig ist bis heute eine strukturelle Analogie. Eine Trennung von erlebter und erzählter Lebensgeschichte ist textimmanent nicht möglich, da dazu externe Korrektive, wie sie nur durch eine weitreichende Quellenkritik gewährleistet werden können, notwendig sind.

Lebensgeschichtliche Interviews sind also nicht nur subjektiv, sie sind in gewisser Weise auch fiktiv. Menschliche Kommunikation macht es notwendig, die autobiographische Erzählung nach sprachlichen und sozialen Regeln zu formen. Gesprochene Sprache will verstanden werden, dadurch beeinflussen Diskurs- und Genreregeln das Erzählte nachhaltig. Analytisch gilt es somit, relevante Darstellungs- und Erzählmuster im Text zu erkennen. Eine dialoghaft gestaltete Szene spiegelt oft nicht das Ereignis wider, sondern dient der Erzählgestaltung. Die sprachlichen Formen des Interviews erschweren es, sich dem Subjekt anzunähern, möglicherweise ist man ihm dort am nächsten, wo die biographische Kommunikation nicht gelingt.

Der Erzähler rekonstruiert im Interview nicht das, was er erlebt hat, sondern er entwirft etwas Neues, das sich an vorgegebenen Größen und subjektiven Freiheitsgraden ausrichtet. Die narrative Konstruktion ist also auch selektiv. Für die Auswertung von

Lebensrückblicken bedeutet dies zum einen, die in den Erinnerungsvorgang eingreifenden Verarbeitungs- und Abwehrprozesse mitzubedenken, zum anderen gedankenexperimentell die Frage zu stellen, was in der jeweiligen Erzählung ausgespart geblieben ist. Indem die Erzählung in ihrer sprachlichen Form herausgearbeitet wird, läßt sich die individuelle Konstruktion aufzeigen.

Der selektive Charakter von Erinnerungen hängt darüber hinaus damit zusammen, daß sich in einer autobiographischen Erzählung zeitgebundene Phänomene ausdrücken. Es gibt weder in unserem Gedächtnis noch in der historischen Forschung ein identisches Abbild der Vergangenheit. Im Interview werden Ereignisse, Stimmungen und Emotionen zurückgeholt, die einer anderen Zeitspanne angehören. Inwiefern der zeitliche Abstand zum vergangenen Geschehen für die Zuverlässigkeit der Erinnerungen verantwortlich ist, muß hier offen bleiben. In den Interviews wurde vielmehr der Eindruck gewonnen, daß sowohl die damalige Wahrnehmung als auch die dem Ereignis nachträglich zugeschriebene Bedeutung als relevanter anzusehen sind.

Der Erinnerungsanlaß nimmt auf die Erzählgestaltung ebenso Einfluß wie die aktuelle Lebenssituation. Autobiographische Selbstpräsentationen sind stark gegenwartsbezogen, was für ihre Auswertung zur Konsequenz hat, die biographische Kommunikation als Ort der Erinnerung in die Analyse einzubeziehen. Dazu eignet sich insbesondere ein diskursanalytisches Vorgehen, mit dem die verschiedenen aktuellen Einflüsse reflektiert und in ihrer sinn- und erzählregulierenden Funktion kenntlich gemacht werden können. Interviews sind durch bereits bestehende Kommunikationsregeln vorstrukturiert. Chronologie, Frage-Antwort-Frage-Rhythmus sowie kulturelle Vorstellungen von einer »Normalbiographie«, nur um drei Beispiele zu nennen, prägen das Erzählte nachhaltig. Der nicht allein äußerliche Einfluß gesellschaftlicher Kommunikationsregeln wird, wie im Interview mit Karl Himmel, erst dann offensichtlich, wenn diese sich als nicht immer verbindlich herausstellen.

Die Überformungen der Interviews deuten darauf hin, daß autobiographische Selbstdarstellungen immer in Diskurse eingebettet sind. Neben der aktuellen Sprechsituation haben sich nachträgliche Umarbeitungsprozesse für die Erzählgestalt als entscheidend erwiesen. Ihr Einfluß scheint in der bisherigen Oral History-Forschung weitgehend verkannt worden zu sein. In die Interviews mit Überlebenden der Konzentrations- und Vernichtungslager sind zahlreiche Nachkriegsdiskurse eingeflossen, die dazu geführt haben, daß die individuellen Deutungen der Verfolgung in Frage gestellt, anders gewichtet oder verändert wurden. Die im Gespräch komponierte »Version« ist nur eine Momentaufnahme, die nicht darüber hinwegtäuschen darf, daß die Konstruktion einem lebenslangen Veränderungsprozeß unterliegt. Die Genese der aktuellen Erzählgestalt konnte hier beispielhaft anhand der verschiedenen Zeugnisse von Hans Wassermann nachgezeichnet werden, dabei handelt es sich quellenmäßig allerdings um einen Ausnahmefall. In der Regel stehen dem Interpretierenden solche Materialien nicht zur Verfügung, so daß er auf seine eigene Fähigkeit angewiesen ist, relevante Diskurse im Text wiederzuentdecken.

Lebensgeschichtliche Interviews können daher als gegenwartsbezogen, prozeßhaft und diskursiv gelten. Darüber hinaus offenbart ihre Verankerung in aktuellen

und zurückliegenden Diskursen die ihnen innewohnenden kollektiven Bezüge. Ebenso wie nach Halbwachs das individuelle Gedächtnis als ein soziales und damit gruppenspezifisches Gedächtnis aufzufassen ist, schlagen sich in den autobiographischen Erzählungen kollektive Erinnerungs- und Deutungsmuster nieder. Da jeder Mensch in mehrere Kollektive eingebunden ist, vereint er deren Angebote auf einzigartige Weise. Für die Analyse ist es daher entscheidend, herauszufinden, welche kollektiven Deutungsentwürfe für den jeweiligen Zeitzeugen relevant und damit erinnerungsformend sind. Dazu gehören sowohl kulturspezifische als auch gruppeninterne Prozesse, wie sie an anderer Stelle beispielhaft für den Freundeskreis um Ewa Wigand verdeutlicht werden konnten.

Eine Auswertung lebensgeschichtlicher Interviews vollzieht sich zu einem wesentlichen Teil als Textanalyse. Im modernen literaturwissenschaftlichen Sinne ist aber nicht nur das Transkript, sondern die gesamte biographische Kommunikation als Text aufzufassen. Neben den zahlreichen und hier an einigen Beispielen praktisch durchgeführten sprachanalytischen Interpretationsansätzen schließt dieses Verständnis sowohl nonverbale Formen der Kommunikation als auch unbewusste, weil szenisch agierte Erinnerungen ein. Um diesen nichtsprachlichen Bereich methodisch einzufangen, hat sich das Konzept des szenischen Verstehens bewährt. Das von Lorenzer entwickelte Verfahren ermöglicht sowohl die aktuelle Interviewsituation als auch die dort wirksamen Übertragungs- und Gegenübertragungsmechanismen in die Analyse einzubeziehen. Damit erhält der Interpretierende einen Zugang zur unbewußten oder latenten Sinnstruktur der Erzählung, die nicht notwendigerweise immer psychoanalytisch, sondern auch sozio-kulturell verstanden werden kann. Für Gespräche mit traumatischen Inhalten ist dieses Auswertungsverfahren insofern relevant, da sich der Betroffene im Interview vor der Destruktivität der wiederkehrenden Vergangenheit schützen muß. Problematisch bleibt an einer solchen Textauswertung, daß sie ohne einen begleitenden Supervisionsprozeß kaum leistbar ist. Die Gefahr besteht zudem darin, nicht mehr den Text zu interpretieren, sondern in eine diagnostische Betrachtung zu verfallen, für die in die Regel weder die erforderliche Kompetenz noch das notwendige Material vorhanden sind.

Die strukturellen Merkmale der Erinnerungsinterviews führen zu der Frage, wie authentisch autobiographische Erzählungen sind. In allen lebensgeschichtlich geführten Befragungen begegnen uns individuelle Bedeutungs- und Sinnkonstruktionen, die für die Erzählung konstitutiv sind. Der Interviewte sortiert, formt und strukturiert das Erinnernte, indem er die gesamtbiographische Konstruktion im Interview entwirft. Da der Erinnerungsprozeß selbst ein Konstruktionsprozeß ist, kann zwischen dem erinnerten Ereignis an sich und der hinzugefügten Deutung textimmanent nicht mehr unterschieden werden.

Eine Hauptaufgabe einer interpretativen Auswertung von Erinnerungsinterviews ist es daher, die individuellen Bedeutungs- und Sinnkonstruktionen als solche herauszuarbeiten und sie als Ausschnitte der erlebten Wirklichkeit kenntlich zu machen. Die historische Quellenkritik liefert methodisch dafür das notwendige Handwerkszeug. Sie ermöglicht die Konfrontation mit anderen Archivalien, die ein entweder

komplementäres oder aber abweichendes Bild des Ereignisses aufzeigen. Je nach Quellenlage kann es darüber hinaus gelingen, die textimmanente Sinnproduktion zu dekonstruieren. Erst durch eine umfangreiche Recherche relevanter Archivbestände gelingt eine Einordnung der mündlichen Erzählsegmente. Im Rahmen dieser Untersuchung konnte so beispielsweise eine zentrale Sinndeutung im Lebensrückblick von Hans Wassermann offengelegt werden. Einerseits geht es also innerhalb der historischen Forschung um die Wirklichkeitsreferenz der autobiographischen Erzählung, andererseits kann es nicht nur die Aufgabe sein, ungenaue oder sogar unzutreffende Aussagen zu kontrollieren. Ziel der ausführlichen Quellenkritik ist es auch, die Entstehung der narrativen Konstruktionsfiguren innerhalb der Gesamtbio-graphie nachzuzeichnen. In der Konstruktion steckt eine Authentizität, die jenseits historischer Faktenanalyse liegt, denn sie spiegelt die individuelle Bedeutung der erlebten Verfolgung wider.

Um nicht Gefahr zu laufen, die subjektiven Wirklichkeitsentwürfe der interviewten Zeitzeugen allein zu reproduzieren, braucht die wissenschaftliche Auswertung den Bezug zur Gesamtbio-graphie, gerade weil für zahlreiche Erzählabschnitte keine anderen relevanten Quellen existieren. In der Forschungspraxis sind zwar bisher die bestehenden Möglichkeiten, die zur Aussagenüberprüfung zur Verfügung stehen, weitgehend unterschätzt worden, andererseits begegnen uns in den Interviews aber auch Darstellungen, für die es schlicht keine anderen Quellen gibt. Durch eine gesamtbio-graphische Analyse läßt sich zwar die Wirklichkeitsreferenz dieser Konstruktionen nicht nachweisen, aber sie ermöglicht, sowohl ihre Genese als auch ihre bio-graphische Funktion aufzuzeigen. Beispielhaft ist eine solche Dekonstruktion anhand des Interviews mit Pierre Claude durchgeführt worden. Seine Darstellung des »Evakuierungstransports« von Hannover-Stöcken nach Gardelegen läßt sich anhand anderer Quellen nicht bestätigen, eine lebensgeschichtlich ausgerichtete Interpretation vermag aber zu zeigen, durch welche bio-graphischen Prämissen die Erzählgestaltung geformt ist. Da der Zeitzeuge über ein kontinuierstiftendes Selbstbild verfügt, das er retrospektiv auch für die Zeit der Verfolgung aufrechterhält, ist er gewissermaßen gezwungen, seinen Selbstentwurf in der konkreten Erzählung zu verankern. Historisch läßt sich nicht entscheiden, ob seine Darstellungen der Flucht den realen Gegebenheiten entsprechen, aus der subjektiven Sicht des Erzählers hingegen machen sie Sinn.

Wenn im Rahmen dieser Untersuchung auch überwiegend lebensgeschichtlich angelegte Interviews interpretiert wurden, so ließen sich doch gleichzeitig auch Erkenntnisse zu themenzentrierten Befragungen und Auswertungen gewinnen. Eine Mehrzahl von Historikern bedient sich in diesem Zusammenhang synoptischer Verfahren, indem entweder themenzentrierte Interviews geführt oder aber nur diejenigen Passagen ausgewertet werden, die für das jeweilige Erkenntnisinteresse relevant sind. Das Transkript wird daher in Einzelbestandteile zerlegt, um diese dann wieder zu einem mosaikartigen Gesamtbild mit anderen Versatzstücken zusammenzuführen. Grundsätzlich besteht dabei das Problem, daß die Auswahl sowohl der Interviewpartner als auch der Entscheidungskriterien, nach denen der Forschende ab-

wägt, welche Aussagen als plausibel oder stimmig anzusehen sind, relativ willkürlich erfolgt oder zumindest nicht offengelegt werden.

Die hier sicherlich nur skizzenhaft durchgeführte synoptische Untersuchung zum Außenlager Sasel hat verdeutlicht, daß sich zwar ein mehr oder weniger verdichteter Eindruck, der sich in den Interviews niederschlägt, beschreiben läßt, allerdings erweist sich der Ausschluß der gesamtbiographischen Perspektive als schwierig, wenn nicht sogar als fatal. Eine Rückbindung der getroffenen Aussagen an den lebensgeschichtlichen Gesamtentwurf dient als unverzichtbares Korrektiv, um die Konstruktion aufzuschlüsseln. Nur weil mehrere Zeitzeugen ein Ereignis in gleicher oder ähnlicher Form schildern, liegt darin nicht zwangsläufig der Beweis für seine Authentizität. Gruppeninterne Prozesse können dafür ebenso verantwortlich sein wie öffentliche Diskurse. Gleichzeitig hat das Interview mit Hans Wassermann gezeigt, daß die gesamtbiographische Bedeutungskonstruktion die Erinnerung nicht nur verändert, sondern auch erinnerungsmächtig ist. Seine Erzählung enthält eine relativ ausführliche Beschreibung des Vernichtungslagers Treblinka, in dem er nie gewesen ist. Die Konstruktion schmückt also den Erinnerungsbericht aus und läßt eine Interviewpassage entstehen, die es als solche gar nicht geben dürfte. Nur wenn der Gesamtkontext einbezogen und eine umfassende Quellenkritik durchgeführt wird, ist dem konstruierten Element auf die Spur zu kommen. Innerhalb einer synoptischen Untersuchung hätte die Aussage von Hans Wassermann weitreichende Folgen, wenn sie nicht als Konstruktion erkannt wird.

Das Beispiel ist ungewöhnlich, weil es so eindeutig ist. Andere Quellen verweisen in diesem Fall zweifelsfrei auf die Konstruktion, die der Erzählung innewohnt. Davon kann aber nicht immer ausgegangen werden, zumal der Interpretierende, wenn keine anderen oder nur weniger eindeutige Quellen vorliegen, allein aufgrund von Irritationen oder Ungenauigkeiten aufmerksam werden muß. Die Analyse verbleibt ansonsten möglicherweise auf der Ebene der Konstruktion, ohne dies zu reflektieren. Das erörterte Dilemma synoptischer Verfahren läßt sich nicht gänzlich auflösen. Letztlich eröffnet nur eine möglichst umfassende Quellenkritik sowie eine gesamtbiographische Analyse die Chance, potentielle biographische Fehlschlüsse aufzudecken. Andererseits bedeutet es einen erheblichen Arbeits- und Zeitaufwand, jedes einzelne Interview gesamtbiographisch zu deuten sowie die jeweils relevanten Archivmaterialien heranzuziehen. Nicht in jedem Fall wird ein solcher Einsatz zu rechtfertigen sein, nicht in jedem Fall führt er zu befriedigenden Ergebnissen. Allerdings gehört es zu den zentralen Anliegen der vorliegenden Untersuchung, für den synoptischen Umgang mit Erinnerungsinterviews ein methodisch differenziertes Problembewußtsein zu schaffen.

Wenn auch eine lebensgeschichtlich orientierte Auswertung gegenüber den synoptischen Verfahren den Vorteil hat, gesamtbiographische Rückbindungen zu ermöglichen, so kann dies nicht darüber hinwegtäuschen, daß es immer nur eine Annäherung an das Erleben von Geschichte geben kann. Vergangene Wirklichkeit läßt sich sowohl individuell als auch kollektiv nur als Konstruktion einfangen.

Interdisziplinäre Biographieforschung arbeitet überwiegend mit Einzelfallanalysen, oh-

ne beim Individuellen verbleiben zu wollen. Der Schritt vom Konkreten zur allgemeinen Aussage erweist sich als kompliziert. Für die Auswertung von Erinnerungsinterviews lassen sich dafür drei methodische Verfahren geltend machen. Zum einen werden die Lebensrückblicke durch eine breite Quellenrecherche zu anderen Archivalien in Beziehung gesetzt und erfahren darüber eine Einbindung in allgemeine soziale und gesellschaftliche Kontexte. Zum anderen sollte sich auch eine biographische Auswertung immer auf ein breites Sample von Erzählungen stützen, um durch dieses Spektrum ein verdichtetes Gesamtbild erarbeiten zu können. Dazu bietet sich methodisch die in den Kulturwissenschaften übliche dichte Beschreibung als Darstellungsform an.

Darüber hinaus lassen sich größere Bestände von Interviews durch Typisierungen greifbar machen. Indem allgemeine, voneinander abweichende Muster an Einzelfällen deutlich gemacht werden, gelingt es, sich von den individuellen Gestaltungen der einzelnen Lebensrückblicke zu lösen und übergeordnete Strukturen aufzuzeigen. Um zu entscheiden, welches Interview für welches Sample als repräsentativ gelten kann, ist es notwendig, den gesamten Interviewbestand zu analysieren. Erst ein breiter kontrastierender Vergleich führt zu einer Auswahl von Einzelfällen, anhand derer sich die ermittelten Muster besonders deutlich nachzeichnen lassen. Die Typisierung ist, wie die vorliegende Auswertung zeigen konnte, ein brauchbares und effektives Untersuchungsinstrumentarium, das sich in der Praxis bewährt hat. Allerdings darf sie nicht dazu führen, in jedem Einzeldetail nun eine allgemeine Aussage finden zu wollen. Die sechs Interviews, die hier vorgestellt und untersucht wurden, enthalten zahlreiche Mitteilungen, die von rein individueller Relevanz sind. Der Schritt zur allgemeinen Aussage bleibt immer auf einige Gesichtspunkte beschränkt, denn zwischen Typus und Einzelfall bleibt weiterhin eine Differenz, die nicht eingeebnet werden darf.

Wegen der enormen Varianz autobiographischer Erzählungen erweist sich eine interdisziplinär ausgerichtete Auswertung als hilfreich. Die vorgestellten Deutungsansätze haben sich generell als gewinnbringend erwiesen. Wenn sich die Wahl der Methoden auch immer an den jeweiligen Fragen des Interviewers orientieren wird, bleibt sie darüber hinaus von der Beschaffenheit der zu interpretierenden Erzählung abhängig. Ritualisierte oder stark fragmentarisierte Lebensrückblicke können durch sprachanalytische Ansätze häufig nicht hinreichend aufgeschlüsselt werden, so daß das szenische Verstehen einen zusätzlichen Interpretationshorizont eröffnet. Dort, wo die Grenzen textimmanenter Auswertung aufgrund von Überformungen bald erreicht sind, haben sich Methoden der interaktiven Analyse bewährt. Grundsätzlich aber läßt sich festhalten, daß sich die einzelnen Verfahren durch ihre unterschiedlichen Ansatzpunkte gegenseitig ergänzen. Wenn beispielsweise durch szenische Deutungen eine bestimmte Interpretation einer Interviewpassage naheliegt, dann kann diese These mittels anderer Untersuchungsschritte am Text geprüft werden. Die Komplementarität der unterschiedlichen Verfahren beruht auf ihrer gemeinsamen Anstrengung, die textimmanente und/oder szenische Konstruktion der Erzählung herauszuarbeiten. Allerdings hat es sich durchgängig als entscheidend erwiesen, durch die Konfrontation mit anderen Quellen interviewexterne Bezugspunkte einzubinden.

Biographische Interviewanalyse ermöglicht eine zu anderen historischen Untersuchungen in gewisser Weise ›quer‹ verlaufende Forschung. Da sie aus den üblichen historischen Periodisierungen heraustritt, kann sie bestehende Einordnungen in Frage stellen oder ergänzen. Gleichzeitig wirkt sie den zu Vereinfachungen neigenden analytischen Generalisierungen entgegen, da sie inhaltliche Prämissen im Konkreten darzustellen und zu überprüfen vermag. Entleerte Abstraktionen werden somit wieder inhaltlich gefüllt, verbreitete Legenden lassen sich hinterfragen.

Die vorliegende Untersuchung hat darüber hinaus gezeigt, daß die individuelle Verfolgung unter nationalsozialistischer Herrschaft für einzelne Überlebende auch besondere Implikationen aufweist. Das Interview mit Karl Himmel zeigt eine Kontinuitätslinie, die in seiner Erzählung nicht zu einer strengen Periodisierung für die Zeit zwischen 1933 und 1945 führt. Vielmehr fügen sich die nun radikalen staatlichen Schritte gegen ihn in eine lebensgeschichtlich fortlaufenden Kette staatlicher Disziplinierungsmaßnahmen ein. Zwar nimmt die Lebensbedrohung für den Zeitzeugen während des Zweiten Weltkrieges massive Formen an, jedoch liegt darin in der Konsequenz eher ein qualitativer als ein substantieller Unterschied. Das Zusammenspiel von staatlicher Verfolgung und gesellschaftlicher Disziplinierung gehört möglicherweise zu den Aspekten, die für weitere Forschungen bedeutsam sein können.

Für fast alle Überlebenden der Konzentrations- und Vernichtungslager spielt der Zusammenhang von »Arbeit« und »Vernichtung« eine lebensentscheidende Rolle. Die staatlicherseits notwendig gewordene Beschaffung von Arbeitskräften in den letzten Kriegsjahren rief eine Umstrukturierung des nationalsozialistischen Lagersystems hervor, die dazu führte, daß zunehmend auch KZ-Häftlinge zum Arbeitseinsatz für die Kriegsindustrie herangezogen wurden. Die volkswirtschaftliche Effektivität dieser Maßnahmen steht hier nicht zur Diskussion, vielmehr zeigen die Erinnerungsinterviews, wie sich die geforderte unfreie Arbeit in der Wahrnehmung der Betroffenen zur »Überlebensstrategie« wandeln konnte. Die ökonomische Ausbeutung leitet sich aus kriegswirtschaftlichen Notwendigkeiten ab, ohne daß rassistische Weltbilder in Frage gestellt sind. Von den Überlebenden wird ein von seinen ursprünglichen Eigenschaften entleerter Arbeitsbegriff verinnerlicht, der gegenrationale und zudem destruktive Aspekte enthält.

Als weiteren Aspekt möchte ich den Begriff »Häftlingssolidarität« aufgreifen. Die Interviewauswertung hat gezeigt, daß dieser Umschreibung eine Legendenbildung anhaftet. Damit sei nicht gesagt, es habe in den Konzentrationslagern keinen Zusammenhalt unter den Häftlingen gegeben, nur seine Verbreitung muß angesichts des herrschenden Überlebenskampfes differenzierter betrachtet werden. In der Überbetonung der Solidarität steckt eine Ausblendung der Gegebenheiten, die für die Masse der Gefangenen den Tod bedeuteten. Diejenigen, die wir heute interviewen, haben häufig von solidarischer Hilfe profitiert beziehungsweise waren selbst in derartigen Zirkeln aktiv, ihre Erzählungen können aber nicht als repräsentativ gelten. Die Suche nach dem Grund ihres Überlebens wird im Interview zum Gegenstand der individuellen Bedeutungskonstruktion. Darüber hinaus erweist sich die »Häftlingssolidarität« als Teil einer gegenseitigen Unterstützung, von der beide Seiten eine Stabilisierung erfuhren.

Es stellt sich abschließend die Frage, wie die Erinnerungen von KZ-Überlebenden charakterisiert werden können. Im Zentrum ihrer Reflexion, so läßt sich zusammenfassend sagen, steht ihr eigenes Überleben, das sie angesichts millionenfachen Mordes zu erklären versuchen. Ihr Thema ist immer ihr eigenes Überleben. Die Interviews erweisen sich daher als »Überlebensdiskurse«, was ihnen eine ganz eigene Qualität gibt, selbst wenn sich Überschneidungen mit historischen Forschungsfragen zum nationalsozialistischen Lagersystem ergeben. Dieser bestehenden Differenz wird in der historischen Forschung bisher zu wenig Rechnung getragen. Die Vielfalt der in den Interviews getroffenen Einzelaussagen kulminieren zu einer Geschichte des Überlebens, die eine soziale Wirklichkeit jenseits historischer Faktenanalyse wiederzugeben vermag. Eine Geschichtswissenschaft, die sich ihrer anthropologischen Dimension bewußt ist, wird auf diese nicht verzichten können.

Quellenverzeichnis

I. Ungedruckte Quellen

Archiv der Fachklinik für Psychiatrie, Neurologie und Rehabilitation, Neustadt: Eingangs- und Entlassungslisten 1942-1944.

Archiv der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (AdF): Bestände: Judenverfolgung 1933-1945, Hans Schwarz Nachlaß.

Archiv der Gedenkstätte Neuengamme (AGN): Bestände: Häftlingsberichte; Hansestadt Hamburg; KZ Neuengamme und seine Außenlager; NS-Allgemein; NS-Prozesse; Oral History, Interviews; Oral History, Korrespondenz; Sterbeurkunden; System der Konzentrations-, Zwangsarbeits-, Kriegsgefangenenlager.

Archiv der Gedenkstätte Ravensbrück (AGR): Bestände: Arbeitsdienstblätter; Häftlingsberichte; Stärkemeldungen; Verzeichnis über die Zuteilung der Häftlingsnummern.

Archiv der Gedenkstätte Sachsenhausen: Entlassungslisten 1939, R 204 M 11.

Bezirksregierung Düsseldorf (WBD): Wiedergutmachungsakte: 716 ZK 165674 AR.

Bundesarchiv Koblenz (BA): Bestand: NS 19.

Bundesarchiv-Zentralnachweisstelle (BAZ): Kriegsgerichtsakten: RM 123/W 2074; RM 123/24858.

Entschädigungsamt Berlin (EB): Wiedergutmachungsakte III F 334664.

Generallandesarchiv Karlsruhe (GLK): Entnazifizierungsakten 465a/51/5/460; Strafakten 3a Ks 2/49.

Imperial War Museum (IWM): Bestände: Miscellaneous Collection; British Private Papers.

Landesarchiv Berlin: Bestand: Büro für Höhere Schulen.

Landesarchiv Schleswig-Holstein: Vorermittlungsverfahren der Staatsanwaltschaft Flensburg 2 AR 18/63.

Landgericht Hamburg (LGH): Rückerstattungsverfahren 2 WiK 964/51; 1 WiK 384/63.

Leo Baeck Institute New York: Bestand: Memoir Collection.

Militärarchiv Freiburg (BAM): Bestand: RH 14/22.

Niedersächsisches Hauptstaatsarchiv (NHA): Rückerstattungsverfahren Nds. 110 W Acc. 60/94 Nr. 105; 106.

Niedersächsisches Staatsarchiv Stade (StaSt): Rep. 172 E Verden

Public Record Office (PRO): Kriegstagebücher: WO 171; WO 177. Prozeßunterlagen: FO 1060/1840-1842; WO 235/120; WO 235/136; WO 235/179; WO 235/254; WO 235/302-315; WO 235/332; WO 235/537; WO 235/668; WO 235/ 712; WO 235/783; WO 236/179; WO

Anhang

309/17; WO 309/401; WO 309/429-430; WO 309/506; WO 309/790-791; WO 309/869; WO 309/1146; WO 309/1697-1699; WO 311/449; WO 311/506.

Staatsanwaltschaft Bochum: Ermittlungsverfahren 16 Js 789/71.

Staatsanwaltschaft Bonn: Ermittlungsverfahren 8 Ks 2/62.

Staatsanwaltschaft Bremen (StB): Ermittlungsverfahren 29 Js 202/74.

Staatsanwaltschaft Dortmund (StD): Prozeßunterlagen: 45 Js 12/69; 45 Js 12/74; 45 Js 2/76.

Staatsanwaltschaft Hannover (StH): Wiedergutmachungsakte WgA 54/49; Ermittlungsverfahren 2 Ks 1/63.

Staatsarchiv Bremen (StHB): Bestand: Senator für das Bauwesen.

Staatsarchiv Hamburg (StaHH): Bestände: Architekt Gutschow; Gerichtsvollzieherwesen; Jüdische Gemeinde; Oberrealschule Eimsbüttel; Oberschulbehörde II; Oberschulbehörde V; Oberschulbehörde VI; Oberfinanzpräsident; Sozialbehörde I.

Staatsarchiv Münster (StAM): Bestand: Regierung Münster Nr. 5717.

Stadtarchiv Flensburg (StF): Bestände: Sonderhilfsausschuß 1945-1956; Stadtwirtschaftsamt/Stadternährungsamt 1939-1948.

Stadtarchiv Iserlohn: Entschädigungsakte ZK 165/674.

Wiedergutmachungsamt Hamburg (WAHH): Wiedergutmachungsakte Wg 150921.

Zentrale Stelle der Landesjustizverwaltungen Ludwigsburg (ZSL): Ermittlungsverfahren: IV 409 AR-Z 39/59; 202 AR-Z 282/59; 202 AR-Z 22/60; 203 AR-Z 161/67; II 202 AR-Z 184/67, II 202 AR-Z 206/67; 203 AR-Z 395/67; IV 404 AR 605/67; IV 404 AR 606/67; IV 404 AR 607/67; VI 319 AR-Z 43/70; II 202 AR 657/73; 404 AR-Z 129/74; I-203 AR-Z 61/79; 404 AR-Z 45/81; 2100 UJ 3/81; IV 404 AR-Nr. 3539/1965.

II. Gedruckte Quellen

Akten der britischen Militärregierung in Deutschland 1945-1955, hg. v. Adolf M. Birke, Hans Booms, Otto Merker unter Mitwirkung des Deutschen-Historischen Instituts London und des Niedersächsischen Hauptstaatsarchivs Hannover, 11 Bände, München/New Providence/London/Paris 1993.

Czech, Danuta: Kalendarium der Ereignisse im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau 1939-1945, Hamburg 1989.

Dobroszycki, Lucian (Hg.): The Chronicle of the Lodz Ghetto 1941-1944, New Haven/London 1984.

Eisenbach, Artur (Hg.): Dokumenty i materialy do dziejów okupacji niemieckiej w polsce, tom. III: Getto Lodzkie (Dokumente und Materialien zur Geschichte der deutschen Okkupation in Polen, Bd. III: Getto Lodz), Lodz 1946.

Gruhle, Hans Walter: Die Ursachen der Jugendlichenverwahrlosung und Kriminalität. Studien zur Frage: Milieu und Anlage, Berlin 1912.

Gütt, Arthur/Ernst Rüdin/Falk Ruttke: Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses, 2. Auflage, München 1936.

Hirsch, Martin/Diemut Majer/Jürgen Meinck (Hg.): Recht, Verwaltung und Justiz im Nationalsozialismus, Köln 1984.

Imperial War Museum (Hg.): The Relief of Belsen April 1945. Eye Witness Accounts, London 1991.

Internationaler Militärgerichtshof Nürnberg (Hg.): Der Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof in Nürnberg (14. November 1945 bis 1. Oktober 1946), 42 Bände, München/Zürich 1948, Nachdruck München 1984.

Justiz und NS-Verbrechen. Sammlung deutscher Strafurteile wegen nationalsozialistischer Tötungsverbrechen 1945-1966, 22 Bände, Amsterdam 1968-1981.

Kermisz, Jozef (Hg.): Dokumenty i materialy do dziejów okupacji niemieckiej w polsce, tom. II: Akcje i Wysziedlenia (Dokumente und Materialien zur Geschichte der deutschen Okkupation in Polen, Bd. II: Aktionen und Aussiedlungen), Lodz 1946.

Langbein, Hermann: Der Auschwitz-Prozeß. Eine Dokumentation, 2 Bde, unveränderter Neudruck, Frankfurt am Main 1995.

Lippmann, Leo: »... daß ich wie ein guter Deutscher empfinde und handle«: zur Geschichte der Deutsch-Israelitischen Gemeinde in Hamburg in der Zeit von Herbst 1935 bis zum Ende 1942: zwei Berichte, hg. anlässlich des 50. Todestages von Staatsrat a.D. Dr. Leo Lippmann am 10. Juni 1993 von der Finanzbehörde Hamburg, Hamburg 1993.

Rosenfeld, Oskar: Wozu noch Welt. Aufzeichnungen aus dem Getto Lodz, hg. v. Hanno Loewy, Frankfurt am Main 1994.

Sington, Derrick: Die Tore öffnen sich: authentischer Bericht über das englische Hilfswerk für Belsen mit amtlichen Photos und einem Rückblick von Rudolf Küstermeier, (Hamburg 1948), Neuausgabe: Münster 1995.

Többen, Heinrich: Die Jugendverwahrlosung und ihre Bekämpfung, Münster 1927.

Walk, Joseph (Hg.): Das Sonderrecht für die Juden im NS-Staat. Eine Sammlung der gesetzlichen Maßnahmen und Richtlinien - Inhalt und Bedeutung, Heidelberg/Karlsruhe 1981.

Literaturverzeichnis

- Acham, Karl: Fragmentarisches Erinnern und selektives Vergessen, in: *politicum* 8 (1988), Heft 40, S. 4-10.
- Acham, Karl: Teil und Ganzes. Differenzierungen und Homogenität. Überlegungen zu Gegenstand und Methode der Soziologie und der historischen Sozialwissenschaft, in: Ders./Winfried Schulze (Hg.): Teil und Ganzes. Zum Verhältnis von Einzel- und Gesamtanalyse in Geschichts- und Sozialwissenschaften, München 1990, S. 72-110.
- Adler, Alfred: *Lebenskenntnis*, Frankfurt am Main 1978.
- Adler, Alfred: *Wozu leben wir?*, Frankfurt am Main 1979.
- Adler, Alfred: *Praxis und Theorie der Individualpsychologie*, Frankfurt am Main 1992.
- Ahlheim, Rose: »Bis ins dritte und vierte Glied.« Das Verfolgungstrauma in der Enkelgeneration, in: *Psyche* 39 (1985), S. 330-354.
- Ahlheit, Peter/Erika M. Hoerning (Hg.): *Biographisches Wissen. Beiträge zu einer Theorie lebensgeschichtlicher Erfahrung*, Frankfurt am Main 1989.
- Ahlheit, Peter/Wolfram Fischer-Rosenthal/Erika M. Hoerning (Hg.): *Biographieforschung. Eine Zwischenbilanz in der deutschen Soziologie*, Bremen 1990.
- Albert, Hans: *Kritik der reinen Hermeneutik. Der Antirealismus und das Problem des Verstehens*, Tübingen 1994.
- Altpeter, Gerda: *Textlinguistische Exegese alttestamentlicher Literatur. Eine Dekodierung*, Bern 1978.
- Améry, Jean: *Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten*, 2. Auflage, München 1988.
- Ansbacher, Heinz L.: *Alfred Adlers Individualpsychologie: eine systematische Darstellung seiner Lehre in Auszügen aus seinen Schriften*, 4. Auflage, München 1995.
- Antelme, Robert: *Das Menschengeschlecht. Als Deportierter in Deutschland*, deutsche Ausgabe, München 1990.
- Arendt, Hannah: *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft*, Frankfurt am Main 1955.
- Arendt, Hannah: *Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen*, deutsche Neuausgabe, 5. Auflage, München 1995.
- Arendt, Ino: *Das Frauenkonzentrationslager Ravensbrück*, in: *Dachauer Hefte* 3 (1987), S. 125-157.
- Aristoteles: *Metaphysik*, Neuausgabe, Reinbek bei Hamburg 1994.
- Arnim, Gabriele von: *Das große Schweigen. Von der Schwierigkeit, mit den Schatten der Vergangenheit zu leben*, München 1989.
- Arnold, Heinz Ludwig/Stephan Reinhardt (Hg.): *Dokumentarliteratur*, München 1973.
- Ausländer, Fietje (Hg.): *Verräter oder Vorbilder? Deserteure und ungehorsame Soldaten im Nationalsozialismus*, Bremen 1990.
- Ausländer, Fietje: »Zwölf Jahre Zuchthaus! Abzusitzen nach Kriegsende!« Zur Topographie des Strafgefangenenwesens der deutschen Wehrmacht, in: Norbert Haase/Gerhard Paul (Hg.): *Die anderen Soldaten. Wehrkraftzersetzung, Gehorsamsverweigerung und Fahnenflucht im Zweiten Weltkrieg*, Frankfurt am Main 1995, S. 50-65.
- Bajohr, Frank/Werner Johe/Uwe Lohalm (Hg.): *Zivilisation und Barbarei. Die widersprüchlichen Potentiale der Moderne*, Hamburg 1991.
- Bajohr, Frank (Hg.): *Norddeutschland im Nationalsozialismus*, Hamburg 1993.
- Bajohr, Frank: »Arisierung« in Hamburg. Die Verdrängung der jüdischer Unternehmen 1933-1945, 2. Aufl., Hamburg 1998.
- Barkai, Avraham: *Vom Boykott zur »Entjudung«.* Der wirtschaftliche Existenzkampf der Juden im Dritten Reich 1933-1945, Frankfurt am Main 1987.
- Bar-On, Dan: *Die Last des Schweigens. Gespräche mit Kindern von Nazi-Tätern*, Frankfurt am Main 1993.
- Bar-On, Dan: *Furcht und Hoffnung. Von den Überlebenden zu den Enkeln - Drei Generationen des Holocaust*, Hamburg 1997.

- Bästlein, Klaus (Hg.): Das KZ Husum-Schwesing. Außenkommando des Konzentrationslagers Neuengamme, Bredstedt 1983.
- Bauche, Ulrich/Heinz Brüdigam/Ludwig Eiber/Wolfgang Wiedey (Hg.): Arbeit und Vernichtung. Das Konzentrationslager Neuengamme 1938-1945, 2. Auflage, Hamburg 1991.
- Baumann, Ruth/Charlotte Köttgen/Inge Grolle/Dieter Kretzer: Arbeitsfähig oder unbrauchbar? Die Geschichte der Kinder- und Jugendpsychiatrie seit 1933 am Beispiel Hamburg, Frankfurt am Main 1994.
- Baumbach, Sybille/Susanne Lohmeyer/Astrid Louven/Beate Meyer/Sielke Salomon/Dagmar Wienrich: »Wo Wurzeln waren...« Juden in Hamburg-Eimsbüttel 1933 bis 1945, Hamburg 1993.
- Baumgart, Reinhard: Die Literatur der Nicht-Autoren, in: Merkur 24 (1970), S. 736-747.
- Bausinger, Hermann: Strukturen des alltäglichen Erzählens, in: Fabula 1 (1958), S. 239-254.
- Becker, David: Ohne Haß keine Versöhnung. Das Trauma der Verfolgten, Freiburg 1992.
- Belgrad, Jürgen/Bernard Görlich/Hans-Dieter König/Gunzelin Schmid Noerr (Hg.): Zur Idee einer psychoanalytischen Sozialforschung. Dimensionen szenischen Verstehens, Frankfurt am Main 1987.
- Belgrad, Jürgen/Bernard Görlich/Hans-Dieter König/Gunzelin Schmid Noerr: Alfred Lorenzer und die Idee einer psychoanalytischen Sozialforschung, in: Dies. (Hg.): Zur Idee einer psychoanalytischen Sozialforschung. Dimensionen szenischen Verstehens, Frankfurt am Main 1987, S. 9-24.
- Benz, Wolfgang: Die Juden in Deutschland 1933-1945. Leben unter nationalsozialistischer Herrschaft, München 1988.
- Benz, Wolfgang (Hg.): Dimension des Völkermords. Die Zahl der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus, München 1991.
- Bergmann, Jörg R.: Flüchtigkeit und methodische Fixierung sozialer Wirklichkeit. Aufzeichnungen als Daten der interpretativen Soziologie, in: Wolfgang Bonß/Heinz Hartmann (Hg.): Entzauberte Wissenschaft. Zur Relativität und Geltung soziologischer Forschung, Göttingen 1985, S. 299-320.
- Bergmann, Klaus/Rolf Schörken (Hg.): Geschichte im Alltag - Alltag in der Geschichte, Düsseldorf 1982.
- Bergmann, Martin: Fünf Stadien in der Entwicklung der psychoanalytischen Trauma-Konzeption, in: Mittelweg 36 5 (1996), Heft 2, S. 12-22.
- Bettelheim, Bruno: Aufstand gegen die Masse, deutsche Ausgabe, München 1964.
- Bettelheim, Bruno: Themen meines Lebens, Stuttgart 1990.
- Bitterberg, Christoph: Der Bielefelder Prozeß als Quelle für die deutsche Judenpolitik im Bezirk Bialystok, unveröffentlichte Magisterarbeit, Hamburg 1995.
- Blanchot, Maurice: L'Entretien infini, Paris 1969.
- Blumenberg, Hans: Anthropologische Annäherung an die Aktualität der Rhetorik, in: Ders.: Wirklichkeiten, in denen wir leben, Stuttgart 1981, S. 104-136.
- Bock, Gisela: Zwangssterilisation im Nationalsozialismus. Studien zur Rassenpolitik und Frauenpolitik, Opladen 1986.
- Bock, Gisela: Krankenmord, Judenmord und Rassenpolitik, in: Frank Bajohr/ Werner Johe/Uwe Lohalm (Hg.): Zivilisation und Barbarei. Die widersprüchlichen Potentiale der Moderne, Hamburg 1991, S. 285-306.
- Böning, Elisabeth: Die Durchführung der Sterilisierung in den Bethelschen Anstalten. Katamnestiche Erhebungen über sterilisierte Geisteskranke des Landkreises Bielefeld, Hamburg 1953.
- Bonß, Wolfgang: Die Einübung des Tatsachenblicks. Zur Struktur und Veränderung empirischer Sozialforschung, Frankfurt am Main 1982.
- Bonß, Wolfgang/Heinz Hartmann (Hg.): Entzauberte Wissenschaft. Zur Relativität und Geltung soziologischer Forschung, Göttingen 1985.
- Borgsen, Werner/Klaus Volland: Stalag X B Sandbostel. Zur Geschichte eines Kriegsgefangenenlagers und KZ-Auffanglagers in Norddeutschland 1939-1945, Bremen 1991.
- Böttger, Andreas/Stephan Wolff: Text und Biographie. Zur textlichen Organisation von Lebensbeschreibungen in psychiatrischen Gerichtsgutachten, in: BIOS 5 (1992), Heft 1, S. 21-47.
- Botz, Gerhard/Josef Weidenholzer (Hg.): Mündliche Geschichte und Arbeiterbewegung, Wien/Köln 1984.
- Bourdieu, Pierre: Zur Soziologie der symbolischen Formen, Frankfurt am Main 1974.

- Bourdieu, Pierre: Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyli-
schen Gesellschaft, Frankfurt am Main 1976.
- Bourdieu, Pierre: Die biographische Illusion, in: BIOS 3 (1990), Heft 1, S. 75-81.
- Bower, Tom: Klaus Barbie. Lyon, Augsburg, La Paz - Karriere eines Gestapo-Chefs, deutsche Aus-
gabe, Berlin 1984.
- Brainin, Elisabeth: Pathologie der Wirklichkeit. Folgen der KZ-Haft, in: Mittelweg 36 2 (1993),
Heft 3, S. 60-67.
- Brainin, Elisabeth u.a.: Vom Gedanken zur Tat. Zur Psychoanalyse des Antisemitismus, Frankfurt
am Main 1994.
- Brandes, Ulrike/Claus Füllberg-Stolberg/Sylvia Kempe: Arbeit im KZ Ravensbrück, in: Claus Füll-
berg-Stolberg/Martina Jung/Renate Riebe/Martina Scheitenberger (Hg.): Frauen in Konzentra-
tionslagern. Bergen-Belsen - Ravensbrück, Bremen 1994, S. 55-69.
- Briesen, Detlef/Rüdiger Gaus: Über den Wert von Zeitzeugen in der deutschen Historik. Zur Ge-
schichte einer Ausgrenzung, in: BIOS 6 (1993), Heft 1, S. 1-32.
- Broszat, Martin: Nationalsozialistische Polenpolitik 1939-1945, Stuttgart 1961.
- Broszat, Martin: Nach Hitler. Der schwierige Umgang mit unserer Geschichte, München 1986.
- Browning, Christopher R.: Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizeibataillon 101 und die »End-
lösung« in Polen, Reinbek bei Hamburg 1993.
- Brücks, Andrea: Zwangsterilisation gegen »Ballastexistenzen«, in: Projektgruppe für die vergesse-
nen Opfer des NS-Regimes in Hamburg e.V. (Hg.): Verachtet – verfolgt – vernichtet. Zu den
»vergessenen« Opfern des NS-Regimes, 2. Auflage, Hamburg 1988, S. 103-108.
- Brumlik, Micha: C.G. Jung zur Einführung, Hamburg 1993.
- Bruns-Wüstefeld, Alex: Lohnende Geschäfte. Die »Entjudung« der Wirtschaft am Beispiel Göttin-
gens, Hannover 1997.
- Buchheim, Hans/Martin Broszat/Hans-Adolf Jacobsen/Helmut Krausnick: Anatomie des SS-Staa-
tes, 2 Bde., 3. Auflage, München 1983.
- Bude, Heinz: Text und soziale Realität, in: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungs-
soziologie 1 (1982), S. 134-143.
- Bude, Heinz: Rekonstruktion von Lebenskonstruktionen – eine Antwort auf die Frage, was die Bio-
graphieforschung bringt, in: Martin Kohli/Günther Robert (Hg.): Biographie und soziale
Wirklichkeit, Stuttgart 1984, S. 7-28.
- Bude, Heinz: Der Sozialforscher als Narrationsanimateur. Kritische Anmerkungen zu einer erzähl-
theoretischen Fundierung der interpretativen Sozialforschung, in: Kölner Zeitschrift für Sozio-
logie und Sozialpsychologie 37 (1985), S. 327-336.
- Bude, Heinz: Das Altern einer Generation. Die Jahrgänge 1938-1948, Frankfurt am Main 1995.
- Bühler, Charlotte (Hg.): Lebenslauf und Lebensziele. Studien in humanistisch-psychologischer
Sicht, Stuttgart 1969.
- Bundesarchiv Koblenz (Hg.): Gedenkbuch. Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalso-
zialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933-1945, 2 Bde., Frankfurt am Main 1986.
- Burke, Peter: Soziologie und Geschichte, Hamburg 1989.
- Butler, Judith: Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt am Main 1991.
- Büttner, Ursula (Hg.): Die Deutschen und die Judenverfolgung im Dritten Reich, Hamburg 1992.
- Calvin, William H.: Die Symphonie des Denkens; wie aus Neuronen Bewußtsein entsteht, deutsche
Ausgabe, München 1993.
- Classen, Carl Joachim/Heinz Joachim Müllenbrock (Hg.): Die Macht des Wortes. Aspekte gegen-
wärtiger Rhetorikforschung, Marburg 1992.

- Dasberg, Haim: Trauma der israelischen Gesellschaft. Holocaust-Überlebende, Opfer der israelisch-arabischen Kriege und die Golfkrise, in: Dachauer Hefte 8 (1992), S. 18-31.
- Degen, Rolf/Andreas Huber: Gedächtnis: Unser Kino im Kopf?, in: Psychologie heute 19 (1992), Heft 7, S. 58-63.
- Dehne, Harald: Dem Alltag ein Stück näher?, in: Alf Lüdtke (Hg.): Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen, Frankfurt am Main 1989, S. 137-168.
- DeMause, Lloyd: Grundlagen der Psychohistorie, Frankfurt am Main 1989.
- Deutsch-jüdische Gesellschaft (Hg.): Wegweiser zu den ehemaligen Stätten jüdischen Lebens in Hamburg, Heft 2, Hamburg 1986.
- Devereux, Georges: Ethnopschoanalyse: die komplementaristische Methode in den Wissenschaften des Menschen, deutsche Ausgabe, Frankfurt am Main 1978.
- Devereux, Georges: Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften, deutsche Ausgabe, 3. Auflage, Frankfurt am Main 1992.
- Diamant, Adolf: Getto Litzmannstadt. Bilanz eines nationalsozialistischen Verbrechens, Frankfurt am Main 1986.
- Diner, Dan (Hg.): Ist der Nationalsozialismus Geschichte? Zur Historisierung und Historikerstreit, Frankfurt am Main 1987.
- Diner, Dan: Negative Symbiose. Deutsche und Juden nach Auschwitz, in: Ders. (Hg.): Ist der Nationalsozialismus Geschichte? Zur Historisierung und Historikerstreit, Frankfurt am Main 1987, S. 185-197.
- Diner, Dan: Zivilisationsbruch. Denken nach Auschwitz, Frankfurt am Main 1988.
- Diner, Dan: Jenseits des Vorstellbaren – der »Judenrat« als Situation, in: Jüdisches Museum Frankfurt (Hg.): »Unser einziger Weg ist Arbeit«: das Getto Lodz 1940-1944, Wien 1990, S. 32-40.
- Diner, Dan: Perpektivenwahl und Geschichtserfahrung. Bedarf es einer besonderen Historik des Nationalsozialismus?, in: Walter H. Pehle (Hg.): Der historische Ort des Nationalsozialismus. Annäherungen, Frankfurt am Main 1990, S. 94-113.
- Diner, Dan: Historisches Verstehen und Gegenrationalität. Der Judenrat als erkenntnistheoretische Warte, in: Frank Bajohr/Werner Johe/Uwe Lohalm (Hg.): Zivilisation und Barbarei. Die widersprüchlichen Potentiale der Moderne, Hamburg 1991, S. 307-321.
- Diner, Dan: Die Perspektive des »Judenrats«. Zur universellen Bedeutung einer partikularen Erfahrung, in: Doron Kiesel/Cilly Kugelmann/Hanno Loewy/Dietrich Neuhauf (Hg.): »Wer zum Leben, wer zum Tod...«. Strategien jüdischen Überlebens im Ghetto, Frankfurt am Main 1992, S. 11-35.
- Dirtrich, Irene: Auf den Spuren von Verfolgung und Widerstand in Flensburg 1933-1945, Flensburg 1995.
- Ebbinghaus, Angelika/Heidrun Kaupen-Haas/Karl Heinz Roth (Hg.): Heilen und Vernichten im Mustergau Hamburg. Bevölkerungs- und Gesundheitspolitik im Dritten Reich, Hamburg 1984.
- Ebbinghaus, Angelika (Hg.): Opfer und Täterinnen. Frauenbiographien des Nationalsozialismus, Nördlingen 1987.
- Eckstaedt, Anita: Die Kunst des Anfangs. Psychoanalytische Erstgespräche, Frankfurt am Main 1991.
- Ehalt, Hubert C.: Geschichte von unten, Wien 1984.
- Eiber, Ludwig: Das KZ-Außenlager Blohm & Voss im Hamburger Hafen, in: Hermann Kaienburg (Hg.): Konzentrationslager und deutsche Wirtschaft 1939-1945, Opladen 1996, S. 227-238.
- Eichengreen, Lucille: Von Asche zum Leben, Hamburg 1992.
- Eissler, Kurt R.: Die Ermordung von wie vielen seiner Kinder muß ein Mensch symptomfrei ertragen können, um eine normale Konstitution zu haben?, in: Psyche 17 (1963), S. 241-291.
- Eissler, Kurt R.: Weitere Bemerkungen zum Problem der KZ-Psychologie, in: Psyche 17 (1963), S. 452-463.
- Eitinger, Leo: KZ-Haft und psychische Traumatisierung, in: Psyche 44 (1990), S. 118-132.
- Eitinger, Leo: Lebenswege und Lebensentwürfe von Konzentrationslager-Überlebenden, in: Hans Stoffels (Hg.): Schicksal der Verfolgten. Psychische und somatische Auswirkungen von Terrorherrschaft, Heidelberg 1991, S. 3-16.

Anhang

- Eitinger, Leo: Die Jahre danach. Folgen und Spätfolgen der KZ-Haft, in: Dachauer Hefte 8 (1992), S. 3-17.
- Eliach, Yaffa: Träume vom Überleben. Chassidische Geschichten des 20. Jahrhunderts, 2. Auflage, Freiburg/Basel/Wien 1985.
- Elias, Norbert: Zum Begriff des Alltags, in: Kurt Hammerich/Michael Klein (Hg.): Materialien zur Soziologie des Alltags, Opladen 1978, S. 22-29.
- Elias, Norbert: Die Gesellschaft der Individuen, 2. Auflage, Frankfurt am Main 1994.
- Elias, Ruth: Die Hoffnung erhielt mich am Leben. Mein Weg von Theresienstadt und Auschwitz nach Israel, München 1988.
- Epstein, Leslie: Der Judenkönig, Hamburg 1980.
- Erdheim, Mario: Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit. Eine Einführung in den ethno-psychoanalytischen Prozeß, Frankfurt am Main 1982.
- Erikson, Erik H.: Der junge Mann Luther. Eine psychoanalytische und historische Studie, deutsche Ausgabe, Frankfurt am Main 1975.
- Erikson, Erik H.: Dimensionen einer neuen Identität, Frankfurt am Main 1975.
- Erikson, Erik H.: Lebensgeschichte und historischer Augenblick, Frankfurt am Main 1977.
- Erikson, Erik H.: Jugend und Krise: die Psychodynamik im sozialen Wandel, München 1988.
- Erikson, Erik H.: Kindheit und Gesellschaft, 11. Auflage, Stuttgart 1992.
- Erikson, Erik H.: Identität und Lebenszyklus, 14. Auflage, Frankfurt am Main 1994.
- Fischer, Ludwig (Hg.): Gebrauchsliteratur. Methodische Überlegungen und Beispielanalysen, Stuttgart 1976.
- Fischer-Hübner, Helga und Hermann (Hg.): Die Kehrseite der »Wiedergutmachung«. Das Leiden der NS-Verfolgten in den Entschädigungsverfahren, Gerlingen 1990.
- Fischer-Rosenthal, Wolfram/Peter Ahlheit (Hg.): Biographien in Deutschland. Soziologische Rekonstruktionen gelebter Gesellschaftsgeschichte, Opladen 1995.
- Flick, Uwe (Hg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung, München 1991.
- Focke, Harald/Peter Rautenberger (Hg.): Als die Synagogen brannten. Die »Reichskristallnacht« und ihre Folgen, Hamburg 1979.
- Fohrer, Georg/Hans Werner Hoffmann/Friedrich Huber/Ludwig Markert/Gunther Wanke: Exegese des Alten Testaments. Einführung in die Methodik, 5. Auflage, Heidelberg 1989.
- Foucault, Michel: Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks, deutsche Ausgabe, Frankfurt am Main 1988.
- Foucault, Michel: Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahnsinns im Zeitalter der Vernunft, deutsche Ausgabe, 10. Auflage, Frankfurt am Main 1993.
- Foucault, Michel: Die Ordnung des Diskurses, deutsche Ausgabe, 3. Auflage, Frankfurt am Main 1994.
- Foucault, Michel: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, deutsche Ausgabe, Frankfurt am Main 1994.
- Frank, Niklas: Der Vater. Eine Abrechnung, München 1993.
- Freud, Anna: Observations on child development, in: Psychoanalytic Study of the Child 6 (1951), S. 18-30.
- Freud, Sigmund: Über Deckerinnerungen, in: Gesammelte Werke, Bd. 1, S. 531-554.
- Freud, Sigmund/Josef Breuer: Studien über Hysterie, Taschenbuchausgabe, Frankfurt am Main 1975.
- Freud, Sigmund: Abriß der Psychoanalyse: das Unbehagen in der Kultur, Taschenbuchausgabe, Frankfurt am Main 1971.
- Freud, Sigmund: Aus den Anfängen der Psychoanalyse: Briefe an Wilhelm Fleiß. Abhandlungen und Notizen aus den Jahren 1887-1902, Frankfurt am Main 1975.
- Freud, Sigmund: Die Verdrängung (1915), in: Studienausgabe, Bd. 3, 7. Auflage, Frankfurt am Main 1975, S. 105-118.
- Freud, Sigmund: Eine Schwierigkeit der Psychoanalyse, in: Gesammelte Werke, Bd. 12, S. 3-12.
- Freud, Sigmund: Erinnern, Wiederholen, Durcharbeiten, in: Studienausgabe, Ergänzungsband, S. 207-215.

- Freud, Sigmund: Zum psychischen Mechanismus der Vergeßlichkeit, in: *Gesammelte Werke*, Bd. 1, S. 519-527.
- Freud, Sigmund: Zur Dynamik der Übertragung, in: *Studienausgabe, Ergänzungsband*, 4. Auflage, Frankfurt am Main 1975, S. 157-168.
- Freud, Sigmund: Zur Frage der Laienanalyse: Unterredungen mit einem Unparteiischen, in: *Studienausgabe, Ergänzungsband*, 4. Auflage, Frankfurt am Main 1975, S. 271-349.
- Freud, Sigmund: Zur Psychopathologie des Alltagslebens, in: *Gesammelte Werke*, Bd. 4, S. 5-310.
- Freund, Florian/Bertrand Perz/Karl Stuhlpfarrer: Das Getto in Litzmannstadt (Lodz), in: *Jüdisches Museum Frankfurt* (Hg.): »Unser einziger Weg ist Arbeit«: das Getto Lodz 1940-1944, Wien 1990, S. 17-31.
- Freyberger, Harald und Hellmuth: Posttraumatischer Verfolgungsdruck und Bewältigungsstrategien bei ehemals durch den Nationalsozialismus verfolgten Menschen, in: Helga und Hermann Fischer-Hübner (Hg.): *Die Kehrseite der »Wiedergutmachung«*. Das Leiden der NS-Verfolgten in den Entschädigungsverfahren, Gerlingen 1990, S. 157-177.
- Fröbe, Rainer/Claus Füllberg-Stolberg/Christoph Gutmann/Rolf Keller/Herbert Obenaus/Hans Hermann Schröder: *Konzentrationslager in Hannover. KZ-Arbeit und Rüstungsindustrie in der Spätphase des Zweiten Weltkriegs*, 2 Bde., Hildesheim 1985.
- Fuchs, Werner: *Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden*, Opladen 1984.
- Füllberg-Stolberg, Claus/Martina Jung/Renate Riebe/Martina Scheitenberger (Hg.): *Frauen in Konzentrationslagern. Bergen-Belsen – Ravensbrück, Bremen* 1994.
- Gadamer, Hans-Georg: *Rhetorik und Hermeneutik*, Göttingen 1976.
- Gadamer, Hans-Georg: *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*, 6. Auflage, Tübingen 1990.
- Gampel, Yolanda u.a.: Holocaust Survivors: Coping with Post-Traumatic Memories in Childhood and 40 Years Later, in: *Journal of Traumatic Stress* 3 (1990), S. 1-14.
- Gantheret, François: Das Aussetzen der Erinnerung. Ein Gespräch mit Claude Lanzmann, in: *Psyche* 42 (1988), S. 242-257.
- Garbe, Detlef/Sabine Homann: Jüdische Gefangene in Hamburger Konzentrationslagern, in: Arno Herzig (Hg.): *Die Juden in Hamburg 1590 bis 1990: wissenschaftliche Beiträge der Universität Hamburg zur Ausstellung »Vierhundert Jahre Juden in Hamburg«*, Hamburg 1991, S. 545-559.
- Garbe, Detlef: Absonderung, Strafkommandos und spezifischer Terror. Jüdische Gefangene in nationalsozialistischen Konzentrationslagern 1933 bis 1945, in: Arno Herzig/Ina Lorenz (Hg.): *Verdrängung und Vernichtung der Juden unter dem Nationalsozialismus*, Hamburg 1992, S. 173-204.
- Garfinkel, Harold: *Studies in Ethnomethodology*, Englewood Cliffs 1967.
- Gässler, Karin: Wunden, die nicht vergehen. Extremtraumatisierung in der Pubertät, in: *Psyche* 49 (1995), S. 41-68.
- Geertz, Clifford: *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*, Frankfurt am Main 1983
- Geiss, Immanuel/Wolfgang Jacobmeyer: *Deutsche Politik in Polen 1939-1945. Aus dem Diensttagebuch von Hans Frank, Generalgouverneur in Polen*, Opladen 1980.
- Geissner, Hellmut: *Sprache und Sprechen*, 2 Bde., Frankfurt am Main 1968/69.
- Geissner, Hellmut: *Anpassung oder Aufklärung. Zur Theorie der rhetorischen Kommunikation*, in: Josef Kopperschmidt (Hg.): *Rhetorik*, 2 Bde., Darmstadt 1991.
- Genette, Gérard: *Figures I*, Paris 1966.
- Genschel, Helmut: *Die Verdrängung der Juden aus der Wirtschaft im Dritten Reich*, Göttingen 1966.
- Gerlach, Christian: Die Wannsee-Konferenz, das Schicksal der deutschen Juden und Hitlers politische Grundsatzentscheidung, alle Juden Europas zu ermorden, in: *Werkstatt Geschichte* 6 (1997), Heft 18, S. 7-44.
- Geschichtswerkstatt Marburg (Hg.): »Ich habe die Metzerei satt...«. *Deserteure – Verfolgte der Militärjustiz und der Militärpsychiatrie im Zweiten Weltkrieg. Ein Symposiumsbericht*, Marburg 1991.

- Gestrich, Andreas: Sozialhistorische Biographieforschung, in: Ders./Peter Knoch/Helga Merkel (Hg.): Biographie – sozialgeschichtlich, Göttingen 1988, S. 5-28.
- Gildemeister, Regine/Angelika Wetterer: Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung, in: Gudrun Axelli-Knapp/Angelika Wetterer (Hg.): TraditionenBrüche. Entwicklungen feministischer Theorie, Freiburg 1992.
- Ginzburg, Carlo: Geschichte und Geschichten. Über Archive, Marlene Dietrich und die Lust an der Geschichte, in: Ders.: Spurensicherung. Über verborgene Geschichte, Kunst und soziales Gedächtnis, Berlin 1983, S. 7-24.
- Glazar, Richard: Die Falle mit dem grünen Zaun. Überleben in Treblinka, Frankfurt am Main 1992.
- Goldhagen, Daniel: Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust, deutsche Ausgabe, Berlin 1996.
- Goldstein, Jacob/Irving F. Lukoff/Herbert A. Strauss: Individuelles und kollektives Verhalten in Nazi-Konzentrationslagern. Soziologische und psychologische Studien ungarisch-jüdischer Überlebender, Frankfurt am Main/New York 1991.
- Goschler, Constantin: Die Auseinandersetzung um die Rückerstattung »arisierten« jüdischen Eigentums nach 1945, in: Ursula Büttner (Hg.): Die Deutschen und die Judenverfolgung im Dritten Reich, Hamburg 1992, S. 339-356.
- Göttert, Karl-Heinz: Einführung in die Rhetorik. Grundbegriffe – Geschichte – Rezeption, 2. Auflage, München 1994.
- Gräfrath, Bernd: Einheit, Interdisziplinarität, Komplementarität. Orientierungsprobleme der Wissenschaft heute, Berlin 1991.
- Granzow, Stefan: Autobiographisches Gedächtnis. Kognitionspsychologische und psychoanalytische Perspektiven, Berlin/München 1994.
- Grele, Ronald J.: Ziellose Bewegung. Methodologische und theoretische Probleme der Oral History, in: Lutz Niethammer (Hg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der »Oral History«, Frankfurt am Main 1980, S. 143-161.
- Gring, Diana: Die Todesmärsche und das Massaker von Gardelegen – NS-Verbrechen in der Endphase des Zweiten Weltkrieges, Hannover 1993.
- Gring, Diana: »Man kann sich nicht vorstellen, daß die Nacht jemals ein Ende hat.« Das Massaker von Gardelegen im April 1945, in: KZ Gedenkstätte Neuengamme (Hg.): Beiträge zur Geschichte der nationalsozialistischen Verfolgung in Norddeutschland, Heft 2: Kriegsende und Befreiung, Bremen 1995, S. 52-56.
- Grossmann, Wassilj/Ilja Ehrenburg (Hg.): Das Schwarzbuch. Der Genozid an den sowjetischen Juden, deutsche Ausgabe, Reinbek bei Hamburg 1994.
- Grubrich-Simitis, Ilse: Extremtraumatisierung als kumulatives Trauma. Psychoanalytische Studien über seelische Nachwirkungen der Konzentrationslagerhaft bei Überlebenden und ihren Kindern, in: Hans-Martin Lohmann (Hg.): Psychoanalyse und Nationalsozialismus. Beiträge zur Bearbeitung eines unbewältigten Traumas, Frankfurt am Main 1984, S. 210-236.
- Grünberg, Kurt: Folgen nationalsozialistischer Verfolgung bei jüdischen Nachkommen Überlebender in der Bundesrepublik Deutschland, in: Psyche 41 (1987), S. 492-507.
- Gruner, Wolf: Der geschlossene Arbeitseinsatz deutscher Juden. Zur Zwangsarbeit als Element der Verfolgung 1938-1943, Berlin 1996.
- Gruner, Wolf: Die Reichshauptstadt und die Verfolgung der Berliner Juden 1933-1945, in: Reinhard Rürup (Hg.): Jüdische Geschichte in Berlin, Bd. 1: Essays und Studien, Berlin 1995, S. 229-255.
- Gruner, Wolf: Terra incognita? – Die Lager für den »jüdischen Arbeitseinsatz« (1938-1943) und die deutsche Bevölkerung, in: Ursula Büttner (Hg.): Die Deutschen und die Judenverfolgung im Dritten Reich, Hamburg 1992, S. 131-159.
- Gumin, Heinz/Heinrich Meier (Hg.): Die Zeit. Dauer und Augenblick, München 1983.
- Gurwitsch, Aron: Phänomenologie der Thematik und des reinen Ich, in: Psychologische Forschung 12 (1929), S. 19-381.

- Haase, Norbert: Deutsche Deserteure, Berlin 1987.
- Haase, Norbert/Gerhard Paul (Hg.): Die anderen Soldaten. Wehrkraftzersetzung, Gehorsamsverweigerung und Fahnenflucht im Zweiten Weltkrieg, Frankfurt am Main 1995.
- Habermas, Jürgen: Erkenntnis und Interesse, Frankfurt am Main 1968.
- Habermas, Jürgen: Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz, in: Ders./Niklas Luhmann (Hg.): Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie: Was leistet die Systemforschung?, 10. Auflage, Frankfurt am Main 1990.
- Hadar, Jossi: Zeiterfahrung und Kontinuitätserleben bei Überlebenden des Holocaust. Eine psychoanalytische Betrachtung, in: Doron Kiesel/Cilly Kugelmann/ Hanno Loewy/Dietrich Neuhaus (Hg.): »Wer zum Leben, wer zum Tod...«. Strategien jüdischen Überlebens im Ghetto, Frankfurt am Main 1992, S. 115-130.
- Hagemann, Karin: Frauenalltag und Männerpolitik. Alltagsleben und gesellschaftliches Handeln von Arbeiterfrauen in der Weimarer Republik, Bonn 1990.
- Hahn, Alois: Biographie und Lebenslauf, in: Hanns-Georg Brose/Bruno Hildebrand (Hg.): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende, Opladen 1988, S. 91-105.
- Haken, Hermann: Erfolgsgeheimnisse der Natur. Synergetik: Die Lehre vom Zusammenwirken, 4. Auflage, Stuttgart 1986.
- Halbwachs, Maurice: Das kollektive Gedächtnis, deutsche Ausgabe, Frankfurt am Main 1985.
- Hamburger Stiftung zur Förderung von Wissenschaft und Kultur (Hg.): »Deutsche Wirtschaft«. Zwangsarbeit von KZ-Häftlingen für Industrie und Behörden, Hamburg 1991.
- Hannemann, Ludwig C.R.: Die Justiz der Kriegsmarine 1939-1945 im Spiegel ihrer Rechtsprechung, Regensburg 1993.
- Hardtmann, Gertrud (Hg.): Spuren der Verfolgung. Seelische Auswirkungen des Holocaust auf die Opfer und ihre Kinder, Gerlingen 1992.
- Haubrichs, Wolfgang (Hg.): Erzählforschung. Theorien, Modelle und Methoden der Narrativik, Bd. 1, Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik, Beiheft 4, Göttingen 1976.
- Hausmann, Thomas: Erklären und Verstehen. Zur Theorie und Pragmatik der Geschichtswissenschaft, Frankfurt am Main 1991.
- Heenen-Wolf, Susann: Im Haus des Henkers. Gespräche in Deutschland, Frankfurt am Main 1992.
- Heigl, Peter: KZ Flossenbürg in Geschichte und Gegenwart, Regensburg 1989.
- Heinemeier, Siegfried/Günther Robert: »Es bleibt also net aus, daß ma so denkt, [...] was macht eigentlich, wenn jetzt wirklich nix wird, vielleicht bis nächstes Frühjahr und so weiter?« Arbeitslosigkeit: Biographische Prozesse und textstrukturelle Analyse, in: Martin Kohli/Günther Robert (Hg.): Biographie und soziale Wirklichkeit, Stuttgart 1984, S. 142-163.
- Heinritz, Charlotte: Literaturübersicht aus der Biographieforschung und der Oral History 1978-1988, in: BIOS 1 (1988), Heft 1, S. 121-167 (Teil 1) und BIOS 1 (1988), Heft 2, S. 103-138 (Teil 2).
- Herbert, Ulrich: Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft 1903-1989, Bonn 1996.
- Herbert, Ulrich: Arbeit und Vernichtung. Ökonomisches Interesse und Primat der »Weltanschauung« im Nationalsozialismus, in: Dan Diner (Hg.): Ist der Nationalsozialismus Geschichte? Zur Historisierung und Historikerstreit, Frankfurt am Main 1987, S. 198-236.
- Herzig, Arno (Hg.): Die Juden in Hamburg 1590 bis 1990: wissenschaftliche Beiträge der Universität Hamburg zur Ausstellung »Vierhundert Jahre Juden in Hamburg«, Hamburg 1991.
- Herzig, Arno/Ina Lorenz (Hg.): Verdrängung und Vernichtung der Juden unter dem Nationalsozialismus, Hamburg 1992.
- Herzog, Monika/Bernhard Strebel: Das Frauenkonzentrationslager Ravensbrück, in: Claus Füllberg-Stolberg/Martina Jung/Renate Riebe/Martina Scheitenberger (Hg.): Frauen in Konzentrationslagern. Bergen-Belsen - Ravensbrück, Bremen 1994, S. 13-26.
- Hilberg, Raul: Täter, Opfer, Zuschauer. Die Vernichtung der Juden 1933-1945, Frankfurt am Main 1992.
- Hilberg, Raul: Die Vernichtung der europäischen Juden, 3 Bde., erweiterte Taschenbuchausgabe, Frankfurt am Main 1994.
- Hinze, Eike: Übertragung und Gegenübertragung in der psychoanalytischen Behandlung älterer Patienten, in: Psyche 41 (1987), S. 238-253.

Anhang

- Hochmuth, Ursel/Hans-Peter de Lorent (Hg.): Hamburg: Schule unterm Hakenkreuz, Hamburg 1985.
- Hoensch, Jörg K.: Geschichte Polens, 2. erweiterte Auflage, Stuttgart 1990.
- Hoppe, Klaus D.: Verfolgung, Aggression und Depression, in: *Psyche* 16 (1962), S. 521-537.
- Hörmann, Hans: *Psychologie der Sprache*, 2. Auflage, Berlin/Heidelberg/New York 1977.
- Hughes, H. Stuart: *Geschichte und Psychoanalyse*, in: Hans-Ulrich Wehler (Hg.): *Geschichte und Psychoanalyse*, Köln 1971, S. 27-46.
- Hüttenberger, Peter: Überlegungen zur Theorie der Quelle, in: Bernd A. Rusinek u.a. (Hg.): *Einführung in die Interpretation historischer Quellen, Schwerpunkt: Neuzeit*, Paderborn 1992, S. 253-265.
- Iggers, Georg G.: *Neue Geschichtswissenschaft. Vom Historismus zur Historischen Sozialwissenschaft. Ein internationaler Vergleich*, München 1978.
- Iggers, Georg G.: *Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert. Ein kritischer Überblick im internationalen Zusammenhang*, Göttingen 1993.
- Inowlocki, Lena: Ein schlagendes Argument. Geschichtliche Rechtfertigungen und biographische Konstruktionen von Jugendlichen in rechtsextremistischen Gruppen, in: *BIOS* 1 (1988), Heft 2, S. 49-58.
- Jäckel, Eberhard/Jürgen Rohwer (Hg.): *Der Mord an den Juden im Zweiten Weltkrieg. Entschlußbildung und Verwirklichung*, Stuttgart 1985.
- Jäckel, Eberhard/Peter Longerich/Julius H. Schoeps (Hg.): *Enzyklopädie des Holocaust. Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden*, 3 Bde., Berlin 1993.
- Jacobeit, Sigrid: Elsa Fugger. Das Leben einer Widerstandskämpferin, in: *Dachauer Hefte* 3 (1987), S. 205-220.
- Jacobeit, Sigrid: Zur Arbeit weiblicher Häftlinge im Frauen-KZ Ravensbrück, in: Hermann Kaienburg (Hg.): *Konzentrationslager und deutsche Wirtschaft 1939-1945*, Opladen 1996, S. 199-209.
- Jagoda, Zenon/Stanislaw Klodzinski/Jan Maslowski: Das Überleben im Lager aus der Sicht ehemaliger Häftlinge von Auschwitz-Birkenau, in: *Hamburger Institut für Sozialforschung* (Hg.): *Die Auschwitz-Hefte*, Bd. 1, Hamburg 1994, S. 13-51.
- Jappe, Gemma: *Über Wort und Sprache in der Psychoanalyse*, Tübingen 1971.
- Jarusch, Konrad H./Jörn Rösen (Hg.): *Geschichtswissenschaft vor 2000. Perspektiven der Historiographieggeschichte, Geschichtstheorie, Sozialgeschichte*, Hagen 1991.
- Jensen, Ulrike: »Es war schön, nicht zu frieren.« Die »Aktion Bernadotte« und das »Skandinavienlager« des Konzentrationslagers Neuengamme, in: *Gedenkstätte Neuengamme* (Hg.): *Beiträge zur Geschichte der nationalsozialistischen Verfolgung in Norddeutschland*, Bd. 2 : *Kriegsende und Befreiung*, Bremen 1995, S. 24-34.
- Jochmann, Werner: *Gesellschaftskrise und Judenfeindschaft in Deutschland 1870-1945*, 2. Auflage, Hamburg 1991.
- Johe, Werner: *Neuengamme. Zur Geschichte der Konzentrationslager in Hamburg*, 2. Auflage, Hamburg 1981.
- Johe, Werner: »Frierend, hungrig und todmüde...«. Frauenarbeit im Konzentrationslager Neuengamme, in: *Dachauer Hefte* 3 (1987), S. 58-76.
- Jüdisches Museum Frankfurt (Hg.): *»Unser einziger Weg ist Arbeit«: das Getto Lodz 1940-1944*, Wien 1990.
- Juelich, Dierk (Hg.): *Geschichte als Trauma*, Frankfurt am Main 1991.
- Juelich, Dierk: Abspaltung und Projektion. Zur Psychodynamik antisemitischer Strukturen, in: Helmut Schreier/Matthias Heyl (Hg.): *Die Gegenwart der Shoah. Zur Aktualität des Mordes an den europäischen Juden*, Hamburg 1994, S. 175-194.
- Jung, Carl Gustav: *Psychologische Typen*, in: *Gesammelte Werke*, Bd. 6, 13. Auflage, Olten/Freiburg i.B. 1978.

- Jureit, Ulrike/Beate Meyer (Hg.): Verletzungen. Lebensgeschichtliche Verarbeitung von Kriegserfahrungen, Hamburg 1994.
- Jureit, Ulrike/Karin Orth: Überlebensgeschichten. Gespräche mit Überlebenden des KZ Neuengamme, Hamburg 1994.
- Justizbehörde Hamburg (Hg.): »Für Führer, Volk und Vaterland...« . Hamburger Justiz im Nationalsozialismus, Hamburg 1992.
- Jürtemann, Gerd/Hans Thomae (Hg.): Biographie und Psychologie, Berlin 1987.
- Kaienburg, Hermann: »Vernichtung durch Arbeit«. Der Fall Neuengamme. Die Wirtschaftsbestrebungen der SS und ihre Auswirkungen auf die Existenzbedingungen der KZ-Gefangenen, Bonn 1990.
- Kaienburg, Hermann: KZ-Haft und Rassenideologie. Die Bedeutung der nationalsozialistischen Rassenideologie für die Häftlingsbehandlung im Konzentrationslager Neuengamme, in: KZ-Gedenkstätte Neuengamme (Hg.): Beiträge zur Geschichte der nationalsozialistischen Verfolgung in Norddeutschland, Heft 1: Rassismus in Deutschland, Bremen 1994, S. 22-34.
- Kaienburg, Hermann (Hg.): Konzentrationslager und deutsche Wirtschaft 1939-1945, Opladen 1996.
- Kaienburg, Hermann: Das Konzentrationslager Neuengamme 1938-1945, Bonn 1997.
- Kaiser-Martini, Rüdiger/Jürgen Kernbach/Barbara Terhorst: Entschädigungspraxis bei zwangssterilisierten psychisch Kranken anhand von Beispielen, in: Hans Stoffels (Hg.): Schicksal der Verfolgten. Psychische und somatische Auswirkungen von Terrorherrschaft, Heidelberg 1991, S. 226-236.
- Kaminer, Isidor: Spätfolgen bei jüdischen KZ-Überlebenden, in: Dierk Juelich (Hg.): Geschichte als Trauma, Frankfurt am Main 1991, S. 19-33.
- Kaminsky, Uwe: Zwangssterilisation und »Euthanasie« im Rheinland. Evangelische Erziehungsanstalten sowie Heil- und Pflegeanstalten 1933-1945, Köln 1995.
- Katz, Esther/Joan Ringelheim (Hg.): Women surviving the Holocaust. Proceedings of the Conference, New York 1984.
- Keilson, Hans: Sequentielle Traumatisierung bei Kindern. Deskriptiv-klinische und quantifizierend-statistische follow-up Untersuchung zum Schicksal der jüdischen Kriegswaisen in den Niederlanden, Stuttgart 1979.
- Keilson, Hans: Wohin die Sprache nicht reicht, in: Psyche 38 (1984), S. 915-926.
- Keilson, Hans: Die fragmentierte Psychotherapie eines aus Bergen-Belsen zurückgekehrten Jungen, in: Psyche 49 (1995), Heft 1, S. 60-84.
- Kepinsky, Antoni: Das sogenannte KZ-Syndrom. Versuch einer Synthese (1970), in: Hamburger Institut für Sozialforschung (Hg.): Die Auschwitz-Hefte, Bd. 2, Hamburg 1994, S. 7-13.
- Kestenberg, Judith: Spätfolgen bei verfolgten Kindern, in: Psyche 47 (1993), S. 730-742.
- Kestenberg, Judith S./Eva Fogelman: Children during the Nazi reign. Psychological perspective on the Interview process, London 1994.
- Kestenberg, Judith: Kinder der Opfer - Kinder der Täter, Frankfurt am Main 1995.
- Kienpointner, Manfred: Alltagslogik. Struktur und Funktion von Argumentationsmustern, Stuttgart 1992.
- Kiesel, Doron/Cilly Kugelmann/Hanno Loewy/Dietrich Neuhauß (Hg.): »Wer zum Leben, wer zum Tod...«. Strategien jüdischen Überlebens im Ghetto, Frankfurt am Main 1992.
- Klee, Ernst/Willi Drefßen/Volker Rieß (Hg.): »Schöne Zeiten.« Judenmord aus der Sicht der Täter und Gaffer, Frankfurt am Main 1988.
- Klein, Judith: »An unseren Schläfen perlt die Angst.« Traumberichte in literarischen Werken über das Grauen der Ghettos und Lager, in: Psyche 45 (1991), Heft 6, S. 506-521.
- Klier, Freya: Die Kaninchen von Ravensbrück. Medizinische Versuche an Frauen in der NS-Zeit, München 1994.
- Klix, Friedhart: Gedächtnis, in: Roland Asanger/Gerd Wenninger (Hg.): Handbuch Psychologie, 4. Auflage, München/Weinheim 1988, S. 213-218.
- Klodzinski, Stanislaw: Der spezifische Krankheitszustand nach KZ-Haft (1972), in: Hamburger Institut für Sozialforschung (Hg.): Die Auschwitz-Hefte, Bd. 2, Hamburg 1994, S. 61-67.

Anhang

- Klüger, Ruth: Dichten über die Shoah. Zum Problem des literarischen Umgangs mit dem Massenmord, in: Gertrud Hardtmann (Hg.): Spuren der Verfolgung: Seelische Auswirkungen des Holocaust auf die Opfer und ihre Kinder, Gerlingen 1992, S. 203-221.
- Klüger, Ruth: Weiter leben. Eine Jugend, Göttingen 1992.
- Kocka, Jürgen (Hg.): Interdisziplinarität. Praxis – Herausforderung – Ideologie, Frankfurt am Main 1987.
- Kocka, Jürgen/Thomas Nipperdey (Hg.): Theorie und Erzählung in der Geschichte, München 1979.
- Kocka, Jürgen: Sozialgeschichte. Begriff – Entwicklung – Probleme, 2. Auflage, Göttingen 1986.
- Kocka, Jürgen (Hg.): Sozialgeschichte im internationalen Überblick. Ergebnisse und Tendenzen der Forschung, Darmstadt 1989.
- Kofman, Sarah: Erstickte Worte, Wien 1988.
- Kogan, Ilany: Vermitteltes und reales Trauma in der Psychoanalyse von Holocaust-Überlebenden, in: Psyche 44 (1990), S. 533-544.
- Kogan, Ilany: Die zweite Haut, in: Mittelweg 36 2 (1993), Heft 3, S. 44-59.
- Kögler, Herbert: Die Macht des Dialogs: Kritische Hermeneutik nach Gadamer, Foucault und Rorty, Stuttgart 1992.
- Kogon, Eugen/Hermann Langbein/Adalbert Rückerl (Hg.): Nationalsozialistische Massentötungen durch Giftgas, Frankfurt am Main 1983.
- Kohl, Paul: »Ich wundere mich, daß ich noch lebe.« Sowjetische Augenzeugen berichten, Gütersloh 1990.
- Köhler, Lotte/Hans Saner (Hg.): Hannah Arendt/Karl Jaspers. Briefwechsel 1926-1969, München 1985.
- Kohli, Martin (Hg.): Soziologie des Lebenslaufs, Darmstadt 1978.
- Kohli, Martin/Günther Robert (Hg.): Biographie und soziale Wirklichkeit, Stuttgart 1984.
- Kolb, Eberhard: Bergen-Belsen 1943 bis 1945, 4. Auflage, Göttingen 1991.
- Koller, Hans-Christoph: Biographie als rhetorisches Konstrukt, in: BIOS 6 (1993), Heft 1, S. 33-45.
- Koller, Hans-Christoph/Rainer Kokemohr (Hg.): Lebensgeschichte als Text. Zur Artikulation problematischer Bildungsprozesse, Weinheim 1994.
- Koller, Hans-Christoph: »Ich war nicht dabei.« Zur rhetorischen Struktur einer autobiographischen Lern- und Bildungsgeschichte, in: Ders./Rainer Kokemohr (Hg.): Lebensgeschichte als Text. Zur Artikulation problematischer Bildungsprozesse, Weinheim 1994.
- Kopperschmidt, Josef: Methodik der Argumentationsanalyse, Stuttgart 1989.
- Kopperschmidt, Josef (Hg.): Rhetorik, 2 Bde., Darmstadt 1991.
- Körper, Esther-Beate: Versuch über die Funktionslehre C.G. Jungs als Interpretationshilfsmittel, in: Thomas Kornbichler (Hg.): Klio und Psyche, Pfaffenweiler 1988, S. 161-175.
- Kornbichler, Thomas: Tiefenpsychologische Biographik, Berlin 1987.
- Kornbichler, Thomas (Hg.): Klio und Psyche, Pfaffenweiler 1988.
- Kornbichler, Thomas: Tiefenpsychologie und Biographik. Psychobiographie Band 1. Ein Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte, Frankfurt am Main 1989.
- Koselleck, Reinhard: Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten, Frankfurt am Main 1979.
- Kosnick, Kira: Sozialwissenschaftliche Ansätze in der Diskussion um Opfer und Überleben, in: Theresa Wobbe (Hg.): Nach Osten. Spuren nationalsozialistischer Verbrechen, Frankfurt am Main 1992, S. 87-98.
- Kotre, John: Weiße Handschuhe. Wie das Gedächtnis Lebensgeschichten schreibt, deutsche Ausgabe, München 1996.
- Kowal, Sabine: Über die zeitliche Organisation des Sprechens in der Öffentlichkeit. Pausen, Sprechtempo und Verzögerungen in Interviews und Reden von Politikern, Bern 1991.
- Krall, Hanna: Dem Herrgott zuvorkommen, deutsche Ausgabe, Frankfurt am Main 1992.
- Krause, Thomas: Plattenhaus Poppenbüttel. Geschichte des KZ-Außenlagers Hamburg-Sasel (Hamburg Porträt 25/90), Hamburg 1990.
- Krausnick, Helmut/Hans-Heinrich Wilhelm: Die Truppe des Weltanschauungskrieges. Die Einsatzgruppen der Sicherheitspolizei und des SD 1938-1942, Stuttgart 1981.
- Krausnick, Helmut: Hitler und die Befehle an die Einsatzgruppen im Sommer 1941, in: Eberhard

- Jäckel/Jürgen Rohwer (Hg.): Der Mord an den Juden im Zweiten Weltkrieg. Entschlußbildung und Verwirklichung, Stuttgart 1985, S. 88-106.
- Krohn, Wolfgang/Günter Küppers (Hg.): Selbstorganisation. Aspekte einer wissenschaftlichen Revolution, Braunschweig/Wiesbaden 1990.
- Kuhlmann, Carola: Erbkrank oder erziehbar? Jugendhilfe als Vorsorge und Aussonderung in der Fürsorgeerziehung in Westfalen 1933-1945, Weinheim/ München 1989.
- Kulturbehörde der Freien und Hansestadt Hamburg (Hg.): KZ Sasel. Geschichte eines Außenlagers, Hamburg 1982.
- Küttler, Wolfgang/Jörn Rüsen/Ernst Schulin (Hg.): Geschichtsdiskurs, Bd. 1: Methoden der Historiographieggeschichte, Frankfurt am Main 1993.
- Kwiet, Konrad: Judenverfolgung und Judenvernichtung im Dritten Reich. Ein historiographischer Überblick, in: Dan Diner (Hg.): Ist der Nationalsozialismus Geschichte? Zur Historisierung und Historikerstreit, Frankfurt am Main 1987, S. 237-264.
- KZ-Gedenkstätte Neuengamme (Hg.): Beiträge zur Geschichte der nationalsozialistischen Verfolgung in Norddeutschland, Heft 1: Rassismus in Deutschland, Bremen 1994.
- KZ-Gedenkstätte Neuengamme (Hg.): Lebensläufe. Lebensgeschichtliche Interviews mit Überlebenden des KZ Neuengamme. Ein Archiv-Findbuch, Hamburg 1994.
- KZ-Gedenkstätte Neuengamme (Hg.): Beiträge zur Geschichte der nationalsozialistischen Verfolgung in Norddeutschland, Heft 2: Kriegsende und Befreiung, Bremen 1995.
- Lacan, Jacques: Das Drängen des Buchstaben im Unbewußten oder die Vernunft seit Freud, in: Gesammelte Schriften II, Olten 1975, S. 15-60.
- Lämmert, Eberhard (Hg.): Erzählforschung. Ein Symposium, Stuttgart 1982.
- Landau, Ernst (Hg.): Der Kastner-Bericht über Eichmanns Menschenhandel in Ungarn, München 1961.
- Landweer, Hilge: Kritik und Verteidigung der Kategorie Geschlecht. Wahrnehmungs- und symboltheoretische Überlegungen zur sex/gender-Unterscheidung, in: Feministische Studien 11 (1993), Heft 2, S. 34-43.
- Lanman, Barry A./Donald A. Ritchie: Trends der Oral History in den Vereinigten Staaten, in: Herwart Vorländer (Hg.): Mündlich erfragte Geschichte, Göttingen 1990, S. 120-130.
- Lanzmann, Claude: Shoah, deutsche Ausgabe, 3. Auflage, Düsseldorf 1986.
- Laplanche, Jean/Jean-Bertrand Pontalis: Das Vokabular der Psychoanalyse, 11. Auflage, Frankfurt am Main 1992.
- Lassen, Hans Christian: Der Kampf gegen Homosexualität, Abtreibung und »Rassenschande«. Sexualdelikte vor Gericht in Hamburg 1933-1939, in: Justizbehörde Hamburg (Hg.): »Für Führer, Volk und Vaterland...«. Hamburger Justiz im Nationalsozialismus, Hamburg 1992, S. 216-289.
- Laub, Dori/Nanette C. Auerhahn: Zentrale Erfahrung des Überlebenden. Die Versagung von Mitmenschlichkeit, in: Hans Stoffels (Hg.): Schicksale der Verfolgten. Psychische und somatische Auswirkungen von Terrorherrschaft, Heidelberg 1991, S. 254-276.
- Laub, Dori/Harvey Peskin/Nannette C. Auerhahn: Der zweite Holocaust. Das Leben ist bedrohlich, in: Psyche 49 (1995), S. 18-40.
- Lautmann, Rüdiger: Das Verbrechen der widernatürlichen Unzucht. Seine Grundlegung in der preußischen Gesetzesrevision des 19. Jahrhunderts, in: Kritische Justiz 25 (1992), S. 294-314.
- Le Goff, Jacques: Geschichte und Gedächtnis, Frankfurt am Main 1992.
- Leggewie, Claus: Frankreichs kollektives Gedächtnis und der Nationalsozialismus, in: Dan Diner (Hg.): Ist der Nationalsozialismus Geschichte? Zur Historisierung und Historikerstreit, Frankfurt am Main 1987, S. 120-140.
- Lehberger, Rainer/Hans-Peter de Lorent (Hg.): »Die Fahne hoch.« Schulpolitik und Schullalltag in Hamburg unterm Hakenkreuz, Hamburg 1986.
- Lehberger, Rainer/Christiane Pritzlaff/Ursula Randt: Entrechtet – vertrieben – ermordet – vergessen. Jüdische Schüler und Lehrer in Hamburg unterm Hakenkreuz, Hamburg 1988.
- Lehmann, Albrecht: Erzählstruktur und Lebenslauf. Autobiographische Untersuchungen, Frankfurt am Main 1983.

- Lehmann, Albrecht/Andreas Kuntz (Hg.): Sichtweisen der Volkskunde. Zur Geschichte und Forschungspraxis einer Disziplin, Berlin 1988.
- Lehmann, Dirk: Gedächtnis. Das Universum im Kopf, in: *Geo* 12 (1994), S. 12-34.
- Lehr, Ursula M.: Entwicklung und Persönlichkeit. Beiträge zur Psychologie intra- und interindividueller Unterschiede, Stuttgart 1975.
- Leithäuser, Thomas/Birgit Volmerg: Anleitung zur empirischen Hermeneutik. Psychoanalytische Textinterpretation als sozialwissenschaftliches Verfahren, Frankfurt am Main 1979.
- Leithäuser, Thomas/Birgit Volmerg: Psychoanalyse in der Sozialforschung, Opladen 1988.
- Lempp, Reinhart: Extremlastung im Kindes- und Jugendalter. Über psychologische Spätfolgen nach nationalsozialistischer Verfolgung im Kindes- und Jugendalter anhand von Aktengutachten, Bern/Stuttgart/Wien 1979.
- Lempp, Reinhart: Die Langzeitwirkung psychischer Traumata im Kindes- und Jugendalter, in: Hans Stoffels (Hg.): Schicksal der Verfolgten. Psychische und somatische Auswirkungen von Terrorherrschaft, Heidelberg 1991, S. 89-97.
- Leuzinger-Bohleber, Marianne: Die Einzelfallstudie als psychoanalytisches Forschungsinstrument, in: *Psyche* 49 (1995), Heft 5, S. 434-480.
- Levi, Primo: Ist das ein Mensch? Ein autobiographischer Bericht, deutsche Ausgabe, München/Wien 1991.
- Levi, Primo: Die Untergegangenen und die Geretteten, deutsche Ausgabe, München 1993.
- Leydesdorff, Selma: »Wir haben als Menschen gelebt.« Das jüdische Proletariat in Amsterdam, Frankfurt am Main 1993.
- Loewenstein, Karl: Minsk. Im Lager der deutschen Juden, in: Schriftenreihe der Bundeszentrale für Heimatdienst, Heft 51, Bonn 1961.
- Loewy, Hanno (Hg.): Holocaust. Die Grenzen des Verstehens. Eine Debatte über die Besetzung der Geschichte, Reinbek bei Hamburg 1992.
- Loewy, Hanno/Bernhard Moltmann (Hg.): Erlebnis – Gedächtnis – Sinn. Authentische und konstruierte Erinnerung, Frankfurt am Main 1996.
- Lohmann, Hans-Martin (Hg.): Psychoanalyse und Nationalsozialismus. Beiträge zur Bearbeitung eines unbewältigten Traumas, Frankfurt am Main 1984.
- Lorenz, Ina S.: Die jüdische Gemeinde in Hamburg 1860-1943. Kaiserreich – Weimarer Republik – NS-Staat, in: Arno Herzig (Hg.): Die Juden in Hamburg 1590 bis 1990: wissenschaftliche Beiträge der Universität Hamburg zur Ausstellung »Vierhundert Jahre Juden in Hamburg«, Hamburg 1991, S. 77-100.
- Lorenzen, Olde: »Macht ohne Moral«. Vom KZ Husum-Schwesing zum Mahnmal für die Opfer, Heide 1994.
- Lorenzer, Alfred: Zum Begriff der »Traumatischen Neurose«, in: *Psyche* 20 (1966), S. 481-492.
- Lorenzer, Alfred: Kritik des psychoanalytischen Symbolbegriffs, Frankfurt am Main 1970.
- Lorenzer, Alfred: Symbol, Interaktion und Praxis, in: Ders./Helmut Dahmer/ Klaus Horn/Karola Bredde/Enno Schwanenberg: Psychoanalyse als Sozialwissenschaft, Frankfurt am Main 1971, S. 9-59.
- Lorenzer, Alfred: Über den Gegenstand der Psychoanalyse, Frankfurt am Main 1973.
- Lorenzer, Alfred: Die Wahrheit der psychoanalytischen Erkenntnis. Ein historisch-materialistischer Entwurf, Frankfurt am Main 1974.
- Lorenzer, Alfred: Sprachzerstörung und Rekonstruktion. Vorarbeiten zu einer Metatheorie der Psychoanalyse, 2. Auflage, Frankfurt am Main 1976.
- Lorenzer, Alfred/Bernard Görlich: Lebensgeschichte und Persönlichkeitsentwicklung im Spannungsfeld von Sinnlichkeit und Bewußtsein, in: Friedemann Maurer (Hg.): Lebensgeschichte und Identität. Beiträge zu einer biographischen Anthropologie, Frankfurt am Main 1981, S. 84-104.
- Lorenzer, Alfred: Kultur-Analysen, Frankfurt am Main 1986.
- Louven, Astrid: Jüdische Schüler und Schülerinnen in Eimsbütteler Schulen, in: Sybille Baumbach u.a.: »Wo Wurzeln waren...«. Juden in Hamburg-Eimsbüttel 1933-1945, Hamburg 1993, S. 26-33.
- Lüdtke, Alf (Hg.): Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen, Frankfurt am Main 1989.
- Lüdtke, Alf: Eigen-Sinn. Fabrikalltag, Arbeitererfahrungen und Politik vom Kaiserreich bis in den Faschismus, Hamburg 1993.

- Lüdtke, Alf: Alltagsgeschichte: Aneignung und Akteure. Oder – es hat noch kaum begonnen!, in: Werkstatt Geschichte 17 (1997), S. 83-91.
- Ludwig, Johannes: Boykott – Enteignung – Mord. Die »Entjudung« der deutschen Wirtschaft, München 1992.
- Lundholm, Anja: Das Höllentor. Bericht einer Überlebenden, Reinbek bei Hamburg 1988.
- Madajczyk, Czeslaw: Die Okkupationspolitik Nazideutschlands in Polen 1939-1945, Köln 1988.
- Maier, Charles S.: Die Gegenwart der Vergangenheit. Geschichte und die nationale Identität der Deutschen, Frankfurt am Main 1992.
- Maihofer, Andrea: Geschlecht als Existenzweise. Einige kritische Anmerkungen zu aktuellen Versuchen zu einem neuen Verständnis von »Geschlecht«, in: Institut für Sozialforschung Frankfurt (Hg.): Geschlechterverhältnisse und Politik, Frankfurt am Main 1994, S. 168-187.
- Mann, Reinhard: Protest und Kontrolle im Dritten Reich. Nationalsozialistische Herrschaft im Alltag einer rheinischen Großstadt, Frankfurt am Main 1987.
- Marßolek, Inge/René Ott: Bremen im 3. Reich. Anpassung - Widerstand - Verfolgung, Bremen 1986.
- Marßolek, Inge/Adelheid von Saldern: Historiographische Experimente. Eine Einleitung, in: Werkstatt Geschichte 7 (1994), S. 3-8.
- Marszalek, Jozef: Majdanek. Konzentrationslager Lublin, deutsche Ausgabe, Warszawa 1984.
- Martin, Dunja: Menschenversuche im Krankenrevier des KZ Ravensbrück, in: Claus Füllberg-Stolberg/Martina Jung/Renate Riebe/Martina Scheitenberger (Hg.): Frauen in Konzentrationslagern. Bergen-Belsen – Ravensbrück, Bremen 1994, S. 99-112.
- Martin, Dunja: »Versuchskaninchen« - Opfer medizinischer Experimente, in: Claus Füllberg-Stolberg/Martina Jung/Renate Riebe/Martina Scheitenberger (Hg.): Frauen in Konzentrationslagern. Bergen-Belsen – Ravensbrück, Bremen 1994, S. 113-122.
- Matthes, Joachim: Zur transkulturellen Relativität erzählanalytischer Verfahren in der empirischen Sozialforschung, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 37 (1985), S. 310-326.
- Matussek, Paul: Die Konzentrationslagerhaft und ihre Folgen, Berlin/Heidelberg/New York 1971.
- Maurer, Friedemann (Hg.): Lebensgeschichte und Identität. Beiträge zu einer biographischen Anthropologie, Frankfurt am Main 1981.
- Mayer, Karl-Ulrich: Lebenslaufforschung, in: Wolfgang Voges (Hg.): Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung, Opladen 1987, S. 51-73.
- Mayer, Karl-Ulrich (Hg.): Lebensverläufe und sozialer Wandel, Opladen 1990.
- Medick, Hans: »Missionare im Ruderboot?« Ethnologische Erkenntnisweisen als Herausforderung an die Sozialgeschichte, in: Alf Lüdtke (Hg.): Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen, Frankfurt am Main 1989, S. 48-84.
- Meißner, Iris: Argumentation in natürlicher Sprache: eine empirische Untersuchung geschlechtsspezifischer Argumentationsformen, Frankfurt am Main 1994.
- Messerschmidt, Manfred/Fritz Wüllner: Die Wehrmachtsjustiz im Dienste des Nationalsozialismus. Zerstörung einer Legende, Baden-Baden 1987.
- Messerschmidt, Manfred: »Zur Aufrechterhaltung der Manneszucht«. Historische und ideologische Grundlagen militärischer Disziplin im NS-Staat, in: Norbert Haase/Gerhard Paul (Hg.): Die anderen Soldaten. Wehrkraftzersetzung, Gehorsamsverweigerung und Fahnenflucht im Zweiten Weltkrieg, Frankfurt am Main 1995, S. 19-36.
- Meyer, Beate: Projekt »Hamburger Lebensläufe – Werkstatt der Erinnerung«. Eine Zwischenbilanz, in: BIOS 7 (1994), Heft 1, S. 120-134.
- Michel, Gabriele: Biographisches Erzählen – zwischen individuellem Erlebnis und kollektiver Geschichtstradition. Untersuchung typischer Erzählfiguren, ihrer sprachlichen Form und ihrer interaktiven und identitätskonstituierenden Funktion in Geschichten und Lebensgeschichten, Tübingen 1985.
- Michel, Max (Hg.): Gesundheitsschäden durch Verfolgung und Gefangenschaft und ihre Spätfolgen, Frankfurt am Main 1977.
- Milberg, Hildegard: Schulpolitik in der pluralistischen Gesellschaft: Die politischen und sozialen Aspekte der Schulreform in Hamburg 1890-1935, Hamburg 1970.

- Milton, Sybil: Deutsche und deutsch-jüdische Frauen als Verfolgte des NS-Staates, in: Dachauer Hefte 3 (1987), S. 3-20.
- Mittelstraß, Jürgen: Die Möglichkeit von Wissenschaft, Frankfurt am Main 1974.
- Mommsen, Hans: Der Nationalsozialismus. Kumulative Radikalisierung und Selbstzerstörung des Regimes, in: Meyers Enzyklopädisches Lexikon, Bd. 16, Frankfurt am Main 1976, Spalte 785-790.
- Mommsen, Wolfgang J.: Geschichte als Historische Sozialwissenschaft, in: Pietro Rossi (Hg.): Theorie der modernen Geschichtsschreibung, Frankfurt am Main 1987, S. 107-146.
- Morgenthaler, Fritz/Florence Weiss/Marco Morgenthaler: Gespräche am sterbenden Fluß. Ethnopschoanalyse bei den Iatmul in Papua Neuginea, Frankfurt am Main 1984.
- Mostowicz, Arnold: Es war einmal ein König..., in: Jüdisches Museum Frankfurt (Hg.): »Unser einziger Weg ist Arbeit.«: das Getto Lodz 1940-1944, Wien 1990, S. 41-44.
- Müller, Charlotte: Die Klemplerkolonne in Ravensbrück. Erinnerungen des Häftlings Nr. 10787, 5. Auflage, Berlin 1987.
- Müller, Hartmut: Die Frauen von Obernhede. Jüdische Zwangsarbeiterinnen in Bremen 1944/45, Bremen 1988.
- Müller-Münch, Ingrid: Die Frauen von Majdanek. Vom zerstörten Leben der Opfer und der Mörderinnen, Reinbek bei Hamburg 1982.
- Museum für Hamburgische Geschichte (Hg.): Konzentrationslager in Hamburg - Ansichten 1990 (Hamburg Porträt 26/90), Hamburg 1990.
- Mutz, Gerd/Irene Kühnlein: Im Spannungsfeld zwischen Kollektiv- und Individualbiographie. Ein Fallbeispiel zum Umgang mit unterschiedlichen Konstruktionsmustern, in: BIOS 6 (1993), Heft 1, S. 47-69.
- Naasner, Walter: Neue Machtzentren in der deutschen Kriegswirtschaft 1942-1945: die Wirtschaftsorganisation der SS, das Amt des Generalbevollmächtigten für den Arbeitseinsatz und das Reichsministerium für Rüstung und Kriegsproduktion im nationalsozialistischen Herrschaftssystem, Boppard am Rhein 1994.
- Nadig, Maya: Die verborgene Kultur der Frau. Ethnopschoanalytische Gespräche mit Bäuerinnen in Mexico, unveränderte Neuauflage, Frankfurt am Main 1992.
- Nassehi, Armin: Die Form der Biographie. Überlegungen zur Biographieforschung in methodologischer Absicht, in: BIOS 7 (1994), Heft 1, S. 46-63.
- Niederland, William G.: Folgen der Verfolgung. Das Überlebenden-Syndrom Seelenmord, Frankfurt am Main 1980.
- Niedersächsische Landeszentrale für politische Bildung Hannover (Hg.): Bergen-Belsen. Begleitheft zur Ausstellung, Hameln 1990.
- Niethammer, Lutz: Oral History in den USA. Zur Entwicklung und Problematik diachroner Befragungen, in: Archiv für Sozialgeschichte 28 (1978), S. 457-501.
- Niethammer, Lutz (Hg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der »Oral History«, Frankfurt am Main 1980.
- Niethammer, Lutz (Hg.): »Die Jahre weiß man nicht, wo man die hinsetzen soll.« Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet, Berlin/Bonn 1983.
- Niethammer, Lutz (Hg.): »Hinterher merkt man, daß es richtig war, daß es schief gegangen ist.« Nachkriegserfahrungen im Ruhrgebiet, Bonn 1983.
- Niethammer, Lutz/Alexander von Plato (Hg.): »Wir kriegen jetzt andere Zeiten.« Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern, Bonn 1985.
- Niethammer, Lutz/Bodo Hombach/Tilman Fichter/Ulrich Borsdorf (Hg.): »Die Menschen machen ihre Geschichte nicht aus freien Stücken, aber sie machen sie selbst.« Einladung zu einer Geschichte des Volkes in NRW, 3. Auflage, Berlin/Bonn 1988.
- Niethammer, Lutz: Annäherung an den Wandel, in: Alf Lüdtke (Hg.): Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen, Frankfurt am Main 1989, S. 283-345.
- Niethammer, Lutz: Kommentar zu Pierre Bourdieu: Die biographische Illusion, in: BIOS 3 (1990), Heft 1, S. 91-93.

- Niethammer, Lutz/Alexander von Plato/Dorothee Wierling: Die volkseigene Erfahrung. Eine Archäologie des Lebens in der Industrieprovinz der DDR. 30 biographische Eröffnungen, Berlin 1991.
- Niethammer, Lutz: Oral History, in: Ilko Sascha-Kowalczuk (Hg.): Paradigmen deutscher Geschichtswissenschaft, Berlin 1994, S. 189-210.
- Nipperdey, Thomas: Die anthropologische Dimension der Geschichtswissenschaft, in: Gerhard Schulz (Hg.): Geschichte heute. Positionen, Tendenzen und Probleme, Göttingen 1973, S. 225-255.
- Obenaus, Herbert: Die Räumung der hannoverschen Konzentrationslager im April 1945, in: Rainer Fröbe/Claus Füllberg-Stolberg/Christoph Gutmann/Rolf Keller/Herbert Obenaus/Hans Hermann Schröder: Konzentrationslager in Hannover. KZ-Arbeit und Rüstungsindustrie in der Spätphase des Zweiten Weltkriegs, Bd. 1, Hildesheim 1985, S. 493-544.
- Oevermann, Ulrich/Tilman Allert/Elisabeth Konau: Die Methodologie einer »objektiven Hermeneutik« und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften, in: Hans-Georg Soeffner (Hg.): Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften, Stuttgart 1979, S. 352-434.
- Oevermann, Ulrich/Tilman Allert/Elisabeth Konau: Zur Logik der Interpretation von Interviewtexten, in: Thomas Heinze/Hans Werner Klusemann/Hans-Georg Soeffner (Hg.): Interpretationen einer Bildungsgeschichte, Bensheim 1980, S. 15-69.
- Parthey, Heinrich/Klaus Schreiber (Hg.): Interdisziplinarität in der Forschung. Analysen und Fallstudien, Berlin 1983.
- Passerini, Luisa: Torino operaia e Facismo. Una storia orale, Rom/Bari 1984.
- Passerini, Luisa: Erzählte Erinnerung an den Faschismus. Aspekte des Wechselspiels zwischen dem Eigenen und dem Anderen, in: Lutz Niethammer (Hg.): »Wir kriegen jetzt andere Zeiten.« Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern, Bonn 1985, S. 361-435.
- Patry, Jean-Luc (Hg.): Feldforschung. Methoden und Probleme sozialwissenschaftlicher Forschung unter natürlichen Bedingungen, Bern 1982.
- Pätzold, Kurt/Erika Schwarz: Tagesordnung: Judenmord. Die Wannsee-Konferenz am 20. Januar 1942, 2. Auflage, Berlin 1992.
- Paul, Christa: Zwangsprostitution. Staatlich errichtete Bordelle im Nationalsozialismus, Berlin 1994.
- Paul, Helmut/Hans Joachim Herberg (Hg.): Psychische Spätschäden nach politischer Verfolgung, 2. Auflage, Basel 1967.
- Pehle, Walter H. (Hg.): Der Judenpogrom 1938. Von der »Reichskristallnacht« zum Völkermord, Frankfurt am Main 1988.
- Pehle, Walter H. (Hg.): Der historische Ort des Nationalsozialismus. Annäherungen, Frankfurt am Main 1990.
- Pendleton Jones, Barbara: Repression: The evolution of a psychoanalytic concept from the 1890's to the 1990's, in: Journal of the American Association 41 (1993), S. 63-93.
- Perelman, Chaim: Traité de l'Argumentation, Brüssel 1970.
- Peukert, Detlev: Grenzen der Sozialdisziplinierung. Aufstieg und Krise der deutschen Jugendfürsorge von 1878 bis 1932, Köln 1986.
- Pfäfflin, Friedemann: Zwangssterilisation in Hamburg. Ein Überblick, in: Angelika Ebbinghaus/Heidrun Kaupen-Haas/Karl Heinz Roth (Hg.): Heilen und Vernichten im Mustergau Hamburg. Bevölkerungs- und Gesundheitspolitik im Dritten Reich, Hamburg 1984, S. 26-36.
- Pingel, Falk: Häftlinge unter SS-Herrschaft. Widerstand, Selbstbehauptung und Vernichtung im Konzentrationslager, Hamburg 1978.
- Pischke, Gudrun: »Europa arbeitet bei den Reichswerken«. Das nationalsozialistische Lagersystem in Salzgitter, Salzgitter 1995.
- Plato, Alexander von: »Der Verlierer geht nicht leer aus.« Betriebsräte geben zu Protokoll, Bonn 1984.

- Plato, Alexander von: Oral History als Erfahrungswissenschaft. Zum Stand der »mündlichen Geschichte« in Deutschland, in: BIOS 4 (1991), Heft 1, S. 97-119.
- Plett, Heinrich F.: Einführung in die rhetorische Textanalyse, 8. Auflage, Hamburg 1991.
- Pohl, Dieter: Nationalsozialistische Judenverfolgung in Ostgalizien 1941-1944. Organisation und Durchführung eines staatlichen Massenverbrechens, München 1996.
- Pollak, Michael: Die Grenzen des Sagbaren. Lebensgeschichten von KZ-Überlebenden als Augenzeugenberichte und als Identitätsarbeit, Frankfurt am Main 1988.
- Poltawska, Wanda: Und ich fürchte meine Träume, deutsche Ausgabe, Abensberg 1993.
- Porath, Erik: Aufzeichnung und Analyse. Theorien und Techniken des Gedächtnisses, Würzburg 1995.
- Projektgruppe für die vergessenen Opfer des NS-Regimes in Hamburg e.V. (Hg.): Verachtet – verfolgt – vernichtet. Zu den »vergessenen« Opfern des NS-Regimes, 2. Auflage, Hamburg 1988.
- Pross, Christian: Wiedergutmachung. Der Kleinkrieg gegen die Opfer, Frankfurt am Main 1988.
- Pust, Dieter: Befreite KZ-Häftlinge in Flensburg. Soforthilfen im Jahre 1945, in: Die Heimat 102 (1995), Heft 5/6, S. 125-132.
- Quandt, Siegfried/Hans Süssmuth (Hg.): Historisches Erzählen. Formen und Funktionen, Göttingen 1982.
- Quindeau, Ilka: Trauma und Geschichte. Interpretationen autobiographischer Erzählungen von Überlebenden des Holocaust, Frankfurt am Main 1995.
- Radtke, Frank-Olaf: Hermeneutik und soziologische Forschung, in: Wolfgang Bonß/Heinz Hartmann (Hg.): Entzauberte Wissenschaft. Zur Relativität und Geltung soziologischer Forschung, Göttingen 1985, S. 321-349.
- Rahkonen, Keijo: Der biographische Fehlschluß. Einige kritische Bemerkungen, in: BIOS 4 (1991), Heft 2, S. 243-246.
- Ramm, Thilo: Das nationalsozialistische Familien- und Jugendrecht, Heidelberg 1984.
- Randt, Ursula: Carolinenstraße 35. Geschichte der Mädchenschule der Deutsch-Israelitischen Gemeinde in Hamburg 1884-1942, Hamburg 1984.
- Randt, Ursula: Zur Geschichte des jüdischen Schulwesens in Hamburg (ca. 1780-1942), in: Arno Herzig (Hg.): Die Juden in Hamburg 1590 bis 1990: wissenschaftliche Beiträge der Universität Hamburg zur Ausstellung »Vierhundert Jahre Juden in Hamburg«, Hamburg 1991, S. 113-129.
- Reemtsma, Jan Philipp: Trauma, in: Mittelweg 36 2 (1993), Heft 3, S. 41-43.
- Reulecke, Anne-Kathrin: »Die Nase der Lady Hester«, in: Hedwig Röckelein (Hg.): Biographie als Geschichte, Tübingen 1993, S. 117-142.
- Ricoeur, Paul: Philosophische und theologische Hermeneutik, in: Ders./Eberhard Jüngel: Metapher. Zur Hermeneutik religiöser Sprache, München 1974, S. 24-45.
- Riedel, Manfred: Verstehen oder Erklären? Zur Theorie und Geschichte der hermeneutischen Wissenschaft, Stuttgart 1978.
- Riedesser, Peter/Axel Verderber: Aufrüstung der Seelen. Militärpsychologie und Militärpsychiatrie in Deutschland und Amerika, Freiburg 1985.
- Ringelheim, Joan: The Unethical and the Unspeakable. Women in the Holocaust, in: Simon Wiesenthal Center Annual 1 (1984), S. 69-87.
- Ringelheim, Joan: »Why Women«, in: Esther Katz/Joan Ringelheim (Hg.): Women surviving the Holocaust. Proceedings of the Conference, New York 1984, S. 22-26.
- Robinson, Hans: Ein Versuch, sich zu behaupten. Geschichte des Hamburger jüdischen Modehauses Gebrüder Robinson 1932-1939, in: Tradition. Zeitschrift für Firmengeschichte und Unternehmerbiographie 3 (1958), S. 197-206.
- Robinson, Hans: Justiz als politische Verfolgung. Die Rechtsprechung in »Rassenschandefällen« beim Landgericht Hamburg 1936-1943, Stuttgart 1977.

- Robinson, William Peter/Susan J. Rackstraw: Soziolinguistische Untersuchungen über Antworten, deutsche Ausgabe, Düsseldorf 1973.
- Röcklein, Hedwig (Hg.): Biographie als Geschichte, Tübingen 1993.
- Romey, Stefan: Ein KZ in Wandsbek. Zwangsarbeit im Hamburger Drägerwerk, Hamburg 1994.
- Rosenthal, Gabriele (Hg.): Die Hitlerjugend-Generation. Biographische Thematisierung als Vergangenheitsbewältigung, Essen 1986.
- Rosenthal, Gabriele: »Wenn alles in Scherben fällt...«. Von Leben und Sinnwelt der Kriegsgeneration, Opladen 1987.
- Rosenthal, Gabriele: »Als der Krieg kam, hatte ich mit Hitler nichts mehr zu tun.« Zur Gegenwärtigkeit des »Dritten Reiches« in erzählten Lebensgeschichten, Opladen 1990.
- Rosenthal, Gabriele/Wolfram Fischer Rosenthal (Hg.): Opfer und Täter nach dem »Dritten Reich«. Biographische Verläufe über drei Generationen (Psychosozial 15, Heft 3), Weinheim 1992.
- Rosenthal, Gabriele: Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen, Frankfurt am Main 1995.
- Rossi, Pietro (Hg.): Theorie der modernen Geschichtsschreibung, Frankfurt am Main 1987.
- Roth, Gerhard: Gehirn und Selbstorganisation, in: Wolfgang Krohn/Günter Küppers (Hg.): Selbstorganisation. Aspekte einer wissenschaftlichen Revolution, Braunschweig/Wiesbaden 1990, S. 167-180.
- Roth, Gerhard: Das Gehirn und seine Wirklichkeit. Kognitive Neurobiologie und ihre philosophischen Konsequenzen, 2. Auflage, Frankfurt am Main 1995.
- Roth, Karl Heinz (Hg.): Erfassung zur Vernichtung, Berlin 1984.
- Roth, Karl Heinz/Götz Aly: Die Diskussion über die Legalisierung der nationalsozialistischen Anstaltsmorde in den Jahren 1938-1941, in: Karl Heinz Roth (Hg.): Erfassung zur Vernichtung, Berlin 1984, S. 79-101.
- Rothmaler, Christiane: Sterilisationen nach dem »Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses« vom 14. Juli 1933. Eine Untersuchung zur Tätigkeit des Erbgesundheitsgerichtes und zur Durchführung des Gesetzes in Hamburg in der Zeit zwischen 1934 und 1944, Husum 1991.
- Rouso, Henry: La collaboration, Paris 1987.
- Rouso, Henry: Les années noires, Paris 1992.
- Rouso, Henry/Eric Conan: Vichy, un passé qui ne passe pas, Paris 1994.
- Rückerl, Adalbert: Nationalsozialistische Vernichtungslager im Spiegel deutscher Strafprozesse: Belzec, Sobibor, Treblinka, Chelmo, 2. Auflage, München 1978.
- Rürup, Reinhard (Hg.): Jüdische Geschichte in Berlin, 2 Bde., Berlin 1995.
- Rusch, Gebhard: Erkenntnis, Wissenschaft, Geschichte. Von einem konstruktivistischen Standpunkt, Frankfurt am Main 1987.
- Rusch, Gebhard: Erinnerungen aus der Gegenwart, in: Siegfried J. Schmidt (Hg.): Gedächtnis: Probleme und Perspektiven der interdisziplinären Gedächtnisforschung, Frankfurt am Main 1991, S. 267-292.
- Rüsen, Jörn/Hans Süssmuth (Hg.): Theorien in der Geschichtswissenschaft, Düsseldorf 1980.
- Rüsen, Jörn: Historische Vernunft, Göttingen 1983.
- Rüsen, Jörn: Rekonstruktion der Vergangenheit. Grundzüge einer Historik II: Die Prinzipien der historischen Forschung, Göttingen 1986.
- Rüsen, Jörn: Narrativität und Modernität in der Geschichtswissenschaft, in: Pietro Rossi (Hg.): Theorie der modernen Geschichtswissenschaft, Frankfurt am Main 1987, S. 230-237.
- Rusinek, Bernd A./Volker Ackermann/Jörg Engelbrecht (Hg.): Einführung in die Interpretation historischer Quellen, Schwerpunkt: Neuzeit, Paderborn 1992.
- Ryn, Zdzislaw/Stanislaw Klodzinski: An der Grenze zwischen Leben und Tod. Eine Studie über die Erscheinung des »Muselmanns« im Konzentrationslager, in: Hamburger Stiftung für Sozialforschung (Hg.): Die Auschwitz-Hefte, Bd. 1, Hamburg 1994, S. 89-154.
- Ryn, Zdzislaw: Die Dynamik der psychischen Störungen beim KZ-Syndrom (1980), in: Hamburger Institut für Sozialforschung (Hg.): Die Auschwitz-Hefte, Bd. 2, Hamburg 1994, S. 69-74.

- Saathoff, Günter/Michael Eberlein/Roland Müller: Dem Tode entronnen. Zeitzeugeninterviews mit Überlebenden der NS-Militärjustiz. Das Schicksal der Kriegsdienstverweigerer und Deserteure unter dem Nationalsozialismus und ihre unwürdige Behandlung im Nachkriegsdeutschland, Köln 1993.
- Saigh, Philip A. (Hg.): Posttraumatische Belastungsstörungen. Diagnose und Behandlung psychischer Störungen bei Opfern von Gewalttaten und Katastrophen, Bern 1995.
- Samuel, Raphael: Oral History in Großbritannien, in: Lutz Niethammer (Hg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis, Frankfurt am Main 1980, S. 55-73.
- Sandkühler, Thomas: »Endlösung in Galizien«. Der Judenmord in Ostpolen und die Rettungsinitiativen von Berthold Beitz 1941-1944, Bonn 1996.
- Sandkühler, Thomas: Aporetische Erinnerung und historisches Erzählen, in: Hanno Loewy (Hg.): Holocaust. Die Grenzen des Verstehens. Eine Debatte über die Besetzung der Geschichte, Reinbek bei Hamburg 1992, S. 144-159.
- Sandler, Joseph und Anne-Marie: Vergangenheits-Unbewußtes, Gegenwarts-Unbewußtes und die Deutung der Übertragung, in: *Psyche* 39 (1985), S. 800-829.
- Sarasin, Philipp: Autobiographische Ver-Sprecher. Diskursanalyse und Psychoanalyse in alltagsgeschichtlicher Perspektive, in: *Werkstatt Geschichte* 7 (1994), S. 31-41.
- Sarasin, Philipp: Diskursanalyse und Psychoanalyse. Eine Duplik, in: *Werkstatt Geschichte* 9 (1994), S. 43-45.
- Sarasin, Philipp: Arbeit, Sprache – Alltag: Wozu noch Alltagsgeschichte?, in: *Werkstatt Geschichte* 15 (1997), S. 72-85.
- Sascha-Kowalczuk, Ilko (Hg.): Paradigmen deutscher Geschichtswissenschaft, Berlin 1994.
- Schäfer-Richter, Uta/Jörg Klein: Die jüdischen Bürger im Kreis Göttingen 1933-1945. Ein Gedenkbuch, Göttingen 1992.
- Schanze, Helmut/Josef Kopperschmidt (Hg.): Rhetorik und Philosophie, München 1989.
- Scheffler, Wolfgang: Das Getto Lodz in der nationalsozialistischen Judenpolitik, in: *Jüdisches Museum Frankfurt* (Hg.): »Unser einziger Weg ist Arbeit«: das Getto Lodz 1940-1944, Wien 1990, S. 12-16.
- Schekahn, Hans-Jürgen: Briten und Belsen. Die ersten Monate nach der Befreiung, in: *KZ-Gedenkstätte Neuengamme* (Hg.): Beiträge zur Geschichte der nationalsozialistischen Verfolgung in Norddeutschland, Heft 2: Kriegsende und Befreiung, Bremen 1995, S. 57-64.
- Scherzer, Landolf (Hg.): Zeit läuft. Dokumentarliteratur vor und nach der Wende, Berlin 1990.
- Schlüter, Hermann: Grundkurs der Rhetorik, 5. Auflage, München 1978.
- Schmacke, Norbert/Hans-Georg Güse: Zwangssterilisiert. Verleugnet - Vergessen. Zur Geschichte der nationalsozialistischen Rassenhygiene am Beispiel Bremen, Bremen 1984.
- Schmidt, Siegfried J. (Hg.): Gedächtnis. Probleme und Perspektiven der interdisziplinären Gedächtnisforschung, Frankfurt am Main 1991.
- Schmidt, Siegfried J.: Gedächtnisforschungen. Positionen, Probleme, Perspektiven, in: Ders. (Hg.): Gedächtnis. Probleme und Perspektiven der interdisziplinären Gedächtnisforschung, Frankfurt am Main 1991, S. 9-55.
- Schmitt, Niklas/Hans Stoffels: Die Wiederkehr des Verfolgungstraumas im Alter – kasuistische Beobachtungen, in: Hans Stoffels (Hg.): Schicksal der Verfolgten. Psychische und somatische Auswirkungen von Terrorherrschaft, Heidelberg 1991, S. 71-85.
- Schmuhl, Hans-Walter: Rassenhygiene, Nationalsozialismus, Euthanasie. Von der Verhütung zur Vernichtung »lebensunwerten Lebens« 1890-1945, Göttingen 1987.
- Schneider, Christian: Geschichtliches zu einem methodischen Modeartikel. Das Interview als sozialwissenschaftliches Forschungsmittel und der historische Ort der Interpreten, in: *Mittelweg* 36 5 (1996), S. 73-89 (Teil I) und *Mittelweg* 36 6 (1996/97), S. 20-37 (Teil II).
- Schneider, Peter: Das Fremde in uns – die Fremden mit uns. Psychoanalytische Überlegungen zum schwierigen Verhältnis von Eigenem und Fremden, in: *Mittelweg* 36 1 (1992), Heft 4, S. 13-27.
- Schöttler, Peter: Mentalitäten, Ideologien, Diskurse. Zur sozialgeschichtlichen Thematisierung der »dritten Ebene«, in: Alf Lüdtke (Hg.): Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen, Frankfurt am Main 1989, S. 85-136.
- Schreier, Helmut/Matthias Heyl (Hg.): Die Gegenwart der Shoah. Zur Aktualität des Mordes an den europäischen Juden, Hamburg 1994.

- Schröder, Hans Hermann: Das erste Konzentrationslager in Hannover. Das Lager bei der Akkumulatorenfabrik in Stöcken, in: Rainer Fröbe/Claus Füllberg-Stolberg/Christoph Gutmann/Rolf Keller/Herbert Obenaus/Hans Hermann Schröder: Konzentrationslager in Hannover. KZ-Arbeit und Rüstungsindustrie in der Spätphase des Zweiten Weltkriegs, Bd. 1, Hildesheim 1985, S. 44-107.
- Schröder, Hans Joachim: Die gestohlenen Jahre. Erzählgeschichten und Geschichtserzählung in Interviews: Der Zweite Weltkrieg aus der Sicht ehemaliger Mannschaftssoldaten, Tübingen 1992.
- Schröder, Wilhelm Heinz: Kollektive Biographien in der historischen Sozialforschung. Eine Einführung, in: Ders. (Hg.): Lebenslauf und Gesellschaft. Zum Einsatz von kollektiven Biographien in der historischen Sozialforschung, Stuttgart 1985, S. 7-17.
- Schuller, Marianne: Zur Wahrheit der Dichtung des narrativen Interviews. Literaturwissenschaftliche Stichworte zu ›Felix‹, in: Hans-Christoph Koller/ Rainer Kokemohr (Hg.): Lebensgeschichte als Text. Zur Artikulation problematischer Bildungsprozesse, Weinheim 1994, S. 79-89.
- Schulze, Winfried (Hg.): Ego-Dokumente: Annäherung an den Menschen in der Geschichte, Berlin 1996.
- Schütze, Fritz: Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung, in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.): Kommunikative Sozialforschung, München 1976, S. 159-260.
- Schütze, Fritz: Prozeßstrukturen des Lebenslaufs, in: Joachim Matthes u.a. (Hg.): Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive, Nürnberg 1981, S. 67-156.
- Schütze, Fritz: Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens, in: Martin Kohli/Günther Robert (Hg.): Biographie und soziale Wirklichkeit, Stuttgart 1984, S. 78-117.
- Schütze, Fritz: Kollektive Verlaufskurve oder kollektiver Wandlungsprozeß. Dimensionen des Vergleichs von Kriegserfahrungen amerikanischer und deutscher Soldaten im Zweiten Weltkrieg, in: BIOS 2 (1989), Heft 1, S. 31-109.
- Schwarberg, Günther: Angriffsziel Cap Arcona, Hamburg 1983.
- Schwarz, Gudrun: Die nationalsozialistischen Lager, Frankfurt am Main 1990.
- Schwarzwälder, Herbert: Geschichte der Freien Hansestadt Bremen, Bd.4: Bremen in der NS-Zeit (1933-1945), Hamburg 1985.
- Schwemmer, Oswald: Handlung und Struktur. Zur Wissenschaftstheorie der Kulturwissenschaften, Frankfurt am Main 1987.
- Seidler, Franz W.: Die Militärgerichtsbarkeit der deutschen Wehrmacht 1939-1945. Rechtsprechung und Strafvollzug, München 1991.
- Seiffert, Helmut: Einführung in die Wissenschaftstheorie, Bd. 2: Phänomenologie, Hermeneutik und historische Methode, Dialektik, 9. Auflage, München 1991.
- Sereny, Gitta: Gespräche mit dem Henker. Franz Stangl und die Morde von Treblinka, überarbeitete Neuauflage, München 1995.
- Sichrovsky, Peter: Schuldig geboren. Kinder aus Nazifamilien, Köln 1987.
- Siegert, Toni: Das Konzentrationslager Flossenbürg, in: Martin Broszat/Elke Fröhlich (Hg.): Bayern in der NS-Zeit, Bd. III, München/Wien 1980, S. 429-492.
- Siegner, Ingo: »Auf der Suche nach der Wahrheit«. Germaine Tillion, eine Französin in Ravensbrück, in: Claus Füllberg-Stolberg/Martina Jung/Renate Riebe/ Martina Scheitenberger (Hg.): Frauen in Konzentrationslagern. Bergen-Belsen - Ravensbrück, Bremen 1994, S. 269-277.
- Sielemann, Jürgen: Fragen und Antworten zur »Reichskristallnacht« in Hamburg, in: Bewahren und Berichten. Festschrift für Hans-Dieter Loose zum 60. Geburtstag, Hamburg 1997, S. 473-501.
- Sigal, John J./Morton Weinfeld: Trauma and Rebirth. Intergenerational Effects of the Holocaust, New York 1989.
- Sill, Oliver: Zerbrochene Spiegel. Studien zur Theorie und Praxis modernen biographischen Erzählens, Berlin/New York 1991.
- Sill, Oliver: »Über den Zaun geblickt.« Literaturwissenschaftliche Anmerkungen zur soziologischen Biographieforschung, in: BIOS 8 (1995), Heft 1, S. 28-42.
- Soeffner, Hans-Georg (Hg.): Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften, Stuttgart 1979.
- Sofsky, Wolfgang: Die Ordnung des Terrors. Das Konzentrationslager, Frankfurt am Main 1993.

Anhang

- Solomon, Zahava: Jüdische Überlebende in Israel und im Ausland, in: *Mittelweg* 36 5 (1996), Heft 2, S. 23-37.
- Spannuth, Jan Philipp: Die Rückerstattung jüdischen Eigentums nach dem Zweiten Weltkrieg. Das Beispiel Hamburg, unveröffentlichte Magisterarbeit, Hamburg 1994.
- Staatsarchiv Hamburg (Hg.): Die jüdischen Opfer des Nationalsozialismus, Hamburg 1982.
- Staatsarchiv Hamburg (Hg.): Hamburger jüdische Opfer des Nationalsozialismus. Gedenkbuch, Hamburg 1995.
- Starr, Louis M.: Oral History in den USA. Probleme und Perspektiven, in: Lutz Niethammer (Hg.): *Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der »Oral History«*, Frankfurt am Main 1980, S. 27-54.
- Steinbach, Lothar: Bewußtseinsgeschichte und Geschichtsbewußtsein. Reflexionen über das Verhältnis von autobiographischer Geschichtserfahrung und Oral History, in: *BIOS* 8 (1995), Heft 1, S. 89-106.
- Stern, William: *Psychologie der frühen Kindheit bis zum sechsten Lebensjahr*, 7. Auflage, Darmstadt 1993.
- Stöckle, Frieder: Zum praktischen Umgang mit Oral History, in: Herwart Vorländer (Hg.): *Mündlich erfragte Geschichte*, Göttingen 1990, S. 131-158.
- Stockvis, Berthold: Gedanken eines Psychotherapeuten über das Wiedergutmachungsverfahren, in: *Psyche* 16 (1962), S. 538-543.
- Stoffels, Hans (Hg.): *Schicksale der Verfolgten. Psychische und somatische Auswirkungen von Terrorherrschaft*, Heidelberg 1991.
- Störig, Hans Joachim (Hg.): *Das Problem des Übersetzens*, Darmstadt 1973.
- Straub, Jürgen: *Historisch-psychologische Biographieforschung. Theoretische, methodologische und methodische Argumentationen in systematischer Absicht*, Heidelberg 1989.
- Straub, Jürgen: *Zeit, Erzählung, Interpretation. Zur Konstruktion und Analyse von Erzähltexten in der narrativen Biographieforschung*, in: Hedwig Röckelein (Hg.): *Biographie als Geschichte*, Tübingen 1993, S. 143-183.
- Strauss, Anselm: *Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung*, München 1991.
- Strebel, Bernhard: Die »Lagergesellschaft«. Aspekte der Häftlingshierarchie und Gruppenbildung in Ravensbrück, in: Claus Füllberg-Stolberg/Martina Jung/Renate Riebe/Martina Scheitenberger (Hg.): *Frauen in Konzentrationslagern. Bergen-Belsen - Ravensbrück*, Bremen 1994, S. 79-88.
- Strobel, Ingrid: *Vergessene Heldinnen. Jüdische Frauen im Widerstand*, in: Dies.: *Das Feld des Vergessens. Jüdischer Widerstand und deutsche Vergangenheitsbewältigung*, Berlin 1994, S. 45-63.
- Strout, Cushing: *Historiker und Ich-Psychologie*, in: Hans-Ulrich Wehler (Hg.): *Geschichte und Psychoanalyse*, Köln 1971, S. 47-69.
- Strube, Gerhard/Franz E. Weinert: *Autobiographisches Gedächtnis. Mentale Repräsentation der individuellen Biographie*, in: Gerd Jüttemann/Hans Thomae (Hg.): *Biographie und Psychologie*, Berlin 1987, S. 151-167.
- Studienkreis zur Erforschung und Vermittlung der Geschichte des Widerstandes 1933-1945 und Präsidium der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes - Bund der Antifaschisten (Hg.): *Heimatgeschichtlicher Wegweiser zu Stätten des Widerstandes und der Verfolgung 1933-1945*, Bd. 6: Bremen, Frankfurt am Main 1992.
- Studienkreis zur Erforschung und Vermittlung der Geschichte des Widerstandes 1933-1945 und Präsidium der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes - Bund der Antifaschisten (Hg.): *Heimatgeschichtlicher Wegweiser zu Stätten des Widerstandes und der Verfolgung 1933-1945*, Bd. 7: Schleswig-Holstein, Frankfurt am Main 1993.
- Suchowiak, Bogdan: *Mai 1945. Die Tragödie der Häftlinge von Neuengamme, Reinbek bei Hamburg* 1985.
- Süssmuth, Hans (Hg.): *Historische Anthropologie. Der Mensch in der Geschichte*, Göttingen 1984.
- Szepansky, Gerda: *Frauen leisten Widerstand 1933-1945*, Frankfurt am Main 1983.

- Thiele, Albert: Die Kunst zu überzeugen. Faire und unfaire Dialektik, 2. Auflage, Düsseldorf 1990.
- Thomae, Hans: Persönlichkeit. Eine dynamische Interpretation, 6. Auflage, Bonn 1981.
- Thomac, Hans: Das Individuum und seine Welt. Eine Persönlichkeitstheorie, 2. Auflage, Göttingen 1988.
- Trunk, Isaiah: Judenrat. The Jewish Councils in Eastern Europe under Nazi Occupation, New York 1972.
- Vesper, Ingrid/Andrea Weber: Familien-Geschichten. Mündliche Überlieferung von Zeitgeschichte in Familien, Hamburg 1991.
- Vester, Frederic: Denken, Lernen, Vergessen, Stuttgart 1975.
- Vierhaus, Rudolf: Die Rekonstruktion historischer Lebenswelten. Probleme moderner Kulturgeschichtsschreibung, in: Hartmut Lehmann (Hg.): Wege zu einer neuen Kulturgeschichte, Göttingen 1995, S. 7-28.
- Vieth, Harald: Von der Hallerstraße 6/8 zum Isebek und Dammtor. Jüdische Schicksale und Alltägliches aus Harvestehude - Rotherbaum in Hamburg seit der Jahrhundertwende, verbesserte Neuauflage, Hamburg 1991.
- Vogel, Ulrike: Biographieforschung als qualitative Sozialforschung. Zu einem Projekt über Biographien von Ingenieur-Studenten, in: BIOS 2 (1989), Heft 2, S. 301-307.
- Voges, Wolfgang (Hg.): Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung, Opladen 1987.
- Vorländer, Herwart (Hg.): Nationalsozialistische Konzentrationslager im Dienst der totalen Kriegsführung. Sieben württembergische Außenkommandos des Konzentrationslagers Natzweiler/Elisaß, Stuttgart 1978.
- Vorländer, Herwart (Hg.): Mündlich erfragte Geschichte, Göttingen 1990.
- Wamser, Ursula/Wilfried Weinke (Hg.): Ehemals in Hamburg zu Hause. Jüdisches Leben am Grindel, Hamburg 1991.
- Wegener, Peter: Zur Bedeutung der Gegenübertragung im psychoanalytischen Erstinterview, in: Psyche 46 (1992), S. 286-307.
- Wehler, Hans-Ulrich (Hg.): Geschichte und Psychoanalyse, Köln 1971.
- Wehler, Hans-Ulrich: Historische Sozialwissenschaft und Geschichtsschreibung. Studien zu Aufgaben und Traditionen deutscher Geschichtswissenschaft, Göttingen 1980.
- Wehler, Hans-Ulrich: Alltagsgeschichte: Königsweg zu neuen Ufern oder Irrgarten der Illusion?, in: Ders.: Aus der Geschichte lernen?, München 1988, S. 130-151.
- Wehler, Hans-Ulrich: Aus der Geschichte lernen?, München 1988.
- Wehler, Hans-Ulrich: Deutsche Gesellschaftsgeschichte, 3 Bde., München 1987-1995.
- Weinmann, Martin (Hg.): Das nationalsozialistische Lagersystem (CCP), 2. Auflage, Frankfurt am Main 1990.
- Weinrich, Harald: Lethe. Kunst und Kritik des Vergessens, München 1997.
- Weiß, Edgar: Die Bedeutung der Psychoanalyse in der biographischen Forschung, in: Hedwig Röckelein (Hg.): Biographie als Geschichte, Tübingen 1993, S. 63-88.
- Werner, Oswald/G. Mark Schoepfle: Systematic Fieldwork. Foundations of Ethnography and Interviewing, Bd. 1, New York 1987.
- Westernhagen, Dörte von: Die Kinder der Täter. Das Dritte Reich und die Generation danach, München 1987.
- Wette, Wolfram: Verweigerung und Desertion im Wandel der öffentlichen Meinung (1980-1995), in: Norbert Haase/Gerhard Paul (Hg.): Die anderen Soldaten. Wehrkraftzersetzung, Gehorsamsverweigerung und Fahnenflucht im Zweiten Weltkrieg, Frankfurt am Main 1995, S. 189-204.
- Wetzlar, Juliane: Auswanderung aus Deutschland, in: Wolfgang Benz: Die Juden in Deutschland 1933-1945. Leben unter nationalsozialistischer Herrschaft, München 1988, S. 413-498.
- White, Hayden: Das Problem der Erzählung in der modernen Geschichtstheorie, in: Pietro Rossi (Hg.): Theorie der modernen Geschichtswissenschaft, Frankfurt am Main 1987, S. 57-106.

Anhang

- White, Hayden: Die Bedeutung von Narrativität in der Darstellung der Wirklichkeit, in: Ders.: Die Bedeutung der Form. Erzählstrukturen in der Geschichtsschreibung, deutsche Ausgabe, Frankfurt am Main 1990.
- White, Hayden: Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa, deutsche Ausgabe, Frankfurt am Main 1991.
- Wickert, Christl: Frauen zwischen Dissens und Widerstand, in: Wolfgang Benz/Walther H. Pehle (Hg.): Lexikon des Widerstandes, Frankfurt am Main 1994, S. 141-159.
- Winch, Peter: Die Darstellung der Welt in der Geschichte, in: Pietro Rossi (Hg.): Theorie der modernen Geschichtswissenschaft, Frankfurt am Main 1987, S. 282-299.
- Wind, Eddy de: Begegnung mit dem Tod, in: Psyche 22 (1968), S. 423-441.
- Wobbe, Theresa (Hg.): Nach Osten. Spuren nationalsozialistischer Verbrechen, Frankfurt am Main 1992.
- Wobbe, Theresa: Das Dilemma der Überlieferung. Zu politischen und theoretischen Kontexten von Gedächtniskonstruktionen über den Nationalsozialismus, in: Dies. (Hg.): Nach Osten. Spuren nationalsozialistischer Verbrechen, Frankfurt am Main 1992, S. 13-43.
- Wohlrapp, Harald (Hg.): Wege der Argumentationsforschung, Stuttgart 1995.
- Wroblewski, Bronislaw: Oboz w Budzyniu, in: Zeszyty Majdanka 5 (1971), S. 179-189.
- Wulf, Josef: Lodz. Das letzte Ghetto auf polnischem Boden, Bonn 1962.
- Wüllner, Fritz/Fietje Ausländer: Aussonderung und Ausmerzung im Dienste der »Manneszucht«. Militärjustiz unter dem Hakenkreuz, in: Fietje Ausländer (Hg.): Verräter oder Vorbilder? Deserteure und ungehorsame Soldaten im Nationalsozialismus, Bremen 1990, S. 65-89.
- Wüllner, Fritz: Die NS-Militärjustiz und das Elend der Geschichtsschreibung. Ein grundlegender Forschungsbericht, Baden-Baden 1991.
- Würker, Achim: Irritation und Szene. Anmerkungen zur tiefenhermeneutischen Literaturinterpretation, in: Jürgen Belgrad/Bernard Görlich/Hans-Dieter König/Gunzelin Schmid Noerr (Hg.): Zur Idee einer psychoanalytischen Sozialforschung. Dimensionen szenischen Verstehens, Frankfurt am Main 1987, S. 303-316.
- Wysocki, Gerd: Zwangsarbeit im Stahlkonzern. Salzgitter und die Reichswerke »Hermann Göring« 1937-1945, Braunschweig 1982.
- Wysocki, Gerd: Häftlinge des KZ Neuengamme bei den Reichswerken »Hermann Göring«, in: Hamburger Stiftung zur Förderung von Wissenschaft und Kultur (Hg.): »Deutsche Wirtschaft«. Zwangsarbeit von KZ-Häftlingen für Industrie und Behörden, Hamburg 1991, S. 203-212.
- Yerushalmi, Yosef Hayim: Zachor: Erinnere Dich! Jüdische Geschichte und jüdisches Gedächtnis, Berlin 1988.
- Young, James: Beschreiben des Holocaust. Darstellung und Folgen der Interpretation, Frankfurt am Main 1992.
- Zacher, Albert: Das lebensgeschichtliche Erinnern. Ein phänomenologisch-anthropologischer Beitrag zur tiefenpsychologischen Biographik, in: Thomas Kornbichler (Hg.): Klio und Psyche, Pfaffenweiler 1988, S. 31-40.
- Zielinski, Bernd: Staatskollaboration. Vichy und der »Arbeitseinsatz« für das Dritte Reich, Münster 1995.
- Zimmermann, Michael: »Jetzt« und »Damals« als imaginäre Einheit. Erfahrungen in einem lebensgeschichtlichen Projekt über die nationalsozialistische Verfolgung von Sinti und Roma, in: BIOS 4 (1991), Heft 2, S. 225-241.
- Zürn, Gaby: Forcierte Auswanderung und Enteignung 1933 bis 1941. Beispiele Hamburger Juden, in: Arno Hertz (Hg.): Die Juden in Hamburg 1590 bis 1990: wissenschaftliche Beiträge der Universität Hamburg zur Ausstellung »Vierhundert Jahre Juden in Hamburg«, Hamburg 1991, S. 487-497.

Abkürzungsverzeichnis

AdF	Archiv der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg
AGN	Archiv der Gedenkstätte Neuengamme
AGR	Archiv der Gedenkstätte Ravensbrück
Anm.d.Verf.	Anmerkung der Verfasserin
Anm.i.O.	Anmerkung im Original
BA	Bundesarchiv Koblenz
BAM	Militärarchiv Freiburg
BAZ	Bundesarchiv-Zentralnachweisstelle
BEG	Bundesentschädigungsgesetz
EB	Entschädigungsamt Berlin
ErbGesGes	Erbgesundheitsgesetz
GLK	Generallandesarchiv Karlsruhe
GVeN	Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses
Hg	Herausgeber
IMT	Internationaler Militärgerichtshof Nürnberg
IWM	Imperial War Museum
KAI	Kommunistische Arbeiter-Internationale
KdS	Kommandantur der Sicherheitspolizei und des SD
KSSVO	Kriegssonderstrafrechtsverordnung
KZ	Konzentrationslager
LGH	Landgericht Hamburg
MStG	Militärstrafgesetzbuch
NHA	Niedersächsisches Hauptstaatsarchiv
OH	Oral History
OLG	Oberlandesgericht
PRO	Public Record Office London
RGBI	Reichsgesetzblatt
RM	Reichsmark
SAW	Sonderabteilung Wehrmacht
SD	Sicherheitsdienst
Sign.	Signatur
SSA	Schiffsstammabteilung
StaHH	Staatsarchiv Hamburg
StaM	Staatsarchiv Münster
StaST	Niedersächsisches Staatsarchiv Stade
StB	Staatsanwaltschaft Bremen
StD	Staatsanwaltschaft Dortmund
StF	Stadtarchiv Flensburg
StGB	Strafgesetzbuch
StH	Staatsanwaltschaft Hannover
StHB	Staatsarchiv Bremen
WAHH	Wiedergutmachungsamt Hamburg
WBD	Wiedergutmachungsabteilung der Bezirksregierung Düsseldorf
ZSL	Zentrale Stelle der Landesjustizverwaltungen Ludwigsburg

Transkriptionszeichen

...	abgebrochener Satz
[...]	Auslassung im Zitat
(?)	unverständliches Wort
Wort-	abgebrochenes Wort
(...)	Anmerkung zu Gestik, Mimik oder Sprechverhalten
(Wort?)	Wort nicht genau verständlich
<...>	Zeitzeuge spricht eine für ihn fremde Sprache (Deutsch)
(phon.)	Schreibweise unklar
W-O-R-T	Zeitzeuge buchstabiert das Wort
Wort-be-deu-tung	Zeitzeuge betont das Wort nachdrücklich

Danksagung

Die Idee zu diesem Buch entstand während meiner Mitarbeit im Oral History-Projekt der KZ-Gedenkstätte Neuengamme in Hamburg. Zwischen 1991 und 1994 wurden im Rahmen dieses Vorhabens mehr als 120 Überlebende der Konzentrations- und Vernichtungslager interviewt. Ich möchte daher zunächst den Interviewpartnern und Interviewpartnerinnen für ihre Bereitschaft danken, sich für ein solches Gespräch zur Verfügung zu stellen. Ohne ihr Vertrauen und ihre Offenheit wäre weder das Projekt noch diese Untersuchung möglich gewesen. Gleichzeitig gilt mein Dank den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der KZ-Gedenkstätte Neuengamme sowie insbesondere den Kollegen und Kolleginnen des Interviewprojektes.

Nach Abschluß des Oral History Projektes 1994 förderte die Heinrich-Böll-Stiftung mit einem dreijährigen Stipendium meine Promotion, die ich im Sommer 1997 am Historischen Seminar der Universität Hamburg abschloß. Das druckfertige Manuskript wurde im Sommer 1998 fertiggestellt. Mein besonderer Dank gilt meinen Betreuern Klaus Saul und Peter Borowsky, die mich mit Rat, Tat und Kritik unterstützt haben. Ihr Engagement und ihre Hilfe haben mir auch durch die zuweilen schwierige Zeit geholfen. Gleichzeitig möchte ich den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der zahlreichen Archive, in denen ich Material eingesehen habe, für ihre unkomplizierte Unterstützung danken.

Während der Arbeit an dieser Untersuchung hatte ich Gelegenheit, Thesen und einzelne Kapitel in verschiedenen Arbeitskreisen vorzustellen und zu diskutieren. Dadurch erhielt ich zahlreiche Anregungen, die meine Arbeit außerordentlich bereichert haben. Dafür danke ich den Freunden und Kollegen im Hamburger Arbeitskreis Oral History, in der Arbeitsgruppe »Kindheit und Jugend im Nationalsozialismus« sowie im Arbeitskreis »Gesellschaftszustand Krieg« des Hamburger Instituts für Sozialforschung. Darüber hinaus möchte ich den Kolleginnen und Freundinnen der Historikerinnengruppe Uschi Bergmann, Anna Falk, Anne Fleig, Kirsten Heinsohn, Elke Kleinau, Birthe Kundrus, Dorothea Nolde, Kathrin Schmersahl, Karin Stammeler und Ulrike Weckel für die vielen spannenden und konstruktiven Diskussionen danken. Darüber hinaus gilt mein Dank Sybille Baumbach, Friedhelm Boll, Andreas Eberhardt, Manfred Grieger, Ulli Jensen, Inge Marßolek, Alexander von Plato, Gudrun Schwarz, Ulla Töller und Patrick Wagner für die Durchsicht einzelner Kapitel und für die vielen hilfreichen Gespräche. Ebenso möchte ich Frank Bajohr und Arnold Sywottek für die Durchsicht des Manuskripts danken.

Mein besonderer Dank geht an Gabriele Teckentrup, die über fünf Jahre meine Auseinandersetzung mit den Interviews durch eine Supervision begleitete. Ihre professionelle und emotionale Unterstützung hat mir eine tiefere Einsicht in die Gespräche vermittelt und daher wesentlich zum Gelingen dieser Arbeit beigetragen. Gleiches gilt für Klaus Loebell, dem ich mehr als fachkundigen Rat verdanke.

Ich danke besonders auch Erika Gotthard für ihre konstruktive und professionelle Korrektur des Manuskripts sowie Gregory Voß, der mich auch in schwierigen Phasen dieser Arbeit unterstützte und meinen Stimmungsschwankungen geduldig zu begegnen wußte.

Hamburg, im Januar 1999
Ulrike Jureit